Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertundsiebzigster Band

43. Jahrgang ❖ 1919 ❖ Juli – September



Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — L. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 170. Bandes:
Juli/August/September 1919

Gedichte:

Rundschauen:

Bildbeigaben:

Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III.


NORD
UND
SÜD



Dr Südekum

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Preußischen Finanzministers Dr Südekum.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein



Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 170. Heft 538. Juli 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das Wesen der Autorität.

II. Ursprung aller Autorität.

Die Tendenz zur Herausbildung von Autoritäten läßt sich bis in das Tierreich zurückverfolgen. Je wilder das Tier, d. h. je stärker sein Affektleben und je geringer seine Fähigkeit zur Überlegung ist, desto regelloser (anarchischer) gestaltet sich sein Zusammenleben. Mit wachsender Intelligenz der Tiere, deren Kennzeichen eben die Überlegung ist, tritt die Tendenz zur Herausbildung von Autoritäten immer schärfer zu Tage. Schon im Mechanismus des Gehirns ist eine solche Hierarchie der Über- und Unterordnung vorgebildet. Es gibt befehlende und gehorchende Zellen, dirigierende und dienende Zentren. Wird doch der ganze menschliche Organismus von einer Zentralstelle, dem Ich, dem Mittelpunkt der Persönlichkeit aus, so geleitet, daß beim normalen Menschen sämtliche Gliedmaßen gleichsam den Befehlen gehorchen, welche ihnen die Zentrale, das Ichbewußtsein, erteilt. Und so ist schon der menschliche Organismus Prototyp und Modell für den sozialen Organismus. Die Gesellschaft ist in gewissem Sinne ein Makroanthropos — ein Mensch im Großen. Soll der menschliche Organismus gesund bleiben, so müssen die dienenden Zellen oder Organe jenen Befehlen unweigerlich gehorchen, welche die Zentrale ihnen als wohlerwogene hygienische Präventivmaßregel erteilt, ansonst der ganze Organismus in Tumult gerät, sein Gleichgewicht verliert und dem Siechtum verfällt. Ähnlich ergeht es einem gesellschaftlichen Organismus. Auch hier bilden sich bestimmte Funktionen, Berufe, Klassen, Stände, herrschende und dienende Gruppen heraus, wie etwa im Gehirn befehlende und gehorchende Zellen, Ganglienknoten oder Sinnes- bzw. Assoziationszentren. Die befehlenden Organe stufen sich nach oben ab, so zwar, daß sie eine förmliche Stufenleiter oder richtiger eine Herrschaftspyramide darstellen.

Diese Analogie zwischen der Konstitution des einzelnen Menschen und der Verfassung des Gesellschaftszustandes ist mehr als bloße Redefigur — sie ist Modell. Wie der gesunde Mensch seine bestimmte Konstitution hat, seine Natur, seinen Charakter, so hat eine gesunde Gesellschaft ihre Verfassung, ihre feste Gliederung, ihre gesetzmäßig geregelte Ordnung. Jede Gesellschaft hat notgedrungen ihre herrschenden und gehorchenden Schichten. Wie der entwickelte Mensch

von einem ganzen Netz von Nerven, Venen, Adern und Muskeln durchsetzt ist, wobei jedoch jeder Strang an seinem Orte seine feste Stellung und Funktion hat, so ist in einem entwickelten Gesellschaftszustand alles von einem Netz von Gebräuchen, Sitten, Vorschriften und Gesetzen durchsetzt, wobei jedes Individuum in jeder Situation Maßstäbe seines Verhaltens vorfindet. Funktioniert der Nerven- oder Muskelapparat nicht mehr normal, so ist der Organismus krank, und funktionieren in einer Gesellschaft die ihr gegebenen Gesetze nicht mehr normal, so ist die Gesellschaft krank. Sogenannte Revolutionen sind nichts anderes, als Erkrankungen der Gesellschaft. Die Autoritäten nun, welche den Gesellschaftszustand ebenso zu überwachen und zu regulieren haben, wie etwa die dirigierenden Zellen beim Menschen den ganzen Organismus, haben mehr die Aufgabe, solchen Krankheiten vorzubeuegen, als die schon zum Ausbruch gelangten zu heilen. Ihre Vorbeugungsmaßregeln heißen Gesetze. Die soziale Hygiene ist aber wirksamer als die Therapie. Deshalb werden die obersten Autoritäten, welche gleichsam den Abschluß der Autoritätenpyramide im Staatswesen darstellen, beizeiten darauf bedacht sein müssen, wirksame Mittel zur Verhütung von Gesellschaftserkrankungen zu ersinnen, ebenso wie beim einzelnen Menschen, der ja selbst einen Zellenstaat in sich repräsentiert, die oberste Autorität, das Ich, über dem Wohl und Wehe des ganzen Organismus zu wachen hat.

Den Aufstieg zur Autorität bei wachsender Geistigkeit beobachten wir in der gesamten organischen Natur. Wenn ein Schwarm von Vögeln im Fluge die Luft durchschneidet, so wird ein Vogel die Führung übernehmen, während die anderen sich dieser Führung blindlings überlassen. Der führende Vogel wird durch Umsicht, Erfahrung und Tüchtigkeit im Auskundschaften der günstigst gelegenen Orte und im Herauswittern drohender Gefahren das Zutrauen der ihm folgenden Masse gewonnen haben. Bei der Masse wirken zwei Motive mit, welche ihr Verhältnis zur Unterordnnug unter die Befehle des führenden Vogels bestimmen: Furcht und Nachahmungstrieb. Die Furcht besteht in der Gefahr des Zurückbleibens, der Vereinzelung. Der Nachahmungstrieb (μίμησις) ist, wie schon Platon gesehen hat, aller Kreatur eigen. Ein hervorragender französischer Soziologe, Gabriel Tarde, sieht in der Nachahmung einen Grundtrieb der Lebewesen. Diesen Trieb haben Mensch und Tier von den oberen bis zu den untersten Sprossen der Lebewesen gemein. Besonders gilt dies für den Übergang vom Raubtierzustand zum Herdentierzustand. Überall dort, wo sich die Lebewesen im Kampfe ums Dasein in ihrer Vereinzelung nicht mehr behaupten konnten, weil sie als Einzelexemplare zu schwach waren, um den Kampf gegen überlegene Feinde allein aufzunehmen, schlossen sie sich zu Gruppen zusammen, um gemeinsam auf Beute auszugehen und sich gegen drohende Unbill zu verteidigen. An die Stelle der Anarchie tritt die Organisation. In dem Augenblicke aber, da die Interessen Vieler zu einer Einheit zusammenschmolzen, stellte sich das Be-

dürfnis heraus, diese Einheit der Interessen auch nach außenhin zum Ausdruck zu bringen. Alle Herdentiere haben die Tendenz, sich einem Führer unterzuordnen, sie alle haben ihre Leithämmel. Ob sie nun an der stolzen Mähne oder an der Schelle kenntlich sind — gleichviel: „Wer der Vorderste ist, führt die Reihe", heißt's im Schillerschen Wallenstein.

Die gleiche Beobachtung wie bei der Tierwelt machen wir bei den tiefstehenden Menschenrassen. Wir greifen hier als Typen Feuerländer, Eskimos und Buschmänner heraus, weil diese Menschenrassen wohl zu den primitivsten gehören, die ethnographisch erschlossen sind. Die Feuerländer leben in einem Zustand vollständiger Herrschaftslosigkeit (Anarchie). Sie besitzen keinerlei Organisation und entbehren deshalb der Rudimente aller Gesellschaftsbildung. Nur Greise genießen etwelches Übergewicht. Die Eskimos haben für „Herr" oder „Gebieter" noch gar kein Wort, so daß die Missionare, die sie zuerst aufsuchten, ihnen mit dem Begriff der Überordnung auch das Wort erst beibringen mußten. Ähnliches gilt von den Buschmännern. Immerhin treten selbst in diesen zurückgebliebensten Rassen, dieser partie honteuse des Menschengeschlechts, gewisse Rudimente der Autorität wie punktiert zu Tage. Gehen ihnen auch alle Herrschaftsverhältnisse und Klassenbildungen ab, so respektieren sie doch zum mindesten die elterliche Autorität.

Befragen wir daher die Ethnographie nach dem Ursprung aller Autorität, so müssen wir, wie billig, bei den an Intelligenz tiefststehenden Rassen einsetzen. Nimmt man nun diese zum Ausgangspunkt, so ergibt sich ein Doppeltes. Auf der einen Seite werden wir inne, daß alle Autorität äußerlich mit der elterlichen beginnt. Wenn auch die Feuerländer statt der Eltern eher die Greise respektieren, so kommt dies im Prinzip auf das Gleiche hinaus. Was im Primitivzustande, wo alle äußerliche Regelung durch religiöse Gebote und staatliche Gesetze fehlt, an Keimansätzen zu einem System der Über- und Unterordnung besteht, ist zunächst das höhere Alter. Denn auch in der Anerkennung des Übergewichts der Eltern schwingt dieses Motiv stillschweigend mit; Eltern sind eben nicht bloß blutsverwandt, sondern auch älter, d. h. erfahren, worauf schon die deutsche Wortverwandtschaft hinweist. Und diese elterliche Autorität, welche somit den Ausgangspunkt zur Entwickelung aller Formen der Autorität bildet, zeigt schon dieselben psychologischen Stufengänge auf, welche wir im Eingang unserer Untersuchungen als seelische Wurzeln aller Autoritätsformen aufgedeckt zu haben glauben, nämlich: Furcht, Glaube, Einsicht. Auch die elterliche Autorität beginnt beim Kinde mit der Furcht, setzt sich fort und befestigt sich beim Jüngling durch den Glauben an die Superiorität der Eltern oder Greise, verdichtet sich in der Religion zum Ahnenkultus, bis endlich bei Erwachsenen die Autorität sich nur noch auf Einsicht stützt, indem sie Eltern und Greise respektieren, weil und sofern sie in ihnen die Gereiften, Erfahrenen, Weisen ehrfürchten.

Eine zweite Beobachtung drängt sich hier unabweislich auf. Rassen, welche im Zustand des primitiven Anarchismus verharren, sind kulturunfähig.

Sie können sich daher im Kampfe ums Dasein gegen andere, besser organisierte Rassen unmöglich behaupten. Als Rudel für sich können sie Jahrtausende anarchisch dahin vegetieren, aber wo es den Kampf um die Behauptung ihres Bodens gilt, müssen sie der durch Autoritäten erzogenen und organisierten weißen Rasse gleich auf den ersten Wink weichen. Denn wo der Kampf den Ausschlag gibt, da ist die Disziplin die Seele des Kampfes und die Autorität wieder die Seele der Disziplin. Dehnt sich also die weiße Rasse, wie anzunehmen ist, immer weiter aus, so wird sie mit allen diesen Überresten des primitiven Anarchismus tabula rasa machen und sie mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Orkans hinwegfegen.

Die Konstatierung dieser ethnographischen Tatsachen ergibt eine soziologische Schlußfolgerung von nicht zu unterschätzendem Belang. Die genannten Rassen sind nämlich nicht deshalb anarchisch geblieben, weil ihnen die Intelligenz zur Erzeugung höherer Kulturformen abging, sondern umgekehrt: sie haben keine höhere Intelligenz erreicht, weil sie im anarchischen Zustande verharrten. Die Gemeinschaft, das Zusammenwirken, der Ausbau der Solidarität, der gemeinsame Kampf und die gemeinsamen Autoritäten — sie wirken zusammen, um die menschliche Intelligenz zu erhöhen und zu erweitern. Nicht die Vernunft schafft den Staat, sondern umgekehrt: der Staat bildet die Vernunft.

Insulaner, Bergbewohner, schweifende Nomadenstämme erreichen nie und nirgends höhere Intelligenz. Die Menschen unterliegen eben dem geistigen Trägheitsgesetz; sie bilden nur diejenigen Funktionen schärfer heraus, welche ihnen der Daseinskampf aufnötigt. Nicht bloß Boden und Klima, auch Beruf und Stand wirken zusammen, um den Charakter des Einzelmenschen sowohl, als auch den Volkscharakter auszubauen. Jägervölker bilden den Mut, Fischervölker die Geduld, Seefahrer Kühnheit und Stolz, Hirtenvölker Dressur und Gehorsam, Handelsvölker Verschlagenheit und Gewandtheit am typischsten aus. Die Stadtbevölkerung aber, welche die mannigfaltigsten Bevölkerungsschichten in sich vereinigt, bildet vorzugsweise jene Funktion der Menschen heraus, welche als Waffe im Kampf ums Dasein unter friedlichen Städtebewohnern am tauglichsten ist: Intelligenz und Wissen. Nicht umsonst ist der Städtebewohner allüberall lebhafter, beweglicher, gewandter und gewiegter als der Durchschnitt der ländlichen Bewohner. Das enge Zusammenleben von Menschen treibt besonders geistige Eigenschaften aus ihnen heraus, weil nur diese Erfolg verheißen. Die komplizierten Beziehungen, welche sich aus dem Nebeneinanderwohnen Tausender von Menschen stündlich ergeben, fordern Geistesgegenwart, rasches Handeln, Umsicht, Kombinationsgabe und Überlegung. Ein Hirte auf den Alpenhöhen, ein Fischer auf unseren Binnenseen, ein Kossäte auf seinem entlegenen Vorwerk braucht keinen Geist, deshalb erzeugt er ihn auch nicht. Ein Städtebewohner aber muß alle seine Sinne in Bewegung setzen und seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen, sonst wird er überritten oder überfahren, gestoßen oder geschoben. Deshalb haben nur

Städte bzw. die ersten Stadtstaaten eine höhere Geisteskultur erzeugt. Oder ist es etwa zufällig, daß die großen Dichter, Denker und Künstler von Hellas sich gerade in Athen zusammenfanden? Oder später in Rom, Konstantinopel, Florenz, Paris? Erst der entwickelte Stadtstaat Athen erzeugt die Hochblüte in Kunst, Wissenschaft und Philosophie. Ein Platon ist unter Hottentotten ebenso undenkbar, wie etwa ein Phidias unter Eskimos. Aber Platon und Phidias haben nicht Athen gemacht, sondern umgekehrt: Athen hat Platon und Phidias erzeugt. Das städtische Zusammenleben, weiterhin das staatlich geordnete Zusammenwirken zwingt die Menschen im Interesse ihrer Selbsterhaltung, diejenige Waffe am nachhaltigsten zu üben und am geschicktesten auszubilden, welche ihnen den Daseinskampf erleichtert, und das ist im friedlich geordneten Staatswesen die Intelligenz. So ist der Satz zu verstehen, daß der Staat die Vernunft bildet. Ohne Staatenbildung, ohne Autoritäten, ohne festes Gefüge der Über- und Unterordnung hätten wir heute noch nicht die Intelligenzstufe der Eskimos oder Feuerländer überschritten. Die Vernunft ist eben wie die Sprache ein soziales Produkt, ein mit Notwendigkeit sich einstellendes Erzeugnis menschlichen Zusammenwirkens.

Ist aber die Vernunft nur soziales Produkt, und kann also feinere Geisteskultur nur auf dem Boden staatlicher Ordnungen erwachsen, so ergibt sich von selbst, daß Autorität die unerläßliche Voraussetzung aller Kultur, insbesondere aller feineren Geistigkeit ist und bleibt. Denn staatliche Ordnung ist ohne Autoritäten weder zu begründen, noch aufrecht zu erhalten. Kann nun der Sinn der Menschheitsentwickelung kein anderer sein, als Herausarbeitung eines Maximums an Intelligenz und Tatkraft, so war dieses Ziel nur durch ein staatlich geordnetes Zusammenwirken der Menschen zu erreichen. Die staatliche Ordnung war wieder ihrerseits nur durch die erzieherisch-suggestive Macht der Autoritäten (Gott, Königtum, Verfassung) herzustellen. Nach dem logischen Schlußverfahren des sogenannten Syllogismus ist damit der Beweis erbracht, daß das Erzeugen, Einsetzen und Respektieren von Autoritäten Voraussetzung und Bedingung aller menschlichen Kultur von jeher war und darum wohl auch in aller Zukunft bleiben wird.

Mildere Mittel zur Respektierung werden nach und nach ersonnen. An die Stelle der Furcht vor höheren Gewalten tritt allmählich der Glaube an sie und zuletzt die Liebe für sie. Selbst aus dem Gottesbegriff werden die Attribute der Rache allgemach ausgeschaltet; der Glaube an Gott wird somit von allen Furcht-Schlacken gereinigt, bis man Gott zuletzt als Liebe faßt. Ganz parallel läuft die Stellung der höchsten weltlichen Autoritäten. Der orientalische Despot ist im Besitze aller Macht; er wird gefürchtet, weil man an seine Macht glaubt; aber man liebt ihn nicht. Weder liebt er sein Volk, noch das Volk ihn. Das ist der Typus der seßhaften Halbkulturvölker (Japaner, Chinesen, Ägypter, Sudanvölker, Inkaperuaner usw.).

Der Typus der Vollkultur hingegen, wie er sich im westeuropäisch-amerikanischen, d. i. unserem Kultursystem ausprägt, hat den Autoritätenbegriff verfeinert, geadelt, indem sie ihn in die höchste Region der Intelligenz emporgehoben hat. Hier wird Gott nicht mehr, wie bei den östlichen Halbkulturen, gleich einem Tyrannen gefürchtet, aber auch nicht mehr, wie bei der, unbedingten Gehorsam fordernden, mittelalterlichen Kirche blind angebetet und kritiklos an ihn geglaubt, sondern das Dasein Gottes durch Gründe erwiesen und zum Bestandstück der religiösen Überzeugung herausgebildet. Auch hier ergibt sich eine enge Analogie zwischen weltlicher und überweltlicher Autorität. Wie der Gottesbegriff, so wird allmählich auch der Fürstenbegriff von den Schlacken der ursprünglichen Tyrannei und Despotie geläutert. Dem kirchlichen Absolutismus macht die germanische religiöse Reform und dem romanischen staatlichen Absolutismus, wie er sich zuletzt im Sonnenkönigtum Ludwigs XIV. ausgelebt hatte, bereitet der Staatsbegriff des großen Preußenkönigs ein entscheidendes Ende. Auch die weltlichen Autoritäten schöpfen seit Friedrich II. ihre Kraft nicht mehr, wie bei Naturvölkern, aus der Furcht, aber auch nicht mehr, wie bei den Halbkulturvölkern, aus dem mythischen Glauben an ihre Macht, sondern aus der Einsicht aller Denkfähigen und Denkreifen. Nicht mehr die Mystik, sondern die Logik ist der Born des modernen Autoritätsbegriffs. Die Notwendigkeit der Erhaltung und Respektierung von Autoritäten wird heute nicht mehr, wie in der grauen Vorzeit, herrisch befohlen, oder wie im Mittelalter im milden Kanzeltone gepredigt, sondern von der Wissenschaft als kategorischer Imperativ der Selbsterhaltung unseres Kultursystems mit eiserner Logik bewiesen.

Wer sich despotisch befehlen läßt, der bedarf weder des Glaubens noch der Liebe, um zu gehorchen; wer wieder glaubt oder liebt, der bedarf keiner Gründe. Jene denkende Oberschicht aber, welche nur glaubt, wo sie prüft, nur liebt, wo sie wieder geliebt wird, endlich nur für das einsteht, was man ihr mathematisch, logisch oder vergleichend-geschichtlich demonstriert hat, muß durch Gründe überführt werden, daß und warum Autoritäten im Gefüge unseres Kultursystems unentbehrlich sind.

Mil Richter:
Die Wurzeln der Revolution.

Seit einiger Zeit ist das Wort „Revolution" in aller Munde. Ein fremdes Wort als Inbegriff einer deutschen Sache, die wir in ihren weltgeschichtlichen Zusammenhängen doch als ein leuchtendes Fanale einer neuheranbrechenden Zeit deuten dürfen. Die Revolutionen der Vergangenheit lehren uns dies mit einwandsfreier Deutlichkeit. So sehen wir das heilige Feuer des christlichen Freiheitsgeistes in den revolutionären Begleiterscheinungen der Reformation aufflammen und im Bauernkriege, „den man mit Fug die deutsche Revolution genannt hat, der aber noch treffender die christliche Revolution hieße, im Gegensatz zu dem, was nun einmal den Namen Reformation hat", wurden die Mißstände aus der Kirche und dem öffentlichen Leben entfernt, um ein evangelisches Leben der Wahrheit einzuführen. Einer solchen Umwandlung der in der Volksseele begründeten Lebensweise und Lebensauffassung stehen die politischen Revolutionen in den Ländern Westeuropas: den Niederlanden, Schottland, England, Frankreich und Deutschland ebenbürtig zur Seite. Sie unterscheiden sich nur äußerlich von ihren „religiösen" Vorgängern, die wie jene den Anbruch neuer Zustände im Volksleben verkünden, mögen sie nun mehr wirtschaftlicher, mehr sozialer, mehr gesellschaftlicher oder mehr sittlich-dogmatischer Art sein. Im Religionskriege der Niederländer wurde ein Freiheitskampf ausgetragen, der die erste europäische Staatsrepublik vom Jahre 1581, die „Niederländischen Generalstaaten", schuf. Während die englische Revolution eine Neugestaltung der Regierungsverhältnisse im Gefolge hatte, schlug die französische Revolution über ganz Westeuropa ihre treibenden und das politische und gesellschaftliche Leben reinigenden Wellen. Pflegte demgegenüber auch die deutsche Revolution „als nebensächliche Erscheinung der Weltgeschichte" hingestellt und verspöttelt zu werden, so leuchteten doch ihre Freiheitsstrahlen dem deutschen Frühling entgegen, während die russische Revolution die zündende Brandfackel in das dürre, morsche Geäst des überlieferten, unzeitgemäßen Absolutismus warf.

Mit dem Schutte des Mittelalters aufräumend, entstand aus den Wehen der französischen Revolution der neue Zeitgeist. Denn die weltgeschichtliche Wandlung, die sich hierdurch vollzog, erstreckt sich nicht nur auf die politischen Zustände, indem sie an Stelle der überlebten eine zeitgemäßere Staatsform setzte, sondern auf das gesamte innere Volksleben, indem sie neue Bedingungen und Gesetze der gesellschaftlichen Gleichberechtigung und der sozialen Ordnung aufstellte, das Volk von Lasten befreiend, die es in jahrhundertelanger Menschheitsentwicklung mit sich geschleppt hatte. Denn vor der Revolution herrschten unerträgliche Zustände, die zu beständigen Reibungen und Spaltungen zwischen den einzelnen

Volksklassen und Ständen führten, die sich mehr und mehr zu ungleichartigen Lebensbedingungen und Klassengegensätzen zuspitzten, aus denen dem Adel und den oberen Klassen nebst der Geistlichkeit weitgehende Vorrechte, den unteren Volksschichten drückende Opfer der persönlichen und staatlichen Freiheit erwuchsen. In dieser Unordnung der Dinge Wandel zu schaffen, war das Werk des Revolutionsgeistes. An die Stelle des früheren Vorrechts der oberen Gesellschaftsklassen trat die soziale Gleichheit, an die Stelle der Unordnung und unterschiedlichen Verwaltung im Staatswesen ein gemeinsames staatsbürgerliches Recht und schließlich an die Stelle der kirchlichen Bevormundung und Abhängigkeit die Freiheit des religiösen Glaubensbekenntnisses.

Um ein so umfangreiches Gebäude eingebürgerter Staats- und Gesellschaftsformen zum Zusammensturz zu bringen und an seiner Stelle ein neues zeitgemäßes und brauchbares Gebilde gemeinsamer Lebensordnung in Staat und Gesellschaft aufleben zu lassen, sind Zusammenstöße zwischen den einzelnen Klassen und Parteien unvermeidlich, solange nicht die menschliche Vernunft siegt und die Gegensätze auf friedlichem Wege ohne Ausschreitungen und Unglück überwunden werden können. Solche Hindernisse hatte auch die französische Revolution zu beseitigen, um das Werk der Neugestaltung zu vollenden. Gewalt ging hart gegen Gewalt. Je fester die einen am Bestehenden festhielten, um so heftiger war der Ansturm der andern, und während die Volksmenge sich zur unbeschränkten Herrschaft aufschwang, brach der alte Klassen- und Privilegienstaat unter äußeren und inneren Widerständen zusammen. Dieser Gang der französischen Revolution mit seinen natürlichen und naturnotwendigen Begleiterscheinungen wird durch die geschichtlichen Vorgänge bestätigt. War doch schon die Zeit von Ludwig XIV. bis zur Revolution mit einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge von Willkürlichkeiten ausgefüllt, die in den Staatshandlungen Vorrechte für die einen, ungünstige, drückende Verhältnisse für die andern schufen. Während zur Regierungszeit Ludwigs XIV. die Krone unumschränkte Herrschaft über Person und Eigentum besaß und Adel und Geistlichkeit durch das Vorrecht der Steuerfreiheit begünstigt war, machte sich unter Ludwig XV. eine verderbliche Maitressenwirtschaft geltend, so daß Parlament und öffentliche Meinung beständig im Kampfe mit der Krone lag. Was Wunder, wenn Parlament und öffentliche Meinung Mißtrauen und Abneigung, Starrsinn und Widerstand den Regierungsgeschäften Ludwigs XVI. entgegensetzten und das Verhältnis von Regierung und Volk in eine völlige Mißachtung der Staatsgewalt ausartete. Die Revolution hatte hinreichend Nährboden gefunden, um zur Tat überzugehen.

Den äußeren Anstoß zum Ausbruch der Revolution in Frankreich gab der Verlauf der Reichsstände, deren feierliche Eröffnung am 5. Mai 1789 erfolgte. Trotz weitgehender Versprechungen der Regierung und des Königs, Reformen in Staat und Verwaltung einzuführen, sah das Volk in seinen Erwartungen sich doch enttäuscht und unbefriedigt. Der Unwille des Volkes hatte sich zur höchsten

Potenz gesteigert und schon am 17. Juni desselben Jahres war an Stelle der Reichsstände die Nationalversammlung getreten, die den moralischen und materiellen Einfluß des Königtums völlig untergrub. Der Aufstand in Paris am 14. Juli 1789 war von nachhaltiger Wirkung für die revolutionäre Bewegung, die sich von hier aus weiter auf die Provinzen und das ganze Land ausbreitete und mit elementarer Gewalt die Volksmassen beherrschte. Unter der Führung ausgezeichneter Männer, die es verstanden, durch Geist und Talent die Volksmassen mit sich fortzureißen, bildeten sich neue Parteien, die bald versöhnend, bald aufhetzend wirkten. Die Parteigegensätze verschärften sich und erschwerten die Durchführung nutzbringender Verfassungsarbeiten. Dazu kam, daß die Lage in Paris sich immer ungünstiger gestaltete; Hungersnot und Bürgerkrieg traten als Verbündete der Revolution auf, um die Herrschaft des Hofes völlig zu brechen, der nunmehr, durch Wegnahme der Leibgarde seines persönlichen Schutzes beraubt, unter die Aufsicht des Volkes gestellt wurde. Anfang Oktober 1789 kam es zu einem allgemeinen Aufstande, der die Dimension einer Volksbewegung annahm. In deren Verlaufe traten immer schärfere Gegensätze zwischen den führenden Parteien hervor, während der bürgerlichen Verfassung, die man dem Volke als Heilmittel gegen die revolutionären Krankheitskeime gab, die Geistlichkeit heftigen Widerstand entgegensetzte. Im Jahre 1791 trennte sich die republikanische Partei zum ersten Male von der konstitutionell-monarchischen, die den König nach erfolgter Flucht und Gefangennahme wieder einsetzte und ihn zur Annahme einer neuen Verfassung bestimmte, deren Haupteigentümlichkeit darin bestand, daß das Volk als Quelle der Gewalt galt, nicht aber berechtigt war, eine solche Gewalt selbst auszuüben. Ihm stand nur die Urwahl zu für die Nationalversammlung und die Verwaltungsorgane.

In diesem kampfreichen und blutigen Spiel der staatlichen Gewalten und Parteien übte der Bürgerkrieg einen entscheidenden Trumpf aus. Aus den Trümmern der konstituierenden Versammlung, die durch die Wucht des Parteikampfes vernichtet wurde, ging die gesetzgebende Nationalversammlung hervor, welche am 1. Oktober 1791 ihre Tagungen begann. Die gemäßigte republikanische Partei, die Girondisten, übernahmen das Ministerium, um es aber schon nach kurzer Zeit an ein sogenanntes Bürgerministerium abzutreten. Denn die Unruhe in den damaligen Verhältnissen ließ keine Beständigkeit aufkommen. Im Innern waren beständig Verschwörer am Werke, um für die eine oder andere Partei einen Vorsprung, den Sieg über die andere zu erreichen, nach außen verschlimmerten die Kriege mit Ungarn und Böhmen, sowie der Einfall der Preußen in Frankreich die Lage des Landes.

Am 21. September 1792 gelangten die Früchte der Revolution zur ersten Reife: der gesetzgebenden Nationalversammlung folgte der Nationalkonvent. Seine erste und entscheidende Tat gipfelte in dem Beschluß, das Königtum abzuschaffen und die Republik auszurufen. Infolge innerer Zwistigkeiten zwischen

den Parteien, namentlich den Girondisten, welche die Rolle einer republikanischen Bürgerpartei spielten, und der sogenannten Bergpartei, die aus entschiedenen Republikanern sich zusammensetzte, gewann letztere die Oberhand. Auf dem Konvent machte sie ihren ganzen Einfluß dahin geltend, daß über König Ludwig XVI. der Richterspruch verhängt werde, und der Konvent kam trotz der Verteidigung des Königs zu dessen Verurteilung und Hinrichtung. Sein Haupt fiel auf dem Schafott des Revolutionsplatzes. Er war das Opfer eines Erbes geworden, das er von seinen Vorfahren überkommen hatte, welche die Keime zur Revolution legten. Im Gegensatz zu diesen war Ludwig XVI. ein leidenschaftsloser Monarch, der des Volkes Wohl erstrebte. Sein Tod war denn auch die unmittelbare Ursache zur Unversöhnlichkeit der Parteien und zur Verschärfung der Lage gegen die Revolution.

Im Innern dauerten die Kämpfe zwischen den großen Parteigruppen, den Girondisten und der Bergpartei, nicht nur fort, sondern nahmen an Heftigkeit und Umfang zu. Ein Aufstand folgte dem andern, eine Partei wollte die andere stürzen. Die Mitglieder des Konvents spalteten sich in zwei Teile. Eine Verschwörung gegen den Konvent endete mit der Hinrichtung Robespierres und der Aufrührer und damit erhielt zugleich die Schreckensherrschaft der revolutionären Bewegung ihren Todesstoß, die mit dem Jahre 1794 überhaupt ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die Frucht der Revolution, die Republik, schien im großen und ganzen gesichert. Während im Innern die Regierung es verstand, das Volk mit starker Hand niederzuhalten, wurde die Gefahr von außen durch die erfolgreichen Feldzüge beseitigt, welche die junge, kampfesmutige Republik Frankreich mit Hilfe ihrer aus dem Volke erwählten Heerführer im Jahre 1793 begann. Infolge dieser veränderten Lage verfügte der Konvent die gesetzliche Regierungsform der Republik. Seine Wirksamkeit hatte damit ihr Ende erreicht, nachdem er drei Jahre lang der Kampfplatz der Parteien des Landes gewesen war und an den Wandlungen und Schicksalen der Revolution und des republikanischen Staatsgebildes einen nicht unwesentlichen Anteil gehabt hatte. Nun, nachdem die alte Regierungsform beseitigt und das frühere Staatsgebilde von Grund aus umgestaltet war, schien das Ziel der Revolution erreicht, eine freie Verfassung und einen besseren, vollkommenen Zustand der gesellschaftlichen Ordnung und Lebensweise zu schaffen.

Diese Zeit von 1789 bis 1795 ist der Abschnitt der wechselvollen Ereignisse, des Umsturzes und Wiederaufbauens, der Schicksale und Unruhe der französischen Revolution. Im zweiten Abschnitt zeigt sie einen andern Charakter, den der Konsolidierung der politischen Verhältnisse und des Parteilebens, der Ruhe und Gleichmäßigkeit der Entwicklung der Republik, um über die Welle des Kaisertums hinweg wieder im Hafen der republikanischen Staatsform zu landen.

Wie nach einem gewaltigen Sturme lagen die jungen Zweige des neuen französischen Staatswesens, in dem das soziale Gemeinschaftssystem begründet

war, am Boden. Der Baum mußte erst wieder neue Triebkräfte entwickeln, um eine nach innen und außen gefestigte und durch fruchtbare Regierungsarbeiten gekrönte Form zu erhalten. Noch wirkte in den Volksmassen der Rausch einer schnell vorübergegangenen Volksherrschaft nach, als die Erkenntnis aufzudämmern begann, daß das Spiel der Revolution einen erschreckend hohen Einsatz sowohl an Menschen- als auch an Geldopfern gefordert hatte. Das Land war in eine verhängnisvolle Geldnot geraten, die in der Hauptsache durch das staatswirtschaftliche System des Konvents mit seinem geradezu verschwenderischen Kapitalverbrauch hervorgerufen worden war. Und da der Erlös aus den verkauften Domänen und Staatsgütern nicht ausreichte, um diese Notlage zu beseitigen, wurde zur Ausgabe von Papiergeld, den sogenannten Assignaten, geschritten. Allein dieses System der Papiergeldwirtschaft, das sich zu bedenklichem Umfange steigerte, vermochte auf die Dauer keinen Ersatz gegenüber dem wirklichen Münzwerte und der wirtschaftlichen Arbeitsleistung zu bieten. Nach dem Verkaufe sämtlicher Nationalgüter blieb nur noch die Zwangsanleihe als letzter Rettungsanker übrig, an den sich die Regierung der Republik klammerte. Der finanzielle Ruin war unaufhaltsam.

Langsam und nicht ohne blutige Zwischenfälle ging die Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse von statten. Dies umsomehr, als schon kurze Zeit nach dem allgemeinen Frieden die Republik erneut in einen Kriegszustand mit Österreich, Rußland und England geraten war, der allgemeine Niederlagen im Gefolge hatte und die Ruhe und Ordnung im Innern erschwerte, wonach das Volk sich sehnte. Die Macht des Volkswillens hatte ausgespielt. An ihre Stelle trat die Macht herrschsüchtiger Diktatoren, die im Heere einen willigen Bundesgenossen und einen Gegner der Revolution fanden. So kam eine neue provisorische Regierung, bestehend aus drei Konsuln und zwei Gesetzgebungskommissionen, zustande, deren erste Maßnahme die Aufhebung der Zwangsanleihe und die Einführung neuer Verfassungszustände war. Ein ehrgeiziges System des ersten Konsuls Bonaparte versuchte zur Herrschaft zu gelangen, indem es zur Politik der Wohlfahrt und der organisierenden Gewalt überging. Um zur absoluten Volksherrschaft zu gelangen, richtete Bonaparte beständig sein Augenmerk auf die Förderung alles dessen, was die innere Entwicklung des Landes begünstigte. Die Förderung von Gewerbe und Handel, die Errichtung von Kanälen, Brücken und Straßen, die Anregung zu einer bürgerlichen Gesetzgebung, des Code civil, publiziert im Jahre 1804, und einem Handelsgesetzbuche, des Code de commerce, publiziert im Jahre 1807, als Grundlage für die spätere Rechtsentwicklung Europas, waren nur Mittel zur Erreichung der politischen Gewaltherrschaft. Nachdem diese durch Beschränkung der Preßfreiheit und andere Ausnahmegesetze ihre ersten Blüten gezeitigt hatte, setzte sie sich immer mehr durch, um ihren höchsten Ausdruck in einer Verfassungsform zu finden, die das Volk jeglicher Teilnahme am Staatswesen beraubte. Die Früchte der Revolution fielen von dem verwelkenden

Baume der Republik herab. Der Eigenwille eines Despoten siegte über den Freiheitsgedanken der Revolution, deren Stern im Glanze des auferstehenden Kaiserreichs Napoleon erlosch. Aber in dem gleichen Feuer des Fanatismus, aus dem die Republik hervorging, wurde die Krone des Kaisertums geschmiedet, die Napoleon nur ein Jahrzehnt, von 1804 bis 1814, tragen konnte, weil er die Gesellschaft aristokratisch, den Staat nach den Gesetzen der Gewalt und Willkür umbildete. Ein solches reaktionäres System vermochte sich nicht zu halten; denn die Wurzeln der Revolution trieben ihre Keime nach wie vor gegen die unumschränkte Gewalt der Regierung, gegen die Standesunterschiede und die Klassenvorrechte. Der Despotismus Napoleons, mit seinen mancherlei fruchtbaren Begleiterscheinungen auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete, stellte nur eine nach oben gerichtete Kurve in der geraden Entwicklungslinie dar, die einer höheren Gesittung zustrebt. Voraussetzung einer solchen ist sowohl die politische Freiheit der Menschheitsgemeinschaft, als auch das materielle Wohlbefinden der Gesellschaft. Beides waren die unablässig verfolgten Zielpunkte der französischen Revolution.

Während das französische Volk nach innerer politischer Gesundung rang, kämpfte das deutsche Volk um die Befreiung vom Joche Napoleons, der nicht nur den Hoffnungskelch der Revolution in Scherben schlug, sondern sich auch den anderen Völkern Europas gegenüber als Diktator aufspielte. Aber dem Freiheitskampfe, den Deutschland von 1805 bis 1815 ausfocht, folgte wohl die Befreiung von dem Drucke eines wahnwitzigen Eroberers, aber nicht die Befreiung von inneren Feinden. Im Innern nagten die geheimen Feinde eines freiheitlichen Staats- und Volkslebens an den Wurzeln des großen Befreiungswerkes. Unter ihrem Einfluß stand die Regierung, standen Diplomatie und Polizei, die ein eigenmächtiges, verwegenes Spiel trieben, um jede freiheitliche Regung im Volkskörper im Keime zu ersticken. So wurden auch die großen Ideen der politischen Einheit und Freiheit unterdrückt und ihre Schöpfer, die Geisteshelden der Befreiungskriege, wie Hardenberg, Arndt, Jahn, Schleiermacher, Kotzebue und andre, als politische Ketzer geächtet. Geheime Verhandlungen zwischen einzelnen eigensüchtigen Interessentengruppen und den Regierungsorganen dienten dazu, die öffentliche Meinung zu unterbinden. Maßnahmen der List und Gewalt kamen zur Anwendung, wo auch nur der Hauch jener revolutionären Bewegung verspürt wurde, die vom Westen her, aus Frankreich, dem damals gepriesenen Lande der Freiheit, ihre Wellen an die Ufer des innerlich zerrissenen Staatengebildes trieb. Trotzdem wuchsen die geistigen Strömungen zu beachtenswerter Breite an, einen starken revolutionären Bodensatz hinterlassend. Nach langer unfruchtbarer Kriegszeit rangen die Volkskräfte nach wirtschaftlich schaffender Entfaltung. Bald keimten denn auch überall verheißungsvolle Taten einer wirtschaftlichen Neugestaltung empor, in denen die Triebkräfte für die später vollzogene wirtschaftliche Einigung Deutschlands schlummerten. Ihr leisteten zwei bedeutungsvolle, zukunftsreiche Ereignisse mächtig Vorschub: die Gründung des deutschen Zollvereins

und die Entstehung des Eisenbahnwesens unter der bahnbrechenden Werbearbeit Friedrich Lists. Die Macht dieser beispiellosen Entwicklung in Wirtschaft und Verkehr spottete aller Hemmungen und aller unwürdigen und drückenden polizeilichen Maßnahmen, die auf dem deutschen Leben lasteten und die kraftvollen Triebe des erwachenden Frühlings der deutschen Nation zu vernichten drohten. Um diesen Druck, diese ungesunden, einer natürlichen Entwicklung unzuträglichen Zustände zu beseitigen, mußte dem Regime der Willkür ein Ende gemacht und das einer gesetzlichen Verfassung begründet werden.

Da schlug eine mächtige Sturzwelle revolutionärer Brandung jenseits der Vogesen im Februar 1848 mit berstender Gewalt an den Nachen der deutschen Regierungspolitik, ihn mit den Gewässern der aufgeregten und erbitterten Volksmassen fortreißend. Was in Frankreich der Zusammenbruch des Weltreiches Napoleons unter der Herrschaft des Geldsackes und des Scheinzustandes der Gesetzlichkeit an Rückständigkeiten noch zurückgelassen hatte, fegte der Sturm der Februarrevolution in seiner elementaren Wirkung auf die europäischen Zustände in Gesellschaft und Kultur, auf das morsche Gebälk sozialer Einrichtungen restlos hinweg. So übertrug sich diese Bewegung mit denselben Zielen auch auf Deutschland, nur der Charakter war verschieden wie der Charakter der von ihr bewegten Volksmassen. Schon Anfang März 1848 war der Sturm der Revolution in Deutschland zu gefahrdrohender Heftigkeit angeschwollen; die deutschen Staatengebilde, ihre Throne und Regierungsformen begannen in allen Fugen zu krachen. Und doch war die deutsche Revolution in ihrem Grundcharakter weniger darauf gerichtet, den monarchischen Gedanken zu vernichten oder die Throne zu stürzen, um gewissermaßen den Umsturz von oben her zu vollziehen, als vielmehr darauf, die Volksideale eines freiheitlichen und gleichberechtigten Gemeinschaftslebens aufleben zu lassen und eine geordnete, den Willen und die inneren Entwicklungsmöglichkeiten des Volkes achtende Staatsform zu errichten. Sie war weniger von dem Streben geleitet, niederzureißen, als vielmehr aufzubauen unter der Mitarbeit des Volkes, dessen Hauptwünsche darin gipfelten, eine deutsche Volksvertretung, die Einrichtungen der Schwurgerichte, der Preßfreiheit und der Volksbewaffnung zu schaffen. Diese Grundforderungen bildeten gewissermaßen das Viergestirn am Revolutionshimmel der deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

Naturgemäß standen die geistigen Zentralen des damaligen Deutschland, Berlin und Wien, im Mittelpunkte der revolutionären Bewegung, die hier gewissermaßen das Herz der Völker erfaßte. Waren doch schon lange vorher, ehe es zum entscheidenden Ausbruch der Revolution kam, die Zustände im Staate Deutsch-Österreichs unhaltbar geworden. Während am Throne Krankheit und Schwäche herrschte, war die Regierung in träge Gewohnheit und jahrelanges Nichtstun verfallen, die das chronische Erbübel der Monarchie, die Mißwirtschaft der Finanzen, verschlimmerten. Die Folge dieser Zustände war, daß sich in allen Teilen des Reiches Sonderbestrebungen bildeten, die nationale Rechte und

nationale Selbständigkeit forderten. Diese Vorgänge erschütterten die bestehende Staatsform in allen Gliedern, um schließlich bis ans Herz zu dringen. Am 13. März 1848 wurde der schon lange glimmende Funke der Revolution durch die akademische Jugend entfacht und das Feuer der von Erbitterung und Haß gegen das Scheinleben und die gefährlichen Taten einer blasierten Diplomatie glühenden Volksseele geschürt, sogleich in weiteren Kreisen der Bürgerschaft zündend. Der Erfolg, bedeutend genug in seinen politischen Wirkungen, um das Wagnis eines allgemeinen Aufstandes zu rechtfertigen, blieb denn auch nicht aus. Der geistige Vertreter des Regierungssystems, Fürst Metternich, wurde zum Rücktritt gezwungen, während die Regierung unter dem Drucke der Ereignisse das Versprechen zu einer konstitutionellen Verfassung und zur Preßfreiheit gab. Ein Rausch erwachender Freiheitsideale hatte sich des Volkes bemächtigt, während der Zusammenbruch des Kaiserstaates durch den unaufhaltsamen Ansturm des nationalen Sondergeistes, der in allen Teilen des Landes seine Schwingen erhob, mit Riesenschritten sich vollzog. Jede Nation machte ihre Sonderforderungen geltend: die Südslaven völlige Lostrennung von Ungarn, Böhmen Autonomie, Ungarns Abtrennung vom Kaiserreich war bereits vollzogene Tatsache. Bald machten sich die Wirkungen dieser Ereignisse auch auf das Herz Österreichs geltend. In Wien brachen gewaltige Aufstände aus, in denen die Studentenschaft als Sieger sich behauptete. Die Revolution begann nunmehr Triumphe zu feiern. Sie besaß Macht und Einfluß genug, um den Willen des Volkes der Regierung gegenüber durchzusetzen. So trat am 22. Juli 1848 der Reichstag unter Erzherzog Johann zusammen, um dem Volke staatsrechtliche Zugeständnisse zu machen, in deren Mittelpunkte dasjenige der Befreiung des Grund und Bodens von allen Lasten stand. Indessen blieb es bei diesen Versprechungen, die im Rausche der Revolutionserfolge in Vergessenheit gerieten.

In Deutschland vollzog sich die Entwicklung der Dinge in ähnlicher Weise. In den Mittel- und Kleinstaaten pflanzte sich die revolutionäre Bewegung in Sturmeseile von einem Teile zum andern fort. Sie kam von außen, um ihren Lauf nach innen zu richten. Ihre Wurzeln lagen somit nicht im Boden des Großstadtproletariats, der von sozialen Unterströmungen radikaler Umsturzgedanken durchfurcht ist, sondern waren mit der Volksseele, dem Gemeinschaftsleben der Nation verankert, in dessen Gliedern das Wehen des Freiheitsgeistes in Stadt und Land verspürt wurde, wie zur Zeit des Bauernkrieges der Freiheitsgedanke die Gemeinschaft der Aufständischen beseelte. Nord und Süd standen fast gleichzeitig im Zeichen der großen Ereignisse, deren Wucht die Macht des Bestehenden erschütterte, die überlieferten Regierungsformen zersprengte und Throne stürzte. Das waren unvermeidliche Begleiterscheinungen einer Bewegung, die auf die Beseitigung hemmender Gegensätze gerichtet war, um einen gemeinsamen Zustand des Volkswohles zu begründen. Solche Erscheinungen waren durch das plötzliche und zügellose Zusammenströmen der Leidenschaften entstanden, die in ihrem

freien Laufe bisweilen in Zügellosigkeit und Roheit ausarteten. So in Baden, Bayern und Sachsen, wo das Augenmerk der Aufständischen, die Triebfeder der Revolution direkt auf das Ideal der erträumten Staatsform, die Republik, gerichtet war. Auch in Kurhessen kam der Thron ins Wanken, während in Hannover, Braunschweig und dem Großherzogtum Hessen durch den Aufstand der Bauern und Bürger ein Entgegenkommen gegenüber den Volkswünschen erwirkt wurde.

Berlin, das Hirn Preußens, stand ganz unter dem erschütternden Eindruck der blutigen Ereignisse in Frankreich, der so nachhaltig war, daß er hier eine völlige Sinnesänderung in der Behandlung politischer Dinge auslöste. Die bisherige Gleichgültigkeit war einer geradezu fieberhaften Teilnahme an den Bewegungen im Volke gewichen, die bereits das Bürgertum in Stadt und Land ergriffen und mit sich fortgerissen hatte. Die Erregung der Volksmenge war bereits so stark gewachsen, daß sie sich auch mit Gewalt nicht mehr niederdrücken ließ. Zusammenstöße zwischen ihr und dem Militär waren unausbleiblich. In dem bizarren Revolutionsbild traten die häßlichen Züge des Bürgerkrieges immer stärker hervor, das Stadtgefilde Berlins in ein von Schanzen und Mordwerkzeugen durchwühltes Kriegsgebiet verwandelnd. Durch das rücksichtslose Einschreiten des Militärs, in welchem die Volksmenge ein verhängnisvolles Zeichen der Diktatur erblickte, hatte die Erbitterung der aufständischen Bürger ihren Höhepunkt erreicht, die nunmehr mit Aufbietung von Gewalt zum Schutz des Bürgers eine bewaffnete Bürgerwehr verlangten und konstitutionelle Zugeständnisse forderten. Letztere waren durch königliches Patent Friedrich Wilhelms bereits am 18. März 1848 zugestanden worden, als am folgenden Tage der allgemeine blutige Aufstand in Szene ging, an dem ein großer Teil des Bürgertums teilnahm. Wurde anfangs das Feuer der Erbitterung beständig durch engherzige Maßnahmen der Zensur und Polizei geschürt, so entlud sich jetzt der aufgespeicherte Unwille im Volke hauptsächlich gegen die Ausschreitungen der Militärmacht.

Inzwischen hatte der Bundestag, als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, noch einmal an den „bewährten gesetzlichen Sinn, an die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volkes" appelliert, um bald darauf im Lärm der Revolutionstage zu verstummen. Da reifte der Gedanke zur entschlossenen Tat aus, ein Nationalparlament mit der Einigung Deutschlands zu betrauen. Aus 51 Mitgliedern der liberalen Kammerparteien wurde ein „Siebenerausschuß" gewählt, der die Aufgabe erhielt, die Grundlage einer nationalen Verfassung für Deutschland zu schaffen, und schon am 30. März 1848 konnte das Vorparlament in Frankfurt (Main) zusammentreten, um über die Schicksalsfrage Deutschlands, ob Monarchie oder Republik, zu beraten. Hierbei stießen die Gegensätze jedoch so scharf aneinander, daß eine Einigung auf den zur Beratung stehenden Verfassungsentwurf unmöglich erschien. Namentlich trat hier die Gegnerschaft Österreichs in der Lösung der „deutschen Frage" unter der Vorherrschaft Preußens scharf in die Erscheinung. An diesem Widerstande Öster-

reichs scheiterte denn auch der Versuch der Reichsgründung, mit welchem die tüchtigsten Köpfe der Nation auf der Nationalversammlung in Frankfurt mitten im Revolutionssturme sich beschäftigten. Denn die deutsche Frage erörtern hieß die Gegensätze zwischen Preußen und Österreich aufrollen und dadurch die Gefahr einer Auseinandersprengung des Nationalparlaments heraufbeschwören. Mittlerweile spitzten sich die Gegensätze zwischen Österreich und Preußen, die eigentlich zur Lebensfrage eines Kleindeutschland oder eines Großdeutschland sich verdichtet hatten, immer mehr zu, so daß es den Anschein hatte, als ob man es hier auf eine Gewaltprobe ankommen lassen wollte. Preußen hatte ja bereits die Führung in der deutschen Politik verloren. Am 29. Juni 1848 bestellte die Nationalversammlung einen Abkömmling des habsburgischen Hauses, Erzherzog Johann von Österreich, zum Reichsverweser. Da nahte die Schicksalsstunde der Revolution und damit zugleich die der politischen Freiheit und der von der überwältigenden Mehrheit aller Volksklassen angestrebten Einigung. Während in Österreich ein blutiger Kampf zwischen Heer und Revolutionären vor der Entscheidung stand, beriet die preußische Nationalversammlung über einen Antrag, der den Schutz der in Österreich bedrohten Volksfreiheit bezweckte. Aber Preußen litt an einer völligen Lähmung des Staatskörpers. Eine durchgreifende Neubildung der Regierung sollte die innere Gesundung bringen. Während jedoch die Volksvertreter noch über Verfassungsreformen berieten, warf sich die Militärgewalt selbstbewußt in die Zügel. Von den Erfolgen der Revolution war nun nichts mehr zu retten. Eine königliche Botschaft zwang die Nationalversammlung zur Untätigkeit, während die Regierung, sich ihrer Macht bewußt, die Bürgerwehr auflöste und sie durch eine neugebildete militärische Kommandogewalt ersetzte, ja über Orte und Gegenden, in denen die Revolution ihr Haupt zu erheben wagte, kurzerhand den Belagerungszustand verhängte. Die Gewalt der Reaktion schreckte selbst vor den Hallen der Nationalversammlung nicht zurück, der sie eine neue Verfassung und ein unzeitgemäßes Wahlgesetz aufzwang. Damit hatte die Revolution durch einen Staatsstreich ihren Todesstoß erhalten und der deutschen Freiheitsbewegung war — wenn auch nicht überall und nicht für immer — das Grab bereitet.

Noch arbeitete die Nationalversammlung in Frankfurt unentwegt und mit Eifer auf das Ziel der deutschen Einheit hin. Am 27. Oktober 1848 wurden die Grundsätze einer Reichsverfassung und die Frage eines Reichsoberhauptes beraten und beschlossen. Die am 28. März 1849 in der Paulskirche zu Frankfurt vollzogene Kaiserwahl fiel auf König Friedrich Wilhelm IV., doch lehnte es dieser ab, die Kaiserkrone anzunehmen, ja die preußische Regierung wies am 28. April 1849 auch die Annahme der nach konservativen Gesichtspunkten bereits revidierten Reichsverfassung definitiv zurück. Kurz darauf wurden auch die Mandate der preußischen Abgeordneten für erloschen erklärt und damit die Wurzeln des Baumes der verfassungsmäßigen deutschen Einheit und Freiheit bloßgelegt, von dem schon einzelne Knospen und Blüten herabgefallen waren. Ein Schlag genügte, um diesen

Baum umzulegen. Am 18. Juni 1849 fiel denn auch dieser Schlag: die letzten Vertreter der einst so verheißungsvollen Nationalversammlung, durch deren Arbeit sich Deutschlands Zukunft gestalten sollte, wurden durch die württembergische Regierung verjagt. Damit war nunmehr alle Hoffnung auf ein Zustandekommen der Reichseinheit geschwunden. Denn mittlerweile hatte sich im Süden und in Sachsen die Gewalt von unten erneut zur Revolution erhoben. Ihre Losung war die Reichsverfassung, aber ihr Ziel die Republik. In den blutigen Ereignissen, mit welchen die Zeit der nunmehr mit spontaner Heftigkeit hier und da einsetzenden Volkserhebung ausgefüllt war, gewann die militärische Gewaltherrschaft bald die Oberhand. In den deutschen Landen kehrte zwar Ruhe ein, aber nicht die ersehnte Freiheit des Volkes.

Für diese wäre in dem Bau des neuen deutschen Reiches genügend Raum vorhanden gewesen, wenn nicht die Triebfedern der Entwicklung auf eine ungehinderte Machtentfaltung nach außen gerichtet gewesen wären. Die Zeit des neuen deutschen Reiches brachte zwar eine ungeahnte Entfaltung der nationalen Kräfte, in der die Macht nach außen, der Reichtum im Innern begründet war, die aber das Emporblühen der freiheitlichen Ideale im Volke erstickte oder doch zurückdämmte. Und als sich die aufgespeicherten Volkskräfte in einer Gewaltprobe des deutschen Imperialismus, die sich zu einem Weltkriege erweiterte, auslösten, da bestätigte sich die geschichtliche Erfahrung aufs Neue, daß die höchsten nationalen Güter nicht Reichtum und Macht, sondern Gerechtigkeit und Freiheit im Innern, moralische Gleichwertigkeit und gegenseitige Zuneigung in der Völkergemeinschaft sind. Wenn diese Ideale unter den die Grundlagen des Rechts und der Gesittung völlig umgestaltenden Wirkungen des Weltkrieges verschüttet wurden, so war es der durchdringende Weltgedanke der Revolution, der sie von neuem wieder aufleben ließ. Er wurzelte in der Bodenschicht des Freiheitswillens, der gegen die seitherigen autokratischen Gewalten ankämpfte, und in der des Friedenswillens, der die Umgestaltung der bestehenden Staatsform aus einer monarchischen in eine republikanische durchsetzte. Der Weltgedanke der deutschen Revolution von 1918 erschöpft sich demnach keineswegs in der Umwandlung der Monarchie in eine Republik oder in der Beseitigung aristokratischer Vorrechte oder plutokratischer Beschränkungen des Volkes, sondern strahlt auch das Licht eines lebendigen, tätigen Vorbildes aus, das den neuen Staat zu einem Staate des sozialen Rechts, das Volk zu einem Friedensvolk in der Völkerfamilie der Welt erhebt.

Wenn dieser Weltgedanke der deutschen Revolution sich verwirklichen soll, so kann dies nur durch die Art seiner Anwendung geschehen, die teils in dem allgemeinen Wahlsystem, das auch die Frauen zu gleichberechtigten Gliedern des Staates machte, und in den Grundlinien der neuen Reichsverfassung erfolgt ist und in dem weiteren Verlaufe der Nationalversammlung und ihrer Handlungen erfolgen wird. Daß er Werbekraft genug besitzt, um den deutschen Volksstaat für seinen hohen Beruf des sozialen und demokratischen Vorbilds vorzubereiten,

hat das Wahlergebnis gezeigt, aus dem nicht nur ein souveränes Volksparlament erstand, sondern das auch, in seiner Gesamtheit die Einheit und Macht des deutschen Volkswillens repräsentierend, die Feinde der Revolution bezwang, die von unten herauf im bolschewistischen Vernichtungswahne an ihren Wurzeln zu nagen begannen.

Aus der französischen Revolution um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, das mit der Weltscheide zweier Zeitalter zusammenfällt, entsprang mit ihrem Streben nach politischer Freiheit und materiellem Wohlbefinden in der Gesellschaft die Entwicklung einer höheren Gesittung. Die deutsche Revolution von 1848 war der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Möge die Revolution von 1918, deren Wurzeln in dem fruchtbaren Boden lebensfähiger Volkskräfte fest verankert sind, die Vollendung dieses Kampfes und die Verwirklichung des Weltgedankens der deutschen Freiheit, des triumphierenden Friedenswillens und der sozialen Gerechtigkeit bedeuten!

Dr. Walter Treuherz: Zur Philosophie des Streiks.

Die geistige und physische Erschöpfung des deutschen Volkes ist so tief, daß der fremde Beobachter im neutralen oder feindlichen Ausland glauben muß, unsere Schaffenskraft sei unter dem Schutt und den Trümmern des alten Staatenhauses restlos erstickt. Nur wer das Adelszeichen einer seelischen oder körperlichen Wunde von den Feldern des Grauens heimgebracht hat, wer selbst den stechenden Schmerz eines schwärenden Mals immer wieder empfindet, kann begreifen, welche Kraftäußerung in der Tatsache liegt, daß Deutschland imstande war, eine Regierung überhaupt noch zu bilden und diese ungeachtet züngelnder Gefahren von außen und innen leiblich intakt zu erhalten. Nie wurde es einem Volke so schwer gemacht, seinem Willen zur Demokratie die ersehnte Form zu prägen: Um die Grenzen des Reichs zieht sich trotz des Waffenstillstandes der Flammenkreis der Blockade; erlischt er, so droht ein verderblicher Kampf mit dem französischen Imperialismus im anglo-amerikanischen Mäntelchen. Im Innern aber ringt die Antithese des überwundenen Militarismus, der Wille zur Minoritätsdiktatur im blutigen Straßenkampfe um den Sieg. Wenn schließlich der Demokratie dennoch aus einem Wust von Verwicklungen, dem Wirrsal geistiger Kämpfe der Lorbeer des Sieges erwächst — und dies wird geschehen —, dann muß die neue demokratische Staatsordnung uns, wie alles, um das man mit letzter Anspannung ringen mußte, besonders ans Herz gewachsen sein: die deutsche Demokratie wird

ihren eigenen schöpferischen Gehalt haben, sie wird weg- und zielweisend für die europäischen Völker werden und den Beweis erbringen, daß ein im Irrtum befangenes Volk, das zur Verteidigung seiner Existenz zur Mordwaffe statt zum Kulturschwert gegriffen hatte, durch tiefen Niederbruch nicht nur entsühnt werden, sondern auch zu neuer Kraft genesen kann. . . . . .

Vorläufig ist allerdings wahr: der deutschen Revolution von 1918 fehlt der große Schwung, das Aufbrausen revolutionärer Gesinnung eines Volkes, das eine neue Welt aufbauen will. Es ist ferner wahr: es mangelt an Führern, deren Willen Programm wird, deren Erkenntnis des Notwendigen den Augen einer willig folgenden Masse den gläubigen Schimmer letzter Hingabe mitzuteilen vermag. Das kann nicht anders sein. Denn was wir im November des vergangenen Jahres erlebten, war nur der letzte Aufschrei eines verzweifelten, von der entsetzlichen Erkenntnis befallenen Volkes, daß es jahrelang heiligstes Blut einem tönernen Götzen willig geopfert hatte; da griff es nach dem falschen Idol und zertrümmerte den Moloch. Ohnmacht und Lethargie folgten. . . .

Sie währen noch. Unrecht aber ist es, diesem körperlich und geistig erschöpften Volk mit beißender Schärfe das Sprüchlein seiner Sünden und Irrtümer herzubeten. Es hat Anspruch auf Schonung und auf Erkenntnis.

* * *

Von allen Irrtümern ist der für den Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens (als der Grundlage des kulturellen Überbaues) verhängnisvollste der Glaube an das Recht zur Arbeitsniederlegung — zum Generalstreik. Der Wille zum Streik ist unzeitgemäße Waffe geworden, ein Hebel, dem keine Auftriebskraft mehr innewohnen kann, weil er am falschen Objekt, einer betriebslosen Wirtschaft zur Anwendung kommt. Solange das Volk in zwei Gruppen gespalten war, einer niederen, dienenden und einer bevorrechteten, herrschgewohnten Klasse, dem „parti feodal" (dem auch die Bourgeoisie zum größeren Teil angenähert war), hatte der Streik als Klassenkampfmittel Berechtigung und inneren Sinn. Er war nach der von Marx und Engels im kommunistischen Manifest vorgezeichneten Entwicklung das letzte Mittel, um die Zwingburg des kapitalistisch überreifen Staatsorganismus in Trümmer zu legen, und auf den Ruinen die rote Fahne der sozialistischen Gesellschaftsordnung zu entfalten. In der Stunde, da die in wenigen Händen zusammengeballte Macht des Kapitals in den Besitz der Gesellschaft infolge wuchtigen Angriffs durch den Generalstreik überging, wäre die große sozialistische Revolution begonnen und beendet worden. Kampflos wäre der Kapitalismus durch die Elemente einer neuen Gesellschaftsordnung, die er in seinem Schoße langsam entwickelt hatte, gestürzt, um der kommunistischen Weltverfassung Raum zu geben. Der Kapitalismus wäre in seinen letzten Tagen nur noch die Hülle für einen Wirtschaftskörper gewesen, dessen Gesinnung für die sozialistische Arbeitsweise längst reif war: die

alte Schale würde von dem kommunistischen Küken zerpickt und schnell vom Steiße gestreift werden. Die Revolution des Proletariats gegen die Bourgeoisie wäre nur ein kurzer Stoß, der Generalstreik das Instrument gewesen — um der gesetznotwendigen Evolution Luft zu verschaffen. Revolution und Evolution sind danach keine Gegensätze.

Im Sinne Hegels glaubten die Väter des deutschen wissenschaftlichen Sozialismus an die geschichtliche innere Gesetzlichkeit alles Geschehens. Ihre Lehre besteht in der Aufweisung einer notwendigen Entwicklung, die aus der Erkenntnis der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung hergeleitet wird. In ihr ist kein Raum für die Theorie des Putschismus oder der bolschewistischen Katastrophenlehre, die Lenin ganz zu Unrecht — wie niemand besser als Karl Kautsky nachgewiesen hat — von Marx und Engels herleiten zu dürfen glaubt. Wohl haben die aus der Heimat vertriebenen Väter des Sozialismus sich im Kampfe gegen die Bourgeoisie oftmals der revolutionären Phrase bedient; aber dies kann nicht daran irremachen, daß sie Klassenhaß und Kampf nur gepredigt haben, um die Gesellschaft im frühkapitalistischen Zeitalter zur Keimfähigkeit aufzubereiten. Aus dem Schoße des Kapitalismus soll vielmehr organisch die sozialistische Ordnung erwachsen. Klassenkampf und Streik sind nur die Mittel, um die Bourgeoisie zu zermürben und Teil um Teil in die proletarische Masse zu stürzen. Ist dann die Verfügung über die Produktionsmittel in wenigen Händen akkumuliert, so genügt eine Wirtschaftskrise und ein Generalstreik, um die ganze Maschinerie in den Besitz des Proletariats überzuleiten.

An dieser Theorie ist, wie die Zeit bewiesen hat, vieles richtig. Es ist wahr, daß die kapitalistische Wirtschaftsweise aus sich heraus die Elemente zur Gemeinwirtschaft entwickelt hat. Sie zeitigte die größtmögliche Differenzierung der Arbeit, das heißt: das Individuum ist in stärkste Abhängigkeit von der Summe gesellschaftlicher Arbeit sowohl hinsichtlich der Beschaffung aller zum persönlichen Gebrauch notwendigen Güter, als auch mit Rücksicht auf die eigene, werterzeugende Tätigkeit verflochten worden. Die Berufsgruppen haben sich durch die spezifische Produktivität der Maschinenarbeit stärker, klarer differenziert und geordnet. Auf der anderen Seite aber ist eine Integrierung der gesellschaftlichen Arbeit festzustellen. Die Abhängigkeit der Berufskategorien von einander ist enger geworden, das heißt: ein Band gemeinsamer Interessen umfaßt immer größere Massen. Die Arbeit entwickelte sich von der persönlichen zur gesellschaftlichen Funktion. Das Solidaritätsgefühl beginnt in der Volksgemeinschaft aufzukeimen und den Klassenhaß als revolutionierendes Element der Gesellschaftsentwicklung langsam zu verdrängen.

Wir stehen an der Schwelle dieses Geschehens. Der Verlauf des Krieges hat leider nicht dazu beigetragen, das 1914 erwachte Gemeinschaftsempfinden zu fruchtbarer Arbeit zu entwickeln. Das wäre in einem demokratischen Staatswesen möglich gewesen. Die Zwangswirtschaft aber mit ihrer pseudosozialistischen

Organisation der Rationierung mußte zur Vergiftung der gesellschaftlichen Beziehungen beitragen, weil sie kapitalistischen und sozialistischen Zielen gleichermaßen dienen wollte und daher vor radikalen Eingriffen gegenüber den Produzenten zurückschreckte. Was wir während des Krieges erlebt haben, war Staatssozialismus ohne Sozialisten, inszeniert von einer sozialistisch gesonnenen Bourgeoisie. Die Ungerechtigkeit dieses Systems mußte zur Klassenverhetzung führen. Ein neues, in sich uneiniges Proletariat entstand. Die Massen, in denen das Gefühl für die Mängel des bestehenden Wirtschaftssystems aufbrauste, vergrößerten sich um die wichtige Schicht eines zerriebenen Mittelstandes. Die sozialistische Opposition gegen die Schwächen der alten Eigentumsordnung ging nun nicht mehr nur von der eigentlichen Arbeiterschaft aus; neben den Mann, der die Kraft seiner Fäuste dem Unternehmer darbietet, tritt der Angestellte, der seine geschäftliche Kenntnis der Eigenart wirtschaftlicher Betriebe, sein Hirn verkaufen muß. Der Begriff des Proletariats weitet sich und umfaßt immer neue Bevölkerungsschichten. Bürgerliches Staatsbewußtsein vermählt sich proletarischer Verantwortungsfreudigkeit. . . . .

Aus diesem Boden mußte mit der Revolution vom 9. November neben dem sozialistischen der demokratische Gedanke kraftvoll entwachsen. Beide streben zur Einheit. Der Sozialismus will die kapitalistische Gesellschaftsordnung durch eine neue, bessere ersetzen; die Demokratie will die persönliche Freiheit in den Rahmen des Volksganzen ohne Vergewaltigung einzelner Klassen durch freie Willensäußerung einspannen. Während der erste mehr eine politische Funktion darstellt, ist die letztere stark ethisch betont. Beiden gemeinsam ist aber das gesellschaftsfriedliche Moment. Der Klassenkampf war solange verständlich und berechtigt, als es Vorrechte und Pflichten gab, die aus der Tatsache des Besitzes an Gut oder Adelstiteln abgeleitet wurden. Nachdem die Revolution diese gesellschaftlichen Vorrechte, diese öffentlich-rechtliche Sonderstellung einiger Volksschichten beseitigt hat, ist für Klassenhaß und Kampf in der Volksgemeinschaft kein Raum mehr. Da auch die rechtliche Eigentumsordnung, das Bollwerk kapitalistischer Interessen, durch freie Wahl beliebig geändert werden kann, ist das Schicksal der gesellschaftlichen Organisation nunmehr wandelbar geworden. Entsteht in den Hirnen eine neue Menschheitsgesinnung, so kann sie sich jederzeit durch einfache Mehrheitsbildung Ausdruck verschaffen.

* * *

Die Ungeduld der Massen übersieht diese Entwicklung. Sie begreift nicht, daß dem Unternehmertum, dessen gesellschaftliche und wirtschaftliche Monopolstellung bereits erbrochen ist, auch eine wichtige volkswirtschaftliche Aufgabe für den Wiederaufbau der Wirtschaft zufällt. Die

Massen erkennen im Unternehmer nur den unveränderlich alten Typus des Ausbeuters. Sie vergessen, daß die Voraussetzungen einseitiger Ausnutzung der Arbeitskraft durch die Verschiebung der politischen Machtverhältnisse bereits geschwunden sind und sich weiter verringern müssen. Entscheidend ist doch, daß die beliebige Verfügung über den Besitz an Produktionsmitteln dem Unternehmertum jederzeit entzogen werden kann, wenn die Einsicht der Mehrheit dies durchsetzen will.

Der Streik als Klassenkampfmittel in einem Staatswesen, das nur eine Kategorie politisch gleichberechtigter Bürger kennt, ist demnach zum stumpfen Schwert, zu einem für das Museum reifen Requisit geworden. Die alte sozialistische Parteiorganisation empfahl den Streik, weil sie die revolutionäre Schwungkraft des Proletariats, den Haß gegen die Bourgeoisie, den Elan des gesellschaftlichen Angriffs im Streik immer wieder aufpeitschte, weil der Streik zu Solidarität und Hingabe an die politische Idee erzog. All diese Voraussetzungen entfallen nunmehr. Streiks schädigen weniger den Unternehmer als die gesamte Volkswirtschaft. In einer Zeit, da das Schwungrad der Wirtschaft sich in schneller Tourenzahl dreht und das Gewinnstreben des Unternehmers zu höchster Potenz entfacht ist, wohnte dem Streik, der immer gern in Hochkonjunkturzeiten verlegt wurde, allerdings die Wucht wirksamen Angriffs inne. Die schädlichen Wirkungen willkürlicher Arbeitsniederlegung müssen aber in einer Wirtschaft, die mühsam um ihre Existenz kämpft, in schwerem Fall auf die Allgemeinheit zurückschnellen, weil die Gütererzeugung geringer wird und schließlich ganz schwindet. Die Produktivkräfte der Gesellschaft stehen in innigem Abhängigkeitsverhältnis. Legt eine Kategorie von Arbeitnehmern die Hände in den Schoß, so werden auch andere Volksschichten betroffen. Das Getriebe der Wirtschaft wird fortwährend von zahllosen Einzelstößen erschüttert — bis es schließlich zusammenbricht. Wenn diese zerstörende Wirkung nicht der Sinn des Streiks als Kampfmittel sein soll — so fassen die Pseudokommunisten vom Schlage des Spartakusbundes ihn heute allerdings auf —, dann ist er eben zu Unsinn verkehrt worden.

Falsche Auffassung vom Wesen sozialistischer Produktionsweise sagt, das Recht auf Arbeitsniederlegung sei ein heiliges, unantastbar Persönliches. Das ist falsch. Nehmen wir die Voraussetzung des Rechts aber einmal an. Dann kann nicht bestritten werden, daß alle Volks- und Produktionskategorien feiern dürfen. Der Proletarier hat die taktischen Methoden des Klassenkampfes allerdings zuerst ausgebildet. Damit werden sie aber noch nicht zum proletarischen Vorrecht. Wenn das Recht auf Arbeitsniederlegung ein menschlich-persönliches ist, kann es von jeder Berufskategorie übernommen werden. Das geschieht heute. Streiken die bürgerlichen Angestellten, so mag geschehen, daß auch die Arbeitermassen zum Feiern gezwungen werden. Die Arbeit kann von diesen Berufskategorien, deren wirtschaftliche Interessen nicht mit denen des eigentlichen Arbeiterproletariats

übereinstimmen müssen, auch zum Zwecke politischer Abwehr niedergelegt werden. Die Angriffsrichtung zeigt dann wahlweise nach oben oder nach unten. Es ist ferner denkbar, daß bestimmte politische Forderungen den Landwirten so wertvoll sind, daß auch sie sich zu dem Wagnis einer Arbeitsniederlegung etwa zur Erntezeit entschließen. Keine Frage: Streiken ist unantastbar persönliches Menschenrecht. Was geschieht dann? Hungersnot kommt über das Volk; die Arbeitsfrucht eines Jahres verdirbt auf den Feldern; Kranke, Säuglinge, Altersschwache erhalten weder Brot noch Milch — und werden grausam dahingerafft. Es zeugt von unglaublicher Geisteswirrnis und der Verlogenheit unserer öffentlichen Phraseologie, wenn sozialdemokratische Blätter, die das Streikrecht des Arbeiters anerkennen, dem Landwirt das Gleiche absprechen wollen. Aber die Verwirrung geht noch viel weiter. Bürgerliche Blätter treten zum Turnier gegen den Agrarstreik an und verteidigen gleichzeitig den Bürgerstreik der Ärzte, Kaufleute und Apotheker als Abwehrmittel. Böses muß Böses zeugen — das ist sein Fluch. Beamte streiken, Eisenbahner . . . . Hebammen. Klassenegoismus wüstester Art greift Platz. . . . Das „heilige" Streikrecht führt zu krampfhafter Auflehnung von Volk wider Volk. Das Bewußtsein, Arbeit sei eine gesellschaftliche Funktion, sinkt ohnmächtig hinter blutrote Vorstellungsschleier: wer nicht den letzten Kreuzer, auf den der Arbeitnehmer ein Recht zu haben glaubt, bedingungslos zahlt, wird ökonomisch niedergeknallt. Es ist wenig anders als im Krieg: das letzte Gewaltmittel wird im Klassenkampf zur üblichen Waffe, mag ihre Wirkung für die Allgemeinheit auch vernichtend sein; wenn sie nur Erfolg hat. Unblutiger Streik und kriegsmäßige Anwendung der Mordwaffe ähneln sich. Winzige Spanne trennt beide. Der Übergang ist nur zu schnell gefunden; denn ihre gemeinsame Wurzel ist der Glaube an die seligmachende Wirkung der Gewalt.

Wer für ein demokratisches Staatswesen das Recht auf Niederlegung der Arbeit als ein menschlich-persönlich Unantastbares anerkennt, muß folgerichtig nach der Diktatur einer Volksklasse streben. Wenn alle Schichten der Gesellschaft gegeneinander in Aufruhr verharren, kann die Ordnung nur durch die Usurpation der Macht von seiten eines Teiles, Minderheit oder Majorität, wiederhergestellt werden. Es muß nicht gerade eine Diktatur des Proletariats sein, mit der diese Kämpfe enden. Die Besitzergreifung der Macht kann von Zufällen abhängen und es will mir scheinen, daß ein klassenbewußter Bauernstand für die Gesellschaft von größerer wirtschaftlicher Bedeutung ist als das städtische Proletariat. Ein Streik der Bauern aber muß in kurzer Zeit mehr Lebenswerte vernichten als lange Feierschichten im industriellen Betriebe. So ist eine Kette von Kämpfen denkbar, deren Ausgang entgegen kommunistischen Hoffnungen nicht notwendig mit dem Siege des Proletariats (im engeren Sinne) enden muß.

* * *

Blutige Perspektive! Sie zeigt, in welche Sackgasse gerät, wer an das Streikrecht glaubt. Er betet nichts anderes als die rohe Gewalt an und löst sich gefühlsmäßig aus dem Kreise der Verantwortungsgemeinschaft, das ist die soziale Ordnung des Volksganzen. Deshalb ist inkonsequent — Irrtum oder Lüge —, wenn gewisse Gruppen Streik predigen und gleichzeitig über die Anwendung von Waffen durch Regierungstruppen die Schalen ihrer heiligen Entrüstung schütten. Wir behaupten vielmehr: es gibt in einem demokratischen Staat keinen Streitfall zwischen Berufsgruppen, zwischen Lohnarbeit und Kapital, der nicht geschlichtet werden kann. Deshalb muß schleunigst ein uninteressiertes, objektives Tribunal geschaffen werden, dessen Schiedsspruch für beide Parteien rechtsgültige Kraft innewohnen muß. Es sollte mit Zwangsmitteln ausgestattet werden, die gegen Arbeitnehmer wie Arbeitgeber gleichermaßen in Anwendung zu bringen wären, wenn etwa durch Sabotage oder andere Mittel der Versuch gemacht würde, die Ausführung des Spruchs zu verhindern! Es gibt nur berechtigte und unberechtigte Forderungen. Für beide ist möglich, objektiv die Kriterien festzustellen. Gelänge dies nicht, bleibt der Streik als Kampfmittel bestehen, so heißt das nichts anderes, als das Duell als letzten Ausgleich auf wirtschaftliches und politisches Gebiet übertragen. Wohin das führt, ist klar: zum Totschlag . . . zum geistigen und wirtschaftlichen Bankerott.

Dr. N. Hansen, Berlin: Die drohende Amerikanisierung des Europahandels.

Als der Weltkrieg begann, waren die Vereinigten Staaten noch kein ausgesprochenes industrielles Ausfuhrland. Sie drohten auch keineswegs den Europahandel so zu amerikanisieren, wie es heute der Fall ist. Die gesamte Ausfuhr der Union in Höhe von 2448 Millionen Dollar (Ende 1913) bestand zur Hauptsache, d. h. zu 68% aus Rohmaterialien und Lebensmitteln und zu 32% aus Halb- und Fertigfabrikaten. Auch während der ersten beiden Weltkriegsjahre zeigte insbesondere die Ausfuhr nach Europa die gleichen einseitigen auf vorübergehende Möglichkeiten eingestellten Tendenzen. Nicht mit Unrecht haben führende Männer des amerikanischen Wirtschaftslebens immer wieder auf die Gefahren der damaligen einseitigen und treibhausartigen exportindustriellen Entwicklung hingewiesen. Vor allem war es der Staatssekretär des Handelsdepartements Redfield, der gegen die mangelnde Kenntnis der amerikanischen Geschäftsleute

vom europäischen Ausfuhrmarkt, gegen das Fehlen überseeischer Bankverbindungen, eigenen Frachtraums und des Interesses für den gesamten Überseehandel infolge der Hochkonjunktur in Kriegslieferungen in den letzten Jahren des Weltkrieges mit bestem Erfolg angekämpft hat.

Redfield, in dessen Händen heute die wichtigsten Fäden der amerikanischen Exportpolitik zusammenlaufen, und der den amerikanischen Außenhandel maßgebend beeinflußte, ist selbst Industrieller und Exporteur von Beruf. Bevor er seine glänzende Rede im Kongreß über die amerikanische Tarif- und Handelspolitik hielt, die ihm die Ernennung zum Staatssekretär des Handelsamtes einbrachte, hatte er 30 Jahre lang durch Reisen in Europa, Afrika, Indien, nach den Philippinen, Japan und anderen Ländern als Kaufmann, der Absatz für seine Industrieerzeugnisse suchte, viel Gelegenheit zu beobachten, wie amerikanische Produkte mit den deutschen, englischen und sonstigen Fabrikaten konkurrierten. Als er auf seinen Posten gerufen wurde, erreichte ihn das Kabeltelegramm in Bombay, wo er gerade größere Aufträge für seine „American Blower Compagny" abschloß. Seine letzte längere Europareise machte er im Jahre 1900. Sie galt ganz besonders dem Studium der Konkurrenzverhältnisse in Deutschland und England auf dem Gebiete der Fahrräder, Werkzeuge und Maschinen. Nach seiner Rückkehr gelang es ihm, englischen Fabrikanten aus Manchester und Birmingham große Aufträge zu entwinden. Die Rührigkeit Redfields im Interesse der amerikanischen Exportindustrie geht auch aus einer zu Anfang dieses Jahres vor der Brooklyner Handelskammer gehaltenen Rede hervor, in welcher er ausführte, daß 4000 Tonnen Maschinen und Werkzeuge im New Yorker Hafen bereit lagen und daß ein Auftrag für Bergwerksmaschinen im Betrage von 10 Millionen Dollar bevorstehe, um die Kohlenminen Nord-Frankreichs instand zu setzen, ihren Betrieb aufzunehmen.

Amerika hat während des ganzen Weltkrieges glänzende Geschäfte mit Europa gemacht und will sie auch nach Friedensschluß fortsetzen. Den ihm verbündeten Staaten — auch Rußland und Italien — wurden mit großer Gebärde alle Erzeugnisse, die sie für die energische Fortführung des Krieges brauchten, angeboten und geliefert. Das große wirtschaftliche Interesse, das die Union hierdurch auch nach dem Kriege in den Ländern erlangt, denen es hilfreiche Hand bot, ist augenfällig. Auf der einen Seite befindet sich nämlich Amerika in der bevorzugten Lage, daß es während einer langen Reihe von Jahren eine hohe Rente von allen den Ländern bezieht, denen es bisher in fast verschwenderischer Weise seinen Geldbeutel öffnete. Andererseits wächst dadurch das Interesse der Union an der Wohlfahrt und dem Handelsverkehr dieser Staaten, damit die richtige Einlösung und rechtzeitige Zahlung der Renten zu allen Zeiten gesichert bleibt. Aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich, daß die gegenseitigen Handelsbeziehungen zwischen den nunmehr finanziell so eng aneinander geschlossenen Staaten vorerst wesentlich besser als zu Deutschland und Deutsch-Österreich sein werden. Diese beiden Länder führten bis 1914 selbst Fertigerzeugnisse in großen Mengen aus und be-

nötigten an amerikanischen Fabrikaten nur landwirtschaftliche Maschinen, Schreibmaschinen, Automobile, Werkzeugmaschinen und Schuhe in geringem Umfang. Dagegen führten sie an Rohstoffen und Lebensmitteln sehr erhebliche Quantitäten aus der Union ein. In Friedenszeiten pflegte Deutschland die amerikanischen Nahrungsmittel und Rohstoffe mit einer ganzen Reihe Fabrikate, wie z. B. Anilinfarben, Spielwaren, Lederwaren aller Art, Porzellan- und Glaswaren, Konfektionswaren, chemische Produkte usw. zu bezahlen. Dazu kamen die Gewinne aus dem Frachtgeschäft und den Transaktionen der deutschen Banken im In- und Ausland. Auch jetzt müßten die amerikanischen Nahrungsmittel und Rohstoffe in erster Linie mit deutschen Fertigfabrikaten bezahlt werden, obgleich für viele sich in Amerika bereits besondere Industriezweige während des Krieges entwickelt haben. Da inzwischen auch die amerikanische Seeschiffahrt und das Auslandsbankwesen sich wesentlich verselbständigt haben, so werden in Zukunft die früheren Posten der deutschen Handelsbilanz aus Frachtgeschäften und Bankgewinnen erheblich weniger zum Ausgleich der Zahlungen herangezogen werden können, zumal auch die deutsche Handelsflotte ganz wesentlich verkleinert sein wird. Wenn tatsächlich die Union an Deutschland Kredite für Nahrungsmittel und Rohstoffe geben sollte, so wird sie sich dafür entsprechende Gegenleistungen einräumen lassen, die naturgemäß mit ihren Auffassungen von der Ausbreitung des „big-business" und dem vergrößerten Absatz an amerikanischen Fabrikaten in Europa in Einklang gebracht werden müssen.

Die Frage: Wie wird sich das amerikanische Geschäft mit Europa nach Friedensschluß gestalten? stand schon auf der Tagung der „National Foreign Trade Convention", die vom 25.—28. Januar 1917 in Pittsburg stattfand, absolut im Vordergrund. Was damals beschlossen wurde, ist heute bereits zum großen Teil praktisch durchgeführt bzw. wird daran augenblicklich mit aller Kraft gearbeitet. Im wesentlichen wurden auf der Tagung drei Forderungen aufgestellt:

1) Investigation (Nachrichtensammlung und Studium der Märkte)
2) Education (Erziehung zu rationellen Exportmethoden)
3) Cooperation (besseres Handinhandarbeiten der amerikanischen Exportinteressenten).

Besonders auf dem Gebiete der Investigation verfügen die Amerikaner heute über ein ausgezeichnetes und übersichtliches Material betr. den Europamarkt. Die Kernfragen, auf welche die Konsuln, die Reiseberichterstatter und Vertrauensleute des amerikanischen Handelsamtes Auskünfte gegeben haben, sind

1) Was ist erforderlich, um auf dem betr. europäischen Markt nach dem Kriege überhaupt Erfolg zu haben?
2) Wie gewinnen die Amerikaner das Vertrauen ihrer Kunden auf diesen Märkten?

3) Wie vermeiden sie zwecklose Handelsmethoden?

4) Wie fassen sie am sichersten festen Fuß auf den einzelnen Märkten Europas, d. h. ob durch große Gesellschaften, Ausgestaltung der Reziprozität, Bankfilialgründungen, Anleihe-Transaktionen gegen Entnahme amerikanischer Erzeugnisse usw.?

Die Education hat seitdem in einer großzügigen Erziehung und Ausbildung der amerikanischen Exporteure durch Vorträge, Schriften, Unterrichtskurse in europäischen Sprachen, Geschäftsgebräuche usw. bestanden. Auch der Aufenthalt vieler junger Amerikaner auf französischem, englischem, belgischem, russischem, italienischem, deutschem und österreichischem Boden hat sehr erziehlich gewirkt und das Heer der „Handelsreserven", welche die Amerikaner jetzt für alle Märkte heranbilden, ist dadurch wesentlich vergrößert worden.

Auf dem Gebiete der Cooperation, d. h. des innigeren Zusammenarbeitens der Rohstoffproduzenten, Fabrikanten, Exporteure, Banken und Regierungsstellen wurden große Fortschritte gemacht. Das Netz der amerikanischen Auslandsbanken in Europa ist inzwischen in England, Holland, Belgien, Italien, Frankreich und Serbien bereits ausgesponnen worden, und die Gründung einzelner Industrieunternehmen mit amerikanischem Kapital besonders in Italien ist schon erfolgt. Die Ausdehnung der amerikanischen Banken vollzieht sich nach drei verschiedenen Methoden. Entweder werden im Auslande Zweigniederlassungen errichtet, die von den Mutterbanken stark abhängig sind, oder es werden selbständige ausländische Bankgesellschaften ins Leben gerufen. Eine dritte Art sind die Diskontierungsinstitute für den Umsatz der amerikanischen Papiere, den der Außenhandel mit sich bringt. Unter den Banken, die in den letzten Jahren eine ganze Reihe Auslandsfilialen errichtet haben, verdienen in erster Linie genannt zu werden die „Commercial National Bank" in Washington, die First National Bank in Boston und die American Foreign Banking Corporation in New York. Die bessere Finanzierung des amerikanischen Europahandels soll in erster Linie durch das Zusammenarbeiten der amerikanischen Geschäftsleute mit diesen Auslandsniederlassungen durchgeführt werden. Es sollen rasche und sichere Auskünfte über die Kreditfähigkeit der Käufer gegeben werden. Ferner soll das Dollarakzept vermehrt zur Anwendung gelangen. Überhaupt soll der amerikanische Dollar-Bank- und Handelswechsel erheblich größere Verbreitung finden. Auch die Förderung fremder Finanzangelegenheiten und Einfuhrmöglichkeiten sind die Hauptziele, die mit der ganzen amerikanischen Bankenausdehnungspolitik verfolgt werden.

Interessant ist schließlich die Tatsache, daß in den letzten zwei Jahren der Staatssekretär Redfield sein besonderes Interesse dem Thema: „Können wir den deutschen Europahandel selbst übernehmen?" gewidmet hat. Als nüchtern rechnender Geschäftsmann kommt er zu dem Ergebnis, daß die Amerikaner Kohlenteerprodukte, Baumwollwaren, Spielwaren und Wollsachen

selbst ohne Schwierigkeiten und konkurrenzfähig liefern können. Ein lebhafterer Wettbewerb wird sich dagegen bei dem Absatz hochwertiger chemischer Erzeugnisse, feiner Baumwollwaren, Spitzen, Tonwaren, Papiererzeugnisse und feiner Lederwaren ergeben. Fabrikate, deren Herstellung in Deutschland unter besonders günstigen Umständen erfolgt, und in denen Amerika keine Konkurrenz aufnehmen kann, sind Kunstwerke, bestimmte Chemikalien und pharmazeutische Artikel, Glaswaren, Leinen, Pelze, Häute und Leder, destillierte Weine und Zinnwaren. Nach einer amtlichen Auslassung des von Redfield geleiteten Handelsdepartements vom 6. Januar d. Js. sollen in Zukunft die amerikanischen Waren in Europa und in den übrigen Märkten der Welt möglichst nur noch durch Amerikaner verkauft werden. Nachdem amerikanische Banken im Auslande arbeiten und Europa bei den Vereinigten Staaten große Anleihen aufgenommen habe, so heißt es in der Auslassung, sei dies der nächste Schritt. Es gäbe kein anderes Land der Welt, das so zahlreiche ausländische Handelsvertreter statt seiner eigenen Staatsangehörigen beschäftigte. Vor dem Jahre 1914 wären viele amerikanische Vertretungen in deutschen Händen gewesen und auf diese Tatsache sei zum Teil der Mißerfolg der Ausdehnungsbestrebungen des amerikanischen Außenhandels vor dem Kriege zurückzuführen.

Ein Rückblick auf die hier geschilderten Tatsachen und Grundsätze lehrt, welch großes Gewicht die Amerikaner zurzeit auf eine umfangreiche Versorgung Europas mit ihren Industrieerzeugnissen, und zwar durch Amerikaner selbst legen. Bisher sind allerdings erst die Grundlagen für eine umfangreiche Amerikanisierung der wichtigsten Europamärkte gelegt worden. Die praktische Arbeit kann naturgemäß erst nach dem Abschluß des Weltfriedens ihre Früchte tragen.

G. Buetz, Dessau: Palästina als Wirtschaftsgebiet.

Durch die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker haben die zionistischen Bestrebungen, ein jüdisches Staatsgebilde in Palästina zu errichten, neue rechtliche Momente erlangt. Die türkische Regierung hatte sich bisher äußerst zurückhaltend den zionistischen Plänen gegenüber gezeigt. Die staatlichen Kräfte der Türkei waren schwach, das Reich war erfüllt von Völkerschaften, welche eine Selbständigkeit erstrebten. Türkischerseits erkannte man die wirtschaftliche Überlegenheit der einwandernden jüdischen Bevölkerung in Palästina und gerade

diese Überlegenheit schien eine Gefahr. Im Weltkriege hat dann bekanntlich die Entente die Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina und Mittelsyrien zu ihren Plänen geschlagen. Man glaubte nicht, den Zentralstaaten einen Diktierfrieden aufzwingen zu können, und gedachte seine Ziele, die Türkei von den Grenzen Ägyptens abzudrängen, wie die Türkei von Arabien zu trennen, durch eine Schaffung eines jüdischen Staates, als Staat im Staate, zu erreichen. Einerseits von der Türkei angefeindet, andererseits dem alleinigen Machtwillen Englands ausgeliefert, würde ein solches Staatengebilde zu einem Zerrbilde geworden sein, wenig glücklichen Bedingungen anheimgegeben. Heute liegen die Dinge anders. England hält Syrien über die ehemals eroberte Linie Beirut—Damaskus hinaus besetzt. Es kann nicht gesagt werden, ob es der Türkei gelingen wird, die besetzten Gebiete zurückzuerlangen. Es gibt ja auch im Lager der Entente Stimmen, welche dahin drängen, daß man England nicht allzugroß werden lassen möge. Mit dem kleinen Landstrich von Gaza bis Beirut würde England erstlich ein Vorland Ägyptens gewinnen, es würde den Besitz des Suezkanals sozusagen sich selbst garantieren und es würde auf Arabien mit guter Ruhe rechnen können. Ein von England umgebenes, von der Türkei getrenntes Arabien kann nichts bedeuten als eine englische Besitzung. Es ist nach der Lage der Zentralstaaten wohl anzunehmen, daß Syrien heute im südlichen und mittleren Teile entweder englisches Eigentum oder eine selbständige Staatenbildung unter Ententeleitung wird. Bekanntlich hat Frankreich große Interessen in Syrien. Es hat nicht nur alle Bahnen in Syrien gebaut, sondern auch im hohen Maße Handelsbeziehungen mit Syrien angebahnt. Gerade Beirut war „der Hafen Frankreichs". Frankreich wird kaum geneigt sein, an Stelle seiner Interessen England zu sehen, es wird nicht zugeben wollen, daß England die Ernte der französischen Mühen einheimst. Andererseits kann Italien keine Freude daran haben, die Stellung Englands im Mittelmeere erweitert zu sehen. Selbst Amerika dürfte hier nicht uninteressiert sein. Großbritannien beabsichtigt seit langem, von Alexandrien aus die einfuhrbedürftigen Mittelmeerländer und deren afrikanisches und asiatisches Hinterland mit Waren zu versorgen. Alexandrien ist heute schon als Stapelplatz allergrößten Stiles ausgebaut worden, eine Tatsache, welche Triest und Marseille mit Unbehagen schon seit Jahren bemerken. Amerika, das den Krieg benutzt hat, sich im Welthandelsleben an die erste Stelle zu drängen, das bei seiner vielfach verdreifachten Produktion seine Massenabnehmer braucht, wird nicht selbst eine Handlung gutheißen, welche die Monopolstellung Englands im Mittelmeere anbahnt. Alles in allem liegen die Dinge jedenfalls so, daß sie den Bestrebungen der zionistischen Bewegung günstig erscheinen. Nicht aus Rechtsgründen, wohl aber aus Zweckmäßigkeit wird man vermutlich den jüdischen Wünschen mit Rechnung tragen. Die Ziele, welche die zionistische Bewegung nun in Palästina zu erreichen sucht, werden aber in der Dauer trotz aller politischer Konstellationen, die in diesem Gebiete in so überreichem Maße mitspielen, doch nur zu erreichen sein, wenn die wirtschaft-

lichen Vorbedingungen derartige sind, daß die jüdische Kolonisation der heutigen Natur einer Treibpflanze beraubt werden kann. Gewiß ist vieles und hoch erfreuliches geleistet, dennoch stehen die heutigen Erfolge in keinem Maßstabe zu dem, dessen ein jüdischer Staat in Palästina bedarf. Können wir hier optimistisch in die Zukunft sehen? — Man kann diese Frage wohl im bejahenden Sinne beantworten. Syrien ist von türkischen Provinzen der wertvollsten eine. Von allen türkischen Gebieten hat Syrien mit die beste Entwickelung gezeigt. Und diese Entwickelung konnte platzgreifen, obgleich die Hemmungen außerordentliche waren. Beginnen wir damit, einen Blick auf jene Hemmungen zu werfen.

Syrien besaß bis in die neueste Zeit hinein kaum Bahnen, die Verkehrswege aber waren dem Handelsleben auch keineswegs günstig. Als Weltstraßengebiet, vermittelte Syrien doch seit den Tagen des Altertums den Verkehr zwischen Asien, Indien, Arabien nach Europa, hatte Syrien zwar alte Karawanenwege, vornehmlich aber liefen jene in Nordsyrien und in das Hinterland von Damaskus, vor allem sind sie für Wagentransporte vielfach nicht gangbar. An Chausseen war das Land arm. In Mittelsyrien und in Palästina hatte man vor dem Kriege nur den gepflasterten Weg von Beirut nach Damaskus, in einer Länge von 126 Kilometer, die Kunststraße Saida—Merdschoym—Saffed, den Weg Haifa—Nablus—Jaffa und Jerusalem—Nablus—Nazareth. Die Verbindung Jaffa—Jerusalem, Jerusalem—Hebron und Jerusalem—Jericho. Eine fahrbare Verbindung bestand noch zwischen Gaza—Berseba und Jaffa. Damit war die Herrlichkeit aus. Im Kriege sind nun hier wesentliche Verbesserungen und gerade in Palästina geschaffen. Das Heer brauchte Straßen und Bahnverbindungen. Es entzieht sich allerdings der Beurteilung, wie viel von diesen Bauten in den letzten Kämpfen vernichtet wurden.

Außer den mangelhaften Verkehrswegen hat Syrien keine günstigen Hafenanlagen. Die Küste bietet keine natürlichen Häfen, die Kunstanlagen waren zumal in den Häfen Palästinas mangelhaft. Gaza und Akka sind nur als Reeden anzusehen, die noch unter Stürmen schwer zu leiden haben. Haifa ist entwickelt worden, genügte aber den gegebenen Handelsbedingungen nicht. Günstiger lagen die Verhältnisse bei Beirut. Eine Verbesserung der Hafenanlagen war geplant und mußte auch hier unbedingt platzgreifen.

Industriell ist das Land kaum entwickelt. Die alten Industrien, die Kupfer- und Goldschmiedekunst ist nur noch Fremdenindustrie, die ehemals hochentwickelte Weberei ist in einem dauernden Rückgange begriffen. Einmal kann man gegen die billige Einfuhr europäischer Stoffe nicht ankommen, andererseits hat man die teure Einfuhr von ausländischen Rohstoffen für jede Art der Textilindustrie notwendig, die Produktion wird dadurch so verteuert, daß auch die Qualitätsware einen schlechten Markt hat. Der Mangel an industriellen Rohstoffen ist überhaupt ein Hemmungsgrund erster Ordnung. Holz ist nur wenig vorhanden, bietet nur

eine Handhabe, um im Umkreise von Jerusalem eine Fremdenindustrieware, die Zedernkästchen, Tische usw. zu entwickeln. Mineralien hat Syrien wenig. Es sind Schwefellager entdeckt, Petroleumvorkommen nachgewiesen, auch einige Kohlenlager gemeldet, doch bisher ist noch nicht einmal zu sagen, ob die Vorkommen abbauwürdig sind. Es kann angenommen werden, daß der Abbau von Asphalt, Phosphaten, wie einzelnen Chemikalien in der Gegend des Toten Meeres zum gewinnbringenden Geschäfte ausgestaltet werden kann. Mit syrischer Kohle konnte sich Beirut schon versorgen. Dennoch müssen alle Vorkommen heute als bescheiden angenommen werden. Genau so verhält es sich mit den Erzen. Kupfer und Eisen sind nachgewiesen. Hoffnungsvoll liegen die Dinge hier nicht. Dennoch wäre Syrien in der Lage, eine Industrie zu entwickeln. Syrien hat einen großen Reichtum an gerbstoffhaltigen Rinden. Nun hat man in Indien allerdings erlebt, daß die künstlichen Gerbstoffe in Europa und Amerika den Markt herrschend halten, es gibt aber eine Reihe von Feinlederindustrien, welche den künstlichen Gerbstoff nicht verwenden können. Es käme hier nur auf die Schaffung geschickter Handelsvertretungen an. Außerdem könnte Syrien seinen besten Abnehmer im Inland finden. Syrien hat durchaus alle Voraussetzungen für eine Leder- und Schuhindustrie. Anfänge, und gute Anfänge sogar, sind vorhanden. Daß man bei den Anfängen stecken blieb, hat im wesentlichen zwei Gründe. Einmal die Rohstofffrage. Syrien hat ein Hinterland mit vorherrschend nomadisierender Milchwirtschaft. Arabien, Mesopotamien sind Wüstengebiete. Im Inlande wäre genug Weideland für eine Viehhaltung. Es zeigt sich nun, daß man indessen kein Sohlenleder hat. Man führt indische Büffelhäute ein und amerikanisches Sohlenleder. Warum hat man diese Einfuhr nötig? Das Triebvieh ist mager und gibt kein haltbares Sohlenleder. An Oberleder hat man genug. Um eine leistungsfähige Lederindustrie zu schaffen, hat man notwendig, die Viehzucht in Syrien zu heben. Erreicht man dies, werden sich die Verhältnisse rasch anders gestalten. Weiter braucht man eine geschultere Arbeiterschaft. Syrien hat — und vor allen Dingen die zionistische Bewegung, wie die katholischen Orden haben hier viel geleistet — verhältnismäßig heute schon eine leidliche Industrie- und Handwerksschulung. Wird hierauf verwiesen, muß bedacht werden, daß die Zustände an denen der Türkei im allgemeinen berechnet sind. Nach europäischem Beispiele gemessen, sind die Möglichkeiten, eine handwerksmäßige und industrielle Schulung für die Jugend zu erreichen, völlig ungenügend. Auf das notwendigste braucht man Schulen, um europäische Handfertigkeit einzubürgern. Durchaus aussichtsreich ist die Schaffung einer Konservenindustrie, einer Seifenindustrie und einer Porzellanindustrie. Die Hinweise, daß auch eine Zuckerindustrie Aussicht auf Erfolg habe, sind nur bedingt zu unterschreiben. Die Versuche, welche man mit den Rübenkulturen gemacht hat, sind unseres Erachtens noch bei weitem zu gering, um heute schon feststellen zu können, ob die Produktion nicht einen teuereren Inlandszucker ergeben würde, als man von dem Auslande Zucker haben würde.

Auf den Zuckerrohranbau hinzuweisen, erscheint völlig verfehlt, denn das Zuckerrohrfabrikat ist kostspielig. Japan und Sizilien, welche unter ganz anderen Bedingungen Zuckerrohr bauen, sehen, wie der Rübenzucker in seiner billigen Güte überall den Vorrang erhält. Sicher ist nur, daß es wesentlich wäre, gelänge es Syrien, das einen so hohen Zuckerverbrauch infolge seines Fruchthandels hat, seinen Zuckerkonsum selbst zu decken.

Bisher liegt der Reichtum Syriens, seine ganze Wirtschaftsexistenz, in seiner Agrarwirtschaft. Es soll hier nur von Palästina und dem Kreise Damaskus—Beirut gesprochen werden. Kurz überblickend kann da gesagt werden: es ist an sich alles vorhanden. Man besitzt zwei Kornkammern: die Gegend am Meere bei Gaza, Akka und Jaffa und das Hinterland von Damaskus mit der fruchtbaren Horanebene. In den mittleren Gebieten ist der Weinbau, der Plantagenbau für Feigen, Datteln, Orangen, Zitronen, der Gemüsebau als Massenproduktion für Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Tomaten gegeben. Außerdem liefern die Täler des Jordans, die Seen Weidegründe für eine Viehwirtschaft. Damaskus hat das Hinterland der getrockneten Früchte, die einen Export im großen Maßstabe ermöglichen, es hat alle Voraussetzungen für einen Obstbau. Die klimatischen Verhältnisse sind günstig, die Regenzeiten sind sichere, in den regenlosen Perioden fällt ein reicher Tau. Die Gunst der herrschenden Verhältnisse hat sich hier ja längst gezeigt. Die Erzeugnisse von Damaskus, Beirut und des Libanons stellten sich im Durchschnitte der letzten Friedensjahre folgendermaßen dar. Es wurden im Durchschnitte geerntet in Tonnen im alten Wilajet:

	Gerste	Mais	Weizen	Insgesamt	
Damaskus	237 000 t	439 000 t	245 000 t	Bohnen	20 000 t
Beirut	60 000 „	30 000 „	173 000 „	Erbsen	8 000 „
Libanon	3 000 „	500 „	10 000 „	Linsen	9 000 „
Zusammen	300 000 t	469 500 t	428 000 t	Obst	60 000 „

Der Viehbestand belief sich auf 1 563 000 Stück Rindvieh, 208 000 Stück Schafe und Ziegen, 150 000 Stück Kamele und 40 000 Pferde. Für getrocknete Frucht war Beirut der Ausfuhrhafen, für frische Früchte Jaffa, für Getreide Jaffa, Akka und Haifa. Hiernach bemessen, kann man sich eine gute Vorstellung davon machen, in welcher Weise diese Gebiete vor dem Kriege schon fähig waren, die Verdienste der Handelsausfuhr für sich zu gewinnen. Im Jahre 1911 führte man über Beirut aus: 681 t Aprikosen, 1068 t Aprikosenkerne, 3041 t Aprikosenteig, 286 t Datteln, 314 t Früchte, 575 t trockene Früchte, 247 t Oliven, 223 t Olivenkerne, 522 t Zitronen, 469 t Trauben (deutscher Konsulatsbericht 1912). Weizen und Gerste gingen über Akka und Haifa 1907 in folgendem Umfange: 7975 t Weizen verschiffte Akka, 8100 t Haifa, Gerste verschiffte Akka 285 t und Haifa 2350 t. Insgesamt konnte Syrien an agrarischen Waren 1910 ausführen:

Getreide, Hülsenfrüchte	34 079 225	kg
Früchte, Gemüse	42 409 024	„
Rosinen	343 180	„
Weine, Mineralwasser	4 666 646	„
Pflanzen- und tierische Öle	638 848	„
Häute, Leder, Lederwaren	1 255 425	„
Lebende Tiere in Stück	182 778	

Die jüdische Kolonisation war bisher überwiegend an dem Weinbau, der Plantagenwirtschaft und hier besonders an der Orangenkultur, an der Gemüsewirtschaft und an der Viehhaltung beteiligt. Den Getreideanbau betrieb man, überwiegend fiel er aber den Fellachen zu. Triesch (Wirtschaftszeitung der Zentralmächte, S. 850, Jahrgang 1918) stellt zusammen, daß von 45 jüdischen Kolonien zwölf an Zehntsteuer zu entrichten hatten, für die Ernte an

	Getreide	Orangen
1904	27 906 Mk.	8 109 Mk.
1913	172 952 „	84 208 „

Diese Ziffern zeigen die lebhafte Entwickelung der Kolonien. Da indessen auf diese Zustände vielfach ziffernmäßig hingewiesen ist, erscheint es angebrachter, sich zu vergegenwärtigen, in welchem Zustande sich heute die Agrarkultur Palästinas befindet und welche Aussichten sie bietet. Hier muß festgestellt werden, daß eigentlich nur die jüdischen Kolonien und die Templerkolonien mit europäischen Mitteln und Kenntnissen den Ackerbau betrieben und daß auch hier die extensive Kultur noch vielfach herrschte. Um sich ein Bild von den Zuständen zu machen, muß man sich vergegenwärtigen, daß aus Russisch-Polen und Galizien zugewanderte jüdische Personen, welche oft noch kein Ackergerät in den Händen gehabt, nach kurzer Zeit des Anlernens schon Musterbeispiele für den Fellachen sind. Man muß bedenken, daß trotz reich fließender Mittel die jüdischen Kolonisten doch überwiegend mit ihrer Kapitalarmut zu kämpfen haben. Künstlicher Dünger, Bewässerung oder Drainagen sind nur ganz vereinzelt anzutreffen. Wir können ruhig annehmen, ohne einer Übertreibung anheimzufallen, daß die Durchdringung Syriens mit einer modernen Agrarkultur seine Erträge mehr als verdoppeln kann, soweit es sich um den Getreidebau handelt. Nur eine starke jüdische Einwanderung kann dies Ziel in einer zeitlich nicht zu langen Spanne herbeiführen. Der Fellache wird erst in Generationen hierzu fähig sein. Um die Viehzucht zu entwickeln, bedarf es der reichen Kapitalien. Bisher ist hier wenig erreicht, weil man bei seinem schmalen Beutel die Ausgaben und das Risiko scheute. Dabei hätte man in Ägypten seinen besten Markt. Es muß überhaupt hervorgehoben werden, daß ein großer Vorteil für eine Entwicklung Syriens heute darin erblickt werden muß, daß Syrien seine hauptsächlichsten Handelsbeziehungen nicht mit der Türkei, sondern mit

Ägypten und dem weiteren Ausland hatte. Der Hauptteil seiner frischen Früchte, seiner Tierprodukte, seines Lebendviehs, seiner Gemüse und seiner Seife ging nach Ägypten. Alexandrien andererseits war der Stapelplatz für den syrischen Kaufmann. Von hier bezog er seine Ware, um sie alsdann im Lande zu vertreiben. Zufolge seiner primitiven Wirtschaftskultur war Syrien an dem eigentlichen Welthandel nicht beteiligt, sondern verfügte nur über direkte Absatzmärkte. So ging vor dem Kriege beispielsweise syrische Seide direkt nach Lyon, die Gerste von Gaza nach London und Hull, die Orangen von Jaffa weit überwiegend nach Liverpool, der Gazaweizen nach Triest. Diese Losgelöstheit von dem türkischen Markte wird Syrien zu statten kommen.

Überblickt man die Leistungen auf dem agrarischen Gebiete im allgemeinen, so sind sie, die Musterkolonien ausgenommen, diejenigen einer extensiven Kultur. Bodenbearbeitung, Anbau, Behandlung des Saatgutes, Ernte und Behandlung der gewonnenen Frucht weisen eine Kette von Fehlern und Unterlassungen auf. Um eine Änderung hier zu erreichen, wird es notwendig sein, nicht nur den armen, ungebildeten Einwanderer, sondern auch die leistungsfähige Kapitalkraft heranzuziehen. Das Rechts-, Genossenschafts- und Kreditwesen liegt darnieder, die Handelsformen sind teilweise die denkbar ungünstigsten, ein Reklamewesen fehlt so gut wie ganz, auch hier die tausendfältigen Merkmale der extensiven Kultur. Es ist notwendig, daß Palästina sich die landwirtschaftlichen Reichtümer seines Hinterlandes nutzbar macht. Viel Zeit ist hier nicht zu verlieren. Die Wege zum Suezkanal hielt England bisher ungebaut, weil man sich in Ägypten noch nicht sattelfest genug fühlte. Es galt zu bedenken, daß jene Handelsstraßen nach Arabien durch Sinai sich im gegebenen Falle zu militärischen Aufmarschstraßen gegen Ägypten hätten wandeln können. Das war zu vermeiden. Heute wird man anders denken. Syrien wird Sorge tragen müssen, nicht zum zweiten Male durch den Suezkanal mattgesetzt zu werden. Man kann hier nur vorbeugen, wenn das Hinterland geöffnet wird, wenn Handelswege nach Damaskus laufen und von da nach Beirut weitergehen, wenn von der Horanebene her von Ammon nach Es Salt nach Jaffa, von Bohra Verat nach Haifa zu die Tore geöffnet werden, damit die Ware der Wüste über Syrien und nicht zum Suezkanal geht. Nur der Gewinn der Zwischendurchfuhr des Korns, der Häute jener Gebiete kann Syrien ohne eigene Mühen Verdienste bringen, im Inlande wird nur der Schweiß härtester Arbeit in langen Jahren zunächst die erhofften Gewinne bringen. Auf günstige Zollsätze würde man rechnen können, denn Ägypten ist bisher noch allzusehr auf Syriens Einfuhr angewiesen. Doch lassen sich diese Verhältnisse heute noch nicht voraussehen! Es könnte kommen, daß eine von der heutigen Entente erzwungene Einfuhr das Land überschütten und seine schwachen industriellen Versuche erdrücken würde. Fest aber steht heute schon eins, nämlich die Tatsache, daß Syrien sich um die Pflege neuer Erwerbsquellen bemühen muß, weit mehr, als dies bisher geschehen ist und auch geschehen konnte.

Syrien muß die Güter zu produzieren suchen, welche der europäische Markt zu einem guten Teile als Seltenheitsware erkannt hat, weil ihre Produktion in Europa beschränkt ist. Von diesen nachgefragten Gütern besitzt Syrien die Öle und die Seide. Es sind nur Güter, über die Italien und zu einem Teile Frankreich auch verfügt, aber es sind Handelsobjekte, welche ihre Wertsteigerung zumal für die heutigen Zentralstaaten behalten werden. Es sind an und für sich Güter, mit denen Geld zu verdienen ist. Man hat zumal im Libanon mit der Kultur der Maulbeerbäume begonnen, doch die Erfolge waren noch recht bescheiden. Die Seidenerzeugung von ganz Mittel- und Südsyrien belief sich bisher nur auf rund 1,50 Millionen kg. Die Seidenausfuhr über den Haupthandelsplatz für syrische Seide, Beirut, stellte sich im Jahre 1911 nur auf 207 Millionen Tonnen. Noch weniger entwickelt, wenigstens im Verhältnis zu der hier schon möglichen Produktion, ist die Ölerzeugung. Obgleich die Olive in Syrien alle natürlichen Bedingungen für ihre Entwickelung findet, hat man im Frieden den Bestand an Olivenbäumen in ganz Syrien nur auf schätzungsweise 6 Millionen angegeben. Die Produktion an Olivenöl wurde nur auf 18 700 Tonnen in ganz Syrien angegeben. In der Umgebung von Beirut sind größere, waldartige Olivenpflanzungen bereits angelegt, deren Flächeninhalt nach Ruppin etwa 600 ha ausmacht, doch genügen solche Pflanzungen nur einem Versuchsstadium. Vor allem müssen die Verhältnisse innerhalb der Olivenölfabrikation geändert werden. Zum größten Teil sind die Ölpressen noch höchst primitiv. Das Ergebnis hiervon ist, daß bei einem Ölgehalte von 30—40% der syrischen Olive nur 18—20% statt 20—30% Öl gewonnen werden. Die Ölkuchen der primitiven Mühlen enthalten im Durchschnitte die verschwenderische Menge von 12—14% Fett und Öl. Wie verderblich extensiv man heute in Syrien durchgehend noch arbeitet, kann man daraus erkennen, daß jene zum Viehfutter so überaus verwendbaren Ölkuchen als Brennmaterial verkauft werden. Wo eine Verarbeitung der Ölkuchen eintritt, ist auch diese Verarbeitung hoch primitiv.

Außer seinen Oliven hätte Syrien noch eine Ölgewinnung aus Sesam und bitteren Aprikosenkernen im weitesten Maßstabe zu gewinnen. Der syrische Sesam enthält 50—55% Öl und Fett, ist also zur Ölgewinnung überaus geeignet. Nur die primitivsten Anlagen finden sich bisher. Eine weitere Einnahme kann sich Syrien durch die Gewinnung von Rizinusöl schaffen. Die Rizinusstaude wächst allenthalben wild in Syrien. Allerdings kam sie am häufigsten zwischen Anatolien und Aleppo vor, doch ließe sie sich im Süden des Landes unschwer künstlich vermehren. Bisher hat Syrien nur Rizinussamen ausgeführt, gegen 2 bis 3000 Tonnen im Jahre. Die Verarbeitung wurde erst im Kriege in Damaskus in einer Anlage in Angriff genommen.

Die Bedingungen, welche für eine Entwickelung Syriens gegeben sind, die Bedingungen, welche sich in Palästina finden, sind reichhaltig. Die Lage des Landes gibt ihm einen außerordentlichen händlerischen Vorteil. In keiner Weise

aber kann verkannt werden, daß Palästina zunächst nichts nötiger braucht als Geld und Wissen, das Wissen fast noch nötiger als Geld. Palästina wartet auf den mit europäischen Wirtschaftskenntnissen, mit europäischen Arbeitsnerven ausgestatteten Ansiedler.

In welcher Weise das Land unter den Ereignissen des Krieges wirtschaftlich gelitten hat, entzieht sich heute noch der Beurteilung. Es scheint indessen, daß Syrien fast mehr Nutzen als Schaden von den Kriegsereignissen davongetragen hätte. —

Dr. Willy Berthold: Reichsauswanderungspolitik.

Wenn im alten Griechenland eine Stadt zu viel Bewohner beherbergte, wurde eine neue Tochterstadt gegründet. Die Römer sandten gediente Krieger, die in Rom untätig waren und für das Gemeinwohl hätten gefährlich werden können, an die Grenzen und gründeten neue Kolonien. Wenn in einem germanischen Gau zu viel Esser vorhanden waren, wurden bestimmte Leute ausgesiedelt und ein neuer Gau gebildet. Die Völkerwanderung wurde dadurch veranlaßt, daß ganzen Völkerschaften ihre Sitze zu eng wurden, und daß sie mit der Waffe in der Hand sich neue zu erwerben suchten.

Diese Art staatlicher Auswandererpolitik verschwand im späteren Mittelalter. Die gesamte deutsche Kolonisation des deutschen Ostens im 12. und 13. Jahrhundert war keine planmäßige Aus- und Ansiedelungspolitik, sondern allein das letztere. Planmäßig durchgeführte Ansiedelungspolitik trieben die polnischen Piasten und die russischen Zaren, als sie deutsche Bauern in ihr Land riefen. Planlos wurde ganz Amerika bevölkert; jeder wanderte aus Europa ab und ließ sich drüben nieder, wo es ihm paßte. Die europäischen Staaten, zumal die deutschen Länder und Städte hatten bei Einsetzen der Kolonisation nach dem 30jährigen Kriege, als Deutschland unter starkem Menschenmangel litt, gar kein Interesse daran, die Auswanderung planmäßig zu pflegen, im Gegenteil, planmäßige Einwanderung lag viel näher; es sei an dieser Stelle an die preußischen Könige im 17. Jahrhundert erinnert. Wenn Landeseinwohner das Land verlassen mußten, so wurden sie von ihrem Fürsten aus religiösen Gründen vertrieben, wie das Beispiel der Hugenotten, der Salzburger, der böhmisch-mährischen Brüder u. a. m. lehrt. Sonst aber hatte der Fürst mehr Interesse daran, seine „Untertanen" im Lande zu halten; denn mit jedem Auswanderer verlor er einen Steuerzahler oder einen Soldaten. Lange, namentlich in den Zeiten des wirtschaftlichen Liberalismus bekümmerte sich der Staat um die Auswanderung überhaupt nicht.

Zuerst nahm sich der englische ihrer an. Der ihr gegenüber ablehnende Standpunkt wurde aufgegeben und 1803 die erste Passengers Act zur Verhütung von Ausbeutung durch die Schiffsrheder erlassen. Da das Ziel der Auswanderer zumeist die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren, regten sich in den 80er Jahren Bestrebungen, die Auswanderer systematisch mehr als bisher nach den eigenen Kolonien zu leiten. Zu diesem Behufe wurde 1886 die „National Association for promoting state directed colonization“ gegründet, auf deren Betreiben wurde noch im selben Jahre zu London ein „Emigrants Information Office“ ins Leben gerufen, welches Nachrichten über Arbeiterbedarf und Ansiedelungsgelegenheiten in den Kolonien sammelt und Auswanderungslustigen die erforderlichen Auskünfte erteilt. Das Amt hat seit 1891 Auskunftsstellen an verschiedenen Orten errichtet, die eine ausgedehnte Tätigkeit entfalten.

In Preußen war nach dem allgemeinen Landrecht die Auswanderung ohne behördliche Erlaubnis verboten; in den anderen deutschen Staaten war es meist ebenso. 1842 wurde das Verbot erneuert, gleichzeitig jedoch bestimmt, daß die Erlaubnis im Frieden zu erteilen sei, falls es sich nicht um Wehrpflichtige handele. Im Herbste 1848 regte Preußen, nachdem die Frage mehrfach im Frankfurter Parlamente erörtert war, Einziehung von Nachrichten über geeignete Ansiedelungsgebiete, sowie Unterstützung und Schutz der Auswanderer an; es wurde jedoch nichts daraus. In der Frankfurter Verfassung und in der Erfurter Unionsverfassung wurde ausdrücklich die Auswanderungsfreiheit festgestellt, in der preußischen Verfassungsurkunde wurde eine Einschränkung nur bezüglich der Wehrpflicht gemacht. Die Verfassung des Deutschen Reiches hat ausdrücklich in § 4 die Auswanderung als einen Gegenstand der Beaufsichtigung und Gesetzgebung durch das Reich bezeichnet. Doch ist lange nichts geschehen. Nach dem Staatsangehörigkeitsgesetze von 1870 bildete, wie in der preußischen Verfassungsurkunde, die einzige Beschränkung für die Auswanderung die Wehrpflicht, die amtliche Dienststellung und besondere Anordnungen im Falle des Krieges. Die gewerbsmäßige Verleitung zur Auswanderung unter Vorspiegelung falscher Tatsachen ist schon durch § 144 des Reichsstrafgesetzbuches unter Strafen gestellt worden. Seit 1878 sind verschiedene Versuche zur Regelung des Auswandererwesens unternommen worden. Sie sind aber fast durchweg gescheitert; erst 1897 gelang es, ein Gesetz über die Auswanderung nach fremden Ländern zustande zu bringen. Dieses Gesetz vom 9. Juni 1897 regelt nur die Rechtsverhältnisse der Auswanderungsunternehmungen und schützt die Auswanderer vor Ausbeutung durch diese. An eine Ansiedelung der Auswanderer im überseeischen oder sonstigen Gebiete wird nicht herangegangen, nur werden deutschen Gesellschaften, die nach von ihnen erworbenen überseeischen Ländereien Auswanderer befördern wollen, besondere Erleichterungen zugesagt. Sonst aber lehnten bei uns Reich und Staat jedwede unmittelbare Beeinflussung des Auswanderungswesens ab und überließen diese Obliegenheiten privaten Gesellschaften.

Während des Krieges sind dagegen verschiedene Ansätze zu bemerken gewesen. Ein solcher ist z. B. in der seinerzeit vielbesprochenen Hindenburgverordnung über die Besiedelung von Kurland zu erblicken. Auch verschiedene Generalquartiermeistererlasse sind hier zu erwähnen. Doch ist das alles mit in den allgemeinen großen Zusammenbruch verwickelt worden.

Die Revolutionsregierung verfolgt nur innerpolitische Ziele und ihre Gesinnung ist, wenn man nach den von ihr herausgegebenen Verordnungen einen Schluß ziehen will, sogar auswanderungsfeindlich. Es sei hier lediglich an die Erweiterung und Verschärfung der Bestimmungen gegen die Steuerflucht und die Erschwerungen bei Ausführung von Geld ins Ausland erinnert. Die jetzige durch die Nationalversammlung zustande gekommene Regierung hat sich noch nicht geäußert, doch ist kaum zu erwarten, daß sie eine andere Stellung einnehmen werde. Auch sie wird bestrebt sein, die besitzenden Kreise im Lande zu halten, oder ihnen wenigstens vor einer etwaigen Auswanderung ihr Geld abzunehmen, damit dies bei ihren Plänen im Inland Verwendung finde. Gegen die Abwanderung gänzlich Unbemittelter wird sich kein Widerspruch erheben, da sie ja im Inlande, falls sie nicht arbeiten können oder wollen, doch nur eine Belastung des Reichsganzen darstellen werden.

Meiner Auffassung nach ist aber eine staatliche Fürsorge für das Auswanderungswesen jetzt weit notwendiger als vor dem Kriege und eine Änderung der bisherigen Stellung des Reiches dazu von Grund auf zu fordern. Mit der Zeit des politischen und wirtschaftlichen Zustandes nach dem dreißigjährigen Kriege hat der jetzige allein das völlige Darniederliegen des gesamten Wirtschaftslebens gemein. Damals war in Deutschland ein allgemeiner Menschenmangel, jetzt ein Überfluß an Menschen, die wir bei uns nicht ernähren können. Damals stand dem Deutschen die ganze Welt offen, wo er hinkam, wurde er als Kulturpionier gern aufgenommen, heute ist uns die ganze Welt verschlossen und verrammelt, und es hat den Anschein, als ob uns die Türen nach dem Friedensschlusse auch noch versperrt bleiben sollten!

Wenn wir nicht genug Rohstoffe vom Auslande erhalten werden, und wenn uns zwar genügend Rohstoffe geliefert werden, die daraus hergestellten Fertigwaren im Auslande jedoch nicht angenommen werden, wird ein erheblicher Teil unserer Arbeiter keine Beschäftigung und kein Brot mehr finden. Die Landwirtschaft ist auch nur beschränkt aufnahmefähig und Erwerbslosenunterstützungen werden bei der sich ständig verschlechternden Finanzlage aller unserer öffentlichen Körperschaften auch nicht lange nur annähernd in dem heutigen Umfange gezahlt werden können. Weiter wird wegen Auslieferung der deutschen Handelsflotte der größte Teil unserer seemännischen Bevölkerung keine Verwendung finden, falls er nicht unter ausländischer Flagge fahren will. Nicht zu unterschätzende Massen werden auch sobald als möglich die Heimat verlassen wollen, weil sie sich mit den heimischen Zuständen nicht aussöhnen wollen oder können. Das werden meist

Angehörige der sog. besitzenden Klassen sein, denen jetzt die Auswanderung durch die steuerrechtlichen Maßnahmen sehr erschwert ist.

Obschon die jetzige Reichsregierung die Notwendigkeit umfassender Fürsorgemaßnahmen noch nicht erkennt, so werden doch nach dem Friedensschlusse in Bälde die entstehenden Notstände sie zum Eingreifen veranlassen, u. z. wird dann nicht mehr wie bisher mit Geldunterstützungen etwas zu leisten sein, sondern es muß für ein Unterkommen gesorgt werden, wenn nicht im Inlande, dann im Auslande. Es geht nicht an, alle die Unzufriedenen im Lande zu behalten, dann werden wir hier niemals zur Ruhe kommen. Denn selbst bei allgemeiner „Sozialisierung" wird das Deutschland nach dem Frieden seine jetzigen Bewohner nicht zu ernähren vermögen.

Schon jetzt hat, wie der Reichswirtschaftsminister Wissel im Wirtschaftsausschuß der Nationalversammlung am 6. März erklärte, die Auswanderung zumal der Intelligenz bereits begonnen. Bereits jetzt kommen aus dem neutralen Auslande an Techniker und Betriebsleiter glänzende Angebote, damit sie ausländische Betriebe nach deutschem Muster einrichten; schon jetzt werden täglich mit Hilfe der Ententesoldaten Millionen deutsches Geld auf ausländische Banken überführt und die Kapitalbesitzer werden nach Aufhören der Schranken wohl fast alle nachfolgen. Auf diese Weise droht unserm Vaterlande außer dem jetzigen Niederbruch auch in Zukunft schwerer materieller und ideeller Schaden. Denn die auf diese Weise Hinausgetriebenen werden ihrem Vaterlande in weit höherem Maße, als es in den 40er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Fall war, ein übles Andenken bewahren und werden draußen nicht gerade dazu beitragen, daß das Ansehen und die Beliebtheit dieses neuen Deutschlands im Auslande wieder steigt. Wenn da manchmal in den Kreisen der Unabhängigen geglaubt wird, wie es in einer Rede in der sächsischen Volkskammer zum Ausdruck kam, daß Deutschland alle die Auswanderer mit Freuden entbehren könne, so werden die Verhältnisse in nicht allzuferner Zeit das Gegenteil lehren. Das Schicksal Spaniens nach der Auswanderung bezw. Austreibung der Murillos bietet kein nachahmenswertes Beispiel!

Darum halte ich es für eine dringende Notwendigkeit, daß jetzt bereits von Reichswegen Schritte getan werden, um die einsetzende Auswanderung deutschen Geistes, deutscher Arbeit und deutschen Kapitals in die gewünschten Bahnen zu leiten. Die Millionen, die die deutsche Heimat verlassen werden, dürfen draußen nicht mehr der Kulturdünger werden und an der Ertüchtigung anderer Völker und unserer eigenen Erstickung mitarbeiten. Im Gegenteil, die auswandernden Deutschen müssen draußen für die Belebung des deutschen Außenhandels Sorge tragen, müssen mit dem alten Mutterlande in steter Verbindung bleiben, ihre Kinder auf den deutschen Heimatschulen ausbilden lassen und auf diese Weise öfter selbst einmal veranlaßt werden, die alten Stätten aufzusuchen.

Welche Länder uns nach dem Frieden offenstehen, muß abgewartet werden. Wahrscheinlich wird nur Osteuropa für uns in Frage kommen, und Osteuropa wird, das steht für jeden Kenner schon heute fest, nach Erstickung der bolschewistischen Pest in einer Weise für deutsche Menschen, Arbeit und Waren aufnahmefähig sein, wie es früher kaum jemand geträumt hat.

In den baltischen Provinzen, in der Ukraine und in Großrußland sitzen bereits mehrere Millionen Deutscher. Zumeist sind es Bauern, doch befinden sich auch Gewerbetreibende darunter, jedoch verschwindend wenige. Wie mancher deutsche Soldat, der während des Krieges oder während der Besetzung der Ukraine in eine deutsche Kolonie gekommen ist, hat selbst festgestellt, welche Aussichten sich bieten, und mancher von ihnen wird baldigst wieder hinausgehen, wird Angehörige und Freunde nachziehen. Ihnen werden sich draußen ganz andere Möglichkeiten des Fortkommens und des Emporarbeitens eröffnen, als in der Heimat. Für deutsche Landwirte sind noch ungeheure Mengen Landes vorhanden. Bei tüchtiger Arbeit und intensiver Bewirtschaftung des Bodens lassen sich diesem die drei- und vierfachen Erträge abringen, die Zucht von Pferden, Rindvieh, Schafen, Schweinen usw. für einen deutschen geschulten Landwirt zu jetzt nicht gekannter Blüte ausgestalten. In Kurland bietet die kurische Siedelungsgesellschaft, die mit einem großen auch reichsdeutschen Kapital arbeitet, allen denen, welche in die deutsch-baltische Landwehr zum Schutze des Landes gegen die Bolschewisten eintreten, besondere Vorteile im Falle der Ansiedelung. In anderen Kolonien der Ukraine boten die Deutschen den nach dem Waffenstillstande abrückenden deutschen Soldaten hohe Summen und Gelegenheit zum Ankauf usw., wenn sie dableiben würden, um sie gegen die Bolschewisten zu verteidigen. Die Nichtgenehmigung des Zurückbleibens von Deutschen durch die deutsche Regierung und der Drang, erst einmal nach der Heimat zu kommen, ferner die Zustände und Verhältnisse, von denen sie draußen keine Ahnung oder eine ganz falsche Vorstellung hatten, veranlaßten die meisten, mit ihrer Truppe nach Deutschland zurückzukehren. Jetzt sehnen sich viele Tausende wieder hinaus! Und wenn erst einmal der Verkehr in Ordnung gekommen ist und die Bolschewiki abgewirtschaftet haben, dann werden sie wieder hinausströmen und noch einmal mit offenen Armen empfangen werden. Die ehemaligen deutschen Soldaten, die schon einmal Land und Leute von dem Wüten der Räuberbanden befreit haben, werden dann den Kern der von uns eingeleiteten Selbstschutzbewegung bilden und das Land verteidigen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, von ihrer Regierung abgerufen zu werden.

Im ehemaligen Rußland wird die Lage für uns auch um deswillen sich günstig gestalten, weil die über 2 Millionen russische Kriegsgefangene, die während des Krieges in Deutschland gelebt und gearbeitet haben — natürlich von Ausnahmen abgesehen — ein sehr günstiges Bild und eine besondere Hochachtung von Deutschland mitgenommen haben, dessen Verhältnisse ja jetzt noch wesentlich besser sind als die russischen. Die meisten dieser Gefangenen beherrschen die deutsche Sprache

recht gut und die meisten haben — wie ich mich persönlich zu überzeugen des öfteren Gelegenheit hatte — den lebhaften Wunsch, mit ihren in Deutschland gewonnenen Bekannten in Fühlung zu bleiben. Sie werden die besten Werber für deutsche Waren sein und die lautesten Verkünder deutscher Kultur.

Während des Krieges sind das, weniger durch Worte als durch die Tat, die deutschen Kriegsgefangenen in Rußland gewesen. Überall, wo sie tätig waren, in Landwirtschaft, Industrie und Handel, haben sie uneingeschränktes Lob ihrer Arbeitgeber erworben; und mancher hat mir berichtet, nach dem endgültigen Frieden würden seine Gefangenen wieder nach Rußland hinaus kommen, Freunde und Familie usw. mitbringen und dann ganz draußen bleiben.

Das eine gute Ergebnis hat der Krieg zweifellos gehabt, daß ein erheblicher Teil von Deutschlands Söhnen einmal hinaus unter fremde Leute gekommen ist und dort gesehen hat, daß deutsche Ordnung und deutscher Fleiß doch etwas ganz besonderes darstellten, was uns das Ausland niemals nachmachen wird. Ihnen ist der Blick für die Zukunft geweitet und die Kirchturmsinteressen zu Hause sind ihnen zu niedrig und zu eng. Manchen, der jetzt nicht arbeiten kann und vielleicht auch keine Lust dazu hat, wird es bald wieder hinaus in die Ferne treiben. Viele von ihnen werden dann nicht wissen, wohin sie ziehen sollen, und werden, wenn keine Stelle vorhanden ist, wo sie Rat und sachdienliche Auskunft erhalten, irgendwo in der Welt verschwinden und dem Deutschtum verloren sein.

Ich schlage darum vor, ein Reichsauswanderungsamt zu schaffen oder ein Reichsamt für Auslandsdeutschtum, an dessen Spitze kein neuer Reichsminister zu stehen braucht, sondern ein mit dem Auslandsdeutschtum durchaus vertrauter Mann, dem genügend Sachverständige über die Verhältnisse, Aussichten und Möglichkeiten in den einzelnen Ländern der ganzen Welt zur Seite stehen. Die innere Organisation des Amtes muß sich den lebendigen Verhältnissen anpassen und möglichst frei von allen bürokratischen Gesichtspunkten sein. Für die einzelnen Länder müssen besondere Abteilungen gebildet werden, in denen alle Fäden zusammenlaufen. Jeder Auswanderungslustige muß dort Auskunft und Rat erhalten, wohin er sich bei seiner Vorbildung, seinem Alter und den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln mit Vorteil hinwenden kann. Die Auskunft muß schriftlich und mündlich erteilt werden können. Damit jede Abteilung in der Lage sei, einen zutreffenden Rat zu erteilen, muß das Amt natürlich in steter Fühlung mit den Auslandsdeutschen und ihren Organisationen bleiben. Letztere würden zweckmäßig alle Vierteljahre oder, wenn es durchzusetzen wäre, alle Monate über alle Verhältnisse ihres Bezirks einen ausführlichen Bericht an das Amt einreichen, in denen alles von vornherein nach bestimmten Gesichtspunkten gegliedert werden könnte. Den deutschen Konsuln im Auslande würde außerdem für ihren Amtssprengel dieselbe Verpflichtung aufzuerlegen sein. Die beiderseitigen Berichte würden eine wertvolle Ergänzung zueinander sein; und für unsere gesamte Exportindustrie und unseren Exporthandel eine wahre Fundgrube von Anregungen bedeuten, deren Wert garnicht auszudrücken ist.

Das neue Amt müßte sich natürlich der bereits von anderen Organisationen, wie dem Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart und dem Vereine für das Deutschtum im Auslande usw. geleisteten Vorarbeiten bedienen. Die bisherigen oder neuzuschaffenden heimischen Organisationen würden auch verschiedene Aufgaben übernehmen können, welche das Amt selbst nicht erledigen kann.

Bei der Neigung der Deutschen, sich überall schnell anzupassen und ihr Volkstum aufzugeben, möchte Vorkehrung getroffen werden, daß sie in Gegenden unter Menschen kommen, wo diese Gefahr weniger besteht. Unter den Russen und Ukrainern verschwindet der Deutsche weniger schnell. Der russische Bauer und Handwerker sind in völkischer Hinsicht weit duldsamer, als der Pole und Tscheche. Die ersteren betrachteten den Deutschen als einen kulturell ihnen überlegenen Menschen und die Deutschen hatten von sich selber das gleiche Gefühl. Daher haben sich auch in Rußland die Deutschen, namentlich solange sie ihren von den Russen abweichenden Kirchenglauben behalten haben, so gut gehalten und sich wenig russifiziert. Die deutschen Kolonien am Dnjepr, in Taurien u. a. m., die seit über hundert Jahren bestehen, legen Zeugnis davon ab.

Endlich gilt es, die den einzelnen mit seinem gemeinsamen deutschen Vaterlande verknüpfenden politischen Bande nicht so ohne weiteres zu lösen, wie es früher war. Die im Gesetze über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 gegebene Füglichkeit, die deutsche Reichsangehörigkeit zu verlieren, wenn ein Deutscher sich länger als 10 Jahre im Auslande aufhielt, ohne sich in die deutsche Konsulatsmatrikel eintragen zu lassen, ist glücklicherweise in dem neuen Gesetze verschwunden und wird hoffentlich auch niemals wieder aufleben. Wie beweglich waren stets die Klagen unserer Auslandsdeutschen über ihre gänzliche Vernachlässigung durch die deutschen Reichsvertretungen im Auslande und über den geringen Schutz, den ein Hilfesuchender bei diesen finden konnte. Jeder Deutsche im Auslande muß in Fällen der Not bei den deutschen Vertretungen den erforderlichen Rat und Unterstützung finden. Das Amt muß die Stelle sein, an die alles geht, und das jedes Gesuch an die zuständige Behörde weiterleitet.

Zum Schlusse möchte ich noch kurz die Bedeutung streifen, welche eine gesetzmäßige und vollberechtigte Vertretung der Auslandsdeutschen im Reichstage für deren lebendige Verbindung mit der Heimat haben würde. Der einzelne Auslandsdeutsche bleibt über die Verhältnisse besser auf dem Laufenden, denn zumindest bei jeder Wahl ist er gezwungen, sich ein Bild von diesen zu machen, in den Vereinen und der deutschen Auslandspresse wird ein wesentlich regeres Leben sich entfalten, wenn die Deutschen draußen nicht nur Interessen an ihrem derzeitigen Wohnort, sondern auch recht lebendige und fühlbare mit dem Heimatland haben. Alle nehmen dann einen wesentlich innigeren Anteil an der gesamten heimischen Entwicklung, dadurch werden die Vereine und Verbände wahre Interessenvertretungen, sodaß jeder sich selbst schädigt, der keinem angehört. Die bis-

herige Unterstützungstätigkeit und Geselligkeitspflege braucht deswegen aus dem Vereinsbilde nicht zu verschwinden; wird jedoch den Vereinen weniger den Stempel aufdrücken als bisher.

Die Auslandsvertreter werden eine willkommene Bereicherung des Reichstages darstellen. Bei allen Parteien werden sie ob ihres weiten Blickes besonderes Ansehen genießen und in allen Auslandsfragen werden sie eine Art Vertrauensrat der Regierung und des Parlaments bilden. Sie werden zumeist besonders tüchtige und hervorragend bewährte Männer sein, da voraussichtlich unsere Auslandsdeutschen sich bei der Auswahl nicht von den kleinlichen Parteigesichtspunkten leiten lassen werden, wie wir in der Heimat. Wie die Wahl im einzelnen vor sich gehen soll, darüber will ich keine Vorschläge machen. Das Deutsche Auslandsinstitut hat ein Preisausschreiben über das Wahlrecht der Auslandsdeutschen erlassen. Wahrscheinlich werden dabei wertvolle Vorschläge zutage gefördert werden.

Ich vermag mir kein günstiges Ergebnis auch der geistvollsten Anregungen zu versprechen, wenn es in der Heimat nicht gelingen sollte, die beginnende gewaltige Abwanderung in bestimmte Bahnen zu leiten und eine Stelle zu schaffen, die mit dieser Aufgabe betraut wird. Wir stehen meiner Auffassung nach jetzt vor der zweiten großen deutschen Abwanderung nach dem Osten. Die erste bezeichnete der verstorbene Geschichtsprofessor Lamprecht als die größte Kulturtat der Deutschen überhaupt. Das Land östlich der Elbe wurde deutsch, von hier aus wurde Deutschland aus den Trümmern des römischen Reiches gerettet. Möge die zweite Abwanderung eine ähnliche Kulturtat werden und der Anlaß zu einer erneuten Erhebung unseres Vaterlandes aus den jetzigen Trümmern.

H. Wega:
Das Problem.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Es gibt ein Problem, das uns alle beschäftigt, Männer und Frauen, junge und alte, ein Problem, dessen Lösung notwendiger wäre als manche andre, deren Wichtigkeit jeder anerkennt, — und das wir doch am liebsten totschweigen oder von dem wir nur in möglichst gedämpftem Ton reden, weil es für „nicht anständig" gilt, und — weil wir uns gern gegenseitig einreden möchten, daß es uns gleichgültig ist. Ich meine das „Geschlechtsproblem". In keiner der hauptsächlichsten Lebensfragen wird durch Schweigen und durch Verschweigen soviel gesündigt wie in dieser. Bricht einer den Bann und wagt davon anzufangen, so findet er bei einer kleinen, gegen sich selber ehrlichen Minderheit lebhaften Anklang, —

aber die große Masse hält ihn für einen Spekulanten auf die Sensationslust des Durchschnittspublikums und jubelt ihm zu oder lehnt ihn ab, je nach ihrer sittlichen Höhe.

Und doch möchte ich behaupten, daß wir allen Grund hätten, uns heute mehr denn je mit ihm zu befassen. Der Krieg hat neue Zustände geschaffen, die wir früher nicht kannten. Er vernichtete die Blüte unsrer Männlichkeit entweder ganz, — durch frühen Tod, — oder halb durch Krankheit und Verkrüppelung. Wir Frauen sind jetzt sehr in der Überzahl, und was gestern noch eine bloße Streitfrage für uns war, kann sich morgen bereits zu einem Notstand entwickeln. Denn je weniger Möglichkeiten für uns Frauen, uns gesund und natürlich auszuleben, desto größer die Gefahr, daß dadurch ungesunde Verhältnisse, widernatürliche Auswüchse, gezeitigt werden. Diese aber führen wiederum zu einem moralischen und gesundheitlichen Tiefstand, den wohl keiner als erstrebenswert ansehen möchte.

Nun ist es leider nicht möglich, an dem Zustand *an sich* etwas zu ändern. Wir können nicht plötzlich mehr Männer schaffen und dadurch mehr Gelegenheiten für uns Frauen, unsern natürlichen Beruf auszuüben. Aber wir können die gegebenen Verhältnisse doch günstiger gestalten, wenn wir nur den Mut haben, ihnen klar ins Auge zu blicken und sie mit ihren Folgeerscheinungen richtig zu bewerten.

Dazu gehört in erster Linie, daß wir unsre Jugend in angemessener Weise aufklären, nicht nur die weibliche, sondern auch die männliche. Es hat keinen Zweck, das Mädchen über seine Pflichten als Geschlechtswesen zu belehren, wenn man den Jungen nach wie vor in dem Glauben läßt, daß er auf diesem Gebiet nur Rechte und keine Pflichten habe. Nicht einmal Pflichten gegen sich selber, geschweige denn gegen die Allgemeinheit. So heißt es aufräumen mit alten Gebräuchen und Anschauungen, aus Gedankenlosigkeit und Mangel an Voraussicht geboren. Unsre Jugend hat ein Recht darauf, an den beiden berufenen Stellen — in Schule und Haus — wahrheitsgemäß über das Geschlechtsproblem aufgeklärt zu werden, in taktvoller Weise natürlich, ohne deshalb ihre schönen Illusionen zu zerstören. Sie hat ein Recht auf Anleitung und Unterweisung, wie sie sich zu dieser wichtigsten Lebensfrage stellen und wie sie sich ihrerseits an ihrer befriedigenden Lösung beteiligen kann. Und wenn es uns Eltern erst erlaubt sein wird, an Schulfragen mitzuwirken, sollen wir ein Hand-in-Handarbeiten von Schule und Haus auf diesem Gebiet in erster Linie anstreben.

Denn die Erziehung zu einem berechtigten Geschlechtsstolz scheint mir die beste Grundlage, auf der wir später weiterbauen können. Weder soll das Mädchen, noch soll der Junge in dem Glauben erzogen werden, daß sein Geschlecht das höher geartete sei und daher ein Recht auf höhere Bewertung habe. Aber an der Hand seiner Besonderheiten soll jeder zu der Überzeugung gelangen, daß grade *sein* Geschlecht Forderungen an ihn stellt, deren Befolgen oder Nichtbefolgen von weittragendster Bedeutung für sein und seiner Artgenossen ferneres Leben ist. Er soll seine Macht kennen und richtig anwenden lernen, damit er sie sich zu

seinem Glück untertan machen kann, nicht aber bedingungslos als ihr Sklave durchs Leben geht.

Indem wir unsre Kinder zu größerer Wahrhaftigkeit über geschlechtliche Dinge erziehen, indem wir ihnen die heute noch übliche unwürdige Geheimnistuerei ersparen, geben wir ihnen gleichzeitig die Möglichkeit, ihr späteres Leben auf einer festeren sittlichen Grundlage aufzubauen als bisher. Es wird dann hoffentlich keiner mehr sagen können, daß er nur aus Unkenntnis gesündigt, sich nur deshalb weggeworfen habe, weil niemand ihm den Wert dessen, was er von sich warf, klarmachte. Wer dann ins Verderben hineingeht, wird es mit offnen Augen tun, gewarnt und belehrt. Und wenn wir von „Schuld" reden, so mag man ihn künftig selber als den Hauptschuldigen bezeichnen. —

Haben wir unsern Kindern den Weg geebnet, so dürfen wir sie trotzdem auch im späteren Leben nicht laufen lassen, wohin ihre natürlichen Instinkte sie treiben. Beide nicht. Denn Gefahren drohen nicht nur dem Mädchen, das sich schrankenlos seinem Naturtrieb überläßt, sondern auch dem Jüngling. Dem Mädchen, das uneheliche Mutter werden und sich dadurch eine schwere Last aufbürden kann, steht der junge Mann gegenüber, den man den Gefahren der Prostitution ungewarnt ausliefert. Beide können auf diese Weise ihr Lebensglück zerstören und sich für immer entwerten. Beide müssen daher lernen, sich als Geschlechtswesen zu hoch zu achten, um sich gedankenlos der ersten besten Verführung in die Arme zu werfen.

Aber werden wir so den außerehelichen Geschlechtsverkehr aus der Welt schaffen? Sicher nicht. Und ich sehe auch kein Mittel, ihn zu einem allen Teilen gerecht werdenden Zustand auszubauen, nicht durch Aufhebung der doppelten Moral, nicht durch Anerkennung weitgehender Rechte der unehelichen Mutter und ihres Sprößlings, nicht durch gesetzliche Einschränkung oder durch Verbot der Prostitution. Wie man die Sache drehen und wenden mag, — letzten Endes schaut immer eine Entwertung der Frau heraus, und das scheint mir kein Ziel, des Kämpfens wert. Mit menschlichen Gesetzen und veränderten Gesellschaftsanschauungen schaffen wir keine Naturgesetze aus der Welt. Wer das glaubt und andre glauben machen will, ist entweder befangen und sucht nur seinen persönlichen Vorteil, oder er ist zu jung, um die Folgen zu übersehen.

Nicht „Abschaffung der doppelten Moral" soll es für denjenigen heißen, der wirklich um Glück und natürliches Sichauslebenkönnen für uns Frauen kämpft, — sondern Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen, tiefgehende gesundheitliche Aufklärungsarbeit an jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Die Aufhebung der doppelten Moral überliefert uns Frauen entweder ganz der Versklavung durch den Mann, oder derjenigen unsrer Sinne. Frei wird die Frau nur dann sein, wenn sie sich selber freimacht von ihrer Natur, wenn sie sie beherrscht, anstatt sich von ihr beherrschen zu lassen. Und auch uneheliche Mutterschaft wird immer eine Abhängigkeit und Behinderung für die Frau bedeuten, so lange wir als Kultur- und nicht als Naturmenschen leben. Eine Verbesserung ihrer

Lage scheint mir also nicht viel mehr als ein Notbehelf. Verbot oder Einschränkung der Prostitution aber könnte erst dann einigen Erfolg versprechen, wenn die Verhältnisse es uns erlauben würden, den Geschlechtsverkehr auf einer gesünderen Basis aufzubauen, und wenn wir die ganze Menschheit auf eine uns heute unerreichbar scheinende sittliche Höhe gebracht hätten. So lange noch ein Element diesen Bestrebungen feindlich gegenübersteht, können sie keinen Erfolg versprechen. Und wer möchte es unternehmen, in einer Frage, die je nach seiner Natur von jedem anders angeschnitten und gedeutet wird, alle unter denselben Hut zu bringen? Mir scheint es eine Sisyphosarbeit!

Und doch: sollen wir die Waffen strecken mit der Begründung, daß nichts zu helfen ist? Sollen wir nach wie vor mit dieser für die Menschheit so wichtigen Frage eine Vogelstraußpolitik treiben? Heute, wo wir Freiheit auf allen Gebieten auf unsre Fahne geschrieben haben? Sicher nicht. Mehr denn je scheint es mir Pflicht derer, die ihren Mitmenschen helfen wollen, die Nöte des Lebens zu überwinden, daß sie auch hier Klarheit schaffen, Wahrheit predigen und retten, was zu retten ist.

Wie ich vorhin schon sagte, können wir nicht plötzlich mehr Männer hervorbringen. Aber wir können durch Aufklärung und Gesunderhaltung unsrer männlichen Jugend dafür sorgen, daß mehr als bisher in der Ehe ihre Befriedigung, ihr Lebensziel sehen. Wieviele werden allein durch Geschlechtskrankheiten zur Ehe untauglich! Wir können durch bessere Erziehung der Frau zu ihrem natürlichen Beruf ihr selber mehr Möglichkeiten geben zu heiraten als bisher. Man sorge auch für gesunde soziale Verhältnisse, damit junge, gesunde Menschen einander heiraten können, ehe sie verbraucht, schlechte Erzeuger und abgestumpfte Erzieher geworden sind, — sorge für bessere Wohnverhältnisse, — fordre Gesundheitsatteste vor der Eheschließung, damit derjenige Teil, der rein und gesund in die Ehe hineingeht, wenigstens die Möglichkeit hat, eine Ansteckung durch den kranken Partner abzulehnen. Und neben Schwangerenschutz, Säuglingsfürsorge, Mütterberatungsstellen nehme man sich auch der unehelichen Mutter in ganz andrer Weise an, als es heute geschieht.

Das heißt nicht etwa, daß ich den eine Zeit lang üblichen „Schrei nach dem Kinde" mitschreien möchte! Im Gegenteil bin ich der Meinung, daß man ein Mädchen garnicht eindringlich genug vor den Folgen des unehelichen Geschlechtsverkehrs warnen, und daß man den Mann garnicht streng genug als mitverantwortlich heranziehen kann. Aber wenn es geschehen ist, — und es wird, es muß leider geschehen im Hinblick auf die augenblickliche Überzahl des weiblichen Geschlechts, — dann sollen wir den Betroffenen weitgehenden Schutz gewähren, und zwar nicht nur in gemeinnützigen Anstalten, sondern in der Familie, grade in der Familie. Was bisher der unehelichen Mutterschaft den Makel aufdrückte und was durch soziale Bestrebungen allein nicht geändert werden kann, war, daß die Familie des Mädchens sich von ihm in den meisten Fällen zurückzog. Steht hinter der

unehelichen Mutter und ihrem Kinde die Familie, so ist deren Fortkommen nicht halb so schwer, als wenn man sie als Ausgestoßene behandelt. Und besser, natürlicher wüchse das uneheliche Kind, dessen Leben heute oft genug eine Kette unverdienter Leiden ist, heran unter den Augen der Mutter, behütet und geliebt von den Großeltern, als wenn es, dem Zwange gehorchend, verschenkt, in schlechte Pflegestellen gegeben wird. Mir sind eine ganze Reihe von Fällen bekannt, — auch aus unsern Kreisen, — wo die Familie sich geschlossen hinter das betroffene Mädchen stellte, es bei sich behielt, das Kind vor aller Welt mit heranzog, und wo schließlich die weitere Umgebung gezwungen wurde, sich ebenfalls mit dieser Tatsache abzufinden. Denn letzten Endes ist doch auch uneheliche Mutterschaft eine persönliche Angelegenheit jeder einzelnen Frau. Wir können, wie ich vorhin schon sagte, warnen, können sie bedauern, falls unsre Warnung keinen Erfolg hatte. Aber wenn die Frau die Folgen ihrer Handlungsweise trägt, wenn sie — und mit ihr die Familie — für die Folgen eintritt, so hat nach meiner Meinung niemand das Recht, ihr deshalb die Ehre oder ihre soziale Stellung abzusprechen. Und vor allen Dingen hat niemand ein Recht, dem ganz unschuldigen unehelichen Kinde Steine in den Weg zu legen, indem ihm etwas zum Vorwurf gemacht wird, das zu ändern nicht in seiner Macht liegt. Wir müssen unbedingt zum Wohle der Menschheit viel weitherziger und großdenkender werden in all den Fragen, die lediglich Gewissensfragen für jeden einzelnen sind. Nur so können wir auch eine Hebung des Standes der unehelichen Mütter und Kinder hervorrufen, die durch Gesetze und soziale Maßnahmen nicht zu erreichen wäre. Kleinlich ist es, höchste Sittlichkeit nur in der Ehe zu suchen. Deckt sie doch leider gar zu häufig einen Pfuhl von Schmutz und Unmoral, gegen den der einmalige Fall eines sonst sittenreinen Mädchens ein blanker Spiegel ist. Jedenfalls, da wir uns mit der Tatsache abfinden müssen, daß es in der nächsten Zukunft nicht möglich sein wird, alle Mädchen zu verheiraten, müssen wir auch die Verirrungen derer, die ihre Natur zum Entsagen nicht bestimmt hat, gerechter beurteilen lernen. Die Summe von Opfern und Entbehrungen, die für ein junges, gesundes und normal empfindendes Mädchen dazu gehört, auf ihre natürliche Bestimmung ganz zu verzichten und statt dessen in Schreibstuben, Warenhäusern und dergleichen den Körper verkümmern, die Seele verdorren zu lassen, ist so groß, daß wir nicht richten dürfen, wenn das Geforderte die Kraft des einzelnen übersteigt. Und oft wird ein Mädchen grade durch einmalige uneheliche Mutterschaft — vorausgesetzt, daß sie ihre Pflichten offen erfüllen darf, — vor weiteren sittlichen Gefahren bewahrt. —

Wir haben also die Aufklärung der männlichen sowie weiblichen Jugend, die Schaffung besserer Heiratsmöglichkeiten und die Umwertung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs zur Lösung des uns alle bewegenden Problems herangezogen. Und noch eins könnte vielleicht helfen, uns derselben näherzubringen: wenn die beiden Geschlechter sich besser verstehen lernten, sich einen Einblick gestatten wollten in ihre gegenseitigen Nöte! Was weiß denn heute das Mädchen — und leider

vielfach auch die verheiratete Frau! — von des Mannes Natur, von dem, was er braucht, was ihn am meisten befriedigt? Macht sie sich nicht entweder Illusionen über ihn, sucht Gottesähnlichkeit, und ist dann, wenn das Allgemein-Menschliche, oder sagen wir besser: Männliche ihr entgegentritt, arg enttäuscht? Oder urteilt sie nicht zu streng, zu engherzig, über Dinge, die als Ausflüsse seiner der ihren fremd gegenüberstehenden Natur falsch bewertet werden? Und geht nicht andrerseits der Mann gar zu leicht über weibliche Eigenart, die bei der Ausübung ihrer natürlichen Funktionen am stärksten hervortritt, hinweg? Zerstört er nicht oft mit rauher Hand und roher Auffassung das Reine, Zarte, das grade in Liebessachen der Frau viel eher eignet als dem sinnlicher empfindenden Mann? Beide aus Unkenntnis? Anstatt uns gegenseitig mit Tugenden zu behängen, die wir nicht besitzen, sollten wir den Mut der Wahrhaftigkeit haben und uns nichts über einander vormachen. Wenigstens nicht über Dinge, die für unser Lebensglück, unsre innere Zufriedenheit von solcher Wichtigkeit sind. Wir reden so und denken ganz anders. Aber wir handeln und werden behandelt, wie wir reden. Das ist für die meisten Menschen bequemer, als hinter der Rede das versteckte Denken zu suchen.

Erst wenn die Menschheit herausgefunden haben wird, daß es besser ist, sich auszusprechen, als sich gegenseitig über die wichtigsten Lebensfragen zu belügen, werden wir auch der Lösung unsres Problems näherrücken. Zum Glück beider Geschlechter. —

Dr. Bernhard Münz: Nochmals Thomas G. Masaryk.

Einen feurigen, flammenden „Appell in zwölfter Stunde" für das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen in Böhmen und den Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland hat soeben der bekannte Wiener Publizist Siegmund Münz in einem offenen Briefe an den Präsidenten Masaryk (Wien—Leipzig, Ed. Strache, 1919) gerichtet. Wie kaum ein anderer war der Verfasser zu diesem scharfen, wuchtigen, glutvollen Appell, der mit alttestamentlichen Bildern und Sprüchen wirksam verbrämt ist, berufen, denn es war ihm vergönnt, den schlichten Philosophieprofessor Masaryk seit den Tagen, da er an der Wiener Universität lehrte, als Ritter ohne Furcht und Tadel, als unerschrockenen, nur seiner Überzeugung lebenden Vorkämpfer für Wahrheit und Vorurteilslosigkeit, Humanität und Gerechtigkeit, als Gottsucher und ethisch gerichteten Politiker durch Jahrzehnte aus der Nähe zu kennen. Nicht vielen so unabhängigen Geistern, wie sein mährischer

Landsmann es ist, war er im Leben begegnet, „unabhängig und darum kompliziert und darum nicht allen gleich durchsichtig, gleich zugänglich, gleich berechenbar". Er selbst war es, der zur Höherentwicklung seiner Persönlichkeit wesentlich beigetragen, ihrem Aufflug den Impuls gegeben, ihn in eine Kampagne hineingetrieben hatte, die voll äußerer Aufregung und voll innerer Genugtuung für ihn werden sollte. Es war in der Zeit des unseligen Dreyfus-Prozesses. Die römische Klerisei wähnte es in ihrem Interesse gelegen, sich mit der Demagogie zu verbünden. Münz hatte sich von Iglau aus nach dem nahen Polna begeben, um den Schauplatz des angeblichen Ritualmordes in Augenschein zu nehmen, den die Adjutanten Luegers erfunden hatten. Auf den ersten Blick mußte sich ihm die Erkenntnis aufdrängen, daß die den armen angeblichen Ritualmörder der Hruza belastenden Zeugenaussagen eitel Lug und Trug waren. Es war unmöglich, daß der Hauptzeuge aus der von ihm angegebenen Entfernung überhaupt etwas gesehen haben konnte. Münz regte Masaryk an, sich des Opfers der Volkswut gegen den tschechischen Pöbel anzunehmen. Der großzügige Denker äußerte sich in einem vom 22. September 1899 datierten Schreiben, das an die letzten die Menschlichkeit tief verletzenden judenfeindlichen Äußerungen eines Teiles der jungtschechischen und radikalen Presse anläßlich der Prozesse von Rennes und Kuttenberg anknüpfte und seinem Wortlaute nach als echt menschliches Dokument wiedergegeben zu werden verdient. Es lautet wie folgt: „Sehr geehrter Herr! Ihr Befremden über die Haltung der tschechischen Blätter in der Dreyfus-Sache und der Kuttenberger Gerichtsverhandlung finde ich leider sehr begreiflich... Über die Verurteilung Dreyfus' ist wohl kein Wort mehr zu verlieren. Ich selbst freue mich jetzt, daß der unglückliche Hauptmann ohne Rücksicht auf Begnadigung seinen Prozeß weiterführen wird. Die Niederträchtigkeit der Gegner verdient keinen Pardon — Frankreich selbst kann nur gewinnen, wenn der antisemitische und klerikale Generals-Anarchismus ganz offenkundig zertreten wird. Allerdings genügen der Renneser Prozeß und seine Enthüllungen vollkommen, die Messieurs Mercier und Spießgesellen der europäischen Verachtung anheimzugeben, aber es handelt sich eben darum, die Quelle dieser moralischen Seuche zu verstopfen. Dies ist um so nötiger, als es sich, wie die Polnaer Angelegenheit beweist, um eine europäische Krankheit handelt. Dreyfus und seine tapferen Freunde werden jetzt in der Tat der ganzen gesitteten Menschheit einen Dienst erweisen, wenn sie den Schandprozeß usque ad finem führen werden. Es scheint übrigens, daß auch die konservativen Schichten der französischen Bevölkerung und ihre Führer zu begreifen anfangen, daß der obstinate Generalstab nicht dem Patriotismus, sondern dem Anarchismus dient. Das könnte den Herren das von Ihnen in der „Neuen Freien Presse" unlängst veröffentlichte Urteil Pobedonoszews zeigen; es ist wohltuend, daß dieser anerkannt konservative russische Staats- und Kirchenmann so unzweideutig für Dreyfus sich ausgesprochen hat. Wenn nur die römische Kurie ebenfalls, wenngleich noch immer viel zu vorsichtig, die fran-

zösischen Antisemiten abschüttelt, so könnten daraus die konservativen Politiker Frankreichs endlich schon lernen. Gewiß werden die denkenden Monarchisten in Frankreich und überall einsehen, daß eine Monarchie, gestützt auf die Henker Dreyfus', in erster Reihe für Frankreich und ebenso für die übrigen Staaten eine permanente Krise bedeutet.

Gelegentlich des Kuttenberger Prozesses will ich mich nicht über den „Ritualmord" im allgemeinen verbreiten. Darüber sind die kulturgeschichtlichen Akten geschlossen. Allein erlauben Sie mir im Hinblick auf den speziellen Fall folgende Betrachtung anzustellen: Die Antisemiten werden es nicht müde, die Juden als das Non plus ultra der Schlauheit und Verschlagenheit hinzustellen; wie paßt nun zu diesen Eigenschaften die brutal-blöde Untat in Polna? Wenn heute irgendeine, offenbar geheime, Gesellschaft oder Sekte Menschenblut haben wollte, so würde sich ihr wahnsinniger Verbrechergeist seine unbekannten und schon im Leben verschollenen Opfer in den größeren Städten suchen und nicht auf dem Lande. Von diesem Gesichtspunkte beurteile ich alle die in letzter Zeit als Ritualmord angeführten Fälle; auch der Polnaer Mord widerspricht allen Voraussetzungen, die von den Antisemiten selbst in betreff des geheimen und geheim durchgeführten Ritualmordes gemacht werden. So viel ich sehe, hat der antisemitische Aberglaube vom Ritualmord gegenwärtig eine vorwiegend ökonomische Bedeutung. Die Antisemiten geben vor, das Volk von den wirtschaftlichen Vampyren befreien zu wollen; ein Volk aber, resp. Volksschichten, welche in wirtschaftlichem Fetischismus großgezogen wurden, werden de facto nur für die verschiedentlichen Vampyre jüdischer und christlicher Konfession geradezu präpariert.

Dieser antisemitische Aberglaube, wie ersichtlich, ist allgemein, ist international; gegen ihn ist darum gemeinschaftliches Auftreten aller Gegner angezeigt. Sollte dieser Aufgabe diese meine Äußerung irgendwie von Nutzen sein, verfügen Sie über ihre Veröffentlichung.

Ihr ergebener T. G. Masaryk."

Im November 1899 veröffentlichte Masaryk die berühmte Broschüre: „Die Notwendigkeit einer Revision des Polnaer Prozesses", die er Münz mit einem Begleitschreiben übersandte, dessen bezeichnendste Stellen wie folgt lauten: „Ich wünschte, eine flammende Feder würde zeigen, welcher Justiz und welcher Medizin in Österreich das Leben der Menschen anvertraut ist — einer Justiz und einer Medizin, der ein Laie sagen muß, wie sie denken sollte. . . Das k. k. Justizministerium kann nur liquidieren. Die Polnaer Affaire ist ein blutiges Memento, ein grauenhaftes System unserer österreichischen Dekadenz". Und einen Monat später ließ er sich vernehmen: „Oft denke ich jetzt an Sie. Sie haben zu meinem Polnaer Feldzug den Anstoß gegeben. Wenn Sie mich nicht um mein Urteil fragten, so wüßte ich vielleicht bis heute nicht, wo Polna liegt".

Der arme Hülsner ist ein Ruhmestitel in seinem Leben, wie Jean Calas im Leben Voltaires. Polna ist ein Denkmal seiner unbelohnten und unbedankten Liebe zur Gerechtigkeit. Leider scheint diese unentwegte Gerechtigkeitsliebe, welche sich nicht im geringsten dadurch beirren ließ, daß die Straße gegen ihn mobilisierte, die Massen in Prag ihn als „Judenknecht" an den Pranger stellten und fast steinigen wollten, mit der Politik des Präsidenten gegen die nach Millionen zählenden Sudetendeutschen durchaus nicht im Einklange zu stehen, denn er verfügt über sie wie über herrenloses Gut und koppelt sie, ohne nach ihren Wünschen zu fragen, ohne weiteres an den tschecho-slowakischen Staat. Er, der sich sonst als eine Partei für sich erwiesen, hat in der Deutschenfrage aufgehört, ein homo sui generis zu sein.

Indignatio facit versum. Gerade darum, weil unser Publizist zu dem durch seine hohe Geistesbildung und seinen gediegenen Charakter ausgezeichneten Präsidenten in Verehrung aufschaut, geht er mit seinem nationalistischen Imperialismus scharf ins Gericht und gibt ihm aufs eindringlichste zu bedenken, daß „es Professoren, die Ethik gelehrt haben, ethischer zu sein obliegt, als Fürsten, denen die Ethik kaum dem Namen nach bekannt gewesen". Tiefe Wehmut überkommt uns, wenn er ihm vor Augen hält, daß vieles, was durch seinen Namen geheiligt ist, nicht von ihm herrührt, sondern von der „prunk- und trunksüchtigen Garde des Nationalismus, die, indem sie den Hradschin das Gebaren des Sinai annehmen ließ, ihm eine Sprache eingab gegen die Deutschen, als ob diese Amon und Moab oder gar Gog und Magog wären". Es ist tieftraurig um uns Menschen bestellt, wenn auch die edelsten Geister, einmal in den Besitz der Macht gelangt, wie von Schlacken eingehüllt werden und erst dann wieder in der alten Reinheit erstehen können, wenn der Mantel der Macht von ihren Schultern gefallen ist... Die Großen, die Mächtigen sind im Grunde nichts anderes als die Gefangenen des Volkes oder vielmehr richtiger dessen, was sich so nennt und in den Forsten des Volkes wildert, und müssen als solche des vermeintlichen Volkes Sprache sprechen, und ein siegberauschtes, im Taumel verführtes und irregeleitetes Volk will, daß man seinen bösesten Trieben erliege...

Schlagfertig bemerkt der Verfasser zu dem Vorschlag, Deutschösterreich zu neutralisieren, wenn es einen Staat gebe, der für die Neutralisation reif sei, so sei es der tschecho-slowakische, „damit er sich ruhig entfalte und nicht in Großmachtspolitik verfalle und den Hradschin zum Kapitol von Mitteleuropa hinaufpsalmodiere". Solchem Größenwahn könne nicht oft genug in Erinnerung gerufen werden, daß nicht nur neben dem Kapitol der tarpejische Felsen stehe, sondern auch neben dem Hradschin der Schloßgraben, in den die Körper eines Martiniz und Slawata und des armen Fabrizius wohl nicht allzu weich hineinfielen.

Es sei noch hervorgehoben, daß über die Pariser Friedenskonferenz scharfe, schneidige, treffsichere Bemerkungen fallen, die von Witz und Ironie gebeizt sind. So heißt es: „Während des verflossenen Karnevals hielten sie ihre Sitzungen

ab, und es war . . . den Beisassen der Konferenz nur in Tiermasken aufzutreten erlaubt. Clemenceau in ein Tigerfell gehüllt, Ihr Kramárš in die Haut des böhmischen Löwen. — Ich bin zu höflich, um einzeln die zu nennen, die in der Maske des Schakals, des Wolfs, der Hyäne, des Aasgeiers, des Vampyrs und der Krähe erschienen. Offen gesagt, vermißte ich den Fuchs. Es fehlte aber nicht der Mistkäfer, der sich auf dem Düngerhaufen sonnt und heilig tut als Scarabäus. — Wilson appellierte nicht selten vergebens an diese Herren von der geheimen Vehme, sie möchten sich entmasken und aus der Tierheit wieder zur Menschheit zurückverwandeln". Nicht an Friedensstifter gemahnen diese Friedensdelegierten, sondern an Totengräber des Friedens, auf die Münz treffend die Worte des Masaryk innig befreundeten tschechischen Dichters Machar anwendet: „Homo homini lupus. Bevor der Gefallene begraben wird, wird er alles dessen beraubt, was sich nur rauben läßt — Ideen, Waffen, Schmuck, Geld, Güter. Das ist schon eine von den ewig betätigten Wahrheiten der Weltgeschichte".

Wird sich Präsident Masaryk dem Appell entziehen können, der in den zwingenden Worten gipfelt: „Sind Sie in den Vereinigten Staaten von Amerika gewesen, um nach Ihrer Rückkehr mitzubegründen die Veruneinigten Staaten von Mitteleuropa, statt mitzubauen an dem Tempel der Vereinigten Staaten von Europa? Und wie können Sie sich diese denken, ohne daß auch Deutschland dabei sei? Ist es nicht genug, daß die verbündeten Irrenhäuser von Mitteleuropa besiegt worden sind von den verbündeten Irrenhäusern des Westens unter der Benediktion des tschechischen Löwen?" Wir wünschten von Herzen, daß er von starkem Erfolg gekrönt wäre; denn es tut uns tief in der Seele weh, einen Mann, der die Elemente der Weltkultur in sich aufgenommen, in der Gesellschaft derer zu sehen, die in der Hölle vom Quai d'Orsay den großen Bann über alles Deutsche verhängt haben und unter solchen Auspizien das Gottesreich auf Erden anfangen, von dem Wilson, der „Katholikos des Erdkreises", als Nachfolger des Jesaias gepredigt hat.

Philosophie und ein von rohester Gewalt diktierter, dem Besiegten als unerträgliches Joch aufgezwungener Friede sind durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt. Weil der wahre, echte Philosoph von dem Grundsatze durchdrungen sein muß: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!", wünschen wir Münz' Appell, daß er in Masaryk ein lebhaftes Echo wecke. Es ist eine Ehrensache des ehemaligen Professors der Philosophie, einem Völkerbunde nicht seine Mitwirkung zu leihen, der in Wirklichkeit sein diametraler Gegensatz, ein Völkerunbund ist. Es handelt sich nicht nur um den Dauerfrieden und die ihn verbürgende Gerechtigkeit, sondern auch sua res agitur.

Hans Emmerling: Italianismus und Deutschösterreichertum in Triest.

Die Italiener haben von Triest Besitz ergriffen. Obgleich es ziemlich sicher ist, daß die Ansprüche der Südslawen, die sich so breitspurig geben, soweit sie sich auf Triest beziehen, zurücktreten werden gegenüber der Tatsache, daß die italienische Regierung ihre feste Hand auf den Hafen gelegt hat und Stadt und Umgebung unter keinen Umständen mehr herausgeben wird, ist dennoch, zur richtigen Beurteilung der Wirtschaftsverhältnisse in Triest, hervorzuheben notwendig, daß unter der früheren österreichischen Regierung nichts, aber auch nichts unterlassen worden ist, um das slawische Element zu fördern, um ihm dazu zu verhelfen, auf dem Triester Platze Wurzel zu schlagen, kulturell und kommerziell. Während vor beiläufig 10 Jahren die Slowenen in Triest eine ausgesprochene Minderheit darstellten, ist es durch forcierten Zuzug gelungen, die slowenische Kopfzahl auf 30 000 zu bringen und damit ein Gegengewicht bemerkenswerter Art zur einheimischen völlig italianisierten Bevölkerung zu liefern. Das slawische Element konnte während der Kriegsjahre um so leichter vorwärtskommen, als 50 000 italienische Staatsangehörige, die zu Friedenszeiten in Triest lebten, gleich nach der italienischen Kriegserklärung die Stadt verließen und somit die Balanze verschwand, die sich bisher am heftigsten der Ausbreitung des Slawismus entgegengestellt hatte.

Die österreichische Regierung konnte aber es nicht zuwege bringen, daß die slawischen Kaufleute irgendwie führend in das kommerzielle Leben Triests hätten eindringen können. Die Triester Großfirmen waren fast alle deutsch-österreichischen oder reichsdeutschen Ursprungs und der Italianismus betätigte sich nur in gewissen Geschäftszweigen, namentlich natürlich da, wo der Bezug italienischer Produkte am kräftigsten in die Erscheinung trat. Immerhin war das Verhältnis zwischen italienischen Großfirmen und Großfirmen österreichischen oder deutschen Ursprungs ein so klares, daß das Übergewicht des deutsch-österreichischen Kaufmannes die ganzen Jahre hindurch niemals irgendwie angezweifelt werden konnte.

Von vielen Seiten ist schon früher der Gedanke ventiliert worden, das deutsch-österreichische Element in der Weise für den Italianismus zu gewinnen, daß man sich bestrebte, die deutschen und deutsch-österreichischen Kaufleute zu Triestiner Bürgern zu machen. Diese Tatsache sowohl wie der starke Einfluß des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens Italiens auf die „Triester Deutschen" im allgemeinen, ferner der Umstand, daß die geborenen Triestiner völlig italienisch waren in allen ihren Betätigungen und Ambitionen, brachte es mit sich, daß trotz der kommer-

ziellen Bedeutung des deutsch-österreichischen Elements eine Art italianisierende Patina das ganze Triestertum überzog mit Ausnahme natürlich jener Regierungsleute, die auf einem streng italienisch-feindlichen Standpunkte standen.

Bei der Einnahme Triests durch die Italiener war man dafür besorgt, die wirtschaftliche Bedeutung Triests wieder aufleben zu lassen. Triest ist, nachdem die Italia Irredenta ihren Zweck erreicht hat, doch nur dann kommerziell wertvoll, wenn es sich auf dem gleichen Niveau wie in der Vorkriegszeit halten kann. Die Italiener konnten die Beziehungen mit dem Hinterlande nicht wieder anknüpfen, weil hier die slowenische Barriere unüberwindliche Hindernisse entgegenstellte. Deshalb kann man es verstehen, daß Italien versuchte, dieses Hinterland nach Norden und Osten zu erobern; wenn es den Rückzug antreten mußte, so ist hierfür gewiß der übergroße Druck der Entente der Erklärungsgrund. Die italienische Regierung hat es inzwischen verstanden, durch den Ankauf der Aktien des Österreichischen Lloyds in den Besitz einer erstklassigen Schiffahrtsunternehmung zu kommen, die auf das wirtschaftliche Leben Triests maßgebenden Einfluß ausübte. Die Verhandlungen schweben, um auch die Aktien der Schiffahrtsgesellschaft Austro-Americana in italienische Hände zu bringen. Bei den Verhandlungen mit der Austro-Americana sind aber auch die Slawen mittätig, die sich nicht wieder wie beim Österreichischen Lloyd an die Wand drücken lassen wollen. Die italienische Regierung hat es verstanden, einen Kurierdienst zwischen Triest und Wien einzurichten namentlich deshalb, um den Verkehr aufrecht zu erhalten zwischen den Wiener Großbanken und deren Zweigniederlassungen in Triest. Hatte doch die ganze Triester Kaufmannschaft ihr Geld und ihre Depositen bei diesen Banken hinterlegt. Es mußte also für die italienischen Interessen wichtig sein, die in Wien hinterlegten Gelder nach Triest zu überführen und dort den Eigentümern zu überantworten, welche ihrerseits natürlich ein lebhaftes Interesse daran hatten, diese Kapitalien fruchtbar anzulegen.

Aus der Erwägung heraus, daß Italien aus praktischen Gründen schon bemüht bleiben muß, sich mit dem Deutschösterreichertum gut zu stellen, erklären sich auch die andern Annäherungen wirtschaftlicher Art, die zwischen der Regierung in Rom und der in Wien mittlerweile erfolgt sind.

Die Blütezeit Triests datiert vom Jahre 1882, der Einführung der Vorzugszölle auf Kolonialwaren, namentlich auf Kaffee. Von Triest aus wurde nicht nur der Kaffeemarkt in ganz Österreich-Ungarn beherrscht, sondern auch ein erhebliches Geschäft die Adria hinunter nach dem östlichen Becken des Mittelländischen Meeres betrieben, so daß die ganze Levante in ihren Kaffeebezügen von Triest abhing. So war es im Gewürzgeschäft wie überhaupt in jenen Artikeln, die bei der Einfuhr über Triest einen bevorzugten Zollsatz genossen. Die Nationalstaaten, die heute auf dem österreichischen Territorium errichtet worden sind, wollen ihre eigene Zollgesetzgebung haben und werden damit, eben durch die Zerstückelung des Zoll-

systems, das zersetzende Element in jene großzügigen Unternehmungen bringen, die im Kolonialwarengeschäft in Triest verkörpert waren.

Dagegen kann es der italienischen Regierung möglich sein, Betriebe in Triest ins Leben zu rufen, die sich der Ausgestaltung des Geschäftes in italienischen Produkten widmen. Da ist zum Beispiel die Ölbranche, die zwar schon früher in Triest sehr bedeutend war, aber durch eine besondere Unterstützung der italienischen Regierung sich noch um ein erhebliches ausdehnen kann. Ähnlich liegen die Dinge für das Südfrüchtegeschäft, namentlich für die Agrumen, einem Zweig, der ja besonders jetzt gepflegt werden soll, für welche Annahme der Umstand spricht, daß die Banca di Sicilia bereits eine Filiale in Triest gegründet hat mit dem ausgesprochenen Zwecke, von Triest aus dieses italienische Nationalprodukt in weit größerem Maße zu vertreiben, als dies bisher der Fall gewesen ist. Für die österreichischen Banken sind keine großen Aussichten vorhanden, denn die führende italienische Bankwelt hat es sich bereits angelegen sein lassen, durch Zweigniederlassungen in Triest vertreten zu sein.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß in wirtschaftlichen und kommerziellen Dingen das italienische und deutsche Element in Triest zur Zusammenarbeit bestimmt sind, wenn auch unbedingt hinsichtlich der Kolonialwaren ein Rückschritt in der Tätigkeit der deutsch-österreichischen Großfirmen eintreten muß.

Geheimrat Ed. König, Bonn:
Die religionslose Schule, ihre philosophische und pädagogische Berechtigung.

Der Wellenschlag der Debatte über das richtige Verhältnis von Schule und Religion hat bekanntlich seit einigen Wochen eine noch nicht dagewesene Stärke erreicht. Aus einem Hauptfale ist ja sogar eine Woge hereingeflutet, deren Brausen eine Variation auf das Thema „Trennung von Schule und Religion" bildet. Soll da nicht jeder seine Stimme erheben, der etwas zum richtigen Verlaufe dieser bedeutsamen Erörterung beitragen zu können meint? So erlaube denn auch ich mir, mich zum Worte zu melden, da ich als Mitglied der hiesigen Wissenschaftlichen Prüfungskommission mir ein Urteil über diese Frage bilden muß, und zwar will ich, wenn auch in aller Kürze, die Frage beantworten, ob die Verbannung des Religionsunterrichts eine philosophische und pädagogische Berechtigung oder gar Notwendigkeit beanspruchen darf.

Bei der Erwägung der ersten Seite dieser Frage ist schon dies ins Auge zu fassen, daß die beiden Hauptvölker des klassischen Altertums, obgleich bei ihnen

die philosophische Moral im höchsten Grade ausgebildet worden ist, doch schließlich in eine so unmoralische Praxis verfallen sind, wie sie z. B. in Friedländers Sittengeschichte Roms aufs anschaulichste vor Augen gestellt wird. Allerdings kann dieser praktische Mißerfolg der philosophischen Morallehre auch durch den und jenen äußerlich hinzutretenden Faktor mit verschuldet worden sein. Denn man muß sich ja z. B. an das niedrige Niveau der umwohnenden barbarischen Stämme erinnern, das auch dem Aufsteigen der herrschenden Völker das Ziel niederdrücken konnte. Aber schwer fällt dies in die Wagschale, daß die Griechen und Römer nicht einmal in ihren gebildetsten Elementen, geschweige denn in ihrer Gesamtheit für die moralischen Grundsätze der stoischen Schule gewonnen werden konnten. Schon dies ist ein Hinweis auf die Schwäche der Überzeugungskraft der bloß philosophischen Moral.

Außerdem hat diese von jeher und naturgemäß gewissen Zuflüsterungen des kalten und kurzsichtigen Verstandes ohnmächtig gegenübergestanden. Dieser sieht, daß die einen mit reicher und die andern mit geringer Begabung geboren werden. Nur allzu rasch zieht er daraus den Schluß: Also sind jene zum Herrschen und diese zum Dienen geboren. Oder weiß man nicht, daß das Prinzip des Sklavenhaltens auch in der praktischen Philosophie des — unter den antiken Menschen — doch so ideal gesinnten Plato seine unangefochtene Heimstätte besaß? Ja, die Humanität im antiken Sinne verträgt noch einen starken Zusatz von Selbstsucht.

Daß die philosophische Sittenlehre und die aus ihr schöpfende Gesetzgebung aber überhaupt nicht zuerst alle Seiten an der Lichtgestalt der wahren Menschheitsbildung erschaut haben, kann leicht noch weiter gezeigt werden. Oder war denn nicht schon die alttestamentliche Gesetzgebung über solche Gewohnheiten wie die lazedämonische Vernichtung der Krüppel und die auch sonst im Altertum getriebene Aussetzung von Kindern himmelweit erhaben? Wie oft ferner werden im althebräischen Schrifttum die wirtschaftlich schwachen Volksschichten der Gerechtigkeitspflege und der Mildtätigkeit empfohlen! Die babylonische Gesetzgebung des Königs Hammurapi steht weit unter diesem Niveau. Denn ein noch zu wenig beachteter Zug an seinen Verordnungen liegt darin, daß die Strafen sich nach dem Range des betreffenden Angeklagten richteten. Wo der Niedrigstehende mit Peitschenhieben oder gar dem Tode bestraft wird, wird der Freigeborene zu bloßer Geldstrafe verurteilt (§ 116 usw.). Und beispielsweise sei nur noch an folgende Tatsache erinnert. Nach dem Hammurapigesetz (§ 199) soll der, der das Auge eines fremden Sklaven zerstört, als Strafgeld die Hälfte des Preises bezahlen, den der verletzte Sklave eines andern wert ist. Aber davon, daß der eigene Besitzer eines Sklaven, wenn er diesen durch harte Züchtigung verwundet hat, dafür bestraft werden soll, ist in jenem Gesetz Babyloniens n i c h t die Rede. Dagegen schon im anerkannt alten Bundesbuche Israels steht: „Schlägt einer seinen Sklaven ins Auge, daß dieses verloren geht, so soll er ihn für das Auge freilassen" (2. Mos. 21, 26).

Ja, noch in mancher andern Beziehung, in der man es gar nicht zu meinen pflegt, zeigt die bloß philosophische Sittenlehre ein Manko. Denn ist sie es etwa gewesen, die das soziale Verhältnis von Mann und Weib auf die wirklich ideale Grundlage gestellt hat? Nein, erst im religiösen Schrifttum der Christenheit lesen wir den Satz: „Hier ist nicht Mann noch Weib". Was aber ist das anderes, als das folgenreiche Prinzip der Frauenemanzipation? An welchem wichtigen Punkte ist also auch wieder mit der Schaffung dieses Prinzips die philosophische Morallehre von der religiös begründeten übertroffen worden!

Die Schwäche der bloßen Morallehre zeigt sich aber weiter auch darin, daß sie auf immer neuen Wegen dahin gestrebt hat, sich zu einer religiös-orientierten Sittenlehre umzugestalten. Bald geschah und geschieht es mehr unbewußt und bald mit mehr oder weniger offen eingestandener Absicht.

Denn man leugne es nur nicht, daß das Humanitätsideal, wie es z. B. von Rousseau verkündet wurde, zum Teil in Farben glänzte, in denen die Menschlichkeit erst seit dem Aufgange der Sonne des Christentums erglüht. Rousseau wollte ja, um mit Goethe zu sprechen, das Naturevangelium der Erziehung schreiben. Aber hat er die Parole „Freiheit und Gleichheit" der Natur, oder der Bibel abgelauscht? Erst das Christentum war es, welches auch den erhabenen Grundsatz „Hier ist nicht Knecht noch Freier" aufleuchten ließ (Gal. 3, 28). Rousseau und Kant hätten, da sie in christlichen Ländern aufwuchsen und in der Gedankensphäre des Christentums erzogen wurden, beide überhaupt nicht meinen sollen, daß sie Herolde der rein natürlichen Vernunft seien. Der kategorische Imperativ Kants „Handle so, daß die Maxime deines Wollens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!" ist gewiß das Ergebnis von Erwägungen des großen Philosophen gewesen. Aber ob Christi Satz „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!" nicht ein Ferment bei seinen Erwägungen gebildet hat, wer könnte dies verneinen?

Dieses mindestens unbewußte Streben, die philosophische Morallehre religiös zu untermauern, tritt ja bei Kant weiter z. B. auf die folgende Weise zutage. Nachdem er in seiner Kritik der reinen Vernunft die logische Begründbarkeit des Gottesglaubens abgelehnt hatte, wollte er mit Hilfe seiner sogenannten praktischen Vernunft die Existenz Gottes fordern und so sein Moralsystem durch einen religiösen Gedanken ergänzen. Sein Vorstellungsverlauf war dabei dieser: Verlangt einerseits das Sittengesetz, womit er zunächst seinen „kategorischen Imperativ" meinte, völlige Übereinstimmung der Gesinnung mit dem Moralgebot, verlangt andererseits unser Gefühl für den Tugendhaften ein gutes und für den Lasterhaften ein schlimmes Schicksal, so müssen wir die Herstellung eines vernunftsmäßigen Verhältnisses zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit fordern und, da sie im Diesseits nicht eintritt, aus der Hand eines Wesens erwarten, das die gemeinsame Ursache beider, der mechanischen und der sittlichen Welt, ist, das ferner unsere Ge-

sinnung kennt und auf Grund solcher Kenntnis Lohn und Strafe mit Gerechtigkeit austeilt. Also auch der Meister der kritischen Philosophie hat seine Sittenlehre in das Meer der religiösen Gedankenwelt ausmünden lassen.

Aber ob es dann, wenn nach den Erfahrungen der alten und neuen Zeit die nur verhältnismäßige Leistungsfähigkeit und die Unselbständigkeit der philosophischen Morallehre zutage tritt, nicht richtiger ist, daß dieselbe gleich von vornherein die Religion als ihre triebkräftigste Wurzel anerkennt? Sehen wir zu, ob wir nicht zu einer sicheren Bejahung dieser Frage geführt werden, wenn wir den religionslosen Moralunterricht nun zweitens nach seiner pädagogischen Berechtigung oder Notwendigkeit fragen!

Einer der gemäßigsten unter den neueren Vorschlägen, den Religionsunterricht als solchen aus der Schule zu entfernen, wurde vor einigen Jahren in der Nationalzeitung unter dem Titel „Moralunterricht in der Volksschule" gemacht. Von dem ungenannten Verfasser wurde nämlich freimütig anerkannt, daß alle moralische Literatur der Welt ihre edelste Blüte in der Bibel besitze, und deshalb gab er als neue glänzende Parole die Forderung „Moral auf biblischer Grundlage!" aus. Aber weshalb soll dann der Gegenstand dieses Unterrichts nicht „Religion auf biblischer Grundlage" heißen? Weil die Grundlage des in diesem Programm erstrebten Moralunterrichts nicht die Bibel, sondern ein — nach dem Maßstab der modernen Natur- oder Geschichtsphilosophie hergestelltes — Bibelexzerpt sein soll. Jedenfalls soll nach dem erwähnten Vorschlage die „Moral" der Bibel von ihrem religionsgeschichtlichen Hintergrunde abgelöst werden.

Wer aber kann sich einen Stern als in der Höhe schwebend vorstellen, der nicht von einem Kräftestrom im Gleichgewicht gehalten würde? Wer kann sich ferner einen Blumenflor denken, der ohne Wurzeln emporgesproßt wäre? Ein solcher Fall aber müßte vorausgesetzt werden, wenn die erhabenen Sittlichkeitsprinzipien der Bibel und ihre leuchtenden Tugendgestalten nicht mit dem Wahrheitscharakter des Hintergrundes zusammenstimmen würden, von dem sie in der wirklich vor uns liegenden Bibel getragen werden. Ja, wenn der Tatsachengehalt der Bibel nicht auf felsenhaften Grundlagen ruhen sollte, dann würde der das sittliche Gebiet betreffende Inhalt dieses Schriftwerkes ein moralisches Rätsel sein.

Dann aber wäre die Bibel ja ein nettes Hilfsbuch für den in jenem Programm gewünschten „Moralunterricht auf biblischer Grundlage". Denn in diesem Unterricht würde ein Mann, der mindestens durch den Ausdruck „des Menschen Sohn" sich in Selbsttäuschung über alle andern Personen seiner Art erhoben hätte, trotzdem als sittliches Ideal hingestellt werden. Eine andre Reihe von Männern, die sich als wahrhaftige Zeugen jener Persönlichkeit bezeichnet haben, würden sich als Leute entpuppen, von denen die Gestalt ihres angeblich erhabenen Führers mit fremdem Flittergold aus mythologischen Schächten aufgeputzt worden wäre. Diese selben Männer dann als Anwälte der Gewissenhaftigkeit, als Vorbilder nüchterner Besonnenheit, als Meister in der Unterscheidung der Geistesrichtungen, als Bekämpfer

aller Fabeleien, als welche sie sich ausdrücklich in vielen Stellen ihrer Schriften darstellen, zu charakterisieren, das müßte ja eine beneidenswerte und erfolgreiche Aufgabe der künftigen Volksbildner sein. Folglich müssen wir die religionsgeschichtlichen Wurzeln schon daran lassen, wenn wir die Blumen der sittlichen Tugenden des Bibelbuches auch weiterhin bewundern wollen.

Also auch der erwähnte Vorschlag, der auf den ersten Blick so annehmbar zu sein schien, besitzt bei näherer Betrachtung doch das gebrochene Rückgrat des Kompromisses. Auch bei der Befolgung dieses Programms treten die religiösen Begriffe und Aussagen nur als ein unorganisches Anhängsel zur Moral hinzu. Denn Folgerungen aus der philosophischen Moral können die religiösen Größen und Überzeugungen nicht sein, wie oben in bezug auf Kant gezeigt worden ist, und Quellpunkte der Moral sollen die religiösen Begriffe und Urteile vom Standpunkte jenes und aller ähnlichen neueren Vorschläge nicht sein: Was also kann bei einer solchen unorganischen Verknüpfung von Moral und Religion weiter herauskommen, als das kraftlose Konglomerat des hölzernen Eisens oder des spröden Nebeneinander von Wasser und Öl?

Aber auch die pädagogische Notwendigkeit solcher neuen Anträge auf Einführung eines religionslosen Moralunterrichts kann keineswegs zugegeben werden. Denn diese Notwendigkeit würde nur dann erwiesen sein, wenn die Brauchbarkeit der biblischen Darstellungen als eines für kindliche Seelen geeigneten Bildungsmaterials mit Recht bestritten werden könnte. Erst dann würde der Antrag begründet sein, der vor einigen Jahren von der Lehrerschaft Bremens in einem von ihr veröffentlichten Schulplane gemacht wurde, daß nämlich statt des Religionsunterrichts auf der Unterstufe „Stoffe aus der Märchenwelt und allerlei dem geistigen Fassungsvermögen des Kindes angepaßte und seiner Umwelt entnommene Gegenstände" behandelt werden sollten. Sehen wir zu, ob nicht auch das bisherige Material des Religionsunterrichts als unter dem psychologischen Gesichtspunkt geeignet anerkannt werden kann und muß!

Gewiß der Unterrichtsstoff soll anschaulich und konkret sein. Kann denn aber eine Einkleidung des Gedankens, daß der Geist vor der Materie da war und daß er der Quellpunkt für Weltbewegung, Weltordnung, Licht und Heil der Welt ist, gefunden werden, die die Schöpfungsdarstellung des althebräischen Schrifttums in bezug auf plastische Anschaulichkeit überträfe? Zu den wirksamsten Unterrichtsstoffen gehören ferner markante Einzelpersönlichkeiten. Soll man sich da wundern, daß die Kinder noch immer gern mit dem ersten Patriarchen einem hohen Ziel zuliebe in ein fernes Land gewandert sind und ihn dann auf dem Kriegszuge gegen die ostländischen Feinde zur Befreiung des gefangen fortgeführten Neffen begleitet haben? Auch das endlich ist psychologisch wohl begreiflich, daß inhaltsschwere und knapp formulierte Aussprüche ein sich einschmeichelndes Nährmittel der Kindes- und Volksseele sind. Nun wie oft hat deshalb des Patriarchen glaubenskühner Satz „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn" eine nach Trost ringende Seele in

ihrer Tapferkeit gestärkt, und wer kann die Stunden zählen, in denen Josephs entrüstete Frage „Wie sollte ich ein so großes Übel tun und wider Gott sündigen?!" die Tugend im Kampfe gestählt hat?

Ist also dieser Unterrichtsstoff wirklich nicht „dem geistigen Fassungsvermögen des Kindes angepaßt", wie es in dem letzterwähnten Antrag auf Beseitigung der biblischen Geschichtsbilder aus dem Jugendunterricht zu lesen war? Muß der Unterrichtsstoff, der den in diesem Antrag erstrebten „Sittenunterricht" anbahnen soll, also wirklich aus der „Märchenwelt" entnommen werden? Nein, auch von dem psychologischen Gesichtspunkt aus bedarf es nicht dieses Ersatzstoffes, und bei der Wahl solcher Märchenstoffe ist doch große Gefahr, daß die Vorstellungswelt der Kinder mit Gestalten angefüllt werde, die sich ihren Geistesaugen als wirklich existierende darbieten und doch nur ersonnene sind.

Folglich besitzt auch der neueste Ansturm, der gegen den Unterricht in der biblischen Religionsgeschichte als einen Teil des Schulunterrichts in Szene gesetzt wird, keine innere Berechtigung. Weder vom philosophischen, noch vom pädagogischen Gesichtspunkt aus hat sich der bloße Moralunterricht als ein für sich selbst genügendes Erziehungsmittel erwiesen, und die Angriffe, die gegen die biblische Religion als einen Faktor der Menschheitskultur und einen Hebel der Kulturförderung erhoben zu werden pflegen, konnten im obigen vom Standpunkt der Geschichtswissenschaft und der Pädagogik als unhaltbar und ungerecht dargetan werden.

Professor Paul Sickel: Der Fanatiker.

Im ersten vorchristlichen Jahrhundert sah man auf den Straßen Roms Priester, die in schwarzen Gewändern, oft auch nackt, unter dem Klange von Trompeten und Tamburinen daherschritten und sich mit Äxten und Schwertern verstümmelten und zerfleischten. Es waren die Diener eines jener wilden orientalischen Kulte, die sich damals in Rom einbürgerten. Fanatici nannte man sie; und so tritt der Begriff des Fanatikers zuerst in der römischen Kulturgeschichte auf, obwohl die nationale Religion der alten Römer in ihrer nüchternen Verstandesmäßigkeit von allem Fanatismus weit entfernt war. Entsprechend der Herkunft vom lateinischen fanum, das geheiligter Ort und Tempel bedeutete, bezeichnete man als fanatisch zunächst nur den religiösen Schwärmer. Auch erscheint während des ganzen Mittelalters, ja bis auf unsere Tage das religiöse Gefühl als der Hauptherd des Fanatismus, und erst später haben daneben auch soziale

und nationale Ideen eine solche Schärfe und Stoßkraft erlangt, wie sie ehedem nur der religiöse Eifer entwickelte. Doch wenden wir vorerst den Blick von den zeitlichen Erscheinungen ab, um den psychologischen Bedingungen fanatischer Geistesart nachzuforschen.

Unser intellektuelles Leben setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen: aus den Anschauungen und Ideen, die wir teils ererbt, teils im Laufe der Zeit uns selbst gebildet haben, und den täglich neu auf uns einströmenden äußeren Eindrücken, die bei einem regen und empfänglichen Menschen jene schon vorhandene Masse von Ideen immer in Bewegung halten und verändern. Der glücklichste Zustand ist der, wo beide Elemente sich einigermaßen die Wage halten. Beim Fanatiker nun herrscht ein starkes Übergewicht der Ideen und Anschauungen über die Eindrücke, die von den Tatsachen der Wirklichkeit ausgehen. Insofern gehört er zu den Idealisten. An den einmal gefaßten Vorurteilen hält er mit Zähigkeit fest; und die ihnen widersprechenden Tatsachen sieht er entweder nicht oder deutet sie unbewußt sogleich in seinem Sinne um. Er ist Ideologe. Von Robespierre bemerkt Taine: „Man möchte sagen, daß er aus sich selbst nichts gesehen hat, nichts sehen kann, noch sehen will, daß sich zwischen ihn und die Wirklichkeit auf die Dauer falsche Ideen eingeschoben haben." Ebenso heißt es von Marat, daß die starren Formeln eine solche Herrschaft über sein Denken erlangt hatten, daß sie die Macht der Tatsachen völlig lähmten. Ganz einfache — wenigstens dem Scheine nach einfache Ideen wie Gleichheit, Freiheit, Vernunft, Natur sind es, die wie unbezweifelbare Axiome und Dogmen den Geist des revolutionären Fanatikers erfüllen und — vergewaltigen. „Um die wirklichen Menschen schert er sich nicht; er sieht sie nicht; er hat es nicht nötig, sie zu sehen. Mit geschlossenen Augen zwängt er die von ihm geknetete menschliche Materie in seine Form, ohne je daran zu denken, diese vielfältige, wogende, verwickelte Materie im Geiste zu überschauen: diese Menge von Bauern, Handwerkern, Bürgern . . ." (Taine.)

Die Blindheit gegen die Tatsachen und Vorgänge der Wirklichkeit ist aber bloß die eine Seite im Charakter des Fanatikers. Es kommt hinzu, daß er unter den mannigfachen Ideen, unter denen unser Leben einen Ausgleich zu schaffen hat, nur wenige oder gar nur eine einzige gelten läßt. Wir müssen hier, um die psychologischen Grundlagen der fanatischen Gesinnung klar zu erfassen, etwas weiter ausholen. Unser ganzes Leben wird beherrscht von einer Anzahl von Ideen, die das Erzeugnis unserer geschichtlich gewordenen Kultur und zugleich als Triebe im individuellen Geiste von vornherein angelegt sind. Die religiöse Idee, Sittlichkeit, Recht, Wissen, Kunst, Wirtschaft, Gemeinschafts- und Staatsleben sind solche Ideen und Ziele unseres Daseins. Betrachten wir sie in ihrer reinen Idealität und als abstrakte Begriffe, so fordert jede von ihnen absolute Geltung. Sittlichkeit muß absolut gelten; sie läßt keinen Einspruch gegen ihre Forderung, keine Ausnahme zu; ihr Gegenteil, das Unmoralische, *soll* nicht sein. Ebenso duldet das Prinzip der Wahrheit keine Unwahrheit; und das Recht

verlangt, daß alles Unrecht aufgehoben werde. Nun können in der idealen Sphäre, in dem Ideenhimmel Platos alle diese Ideen in absoluter Vollendung nebeneinander bestehen. In der Wirklichkeit aber verhält es sich leider nicht so. Die schrankenlose Durchsetzung der einen Idee wird sehr bald in Widerstreit mit den Forderungen anderer Ideen geraten. Unser Leben läßt sich nicht von einem Ziele aus regeln. Es verlangt vielmehr Ausgleich und Vermittelung. Darin liegt die tiefste Tragik der Endlichkeit. Wer nach den unbedingten Gesetzen der Moral leben wollte, würde gar bald mit der menschlichen Gesellschaft in Konflikt geraten. Ebenso ist ein Leben nach absolut religiösen Grundsätzen mit den Ansprüchen des Gemeinschafts- und Wirtschaftslebens auf die Dauer nicht vereinbar. Wir sind daher auf ein Umbiegen und Abstumpfen der verschiedenen Lebensideale angewiesen; und der Vermittelungsmensch wird sich in „dieser Welt" vielfach am besten stehen.

Eben diesem Ausgleich der Ideen widersetzt sich der Fanatiker, indem er einer Idee eine überragende, ja absolute Geltung allen andern gegenüber zuerkennt. Er ist der einseitige, verbissene Idealist, dem jede Toleranz als Schwäche erscheint. Er besitzt die Stärke, die aller unbeugsamen Folgerichtigkeit innewohnt. Seine Logik ist höchst einfach; da die Idee unbedingte Geltung hat, so soll sie auch in der Welt ihr Recht erhalten und muß um jeden Preis verwirklicht werden. Er vergißt nur, daß auch andere Ideen den gleichen Anspruch machen und daß es für das Absolute in der Welt der Endlichkeiten keinen Platz gibt, daß die reine Idee für uns wohl ein Leitstern des Handelns ist, niemals aber zu voller Wirklichkeit gelangen kann. Religiöser Fanatismus verwandelt die Liebe in den verzehrendsten Haß und führt zu moralisch verwerflichen Handlungen. Wer als Wahrheitsfanatiker überall seine Meinung mit unverblümter Offenheit aussprechen und verfechten wollte, würde das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen stören. Ein Leben, das ausschließlich der Kunst oder der Wissenschaft gewidmet wäre, ist wirtschaftlich kaum möglich. — Aber die eine Idee, mit rücksichtsloser Gewalt durchgeführt, verstößt nicht nur gegen die übrigen; sondern jede einzelne droht selbst in ihr Gegenteil umzuschlagen. Diese grausame Dialektik der Idee übersieht der Fanatiker. Karl Moor, der die sittliche Idee zur Wirklichkeit machen will, muß schließlich einsehen, daß er die sittliche Welt aus den Angeln heben würde. Michael Kohlhaas, der Rechtsfanatiker, wird aus starrem Rechtsgefühl zum Verbrecher.

Es gibt nur eine Möglichkeit, ganz der Idee zu leben; das ist die Askese. Wie der einsiedlerische Mönch in frommer Betrachtung und religiösen Handlungen aufgehen kann, so vermag auch der einsame Gelehrte, der weltabgeschiedene Künstler ganz seinem Ideale zu folgen. Aber diese negative Lösung der Lebenskonflikte erscheint unserem Ethos nicht als die höchste. Auch ist sie ja bei denjenigen Gebieten, die dem Gemeinschaftsleben der Menschen angehören, wie Recht, Gesellschaft, Politik, von vornherein ausgeschlossen. Von dem aske-

tischen Weltflüchtigen, der jeder Berührung mit dem Leben ausweicht, um nur für sich der Idee zu genügen, unterscheidet sich der Fanatiker wesentlich durch den starken Verwirklichungswillen, der ihn beseelt. Der Fanatiker ist eine durchaus aktive Natur, er ist Willensmensch. Mit der theoretischen Anerkennung und Geltung seiner Idee gibt er sich nicht zufrieden; er will sie auch in der Welt durchsetzen. Die Idee ist für ihn alles. Ihr opfert er sein Liebstes, sich selbst, ja schließlich die Welt. Fiat iustitia, pereat mundus, sagt der Rechtsfanatiker. Während der schwärmerische Idealist sich damit begnügt, in seinen hohen Gedanken zu schwelgen, verlangt der Fanatiker für seine Idee Herrschaft in der Wirklichkeit. Man könnte darin eine sympathische Seite sehen, daß er nicht wie der egoistische Idealist im Selbstgenusse seine Befriedigung findet, sondern alle an seinem Besitze teilnehmen lassen will. Gefährlich aber wird er dadurch, daß in ihm zugleich ein Vernichtungswillen lebt, der sich gegen alles seiner Idee Widerstreitende richtet. In diesem Vernichtungswillen liegt wohl ein wesentlicher Zug des Fanatikers. Wie in dem Mikrokosmos seines Geistes die eine Idee tyrannisch alle anderen verdrängt hat, so soll auch in der Welt die Idee, an die er glaubt, absolut herrschen. Dabei liegt meistens ein maßlos gesteigertes Selbstgefühl und ein starkes, freilich irregeleitetes sittliches Pathos zugrunde. Er glaubt zum Vollstrecker des Willens einer höheren Macht berufen zu sein. So behauptet der religiöse Fanatiker im Auftrage Gottes, der fanatische Sozialist im Auftrage des Volkes, ja der Menschheit zu handeln. Diese ungeheure Selbstüberschätzung treibt den Vernichtungswillen bis zum Äußersten: wenn die Idee nicht durchzusetzen ist, so soll lieber die Welt vergehen; denn ohne sie ist die Welt wertlos. „Alles oder nichts." Und so wird der Fanatiker zum Nihilisten. Ein Jakobiner sagte (nach Taine): „Sollte es uns nicht gelingen, Frankreich nach unserer Art umzugestalten, so werden wir es lieber in einen Leichenacker verwandeln."

Damit scheinen mir die wesentlichen Charakterzüge des Fanatikers angegeben zu sein: er ist Ideologe, der die Tatsachen der Wirklichkeit nicht sieht und nicht sehen will oder sie in seinen Vorstellungen vergewaltigt; in seinem Geiste herrscht *eine* Idee tyrannisch als allein wertvolle, und diese sucht er in der Welt durch alle Mittel der Gewalt bis zur Vernichtung durchzusetzen.

Es fragt sich nun, wie im Laufe der individuellen geistigen Entwicklung fanatische Gesinnung entsteht und wie sie sich zu anderen Charaktereigenschaften verhält. Man spricht wohl von geborenen Idealisten und geborenen Philistern, wenn solche Geistesrichtungen schon früh in der Jugend hervortreten. Von geborenen Fanatikern kann wohl nicht die Rede sein; dafür zeigt die Kindesseele doch einen zu großen Ausgleich zwischen den verschiedenen Anlagen. Tatsächlich ist auch der Fanatismus meist das Ergebnis späterer Entwicklung, und zwar spielen dabei die *äußeren* Lebenserfahrungen die entscheidende Rolle. Ein übersteigerter und einseitiger Idealismus ist, wie oben gezeigt, der Boden, auf dem die Giftpflanze des Fanatismus am üppigsten gedeiht. Eine große Idee

erfüllt das Herz des Jünglings. Er fühlt in sich die Pflicht, für sie zu kämpfen. Aber Gleichgültigkeit und Widerstand treten ihm entgegen. Erlahmt ihnen gegenüber seine Schwungkraft, so bleibt er Durchschnittsmensch oder sinkt zum Philister hinab. Verstärkt aber der Widerstand die Stoßkraft seines idealen Strebens zu despotischer Herrschsucht und rücksichtslosem Vernichtungswillen, so haben wir den Fanatiker. Dort also ein Abstumpfen der Idee, hier eine immer schärfere Zuspitzung. Zwischen beiden steht der geschmeidige Anpassungsmensch und über ihnen — allerdings dem Fanatiker etwas genähert — das Genie.

Indes gibt es wohl noch einen anderen Weg, der zum Fanatismus führen kann. Im mittelmäßigen Geiste, dem es an innerer Lebendigkeit und Regsamkeit fehlt, werden von den mannigfaltigen Anlagen nur wenige entwickelt. Durch einseitige Erziehung, durch die Gewohnheit des Berufslebens und der häuslichen Tätigkeit sterben viele geistigen Triebe allmählich ab, sodaß nur noch wenige übrig bleiben. Das Gesichtsfeld schränkt sich immer mehr ein, und wenn nun ursprünglich eine starke Willenskraft vorhanden war, so sammelt sich diese ganz auf den wenigen Inhalten, die noch im Geiste lebendig geblieben oder vielmehr zu einseitigen Ideen erstarrt sind. Hier ist es also nicht die Kraft einer idealistischen Gesinnung, die den Geist zum Kampfe gegen charakterlose Gleichgültigkeit und schwächliche Vermittelung aufpeitscht; sondern eine verhärtete Gedankenmasse, die aber ebenfalls durch den Widerstand der Umwelt gefährliche Schärfe annehmen kann, sucht sich durchzusetzen. Jedoch geht hier der Kampf weniger gegen die Ideallosigkeit der Welt, als gegen einzelne den eigenen Grundsätzen widerstreitende Anschauungen und Lebensverhältnisse.

Nennen wir diese letzte Art des Fanatikers den bornierten oder auch philisterhaften, so läßt sich die zuerst beschriebene als die des begeisterten, idealistischen oder genialen Fanatikers bezeichnen, womit natürlich nur äußerste Grenztypen gemeint sind, zwischen denen unendlich viele Übergangsstufen denkbar sind. Denn eine gewisse Beschränktheit eignet jedem, auch dem begeisterten Fanatiker, während andrerseits auch der bornierte noch eine Spur von Idealismus haben wird. Übrigens können beide Entwicklungswege zu ganz ähnlichen Ergebnissen führen. Der echte Fanatiker zeigt eine wunderliche Vereinigung von Phantastik und Beschränktheit, eine unheimliche Mischung von heißer Leidenschaft und kühner, nüchterner Überlegung. So werden die edelsten Gefühle bei ihm verzerrt. Er ist zwar begeistert für seine Idee; aber es ist nicht die schaffensselige Begeisterung, die sich von ihrem Quellpunkte aus auf andere Gegenstände auszubreiten geneigt ist. Vielmehr ist es nach Hegels Worten „eine Begeisterung für etwas Abstraktes, für einen abstrakten Gedanken, der negierend sich zum Bestehenden verhält", kurz eine Begeisterung des Zerstörens und Vernichtens. Auch das Gefühl der Liebe ist hier statt auf wirkliche Menschen und Dinge auf eine Idee gerichtet. Es ist jene Liebe, die aus sich den Haß erzeugt. Ihr fehlt die selbstlose Hingabe an fremdes Sein. Denn im Grunde liebt der Fanatiker sich selbst als

die einzig reine Verkörperung der von ihm vertretenen Idee. In Ibsens Brand hat der religiöse Eifer die Liebe zur Mutter ertötet. Da Brands Mutter sich auf dem Sterbebette nicht von dem letzten Reste ihrer irdischen Habe trennen will, versagt ihr der Sohn, der selbst Priester ist, den geistlichen Trost, getreu seinem Grundsatz: alles oder nichts. Um seiner Idee willen tut er auch nichts, um den Tod seines eigenen Kindes zu hindern, und vermag sogar seine Gattin dazu, dieses Opfer freudig zu bringen. Der Idee opfert er auch sein Weib, ja zuletzt sich selbst, indem er sein Lebenswerk als Halbheit zerstört. „Alles oder nichts!" Über seine Liebe sagt er:

„Das, was die Menschen Liebe nennen,
Das kenn ich nicht, und will's nicht kennen,
Doch Gottes Liebe kenn ich gut
Und weiß, wie diese Liebe tut.
Hart ist sie, bis du zitternd sinkst,
Bis du zerknirscht die Hände ringst . . ."

Diese vermeintliche Gottesliebe ist aber eigentlich Selbstliebe und schlägt daher in Haß gegen die Menschen um. Das erklärt Brand selbst:

„Doch hier beim Volke schlaff wie Gras
Die beste Liebe ist der Haß."

Aus übergroßer Liebe zur abstrakten Idee des Weiblichen wurde Strindberg zum fanatischen Frauenhasser. Und wenn jemand den Standpunkt vertritt: „Wer den rechten Haß hat, in dem wohnt auch die rechte Liebe" (Görres), so hat er wohl etwas vom Fanatiker. Denn die wahre umfassende Liebe überwindet den Haß. Das völlige Aufgehen in der Idee und die Verachtung der Welt und der Menschen, die ihr so wenig entsprechen, führt schließlich zur Vereinsamung des Fanatikers. Er steht allein mit seinem Wahngebilde, um dessenwillen er haßt und vernichtet.

„Da ist mir's oft, als wenn im Meere
Schiffbrüchig ich verschlagen wäre,
Geklammert an ein winzig Brett." (Ibsen, Brand.)

Der liebelose Glaube an sich selbst macht nicht selig; der schroff einseitige Mensch kann nie wahrhaft glücklich sein.

Von den vier seit alters unterschiedenen Temperamenten scheint das cholerische und das cholerisch-sanguinische der Entwicklung fanatischer Sinnesart besonders günstig zu sein. Das kräftige Selbstgefühl, das ihm eigen ist, die rasche Entschlußfähigkeit, die Rücksichtslosigkeit im Handeln und vor allem die Neigung, seine Ideen und seinen Willen anderen aufzuzwingen, treiben den Choleriker leicht auf die Bahn des Fanatismus. So könnte man den Fanatiker

als eine Kreuzung von Idealist und Choleriker bezeichnen. Doch kann auch melancholische Gemütsanlage eine schroff abweisende Schärfe annehmen, wenn sich der Erbitterung über die Minderwertigkeit des täglichen Lebens die nötige Willenskraft zugesellt, wie es z. B. bei dem dänischen Theologen Sören Kierkegaard der Fall war, der bei der Entscheidung zwischen wahrem Christentum und Kirche nur das harte „Entweder — oder" kannte. Meist werden melancholisch-grüblerische Naturen erst durch den Widerstand der Welt zum Handeln und Kämpfen gereizt. Auch wird sich bei ihnen die bittere Stimmung leicht über das ganze Leben ausbreiten, während der cholerische Fanatiker im übrigen ein ganz umgänglicher Mensch sein kann. So ist in Ibsens „Volksfeind" der fanatische Dr. Stockmann zuhause ein gemütlicher Familienvater und Gesellschafter. Humor ist sonst durchweg nicht die starke Seite des Fanatikers; dazu nimmt er die Dinge viel zu ernst. Am weitesten steht wohl der Phlegmatiker vom Fanatismus ab. Ihm möchte man wohl manchmal eine Spur davon wünschen: „Phlegmatische Naturen sind nur so zu begeistern, daß man sie fanatisiert", sagt Nietzsche.

Der Fanatismus kann natürlich die verschiedensten Ideen ergreifen, wofern sie nur dem einzelnen als wertvolle Ziele des menschlichen Lebens erscheinen. Daß er vor allem auf dem Gebiete der Religion hervorgetreten ist, läßt sich begreifen. Denn gerade der religiösen Idee kommt im Vergleich zu allen anderen Zielen eine so hohe und umfassende Bedeutung zu, daß ihre Durchsetzung unter allen Umständen berechtigt erscheinen mag. Leider haftet der religiöse Fanatismus sehr häufig an verfälschten und unreinen Religionsbegriffen. Unter den Weltreligionen neigt der Buddhismus am wenigsten zu fanatischer Zuspitzung, spielt doch bei ihm das Glauben bestimmter Sätze eine ganz geringe Rolle. Günstigeren Boden ergaben das Christentum und der Islam. Im Muhammedaner, der seinen Glauben mit Feuer und Schwert ausbreitete, sieht Hegel den Typus des begeisterten Fanatikers, der „aller Erhabenheit fähig" sei. Übrigens ist es ein Irrtum, den Muhammedanismus schlechtweg für unduldsam zu erklären; unter maurischer Herrschaft besaßen die Christen in Spanien freie Religionsübung. Das Christentum als die Religion der erlösenden Liebe scheint seinem Wesen nach jeden Fanatismus auszuschließen. Und so finden wir auch in der erhabenen Person seines Stifters kaum eine Spur davon; denn daß man um der Liebe Gottes willen alles Irdische zurücksetzen muß, ist eine Forderung, ohne die religiöser Glaube überhaupt nicht bestehen kann. Das ist gerade das Überragende, „Göttliche" an der Person Jesu, daß mit seinen hohen religiös-ethischen Lehren trotz ihrer Strenge sich eine Milde verbindet, die keinen Haß gegen Andersdenkende aufkommen läßt. Luther dagegen, der ausgesprochene Choleriker, kannte neben der innigen Liebe auch den ehrlichen, leidenschaftlichen Haß; ja diese Stimmung verschärfte sich bei ihm, wohl infolge der starken Anfeindungen, im Alter. Äußere Widerstände waren es auch, die Savonarola zum Fanatismus drängten.

Denn an sich war der Florentiner eine leidenschaftlose, ruhige, dem Kampfe abholde Natur. Im neueren Katholizismus wird vor allem den Jesuiten der Vorwurf fanatischer Gesinnung gemacht. Freilich sollte man hier, wie auch bei der Inquisition genauer von kirchlichem Fanatismus sprechen. Indessen kann der Stifter der Gesellschaft Jesu nicht eigentlich als Fanatiker bezeichnet werden. Dazu fehlte ihm, wie sein Biograph Eberhard Gothein bemerkt, die Verblendung. Ignatius war ein zu guter Menschenkenner, um an die allgemeine Durchsetzung der reinen Religionsidee bei den Menschen zu glauben. Umso mehr erwartete er von der Organisation und Disziplinierung der Seelen; und im Grunde war er eine durchaus politische Natur: die Idee der Macht stand im Mittelpunkte seines Geistes.

Es würde zu weit führen, aus den anderen Gebieten des Fanatismus auch nur wenige Beispiele anzuführen. Der Wahrheitsfanatiker, der hauptsächlich in der Form des rationalistischen Aufklärers vorkommt, will den Gemütsbedürfnissen keinen Einfluß auf das intellektuelle Leben zugestehen. Den Kunstfanatiker wird man meist in der Gestalt des schwächlichen, dekadenten Ästheten finden. Da er selten eine aktive Natur und wenig zu Kampf und Vernichtung geneigt ist, beschränkt sich sein Einfluß auf engere Kreise. Ganz anders der sozialistische und politische Fanatiker, der ja von vornherein das Gemeinschaftsleben umgestalten will. Daß nationalistische Ideen und Rassenbewußtsein sich fanatisch verschärfen können, haben wir in unseren Tagen erlebt. Auch wirtschaftliche Interessen und organisatorische Bestrebungen können mit starrer Einseitigkeit betrieben werden. Wir kennen den Ordnungsfanatiker, der die Ordnung als Selbstzweck, als eine heilige Sache betrachtet und darüber vergißt, daß die Dinge in erster Linie inhaltlichen Zwecken dienen sollen. Der Bibliothekar, dem es peinlich ist, durch Ausleihen von Büchern die schöne Ordnung zu stören, ist ein Beispiel dafür, wo der Fanatismus auf der niedrigsten Stufe angelangt ist und ins Pedantische und Lächerliche umschlägt.

Menschen, die durch Charakter und Temperament zum Fanatismus neigen, können sich im Laufe ihres Lebens sehr verschiedenen, ja entgegengesetzten Ideen mit der gleichen Ausschließlichkeit zuwenden. So wurde Strindberg aus einem fanatischen Atheisten zum fanatischen Gläubigen. Auch Nietzsche hat seine jeweilige Überzeugung immer als absolut geltende verfochten. Daß er selbst sich dessen bewußt war, zeigt eine bemerkenswerte Stelle aus den Entwürfen zur „Morgenröte“: „Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — häßliche Abzeichen, um derentwillen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt ge-

wesen." (W. W. 1909. Bd. XI, S. 407). Und doch war Nietzsche damals, als er dies Bekenntnis über seine frühere Geistesart ablegte, noch viel fanatischer geworden, was er allerdings wohl nicht zugegeben hätte. Anders verhält es sich mit Ibsen. Kein Dichter der Weltliteratur hat so viele Fanatikercharaktere entworfen wie er — ich erinnere nur an Brand, Dr. Stockmann, Gregers Werle — und zu allen hat er selbst Modell gestanden. Aber Ibsen hatte das tragische Geschick, daß er sehr bald die Einseitigkeit der Ideen, die er eben noch auf den Schild erhoben hatte, einsah. „Ibsen stellte Ideale auf und zertrümmerte sie. Immer wieder entdeckte er eine Illusion, die an das Ideal sich heftet. Was ihm eben hoch und heilig gewesen war, verlor vor seinem kritisch scharfen Auge den verklärenden Schimmer" (Oskar Walzel). Ibsen durchschaute eben den Grundirrtum des Fanatismus, daß es unmöglich ist, eine einzelne Idee absolut durchzusetzen; und doch zwang ihn seine geistige Natur, jede neue Idee für absolut wertvoll zu halten. Um den vollen Gegensatz zu einer solchen Auffassung zu haben, vergegenwärtige man sich Dichterpersönlichkeiten wie Shakespeare und Goethe, die, beide von ganz verschiedenen Grundlagen aus, eine Welt dargestellt haben, in der wie in der Wirklichkeit die widerstreitenden Richtungen und Lebensziele ihr Recht behalten.

Im allgemeinen stellt sich der Fanatiker mit starkem Selbstbewußtsein und überheblichem Stolze in Gegensatz zur Masse. Er fühlt sich als Einziger den Vielen gegenüber. Tolstoi spricht es offen aus: „Gewiß bin ich stolz, als Einziger, der endlich die Hand an die Wahrheit gelegt hat." Und bei Ibsen glaubt Dr. Stockmann, daß er allein recht habe, und behauptet von der übrigen Bevölkerung seiner Stadt, daß die eine Hälfte vollständig wahnsinnig sei; und wenn die andere Hälfte den Verstand nicht verloren habe, so käme das nur daher, daß sie keinen zu verlieren habe. Es scheint demnach nur der einzelne Mensch, in scharfer Absonderung von der Menge, Fanatiker sein zu können. Und doch sprechen wir davon, daß auch die Masse von fanatischer Gesinnung erfaßt wird. Nun ist es wohl begreiflich, daß kleinere abgeschlossene Gruppen, die sich einer großen Mehrheit gegenüber sehen, ihre Ideen mit derselben abweisenden Härte durchzufechten suchen wie ein einzelner Mensch. Das Beispiel der Sekten, und nicht nur der religiösen, zeigt das deutlich. Aber auch eine größere Masse kann vom Fanatismus angesteckt werden. Doch überträgt sich dabei hauptsächlich der Haß und der rohe Vernichtungswille, während der aktive Trieb, eine hohe Idee um jeden Preis zu verwirklichen, mehr zurücktritt. Denn so sehr auch der Menge die einfache Logik des Fanatismus einleuchten mag, so ist sie doch wenig gewillt, für die Idee Opfer zu bringen. Dagegen eignet der Massenpsyche dieselbe Unduldsamkeit gegen andere Meinungen und die Herrschaft des Gefühls über den Verstand, wie sie den Fanatiker kennzeichnet. Indes handelt es sich bei der eifernden Menge nur um vorübergehende Erregungszustände. Noch mehr gilt das von dem zeitweilig hervorbrechenden fanatischen Hasse ganzer Völker.

Wenn wir schließlich fragen, welche positive Bedeutung dem Fanatismus in unserem Kulturleben zukommt, so wird man in ihm einen Stachel erblicken dürfen, dessen sich der Geist der Geschichte bedient, um die Menschheit aus dumpfer Gleichgültigkeit und Ideallosigkeit immer wieder aufzuschrecken, einen Stachel, dessen Spitze freilich auch dem persönlichen Träger verderblich werden kann.

Prof. Dr. Michael Birkenbihl, München: Ibsen.

Ibsens Leben läuft in einer Kette von Metamorphosen ab. Schon äußerlich. Aus dem Gymnasiasten wird jählings ein Apothekerlehrling, aus dem Provisor ein fronender Journalist, ein Regisseur und Hausdichter, ein Theaterdirektor und endlich ein freier Grübler über Menschenschicksal und Menschenwollen. Und auch des Umschwungs vom Glück zum Unglück und vom Unglück zum Glück entbehrt das Drama seines Lebens nicht. Als Sohn des angesehenen Handelsherrn von Skien durchlebt er Kinderjahre des Wohlstandes, wo er zur Aristokratie der kleinstädtischen Gesellschaft gehört; dann kommt der Zusammenbruch der Firma und die Deklassierung, die Zeit, wo das Kind auf der Straße steht und die hellen Fensterscheiben der Besitzenden sehnsüchtig von außen betrachtet, darauf Jahre der Not in Grimstad, Tage des Hungers und der Schulden in Christiania, sonnigere Zeiten in Rom und endlich behäbige Wohlhabenheit in Deutschland und der Heimat. Mit diesen sozialen Wandlungen geht der Wechsel der Masken Hand in Hand. Das schöngekleidete Kind des Patriziers tritt als schäbiger Bohémien wieder hinter der Kulisse hervor; „il capellone" nennen ihn die Italiener wegen seines wüsten Schlapphutes und auch sein übriges Äußeres ist noch während des römischen Aufenthaltes nicht sonderlich Vertrauen erweckend. Aber in der Zeit, da „Peer Gynt" und „Der Bund der Jugend" entsteht, geht mit dem Dichter eine auffallende Veränderung vor. Im Sommer 1869 sandte er an Lorenz Dietrichson seine Photographie aus Dresden und schrieb dazu: „Ich weiß nicht, ob du mich von meiner bärtigen Periode her wiedererkennst." Er hatte begonnen, in seinem Wildenmanns-Gesicht aufzuräumen; er rasiert sich jetzt und erscheint in dem zierlichen Backenbart, den man aus den meisten Porträts kennt. Der Schlapphut muß einer gefälligeren Kopfbedeckung weichen und seine Tracht wird so elegant, daß man ihn eher für einen Börsenmagnaten als für einen Schriftsteller halten könnte. Die durchgreifende Verschönerung erstreckt sich sogar auf seine Schrift. Er beginnt seine Handschrift zu pflegen; die liegenden, unsauberen Buchstaben der früheren Zeit verschwinden und steile, schön-

geschriebene Züge, anfangs freilich noch etwas unsicher, treten uns jetzt in seinen Manuskripten entgegen. Die Metamorphose wird noch vervollständigt durch eine gemessene Förmlichkeit und ein reserviertes Verhalten, das an den alternden Goethe erinnert.

Dem Streben nach streng korrektem, bürgerlichem Eindruck entspricht auch ein Wechsel in gewissen politischen Anschauungen. In seiner Christianiaer Frühzeit beteiligt er sich publizistisch und demonstrierend an der Arbeiterbewegung und entgeht nur mit knapper Not der Gefangennahme. Während seines Aufenthaltes in Deutschland aber grüßt er ehrfurchtsvoll jede Hofchaise, es mag nun jemand drin sitzen oder nicht. Dem entspricht auch seine Stellung zur Ordensfrage. Bald nachdem „Peer Gynt" erschienen war, hörte Björnson, man beabsichtige ihn und Ibsen zu Rittern des Olafordens zu machen. Björnson war eine solche Auszeichnung widerlich und er war sofort bereit sie zu verhindern. Ibsen soll sich ihm bei dem Verzicht anschließen, damit die Wirkung auf Hof und Publikum umso kräftiger sei. „Würden wir den Schritt gemeinsam unternehmen," schreibt er an Ibsen, „so würde das eine Demonstration werden und größeren Nutzen bringen, als du nun erkennst; ich bin zuhause gewesen und habe gesehen, wie die Naschsucht nach solchem Kinderzeug im Wachsen ist." Ibsen antwortete sofort voll lebhaftesten Interesses. Er dachte keine Minute daran, den Orden abzulehnen, sein Herz schlug ihm sogar erwartungsvoll entgegen. In einem langen Schreiben sucht er dem Freunde die Berechtigung zur Annahme der königlichen Auszeichnung klarzumachen und schließt: „Sollte er kommen — dann nicht viel Aufhebens davon!" Und er nimmt nun einen Orden um den anderen an. Bei der Eröffnungsvorstellung des Nationaltheaters trat der starke Gegensatz in der Bewertung fürstlicher Anerkennungen besonders hervor. Ibsen saß da mit Björnson auf seinem Ehrenplatz; aber während Björnson in seiner schlichten Eleganz fast wie ein Amerikaner wirkte und notgedrungen ein einziges Ordensband im Knopfloch befestigt hatte, war Ibsen wie ein Weihnachtsbaum von Kopf bis zu Fuß so mit Orden behängt, daß er bei jeder Bewegung klingelte. Daß ihn der Herzog von Sachsen-Meiningen „mit dem Ritterkreuz des Sächsisch-Ernestinischen Hausordens erster Klasse dekorierte," meldet er sowohl seinem Freunde Ludwig Josephson, wie seinem Verleger Frederik Hegel. Man sieht, welche Bedeutung er diesem winzigen Ereignis beilegte. Für alles, was von einem Hofe an ihn kam, zeigte der radikale Gesellschaftsanarchist der Dramen im wirklichen Leben die ehrerbietigste Dankbarkeit. Als ihm König Oskar II. zu seinem 70. Geburtstag mit ein paar ganz bedeutungslosen Zeilen gratuliert, packt er sofort seinen Koffer und reist nach Stockholm, um persönlich seinen Dank für diese unerhörte Gnade auszusprechen. Seine Hoftreue mag manchmal nur Maske gewesen sein, aber es ist doch auch möglich, daß sie aus seelischen Entwicklungen hervorging, die mit seiner wechselnden sozialen Stellung in Zusammenhang standen. Schon den Knaben hatte es tief geschmerzt, daß er der Sohn

eines Degradierten sei und in Christiania, wo sich die gute Gesellschaft von ihm fernhielt, war er verbittert über die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der man ihn behandelte. Auch er mag sich, wie Peer Gynt, wie ein heimlicher Kaiser vorgekommen sein und von Zeiten geträumt haben, wo seine Verächter sich huldigend vor ihm beugen mußten. Als nun die Kaiserzeit für ihn allen sichtbar gekommen, veränderte er sein Äußeres und freute sich innerlich, daß die Mächtigen der Erde ihm huldigten, dem „verkrachten Theaterdirektor von Möllergaten", wie ihn das spottlustige Volk von Christiania gerne nannte. Immer häufiger scheint es nun vorgekommen zu sein, daß er die höfische Maske mit seiner wahren Gesinnung verwechselte. Für sein bürgerliches Prestige fordert er daneben unbedingten Respekt und duldet nicht den leisesten Scherz über seinen Ordenssegen. Auch in seinen Briefen tritt uns nie eine abfällige Bemerkung über das Ordenswesen entgegen.

Der Dissonanz Linksliberalismus-Hofgesinnung entspricht ergänzend das atheistisch-klerikale Paradoxon. Tiefer noch als vor besetzten und unbesetzten Hofchaisen zieht Ibsen den Hut vor jedem ihm begegnenden Geistlichen; vor dem katholischen wie dem protestantischen. Namentlich in München grüßt der entschiedene Freigeist der Dramen die vorübergehenden katholischen Priester mit solchem Respekt, daß sie oft verwirrt in größter Hast dem unbekannten Verehrer im Zylinder danken.

Auch sein Verhältnis zu Björnson bewegt sich bekanntlich nicht in einer geraden Linie. Und doch hat ihm Björnson den wichtigsten Dienst geleistet, den ihm ein Mensch tat: er bringt ihn, als sein „Brand" vollendet ist, in den größten Verlag des Nordens, die Gyldendalsche Buchhandlung in Kopenhagen, deren Chef Frederik Hegel war. Das bedeutet für die ganze geistige und materielle Existenz Ibsens einen enormen Umschwung. Von jetzt an ist er erst ein freier Schriftsteller, unabhängig von der Sorge ums Brot. Sein Eintritt in den Kreis der Mitarbeiter Hegels kommt einer festen, gutrentierenden Anstellung gleich. Und Ibsen verstand es, seinen Verleger in seine Dienste einzuspannen. Hegel mußte ihm nicht nur immer wieder mit ansehnlichen Vorschüssen dienen, sondern ihm auch Bankier und Vermögensverwalter sein. Anläßlich des 100. Geburtstages der Firma hat Ibsen in seinem Glückwunschschreiben ganz richtig anerkannt, was der Gyldendalsche Verlag für ihn bedeutete. Er schreibt: „Es war ein Wendepunkt in meinem Schriftstellerdasein wie in meinen Lebensverhältnissen, als ich mit Ihnen und Ihrem Verlage in Verbindung trat. Meine Einführung in Dänemark, die Sie bewirkt haben, hat auf die Stimmung in Norwegen zurückgewirkt und in wesentlichem Maße dazu beigetragen, mir festen Grund und Boden unter den Füßen zu schaffen, was besonders für einen Schriftsteller wie ich notwendig ist, der seiner ganzen Richtung nach so manches wagen muß." In dem Augenblick dieser glücklichen Versorgung schließt Ibsen der Welt gegenüber seine Türe zu. Mit dem strengen Einsiedlergeiste eines Meunier und

Flaubert verbannt er sich freiwillig in seine Werkstätte, nur noch seinen Gestalten und Problemen lebend. Und immer tiefer gräbt er nach den Wurzeln menschlichen Seins, immer größere Aufgaben stellt er sich als Künstler. Unbarmherzig hetzt er seine Schemen von Situation zu Situation, bis sie die geheimste Falte des Herzens vor ihm enthüllt haben. Konzentration, strengste Beschränkung auf seine Lebensaufgabe ist ihm heiligstes Gesetz des Daseins. Wie Menzel fortwährend, auch im dichtesten Berliner Straßengewühl, zeichnet, so beobachtet der Menschengestalter unablässig mit dem scharfen, geübten Auge des Naturforschers.

Peripetien, äußere und innere, charakterisieren ferner sein Verhältnis zu seinem Vaterlande Norwegen. Obwohl Ibsen kein norwegisches Blut in seinen Adern trug, war er doch im Kern seines Wesens mit Norwegen zeitlebens aufs innigste verbunden. Die Schar derjenigen Künstler vermehrend, die mit einem bitteren „Ingrata patria“ in der Fremde lebenswürdigere Bedingungen suchten, hatte Ibsen als 36 jähriger (1864) seine Flucht ins Ausland unternommen.

Was hatte ihn aus der Heimat vertrieben? Vor allem die spießbürgerliche Enge der norwegischen Gesellschaft. „Kleinliche nordische Krähwinkel“ nennt er in einem Briefe an Frederik Hegel die Städte seines Vaterlandes und Björnson gegenüber spricht er von „Seelen im Taschenformat“. Es muß eine bedrückende, dumpfe Luft auf diesen norwegischen Städten des mittleren neunzehnten Jahrhunderts gelastet haben, ein Geist der Bigotterie, der Heuchelei und Verleumdungssucht, der sich dem Dichter wie ein Erzring um die Seele legte. In einem Briefe an seine Schwiegermutter Magdalena Thoresen preist er die Flucht ins Ausland deshalb als die wichtigste Befreiung seines Lebens. „Das war für mich das Entscheidende und Bedeutungsvolle, daß ich hinreichend Distanz gewann zu unseren eigenen Verhältnissen, um die Hohlheit hinter diesen selbstgeschaffenen Lügen unseres sogenannten öffentlichen Lebens und die Jämmerlichkeit dieser ganzen persönlichen Phrasendrescherei zu sehen . . .“ Noch schärfer urteilt er in einem späteren Briefe an die gleiche Adressatin: „Ich mußte heraus aus der Schweinerei da oben, um einigermaßen sauber zu werden.“ Dieses „da oben“ zieht sich durch alle Äußerungen des Verbannten über die Heimat und es hat immer die Bedeutung „bei diesen Krämern und Pharisäern.“ „Wenn ich daran denke, wie träg und schwer und stumpf das Verständnis in der Heimat ist, wenn ich das niedere Niveau ins Auge fasse, auf dem die ganze Anschauungsweise steht, so kommt tiefer Mißmut über mich und manchmal ist mir, als könnte ich mit meiner literarischen Tätigkeit ebensogut gleich Schluß machen. Bei uns zuhause braucht man eigentlich keine Werke der Dichter: man behilft sich geradesogut mit der „Storthingszeitung“ und der „Lutherischen Wochenschrift“. Und dann hat man ja auch die Parteiblätter.“ Die grausame Ironie dieser an Georg Brandes gerichteten Worte führt auf einen weiteren Grund seines Heimatgrolles: den Mangel an Resonanz. Wenn das Wort „Nihil propheta in patria“ eine internationale Bedeutung hat, so scheint es doch für die Länder des skandina-

vischen Nordens im abgelaufenen Jahrhundert noch eine spezielle Richtigkeit gehabt zu haben. Denn was Ibsen über Norwegen klagt, das rügt ziemlich gleichzeitig blutenden Herzens H. Chr. Andersen an Dänemark. Als ihn in Italien wieder einmal eine gehässige dänische Kritik niederschmetternd erreicht, entringen sich ihm die bitteren Worte: „Der Dichter ist tot; sollte noch etwas Leben in ihm sein, wenn er nach dem Norden kommt, so werden sie dort schon damit fertig werden. Ich kenne meine Leute.“ Auch Ibsen kannte seine Leute. Als Sechzigjähriger versichert er Georg Brandes, seinem allzeit treuen Bannerträger: „In Norwegen mich allen Ernstes niederzulassen, das wäre mir ganz unmöglich. Nirgends würde ich mir heimatloser vorkommen, als da oben.“ Der ganze Grimm dieser Kampfnatur flammt aber auf, wenn er der reaktionären Presse seines Vaterlandes gedenkt. „Ein Glück ist es,“ schreibt er in blutigem Sarkasmus an seine Schwiegermutter, „daß unsere Presse auf solchem Niveau steht, daß kein anständiger Mensch sie anpacken kann, ohne Handschuhe anzuziehen . . . Für mich unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß da oben den Leuten, die Geist und Gefühl haben, ohne Ausnahme eigentlich nichts anderes übrig bleibt, als sich wie das angeschossene Tier in die Einsamkeit und Stille zu schleppen, um zu sterben.“ Angriffe der Presse gegen den revolutionären Geist seiner Dramen lösen eine solche Wut in ihm aus, daß er seinem ganzen Volke erbarmungslose Rache schwört. „Bin ich kein Dichter“, schreibt er am 9. Dezember 1867 aus Rom an Björnson, „so habe ich nichts zu verlieren. Ich werde es als Photograph versuchen. Meine Zeitgenossen da oben werde ich mir einzeln, Mann für Mann, vornehmen, wie ich es mit den Sprachstreblern getan habe. Ich werde nicht das Kind im Mutterleib, werde den Gedanken oder die Stimmung hinter dem Wort bei keiner Menschenseele schonen, welche die Ehre verdient, nicht übergangen zu werden.“

Und nun kommt das Tragische in diesem Heimathaß, die tiefe Liebe zu diesem gelästerten und gemiedenen Volke, die den letzten Grund all seines Ringens und Leidens ausmacht. Licht zu bringen der Heimat, sie herauszuheben aus ihrer Versumpfung und Rückständigkeit, sie für den Fortschritt Europas reifen zu lassen, ist das letzte Ziel dieses arbeitsreichen Lebens. „Nicht um ein sorgenfreies Auskommen kämpfe ich hier, sondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube und weiß, Gott mir auferlegt hat: — das Lebenswerk, das mir als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es zu lehren, groß zu denken.“ Das herrliche Bekenntnis steht in dem Brief an König Karl vom 15. April 1866. Es gibt Menschen, die sich nur aus der Ferne lieben können, die bei jeder persönlichen Begegnung aber sofort in hellen Zwiespalt geraten. So war es lange Jahre zwischen Ibsen und seinen Norwegern. Zweimal in den 27 Jahren seiner Landflucht macht der Dichter kurzen Besuch in der Heimat, 1874 und 1885. Jedesmal sieht es aus, als ob sich sein Verhältnis zu ihr bessern wolle, aber jedesmal endet die Annäherung mit

einem schrillen Mißklang und noch tieferer Abneigung. 1874 bereiteten ihm die Studenten durch einen Fackelzug eine imposante Huldigung. In der Ansprache an sie beichtete Ibsen über seine Sehnsucht nach warmer, tiefer Liebe in den Herzen seiner Volksgenossen. In der Huldigung der Studenten schien sich nun diese Liebe zu manifestieren und es sah aus, als ob Ibsen wirklich im Innersten gerührt sei. „Nun sind Norwegens Studenten her zu mir gekommen an diesem Abend und haben mir erwidert in Wort und Lied, haben mir eine Antwort gegeben, so voll aus dem Herzen, wie ich früher nie erwartet hatte, daß ich sie je bekommen könnte. Diese Erwiderung will ich mit mir nehmen als den reichsten Ertrag meines Besuches bei den Landsleuten in der Heimat, und das ist meine Hoffnung und mein Glaube, daß, was ich heute abend erlebe, ein Erlebnis ist, das einmal seine Spiegelung in einer künftigen Dichtung finden wird. Und geschieht das, sende ich einmal ein solches Buch heim, dann bitte ich, daß die Studenten es entgegennehmen als einen Handschlag und einen Dank für diese Ovation; ich bitte Sie es hinzunehmen als eine Dichtung, an der Sie mitbeteiligt sind."

Ibsen hielt Wort. Er sandte wirklich das versprochene Buch mit einer hübschen Widmung an den Vorstand der Studentengesellschaft. Das Buch aber war ein Faustschlag ins Angesicht des norwegischen Volkes, das Drama „Die Stützen der Gesellschaft". Was Ibsen auf jener Fahrt durch die Heimat 1874 wirklich innerlich erlebte, das hat er 1884 Björnson erzählt mit den Worten: „Als ich vor 10 Jahren den Fjord hinauffuhr, da fühlte ich, wie sich mir die Brust in Beklemmung und Unbehagen buchstäblich zusammenschnürte. Dieselbe Empfindung habe ich während meines ganzen Aufenthaltes da oben gehabt: ich war nicht mehr ich selbst unter all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten."

Wie 1874 den Studenten, so schüttet er beim zweiten Besuch in der Heimat den Arbeitern in Trondheim sein Herz aus. „Nach elfjähriger Abwesenheit komme ich auf acht Tage nach Norwegen. In diesen acht Tagen habe ich mehr Lebensfreude gefühlt als in all den elf Jahren draußen. Ich habe ungeheure Fortschritte auf den meisten Gebieten angetroffen und ich habe gesehen, daß das Volk, mit dem ich durch die engsten Bande verknüpft bin, dem übrigen Europa bedeutend nähergerückt ist als vorher." So freundlich die Beziehungen zur Heimat sich in diesen Stunden zu gestalten schienen, so feindlich endeten sie. Vor seiner Abreise geriet Ibsen noch in Streit mit seinem alten Freunde Lorenz Dietrichson und seine Erbitterung gegen Christiania, die nur geschlafen hatte, aber nicht erloschen war, brach jetzt eruptiv hervor: „Niemals habe ich mich dem Tun und Treiben meiner norwegischen Landsleute gegenüber mehr fremd gefühlt, als nach den Lektionen, die mir das letzte Jahr gegeben hat. Niemals mehr abgestoßen. Niemals mehr unbehaglich berührt."

Im Sommer 1891 wird das „ganz Unmögliche" Wirklichkeit. Ibsen zieht

nach Christiania, um es bis zu seinem Tode nicht mehr zu verlassen. Was ihn dazu veranlaßte, war nicht die Sehnsucht, im Schoße seines Volkes den Rest seiner Tage zu verbringen. Wohl war sein Verhältnis zu seinen Norwegern insofern ein besseres geworden, als er für sein Werk von Jahr zu Jahr „da oben" mehr Verständnis fand. Das beweisen neben den Bühnenerfolgen die wachsenden Auflagenzahlen seiner Dramenbücher. Am 15. März 1866 erschien als erste Publikation des Gyldendalschen Verlags „Brand" in einer Auflage von 1250 Exemplaren. Die „Gedichte" konnten 1871 schon in einer Erstausgabe von 4000 Exemplaren in die Öffentlichkeit treten, der „Volksfeind" im November 1882 mit 10 000 Exemplaren, „Klein Eyolf" brachte es im Laufe eines Monats auf 13 250 Exemplare und von „John Gabriel Borkmann" konnte der Verlag gleich 15 000 Bände ins Volk werfen. Innigere Beziehungen zu seiner Nation ergaben sich aber trotz alledem auch nach seiner Rückkehr nicht. Das Leben in Norwegen war und blieb für Ibsen ein freudloses. Es zeigt sich wieder, daß der Mann, der ein so starker Lebensschilderer, kein Lebenskünstler war. Ihm gelang es nie, in seine Lebensweise jene Harmonie zu bringen, auf der die Schönheit des Daseins beruht, die glückliche Mischung von Arbeit und Genuß, Einsamkeit und Geselligkeit. Sein Biograph Gerhard Gran, dessen neueste Forschungen in dieser Studie Verwendung fanden, macht die feine Bemerkung, daß er dort in der Arbinegade nur „logierte", nicht wohnte, und fährt dann fort: „Nie wurden diese Zimmer zu einem Heim; sie wirkten kalt und unwohnlich, ohne Spur einer bürgerlichen Behaglichkeit oder Intimität, ohne eine persönliche Note oder charakteristischen Geschmack. Das einzige Zimmer, das einigermaßen menschenwürdig war, war sein Arbeitszimmer; hier hielt er sich auch meistens auf." Über seinem Schreibtisch hing Strindberg, ausgezeichnet porträtiert von Christian Krohg. Als Ibsen bemerkte, wie die Blicke seines Biographen auf dem Bilde ruhten, sagte er: „Ja, da hängt das Bild, aber nicht weil ich ein Freund Strindbergs bin, ich bin ein Feind von ihm. Es hängt auch nicht da, weil ich etwa ein Freund Krohgs bin; ich kenne ihn fast nicht. Aber ich kann keine Zeile schreiben, ohne daß der tolle Kerl über mir hängt und mich mit seinen verrückten Augen anstarrt."

In seinen Lebensgewohnheiten tritt dasselbe Prinzip wieder hervor, das auch im Ausland sein Leben beherrscht hatte: die Arbeit. Ibsen ist der größte Arbeiter der Weltliteratur. Er schlägt Zola und Balzac. Für sie gab es doch täglich Stunden, wo die Arbeit ruhte, wo sie der Erholung, ihren Freunden gehörten. Für Ibsen nicht. Er war wie ein Vulkan, der ununterbrochen im Innern tätig ist. Er arbeitete nicht nur an seinem Schreibtisch, sondern auch auf der Straße, im Café, wo er ging und stand. In den Stunden, wo er ein neues Werk begann, brauchte er die tiefste Stille; im Augenblick der Konzeption konnte ein Lufthauch die feinen Fäden des neuen Gewebes ihm zerstören. Ein Geschäftsbrief oder ein Besuch, den er nicht unterlassen durfte, wirkte zertrümmernd wie ein Steinwurf auf sein zartes Gebilde. Für seine rastlose Tätigkeit gibt John

Paulsen in seinen Erinnerungen ein charakteristisches Beispiel aus seinem Münchener Aufenthalt. Er erzählt in der Festschrift zum 70. Geburtstag des Meisters: „Ibsen besuchte täglich, pünktlich auf den Glockenschlag, das Café Maximilian, wie er jetzt hierort das Grand-Café besucht, und sein reservierter Platz war eine heilige Stätte, der sich kein Profaner zu nahen wagte. Ein deutscher Schriftsteller, der Ibsen vorgestellt worden war, mißbrauchte diese Bekanntschaft dazu, den Dichter im Café aufzusuchen und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Ibsen war zu gutmütig, um ihn wegzuweisen, aber er beklagte sich mir gegenüber über die Zudringlichkeit des Literaten. „Der Mann glaubt, ich sitze hier im Café, um mein Glas Bier zu trinken; in Wirklichkeit aber arbeite und dichte ich hier im Schweiße meines Angesichtes. Ich sehe, wie meine Figuren sich runden, ich sehe sie von vorne und von hinten." Ein andermal, als sich das Gespräch auf einen Schriftsteller lenkte, der immer an Mittagsgesellschaften teilnahm, in denen er sich feiern ließ, sagte Ibsen: „Wie ist es möglich, daß dem Manne noch Zeit bleibt, sich zu konzentrieren und etwas Wertvolles zu schaffen. Ich verstehe das nicht." Auch in Christiania bleiben die täglichen Kaffeehausbesuche der einzige Luxus, den er sich erlaubt: Genau zur festgesetzten Stunde geht er mit seinen kleinen, trippelnden Schritten ins Grand Hotel, wo man ihn als eine Attraktion des Hauses behandelt. Da stand immer sein Stammstuhl bereit, dessen Lehne eine silberne Platte mit dem eingravierten Namen des Dichters trug. Eine oder zwei Stunden saß er dann da, las seine Zeitungen, genoß seine Getränke, sprach aber, obwohl er der Gegenstand der allgemeinen Neugier war, selten mit jemand. Nie war er Gesellschaftsmensch. Selbst in Rom, wo die Fremde die Skandinavier veranlaßte sich zusammenzuscharen, hielt er sich abseits. Dagegen verschmähte er es nicht, sich mit einfachen Leuten aus dem Volke zu unterhalten. Holberg äußerte sich einmal, er sei nie von einer Unterredung mit Bauern weggegangen, ohne etwas gelernt zu haben. In gleicher Weise dachte Ibsen über den Verkehr mit Handwerkern und Arbeitern. So unwirsch er Gebildete abweisen konnte, so freundlich kam er dem vierten Stande entgegen. Paulsen erzählt, daß sich Ibsen in Berchtesgaden eines Tages so fachkundig mit einem Schuhmacher über die Geheimnisse seiner Kunst unterhielt, daß dieser beim Abschied den Dichter ehrfurchtsvoll grüßte, weil er ihn für einen großen Kollegen hielt.

Es ist begreiflich, daß das eintönige Leben der Arbeit der Seele des Dichters nicht jenes Glück geben konnte, dessen sie bedurfte. Und so waren es im ganzen recht kalte, sonnenarme Jahre, mit denen Ibsen sein Leben abschloß. Auch das Theater freute ihn nicht mehr; nicht einmal die Aufführung seiner eigenen Stücke. Am Tage nach der Premiere seines letzten Werkes „Wenn wir Toten erwachen" traf er auf der Straße Gunnar Heiberg und fragte ihn: „Nun, wie gefällt Ihnen das Stück?" „Offen gestanden, ich bin nicht ganz befriedigt, Herr Doktor!" „Ach nein, Sie sind nun immer so difficil in diesen Dingen. Was haben Sie

übrigens hauptsächlich gegen mein Stück einzuwenden?" „Ja, das ist nun vor allem das, daß Sie den Schauspielern weißgemacht haben, daß Irene nur 27 Jahre alt ist; aber sie muß doch entschieden über vierzig sein." „Na, freilich, Sie verstehen das wieder viel besser als ich, das kann ich mir denken," antwortete Ibsen und trippelte verärgert davon. Aber schon am nächsten Tag erhielt Heiberg einen Brief vom Dichter, in dem stand: „Herr Heiberg, Sie hatten recht und ich war im Unrecht. Ich habe in meinen Papieren nachgesehen; Irene ist wirklich über 40 Jahre alt."

Die Sehnsucht nach der nordischen Natur, insbesondere nach dem Meere, hatte Ibsen trotz heftiger innerer Widerstände heimgeführt. Und auch jetzt in den trüben Tagen des eintönigen Stadtlebens erscheint die Natur dem Greise als der einzige Quell noch möglicher Freude. „Können Sie erraten," schreibt er 1897 an Brandes, „was meine Träume ausfüllt, worüber ich Pläne mache und was ich mir als etwas Herrliches ausmale? Das ist, mich seitwärts an den Öresund zu schlagen, zwischen Kopenhagen und Helsingör, an eine freie, offene Stätte, wo ich sehen kann, wie die Segelschiffe aus weiter Ferne kommen und in weite Fernen gehen. Das kann ich hier nicht. Hier sind alle Sunde zu — in jedem Sinne des Wortes — und alle Kanäle verstopft." Und dann kommt die ergreifende Klage, daß einer, der solange der Heimat fern war, keine Heimat mehr hat; namentlich wenn er in einer höheren, freieren Kultur draußen gelebt hat.

Als der Dichter die Tragödie vom Bildhauer Rubek einen Epilog nannte, da wußte er noch nicht, daß sie der Schlußstein seines geistigen Lebens sein sollte. Er dachte sie nur als Abschluß einer Serie von Dramen, die mit „Baumeister Solneß" begonnen hatte. Aber nach dem Erscheinen des Stückes ging es mit seinen Kräften rapid abwärts. Die Arterienverkalkung äußerte sich immer beängstigender. Am 15. März 1900 erlitt er den ersten Schlaganfall; weitere folgten. Lähmungen der Frontalpartien des Kopfes, der Arme und Beine stellten sich ein, Sprachstörungen, Gedächtnisschwäche, Halluzinationen und richtige Geistesstörungen. Das Schreiben machte ihm Mühe. Sein Interesse für Politik und Theater hielt sich bis zuletzt. Auch sein pedantischer Ordnungssinn. Am Abend des 22. Mai 1906 verfiel er in eine tiefe Lethargie. Am nächsten Tage, nachmittags um 1/2 3 Uhr hörten seine Atemzüge auf. Wie um Goethes letzte Worte bildete sich auch um den sterbenden Ibsen eine charakterisierende Legende. Im Augenblick des Todes soll sich der große Verneiner erhoben und ein kräftiges „Nein" gerufen haben. Die tiefe Bewußtlosigkeit der letzten Stunden schloß eine solche Handlung in Wirklichkeit völlig aus.

Dr. jur. Emil Erich Hölscher:*) Probleme der Textilwirtschaft.

Es ist müßig, darüber zu sprechen, daß die deutsche Wirtschaft, Industrie wie Handel, durch den Krieg zusammengebrochen ist. Um so notwendiger aber ist es, um die Wege für den Wiederaufbau zu finden, die Ursachen des Zusammenbruchs zu erkennen und zu prüfen, ob nicht die seit Kriegsausbruch gegangenen und jetzt weiter verfolgten Wirtschaftsmethoden hemmungslos zum gänzlichen und unheilbaren Verfall führen müssen. Gewiß ist zuzugeben, daß an den heutigen, sich von Tag zu Tag verschlimmernden Zuständen die dauernd wachsende Arbeitsunlust der Angestellten und Arbeiter zum Teil Schuld trägt. Aber dem Verfasser will scheinen, daß dieser bei dem arbeits- und schaffensfrohen Charakter des deutschen Volkes widersinnige Krankheitszustand innere Gründe hat, die auf verfehlte wirtschaftspolitische Maßnahmen ebenso der früheren wie der jetzigen Machthaber zurückzuführen sind, und die erst vollständig umgestoßen werden müssen, damit alsdann eine Wiedergesundung eintreten kann. Endlich aber: dieser Schnitt muß sofort vorgenommen werden, sonst treiben wir rettungslos dem alles zerstörenden Bolschewismus entgegen. Zum Dilettieren und Probieren ist jetzt keine Zeit mehr, sondern nur zum Handeln.

Vielleicht am bedenklichsten sind heute die Verhältnisse in der Textilindustrie in ihrem weitesten Umfange. Die deutsche Textilwirtschaft war schon vor dem Kriege nicht gesund. Dies liegt einerseits daran, daß sie in den Rohstoffen — auch den im Inlande erzeugbaren — vollständig vom Auslande abhängig geworden war, andererseits, daß die Fertigprodukte zum erheblichen Teil für den Export gearbeitet werden mußten, um die Werke rentabel zu erhalten, daß aber die Exportländer von Jahr zu Jahr mehr sich auf Unabhängigkeit vom deutschen Markte einstellten. Man konnte infolgedessen, besonders in der Baumwollindustrie, schon vor dem Kriege einen starken Rückgang der Konjunktur beobachten. Außerdem trugen Zoll- und Lohnverhältnisse gegenüber den Nachbarländern, vor allem gegenüber Österreich, dazu bei, die Wirtschaftslage zu erschweren.

Diese schon im Frieden bestandenen Schwierigkeiten wurden durch den Kriegsausbruch ins Ungemessene gesteigert dadurch, daß die Rohstoffzufuhren ziemlich bald vollständig aufhörten, dagegen der Bedarf fast unbegrenzt stieg. Auch die glücklicherweise bei Kriegsausbruch im Inlande vorhandenen, nicht unbedeutenden Läger an Textilrohstoffen und die erheblichen Beuten in den besetzten Gebieten

*) Anm. der Redaktion. Der Verfasser tritt vom 1. Juli ab in die Redaktion und übernimmt den volkswirtschaftlichen Teil von „Nord und Süd". Ludwig Stein.

reichten bei weitem nicht aus, diesen gesteigerten Inlandsbedarf zu befriedigen. Zweifellos hat hier die anfänglich weitsichtige Politik der Kriegsrohstoffabteilung mit der Streckung der vorhandenen Bestände und mit der Schaffung von Ersatzmitteln segensreich gewirkt. Aber diese Politik hat mit Fortschreiten des Krieges den Verfall nicht aufhalten können, und zwar für die Textilindustrie vor allem durch die für andere Kriegsindustrien getroffenen Maßnahmen. Die Idee, Deutschland als eine belagerte Festung nach den für eine solche zweckmäßigen Maßnahmen zu bewirtschaften, war an sich richtig, aber die gewählten Maßnahmen waren letzten Endes falsch, vor allem, nachdem das sogenannte Hindenburgprogramm durchgeführt wurde, das nur darauf ausging, die Produktion zu steigern, ungeachtet der Folgen für das sonstige Wirtschaftsleben, besonders für die Löhne. Die in den spezifischen Kriegsindustrien, besonders in der Munitionsindustrie gezahlten exorbitant hohen Löhne, die dort allenfalls verantwortet werden konnten, wirkten automatisch auf die übrige Industrie zurück, vor allem natürlich auch auf die schon vorher kranke Textilindustrie, und schufen eine Preisgrundlage für die Fertigprodukte, die von Monat zu Monat unerträglicher wurde und wie eine Schraube ohne Ende zu immer höheren Lohnforderungen führen mußte. Noch Gröner sah die durch diese Politik unrettbar kommende Katastrophe voraus. Als er aber abgehen mußte, wurde die wirtschaftsfeindliche, produzentenfreundliche Politik hemmungslos. Nicht „niedrigere Preise", sondern „höhere Löhne" wurde und blieb die Losung. Die Schraube, welche bis dahin zu immer steigernder Teuerung führte, drehte sich unentwegt weiter. Die Folge davon war, daß die Lage des Arbeiters und Angestellten, vor allem des Beamten, trotz unsinniger Lohnerhöhungen immer trostloser wurde. Und diese Lage mußte in den Industrien, die von vornherein an den Kriegswirkungen krankten, besonders in der Textilindustrie, zu katastrophalen Wirkungen führen. Denn mit den immer steigenden Lohnerhöhungen mußte sich automatisch der Preis des Fertigproduktes verteuern, also in der Textilindustrie gerade das, was das Volk neben den Lebensmitteln am dringendsten benötigte, die Bekleidung. Je knapper die Ware wurde und je straffer die Kriegsorganisation die immer geringer werdenden Bestände zusammenfaßte, desto schwindelnder wurden die Preise. Die Folge war, daß eine Zentralversorgung, vor allem für die minderbemittelte Bevölkerung, eingerichtet werden mußte, neben der aber in immer wachsendem Umfange ein illegaler Handel Platz griff, dessen unverantwortliche Preise allmählich immer mehr zu Richtpreisen für den legalen Handel wurden. Man versuchte Abhilfe zu schaffen durch eine Unzahl von Verordnungen, Bekanntmachungen, Gesetzen und dergleichen, die aber mit fortschreitender Zeit immer mehr zu bloßen Quälereien für den anständigen Geschäftsmann wurden, während der Schieber Mittel und Wege fand, durch die weitmaschigen Netze der Gesetzesbestimmungen durchzuschlüpfen.

Wer offenen Auges die Verhältnisse während des Krieges übersah, mußte ganz klar den Zeitpunkt kommen sehen, an welchem diese Wirtschaft zusammen-

brechen mußte. Denn es war ausgeschlossen, daß die Löhne und Gehälter immer weiter gesteigert wurden, daß gleichzeitig die Bedürfnisgegenstände dessen ungeachtet unverhältnismäßig und sprunghaft im Preise stiegen, während die Einkommensverhältnisse der Festbesoldeten und Kriegsangehörigen nur gering oder garnicht nachfolgten. Dieser Augenblick des Zusammenbruchs ist mit der Revolution eingetreten, als die Kriegslieferungen plötzlich aufhörten und damit die Industrie die dauernde Befruchtung mit flüssigen Mitteln verlor. Aber es ist, retrospektiv betrachtet, fast tragikomisch, zu sehen, mit welchen Mitteln man geglaubt hat, diese zusammenbrechende Wirtschaft wieder ins rechte Gleis bringen zu können. Das Zauberwort hieß: Übergangswirtschaft! Man wird vergeblich in irgendeinem der ungezählten Schriftstücke, die hierüber verfaßt worden sind, einen großen Gedanken suchen, der einmal klar ausgesprochen hätte, wohin eigentlich der Übergang führen sollte. Zumeist hat man geglaubt, daß es nur behördlicher Maßnahmen bedürfte, um die durch den Krieg verschobene Wirtschaft wieder in die alten Bahnen zurückzubringen, während nur die wenigsten Wirtschaftspolitiker sich darüber klar geworden sind, daß dieser Krieg unsere Wirtschaft so vollständig umgewandelt hat, daß eine Rückkehr zu den alten Verhältnissen überhaupt ausgeschlossen ist. Infolgedessen sind auch die Ideen und Maßnahmen vollständig abwegig, die darauf hinzielen, die deutsche Wirtschaft wieder auf die Bahn zurückzuführen, auf der sie sich befunden hat, als der Krieg ausbrach. Man muß sich darüber klar sein und kann das gar nicht deutlich genug aussprechen, daß mit diesem Kriege ein Schnitt in unsere Wirtschaft gemacht worden ist, der niemals wieder eine Rückkehr zu den alten Zuständen ermöglicht. Es mag dabei ganz dahingestellt bleiben, auf welche Wirtschaftsform wir hinauskommen. Dafür heute Prognosen zu stellen, ist müßig, da sich unser ganzes politisches und wirtschaftliches Leben im Zustande fieberhafter Krankheit befindet. Aber über eins müssen wir uns klar sein: daß die Fehler, die im Kriege gemacht worden sind, nämlich die Grundlagen unseres Wirtschaftslebens ungesund zu machen, nicht fortgesetzt werden dürfen. Und diese Fehler sind dadurch gemacht worden, daß die Preise für die Bedürfnisgegenstände des Volkes auf eine Höhe gebracht worden sind, die nicht mehr erträglich ist und vor allem nicht mehr weiter gesteigert werden kann. Man beschwert sich über unangemessene Lohnforderungen der Angestellten und Arbeiter, wirft ihnen vor, auf diese Weise auch noch den letzten Rest der deutschen Wirtschaft mutwillig zu zerstören, und verkennt, daß diese Forderungen nur die notwendige Konsequenz der geltenden Wirtschaftspolitik sind. Es ist nicht möglich — um ein Beispiel des heutigen Tages zu wählen — zu verlangen, daß ein Bankbeamter wie ein Prinz gekleidet geht, wenn sein gesamtes Einkommen gerade auslangt, um damit seine und seiner Familie Bekleidung zu bestreiten. Unwirtschaftlich geschulte Köpfe denken, mit dauernden Lohnerhöhungen dem Problem beikommen zu können, und verkennen, daß dieses nur damit gelöst werden könnte, daß die Preise für die Bedürfnisgegenstände wieder auf eine gesunde Grundlage gebracht werden, damit daraufhin auch wieder ein Abbau der

ungesunden Löhne und Gehälter allmählich begonnen werden kann. Bringen wir das nicht fertig, dann ist es ausgeschlossen, unsere deutsche Wirtschaft jemals wieder zur Gesundung zu führen. Die Tatsachen, daß bestfundierte Werke, wie die Zechen im Ruhrgebiete und in Oberschlesien, binnen wenig Monaten infolge der Lohnsteigerungen zum Bankerott gekommen sind, reden eine Sprache, die eindringlich genug die Katastrophe, in der wir stehen, vor Augen führt.

Vergeblich sucht man aber bisher Ansätze, dem Problem der Wiedergesundung durch Lohnabbau näherzukommen. Im Gegenteil: als die Revolution im November 1918 ausbrach, haben die nachdenklichen Teile des Volkes erwartungsvoll aufgeatmet und gehofft, daß nunmehr mit dem im Kriege zusammengebrochenen System endgültig aufgeräumt würde. Es wäre damals zunächst ganz gleichgültig gewesen, was an die Stelle gesetzt worden wäre, ob sozialistische Zwangswirtschaft krassester Observanz, ob Privatwirtschaft ohne jeden Zwang, — nur mit dem bisherigen System der unaufhörlichen Verteuerung der notwendigen Lebensbedürfnisse, der darauf beruhenden endlosen Lohnforderungen und endlich der zur Durchführung einer sich als unhaltbar erwiesenen Wirtschaftsform erlassenen unerfüllbaren Kriegsverordnungen mußte aufgeräumt werden, und es mußte endlich die Möglichkeit eröffnet werden, daß wieder die Aussicht auf eine Gesundung einträte. Stattdessen hat sich nichts von diesen Hoffnungen erfüllt. Dieselbe pseudosozialistische Zwangswirtschaft des Krieges wird unter dem Namen der sogenannten Übergangswirtschaft fortgesetzt. Weder den Sozialisten, noch den Anhängern der vorkriegsmäßigen Wirtschaftsform ist mit dieser Zwitterwirtschaft entsprochen. Im Gegenteil: die Unzufriedenheit wächst allenthalben, die Krankheit des ganzen Wirtschaftskörpers geht rapide weiter, die Aussicht auf Wiedergesundung schwindet von Tag zu Tag mehr, weil die Ursache der Erkrankung nicht genügend berücksichtigt wird. Von einem Abbau der Preise ist nichts zu merken, im Gegenteil, die Wirtschaftspolitik geht darauf hinaus, die Preise für sämtliche Bedürfnisgegenstände noch immer weiter zu steigern. Macht man sich denn nicht klar, daß die Folge davon natürlich wieder neue Lohnforderungen der Arbeiter und Angestellten sind, immer wachsende Unzufriedenheit und weiter um sich greifende Immoralisierung des ganzen Volkes? Gerade dieser letzte Punkt aber ist der allerbedenklichste; schon ist die Achtung vor fremdem Eigentum in erschreckendem Umfang gesunken. Zum Teil gewiß infolge der allgemeinen Verwilderung der Anschauungen, wie sie jeder längere Krieg naturgemäß mit sich bringt, aber zum anderen Teile — und sehr erheblich — zufolge der im Kriege geführten Wirtschaftspolitik. Denn es ist nicht möglich, dem unkomplizierten Gehirn klarzumachen, daß die Übertretung von Kriegsverordnungen moralisch etwas anderes darstellt als die Übertretung eines grundsätzlichen Strafgesetzes, wenn beide Gesetze mit gleichen Strafen oder sogar die erstere mit schwereren bedacht ist. Die Folgen sind allbekannt: Bestechlichkeit der Beamten, Schiebertum und alle die anderen traurigen Erscheinungen sind so an der Tagesordnung, daß sich überhaupt kaum

noch jemand darüber aufregt. Kann man sich dann wundern, wenn auch die Grundbegriffe des Sittenlebens verloren gehen?

Aber alle diese traurigen Folgen des Krieges hätten nicht zu der heutigen Sumpfblüte zu kommen brauchen, wenn gleich bei Beginn der Revolution mit starker Hand durchgegriffen worden wäre. Kein Klarblickender konnte sich einbilden, daß unsere Wirtschaft sofort wieder zu gesunden Verhältnissen hätte zurückgebrach werden können; aber wenn wenigstens die aus Heeresvorräten entbehrlich gewordenen notwendigen Bedarfsgegenstände zu erträglichen Preisen sofort unter das Volk gebracht worden wären, so wäre damit einerseits die oben dargelegte Grundlage für eine Wiedergesundung der Wirtschaft gelegt worden; andererseits wäre die ganze in den wichtigsten Bedarfsgegenständen ausgehungerte Bevölkerung beruhigt, ja noch mehr zufriedengestellt worden, denn sie konnte Hoffnung auf endliche Besserung der unerträglichen Zustände fassen; endlich aber wäre dem ekelhaften Schleichhandel und Schiebertum mit einem Schlage das Genick gebrochen worden. Was ist stattdessen geschehen? Der Verfasser muß, wie schon oben gesagt, seine Ausführungen auf die Verhältnisse in der Textilwirtschaft beschränken. Aber schon diese sind einschneidend genug. Die Heeresverwaltung hat überaus große Bestände an Textilien, sowohl in Rohware wie auch in Fertigware, bei Abschluß des Waffenstillstandes besessen, genügend, um damit die Bedürfnisse des Volkes auf längere Zeit hinaus zu befriedigen. Alle diese Materialien hätten sofort zu billigsten Preisen der notleidenden Bevölkerung zugeführt werden müssen. Wenn dies geschehen, so wäre damit so viel Grund zur Erregung, zu erhöhten Lohnansprüchen, und was damit alles zusammenhängt, weggefallen, daß sich die neue Regierung ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben würde. Insbesondere aber wäre die Selbsthilfe untergeordneter Organe, die sich von Monat zu Monat mehr zum schlimmsten Schleichhandel und Schiebertum auswächst, nicht entstanden, jedenfalls nicht zur heutigen Ausdehnung gekommen.

Stattdessen geht Monat über Monat ins Land, ohne daß die recht erheblichen Bestände in die Verbraucherkreise gelangen. Der Grund ist keineswegs böser Wille der zuständigen Stellen, sondern die unbestreitbare Tatsache, daß eben im Reiche ein Chaos herrscht, daß die bestgemeinten und erfolgverheißenden Anordnungen der Regierungsorgane nicht ausgeführt werden, teils aus Gründen höherer Gewalt — wie z. B. in den besetzten Gebieten — teils aber zufolge bewußter Gegnerschaft nachgeordneter oder gar unberechtigter Kreise, insbesondere seitens Arbeiter- und Soldatenräten. Die Folge ist, daß Industrie und Handel immer mehr zugrunde gehen und daß die Not des Publikums lawinenartig steigt.

Der Hauptgrund aber scheint der zu sein, daß trotz dieser allgemeinen Unordnung noch versucht wird, eine Zentralversorgung der bedürftigen Bevölkerung mit Bekleidungsware durchführen zu lassen. Abgesehen davon, daß heutzutage fast die gesamte Bevölkerung hierin bedürftig ist, ist in diesem oben angedeuteten wirren Durcheinander eine Zentralbewirtschaftung ausgeschlossen, ja noch schlimmer:

der Ruin jeder Wiedergesundung des Wirtschaftslebens. Theoretisch betrachtet mag sie segensreich sein, da sie in der Idee das ganze bedürftige Volk gleichmäßig mit dem allerdringendsten Bedarf versorgt. Aber praktisch scheitert sie an der harten Wirklichkeit, daß eine Zentralversorgung nur denkbar und durchführbar ist, wenn sie von einer Stelle aus nach einem für das ganze Reich aufgestellten Wirtschaftsplan unter Erfassung sämtlicher zur Verfügung stehenden Mittel erfolgt. Tatsächlich aber verfügen heute über die in Deutschland vorhandenen Textilien unzählige Stellen nebeneinander, nicht nur verschiedene Reichsbehörden, sondern außerdem unberechtigte lokale Machtfaktoren, die lediglich ihre örtliche Kirchturmspolitik kennen, öfters aber sogar aus den lediglich verwerflichen Motiven der Selbstbereicherung heraus handeln. Außerdem aber haben sich einzelne Bundesstaaten überhaupt außerhalb der Reichsversorgung gestellt. Wie soll bei diesen Verhältnissen noch Zentralwirtschaft getrieben werden? Und darf das Reich solche gefährlichen Experimente fortsetzen? Die Fragen beantworten sich von selbst. Aber noch mehr: Selbst wenn alle diese eben dargelegten Schwierigkeiten nicht beständen, selbst wenn alle örtlichen Stellen im Reiche sich willig der Zentralwirtschaft durch eine Reichsbehörde beugen würden, selbst dann würde sie an den sonstigen heute herrschenden Wirtschaftsschwierigkeiten oft imponderabler Art Schiffbruch leiden. Wie soll z. B. der Osten Deutschlands versorgt werden, wenn infolge der Kämpfe mit den Polen eine geregelte Eisenbahnverbindung ausgeschlossen ist? Wie ebenso der von der Entente besetzte Westen? Wie soll überhaupt ein so komplizierter Wirtschaftsplan, wie es der einer Zentralversorgung naturgemäß ist, aufgestellt oder gar durchgeführt werden, wenn niemand weiß, ob in den nächsten Tagen infolge Kohlenmangels oder dergleichen noch Züge verkehren werden? Und endlich das Entscheidendste von allem: Jeder, der die selbstverständlichen Kompliziertheiten eines bürokratischen Apparates auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß zur Durchführung eines derart riesenhaften Programms wie das einer Zentralversorgung von selbst erhebliche Zeit, Monate über Monate vergehen müssen, ehe die Ware in die entlegenen Winkel des Reiches, in die Hände der bedürftigen Verbraucher gebracht ist. Solche Zeitverschwendung aber ist heute nicht mehr möglich, wo uns die Not auf den Nägeln brennt.

Alles in allem ergibt sich also: Die Zentralwirtschaft ist nicht durchführbar, sie bedeutet den Ruin der ganzen Volkswirtschaft, nicht bloß des freien Handels, dessen Tod er seiner ganzen Konstruktion nach selbstverständlich ist. Es kann sich infolgedessen jetzt nur darum handeln, Abhilfe ohne Zentralversorgung, und zwar sofort zu schaffen. Aber diese Abhilfe ist auch nur möglich, wenn gleichzeitig den oben erwähnten Forderungen eines Preisabbaues Rechnung getragen wird, und dieser Preisabbau ist nur möglich, wenn mit einem energischen Schnitte mit dem bisherigen falschen Prinzip gebrochen wird, die Preise für die Waren entsprechend den gesteigerten Lohnforderungen immer höher zu setzen. Umgekehrt muß verfahren werden: Es muß bei dem Preise für die Waren angefangen werden, d. h.

es müssen die im Reichsbesitz befindlichen Waren zu solchen Preisen ins Publikum gebracht werden, daß damit den weiteren Lohnforderungen die Grundlage entzogen wird und daß gleichzeitig damit automatisch der Schleichhandel unterbunden wird. Selbstverständlich bedeutet das für das Reich finanziell einen schmerzlichen Schnitt, denn nach dem bisherigen System konnte vielleicht an den im Reichsbesitz befindlichen Waren erheblich verdient werden, so daß auf diese Weise die Reichsfinanzen — wenigstens buchmäßig — wieder etwas verbessert wurden. Aber die so gemachte Rechnung ist tatsächlich innerlich falsch, denn da auf diese Weise die ganze Wirtschaft fortdauernd kränker gemacht wird, so bedeutet es für das Reich nicht einen finanziellen Vorteil, wenn es aus diesem kranken Körper noch eine Weile Gewinne herauspreßt, ohne darauf zu sehen, den Körper wieder gesund zu machen. Es ist gerade so, als ob man aus einem kranken Körper Leistungen erzwingt, die zwar noch eine Weile infolge aufgespeicherter Energie geleistet werden können, binnen kurzem aber rettungslos zum Zusammenbruch führen müssen, während ein weitsichtiger Arzt erst einmal Mittel, und zwar notfalls sogar erhebliche, aufwendet, um alsdann aus dem wieder gesund gewordenen Körper doppelt wertvolle Leistungen zu schaffen.

Es würde zu weit führen, an Hand von vielen einzelnen Beispielen die Widersinnigkeit der heutigen Preispolitik darzustelleu, die ja letzten Endes jeder Einzelne an seinem Beutel täglich fühlt, ein besonders augenfälliges Beispiel mag genügen: Im Frieden kostete eine gewöhnliche Diemenplane, wie sie jeder Landwirt nötig braucht, etwa Mk. 300.—, heutzutage etwa Mk. 3000.—. Die Folge davon ist, daß sich die landwirtschaftlichen Produkte, also Korn, Eier, Butter, Milch usw., entsprechend verteuern. Das Volk muß also entsprechend diesen Verteuerungen seine Einkommensverhältnisse verbessern, um entsprechend leben zu können — und so steigt die Schraube ohne Ende weiter. Wie in diesem Falle ist es aber natürlich auch in jedem anderen, umsomehr, als zufolge des in seinen Ursachen oben dargestellten Schieberhandels letzten Endes allmählich dessen unsinnige Preise grundlegend geworden sind. Würde dagegen zu dem Einstandspreise der Heeresverwaltung verkauft, so daß also das Reich nicht einmal Schaden davon hätte, dann würde augenblicklich eine Gesundung eintreten, denn auf der einen Seite würde der Anreiz des Schleichhandels wegfallen, auf der anderen Seite würde die Möglichkeit, die notwendigen Lebensbedürfnisse auf eine normale Preisgrundlage zu bringen, gegeben sein.

Dazu kommt aber weiter: Die heutigen Preise lassen sich nur halten, solange die Grenzen von unseren bisherigen Feinden zugehalten werden. Dieser Zustand kann aber nicht ewig bestehen bleiben. Schon jetzt wird in dem besetzten Gebiete ausländische Ware im Schleichhandel in erheblichen Mengen angeboten, und zwar zu wesentlich geringeren als den Inlandspreisen. Es ist weiter ein offenes Geheimnis, daß in den neutralen Ländern schon jetzt Textilwaren im Werte von Hunderten von Millionen für die Ausfuhr nach Deutschland zu verhältnismäßig

billigen Preisen trotz der schlechten Valuta lagern, auch daß die Bezahlungsweise mit langfristigen Krediten geregelt werden kann. Diese Ware wird hereinkommen, mögen auch noch so viel Gesetzesbestimmungen die Einfuhr beschneiden wollen. Wenn nicht auf regulärem, dann auf Schleichhandelswege. Auf jeden Fall werden dadurch die heutigen, bei der Not der Zeit noch erzielbaren Reichspreise geworfen werden, zum mindesten schon zufolge der besseren Qualität der Auslandsware. Solange aber die jetzigen Reichspreise zwangsweise festgehalten werden, muß die fremde Ware eben Schleichhandelsware bleiben, sie wird also dann nicht zur Gesundung, das heißt zur Verbilligung, beitragen, und wird also weiter die Moral des ganzen Volkes vergiften. Es ist nicht möglich, zu einer Gesundung unseres Volkes zu kommen, wenn das ganze Volk davon ausgeht, daß der ungesetzliche Handel etwas Selbstverständliches und im Grunde Erlaubtes ist, und daß die hierfür ausgesetzten Strafen nur Unannehmlichkeiten darstellen, gewissermaßen Risikoprämien. Solange nicht die Grundlagen für diese Moralverwüstung beseitigt werden, solange kann keine Gesundung unseres ganzen Wirtschaftslebens stattfinden. Es würde zu weit führen, diesen Gedanken hier im einzelnen auseinanderzusetzen, aber wir dürfen uns darin keinen Illusionen hingeben, daß unser Volk moralisch unfaßbar tief gesunken ist, und daß es die allerhöchste Zeit und vielleicht die allerletzte Minute ist, um Mittel und Wege zu finden, diesem Zustande ein Ende zu machen. Dies kann aber nur geschehen, wenn mit den bisherigen falschen Prinzipien endgültig gebrochen wird.

Die Möglichkeit ist gegeben, wenn sofort die heute undurchführbar gewordene Zentralwirtschaft aufgehoben wird, und wenn *sofort* sämtliche Heeresbestände *zu billigsten Preisen*, selbst unter finanzieller Schädigung des Reiches, ins Publikum gebracht werden. Mit diesem Wege wird augenblicklich die Not des Volkes behoben, denn für die gegenwärtige Not ist noch genügend Ware da. Was dann weiter wird, ob wir genügend Rohstoffe für die späteren Bedürfnisse hereinbekommen, das kann niemand wissen. Aber es handelt sich für uns bei der heutigen verzweifelten Lage nicht darum, an spätere Zeiten zu denken, sondern jetzt Ruhe und Arbeitsfreude zu schaffen. Gelingt dies, dann brauchen wir nicht hoffnungslos zu sein. Denn unser Volk wird und muß sich wieder aufarbeiten, wenn es erst einmal seine Zuversicht wiedergewonnen hat. Diese kann es aber nur zurückerhalten, wenn die heutigen unerträglichen Verhältnisse beseitigt werden. Nicht Theorien, nicht Experimente tun uns not, sondern Arbeitsmöglichkeiten. Arbeiten tut aber nur, wer satt zu essen hat und warm angezogen ist.

Dr. Oswald Dammann, Freiburg i. B.: Gottfried Keller als Politiker.

„Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Zeitgenosse dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen? Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet; denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern noch dazu allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufen der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns; nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde. Nein, es darf keine Privatleute mehr geben!" Ein hoffnungsfroher Optimismus atmet aus diesem Gruß Gottfried Kellers an die Revolution von 1848, zugleich aber auch das ernste Verantwortungsgefühl dessen, der den „Ruf der lebendigen Zeit" verstanden hatte. Nein, es durfte keine Privatleute mehr geben! Auch er selbst hatte ja einmal zu jenen Gleichgültigen gehört. Aber das war nun für immer vorbei. Er hatte den mahnenden Ruf vernommen, der ihn wach rüttelte zur Mitarbeit an den großen Lebensfragen der Menschheit. Er hatte seine Poetenpflicht erkannt, die ihn unwiderstehlich hinwies auf die Bahn der „heilsamen Kritik" am Vaterland, die ihm vorschrieb, „nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie und so gehe es zu!" So hatte er jene selbstsichere Überlegenheit gefunden, die sich stolz einem Volke verbunden weiß, dessen politische Reife es ihm erlaubt, gelassen auf die „kolossalen, aber abc-mäßigen Erschütterungen" dort draußen in der Welt herabzusehen. Als er deutschen Boden betrat und in Heidelberg unmittelbar Zeuge der deutschen Revolution wurde, durfte er sich mit Genugtuung gestehen, daß sein geliebtes Schweizervolk und er mit ihm ohne schwere Störungen die gefährlichen Flegeljahre des Liberalismus hinter sich hätten, und daß man nun getrost die Ernte der Zeit einsammeln dürfe.

Aus dem Aristokraten- und Pfaffenfresser, aus dem erzradikalen Poeten der Freischarenzeit, der im Fahrwasser Herweghs und Anastasius Grüns segelte, hatte sich der mit dem natürlichen Blick für die Wirklichkeit begabte Mann in langsamer, strenger Selbsterziehung zum besonnen abwägenden Politiker herangebildet, „der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment

abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will". Seine Gewissenhaftigkeit als Künstler wie als Mensch, aufs engste mit den Traditionen eines selbstbewußt aufstrebenden Bürgertums verwachsen, wies ihm seinen Platz dort

„wo das Herz schlägt,
Auf der Menschheit frohe Linke,
Auf des Frühlings große Seite."

Ein bestimmtes Quantum liberaler Gesinnung durfte seiner Ansicht nach einem rechten Manne und tüchtigen Bürger nicht fehlen. Für ihn war es ausgemacht: „Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts anderem, als daß man hiefür einzustehen vermöge, während der Unfreisinn oder der Konservatismus auf Zaghaftigkeit und Beschränktheit gegründet ist. Diese lassen sich aber schwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen. Vor tausend Jahren begann die Zeit, da nur derjenige für einen vollkommenen Helden und Rittersmann galt, der zugleich ein frommer Christ war; denn im Christentum lag damals die Menschlichkeit und Aufklärung. Heute kann man sagen: sei einer so tapfer und resolut, als er wolle, wenn er nicht vermag, freisinnig zu sein, so ist er kein ganzer Mann." So lautete Gottfried Kellers politisches Glaubensbekenntnis.

Daß er sich diese Freiheit nur in einem republikanischen Staatswesen verwirklicht denken konnte, verstand sich für ihn, den Sohn der Schweiz, von selbst. Doch fehlte auch nicht die weltanschauliche Fundamentierung im Sinne Feuerbachs, wenn es heißt: „Die Welt ist eine Republik und erträgt weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott. . . . . Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen." So fand er den Weg zur absoluten Republik und Demokratie. Sie war ihm nicht eine gemachte Form, sondern ein ursprüngliches Wesen und die Gerechtigkeit selber, die Monarchie dagegen nichts anderes, als die Lehre von der Begehrlichkeit und Selbstsucht. „Die konstitutionellen Monarchisten bilden aus sich heraus einen götzenhaften König, ein Idol, und, indem sie eine edle Selbstverleugnung zu üben scheinen, beten sie in demselben nur sich selbst und ihre eigene Altklugheit an; sie müssen Heuchler sein, wie die Herderschen Priester, welche ein Bild auf einen Altar setzen und dessen Unfehlbarkeit predigen." Freilich war er nun ebensowenig geneigt, sich rückhaltlos der reinen Demokratie in die Arme zu werfen. Erfahrungen persönlichster Art hatten den ersten Staatsschreiber zum überzeugten Anhänger der Repräsentativrepublik gemacht, ohne daß er deshalb seinem Ideal, der konsequenten Demokratie, untreu zu werden brauchte. Aber fürs erste war sie eben noch ein Ideal, höchst wünschens- und erstrebenswert gewiß, aber doch recht weit von der Verwirklichung entfernt. So bald mochte es nicht kommen, das goldene Zeitalter, „wo alles am Schnürchen geht und nur einer den andern anzusehen braucht, um sich in ihn zu fügen". Demnach war es nur natürlich,

daß Keller, welcher mit vorrückendem Alter, zumal angesichts der auch in der Schweiz überhandnehmenden materialistischen Zersetzung, eher noch konservativer wurde, der in den 60er Jahren beginnenden radikalen Propaganda schroff entgegentrat und zur Opposition abschwenkte. Die Bewegung, im beständigen Erstarken begriffen, gipfelte schließlich im Jahre 1869 in der Umwandlung des Repräsentativsystems in die absolute Demokratie, ohne daß Keller mehr hätte tun können, als väterlich abzuraten und zu warnen. Über die vollendete Tatsache half ihm sein unverwüstlicher Optimismus, sein starker Glaube an die kernige Gesundheit seines Volkes hinweg. Dann aber ging er ans Werk und übte sein Richteramt. Das „Verlorene Lachen" und noch ausgesprochener der „Martin Salander" sind der Protest Gottfried Kellers gegen die neue Zeit, die Abrechnung zwischen dem Republikanertum der Gesinnung und der Phrase.

Das Problem der Staatsform erweiterte sich ihm von selbst zu dem jederzeit von ihm so wichtig genommenen Problem des Verhältnisses der Schweiz zu Deutschland. Wenn er den „Grünen Heinrich" sagen läßt: „Man kann ein sehr guter Hausvater, ein anhänglicher, pflichtgetreuer Sohn sein und doch das entsprechende Gebiet für verschiedene Bedürfnisse und Fähigkeiten außer dem Hause suchen und finden", so drückt er damit das Doppelverhältnis aus, in dem er sich zu seiner engeren national-politischen und seiner weiteren geistigen Heimat d. i. Deutschland befand. Ein Volk konnte seiner Meinung nach nur dann wahrhaft glücklich und frei sein, wenn es sich den Sinn wach hielt für das Wohl, die Freiheit und den Ruhm anderer Völker; wie es andererseits diesen edlen Sinn nur dann erfolgreich betätigen konnte, wenn es seinen eigenen Haushalt tüchtig geordnet hatte. Den rechten Übergang und die innige Verschmelzung dieser lebensvollen Gegensätze zu finden, das waren für ihn der wahre Patriotismus und der wahre Kosmopolitismus. Gottfried Keller war aufs tiefste von der historischen Berechtigung und Notwendigkeit der schweizerischen Nationalität überzeugt: „Eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen." Diese Idee, was war sie anderes als die altehrwürdige, ererbte republikanische Freiheit, die nur dort gedeiht, wo sie zu Hause ist? In Deutschland war sie nun freilich nicht zu Hause, und deshalb war auch an einen Zusammenschluß mit ihm nicht zu denken. Aber vielleicht später einmal? Mußte es denn immer so bleiben? Warum sollte der große Patriot, der gewohnt war, die Dinge sub specie aeternitatis zu sehen, warum sollte er nicht einmal in visionär gehobener Stimmung seine Blicke in die Zukunft gleiten lassen, selbst auf die Gefahr hin, ein Vaterlandsverräter zu heißen? Das stolze Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Geistesleben, aus dessen tiefen Schachten er selbst den besten Teil seiner Bildung gehoben hatte, und ein nie verlöschendes Gefühl der Dankbarkeit mochten das ihrige getan haben, die unverhohlene Abneigung des jungen Brausekopfes gegen das politische Deutschland mit seinen dreißig Tyrannen rasch in ein liebevoll eindringendes, gleichmäßig

sich steigerndes Verständnis für die historisch gewordene Eigenart Deutschlands nicht minder als für die Gemeinsamkeit der kulturellen Aufgaben zu verwandeln. So kam es, daß keiner den ruhmvollen Aufstieg, die Einheit Deutschlands, freudiger begrüßte und gegen alle Angriffe aus dem eigenen Lager unparteiischer verteidigte als Gottfried Keller, der einst in jungen Jahren, noch vor der Erfüllung der Zeit, überströmenden Herzens dem deutschen Volke die Prophezeiung mit auf den Weg gegeben hatte:

„O deutsches Volk, ich ruf' es dir hinab
Und mische mich in deiner Seher Sang:
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie keinem Volke sie erklungen sind!
Dein still' Ergeben hat dem Herrn gefallen,
Und hoch erheben wird er dich, sein Kind!"

Also nochmals, weshalb sollte der Dichter-Seher nicht in feierlicher Stunde das naturgebotene Band zu Schutz und Trutz noch enger knüpfen? „Eine im Innern so (nämlich durch die von Keller bekämpfte Zentralisation) aufgeräumte Schweizerrepublik würde ihre Kraft und ihr altes Wesen wieder gewinnen, wenn sie im freien Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte ... Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltenstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten."

Es hätte der Rechtfertigung nicht bedurft. Was bedeutete der vielgescholtene Pessimismus seiner späten Jahre, den man auch im „Martin Salander" hat wiederfinden wollen, was bedeutete er anderes, als die zeitlos sorgende Liebe des großen Volkserziehers, der so unbeirrt die Bahn der heilsamen „Kritik" am Vaterland wandelte? Niemand hat das besser empfunden als C. F. Meyer, als er bekannte: „Am meisten imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der Tat der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt."

Dr. Theodor Bohner: Krisis in Rom.

Schluß.

Übrigens war es nur der Portier, der darauf aufmerksam machte, daß er schon um zehn Uhr, gleich nachdem die Zeitungsmänner dagewesen seien, mit seiner Frau das halbe Tor zum Zeichen der Haustrauer geschlossen habe; er habe nun die Zeitung gelesen und möchte sein ganz besonderes Beileid und seine Bewunderung für Herrn Manfred hinzufügen; beim Barbier hätten sie gesagt, Manfred hätte Abgeordneter werden müssen; vielleicht habe der Cavaliere mitlerweile neue Nachricht erhalten, wegen der Haustüre.

Während man noch mit ihm verhandelte, erscholl von unten die Stimme Maria Antonias, der Frau Sor Agostos, welche einem heraufsteigenden Besucher die Lellische Türnummer nachrief. Gleichzeitig läutete hinten an der Küche die Hofglocke. Hinten war es das Mädchen des Hausherrn, welches ohne Wissen der Herrschaft von Anadyomene erfragen sollte, ob der Cavaliere auf dem Nachhausewege vielleicht schon auf der Polizei gewesen sei. Vorne war es ein älterer, stellenloser Priester, der sich zu Nachforschungen erbot und gleichzeitig seine Bereitwilligkeit aussprach, falls bedauerlicherweise Herrn Lelli doch ein Unfall zugestoßen sei, die Seelenmessen zu einem billigen Preise zu übernehmen. Ihn lösten noch auf der Matte vor der Türe neue Besucher ab, Bekannte Odoardos, während Manfreds Freunde in richtiger Selbsterkenntnis fernzubleiben schienen. Alle Bekannten sagten dasselbe: Manfred war etwas, der Brief einfach erhaben, und Erminia, oh, es werde noch alles gut ablaufen. Daneben fiel es den Besuchern schwer, die Freude zu verbergen, daß ihre bürgerliche Ehre noch keinerlei Zusprüche bedurfte, während die Manfreds und damit auch Odoardos immerhin schon auf Worte angewiesen war. Peinlich berührte in diesem Zusammenhang ein Besuch einer offenbar sonst sehr duldsamen Frau, welche mit einer Forderung über zwei Monatsmieten eines nach ihrer Angabe sehr geräumigen Zimmers kam und über ein Abendessen; ihr Mieter hatte zwar nie sich als ein Herr Lelli zu erkennen gegeben; aber einmal hatte jemand nach ihm gefragt und dabei diesen Namen genannt; außerdem erkannte die ihr Recht bedrohlich heischende Frau größte Ähnlichkeit mit ihrem Mieter bei dem in der Zeitung abgebildeten Grenadier. Obwohl man durch geschickte Zwischenfragen dieser würdigen Alten ihre Lügenhaftigkeit rasch nachweisen konnte, so war sie doch nur mit wirklicher Gewalt zu entfernen, und man verunglückte darüber den Empfang der Abgesandten der Jugendloge Josef Garibaldi, die den Beschluß der nachdrücklichsten Beistimmung und dauernder Unterstützung dem berühmten Briefschreiber oder seiner Familie überbringen wollten. Die drei Herren, ein würdiger alter Kneip-

wirt und zwei merkwürdig verlottert aussehende Chauffeure aus der Tibervorstadt, nahmen es aber nicht weiter übel, daß man sie beinahe mit der Alten die Treppe hinuntergeworfen hätte, und sagten gerne gegen eine Entlohnung mit einem kleinen Becher Wermut in dem beängstigend vollgekeilten Staatszimmer vor allen Besuchern noch einmal ihr Sprüchlein her. Sie hatten außerdem auch gehört, was vorher schon ein Bekannter Odoardos aus dem Aragno mitgebracht hatte und was man ihm nicht hatte glauben wollen: einzelne Abgeordnete wollten eine besondere Sitzung der Kammer erwirken, um über die äußere Sicherheit des Landes zu beraten, nachdem anscheinend bereits das Land sich darüber beunruhigte. Die meisten im Zimmer waren Konstitutionelle, wenigstens gehörte das zum guten Ton ihrer Klasse; sie waren erstaunt und in einer Art Bewunderung, wie weite Kreise sich jetzt ihrem Freund Odoardo erschlossen. Sie konnten nicht überlegen, ob zum Guten oder Bösen. Denn eben kehrte der Portier mit einem Bündel Neuigkeiten zurück: die Vereinigung ehemaliger Gefangener des Papstes hatte um die Stunde der Beerdigung gebeten und ihr vollzähliges Erscheinen angesagt; für die Fahne war dabei allerdings eine Gebühr von zehn Liren zu entrichten. Die Besitzer der Straße und der angrenzenden, also der Löwenmaul- und der Burgunderstraße, wollten zum Zeichen des Protestes an dem Tage ihre Geschäfte schließen. Die dritte Neuigkeit wollte Sor Agosto dem Cavaliere nur unter vier Augen und nicht vor Erminia anvertrauen: unten auf der Straße waren noch zwei auffallend hübsche Damen zu sehen, welche sich erkundigt hatten, ob hier Herr Lelli, Manfred Lelli, wohne. Sor Agosto hatte sich beeilt heraufzukommen, bevor sie um die Ecke verschwänden. Es war ihm so wichtig, diese Mitteilung überbracht zu haben, daß er darüber die Hauptsache vergaß und auf der Treppe noch einmal umkehren mußte: gerade wie die Damen eintrafen, hatte ein Bote des Ministeriums einen Brief für den Cavaliere abgegeben. Diese Nachricht ließ alles andere zurücktreten. Man verstummte, um die Worte des Ministers zu hören; auch die Abgesandten der Loge lehnten es nicht ab, während sie nach ihrer Aussage als Republikaner und in Aussicht genommene Würdenträger der künftigen Republik vor Worten des Königs in Eile aufgebrochen wären. Übrigens war es nicht der Minister. Das hätte sich jeder gleich sagen können, da ein Minister redet oder telegraphiert. Es war nur ein Brief eines Kollegen von Manfred, der den Cavaliere aufforderte, durch persönliches Erscheinen den Eindruck der Versammlung zu stärken, die sie um fünf Uhr im Hof des Ministeriums abhalten wollten. Wenn dies nun auch nach den viel großartigeren Kundgebungen, die man hier, Löwenmaulgasse 11, erlebt hatte, nicht mehr stark wirken konnte, so war sich doch alles klar, daß der Cavaliere dabei nicht fehlen durfte und eher vorher noch einmal die Zeitungen zu besuchen hatte. Um ihn, auf den heute so vieles fiel, etwas zu entlasten, erboten sich drei Freunde zum Mitgehen. So brach man auf.

* * *

Anadyomene rüttelte seit einer Viertelstunde an Erminias Tür. Sie zitterte vor Aufregung und Ergebenheit; denn im Salon wartete schon diese ganze Zeit eine richtige Exzellenz.

Brutus Petacci, Ministerialdirektor, für den dem erregten Mädchen der Titel Commendatore entschieden zu niedrig schien, so daß sie ihn rasch zur Exzellenz befördert hatte, wartete gerne. Sein Herz schlug heute väterlich milde.

Er war Junggeselle und hatte den Vormittag auf dem Lande verbracht, um das von den Eltern ererbte Landhaus für die Sommerübersiedelung zu richten. Aus alter Vorsicht war er frühe zurückgekehrt und mit seinem Gepäck, einem anstrichbedürftigen Vogelkäfig, einer dringend besserungsfähigen Erdöllampe mit zerbrochenem Glas und ein paar vom letzten Sommer vergessenen Hemden, lauter einzelnen, unverpackten Stücken, noch am Ministerium vorgefahren. Er fand seine Abteilung in höchster Aufregung, die sich unter anderem in der Zerstreutheit der Aufwärter äußerte, deren einer ihn ins Wartezimmer hatte führen wollen, während ein anderer im Flur stand und eine Rede hielt, daß man sich von jetzt an nichts mehr werde gefallen lassen, vor allem nicht die immer kleiner werdenden Trinkgelder der ganzen Abteilung; wozu hänge er sonst die Handtücher sichtbar heraus, wenn der alte Mann weg sei? Der „alte Mann" war Brutus Petacci selbst. Aber der Redner redete weiter und ließ sich auch durch die lauten Zurufe seiner Kollegen nicht abbringen, die schallend über die Gänge das „Guten Abend, Commendatore" weitergaben. Brutus Petacci hatte sich schließlich mit ermunternden Zurufen „Auf, Knaben!" durchzusetzen gewußt. Darauf hatte er seinen ältesten Rat rufen lassen und von der wachsenden Gährung erfahren, die sich bereits auf andere Abteilungen zu verpflanzen drohte, sowie von ihrer Ursache. Die Zeitung mit dem Briefe lag neben den Eingängen des Vormittags auf seinem Tisch. Der Name Lelli unter dem Brief überraschte ihn. Allerdings war dieser Sekretär bedeutend unruhiger als seine Kollegen; immerhin wollte er ihm recht wohl; trug Lelli nicht immer gewählte Anzüge? Lelli war auch bei seinen Kollegen durchaus beliebt gewesen. Der Rat, ein Piemontese von der Art, die einen Zollstab verschluckt hat, Arbeiter, die aber bei keinem Becherfest zu gebrauchen sind, der Rat hatte bereits eine Liste kleinerer Unregelmäßigkeiten des Lelli zusammengestellt, ohne damit am Ende zu sein. Aber was bedeutete das? Draußen stand eine Abordnung der engeren Kollegen des Lelli und verlangte Gehör. Ja, da wollte auch der Piemontese nicht verhandeln. Brutus Petacci empfing die Abordnung und stellte ihr, das sechste Mal in diesem Jahre, die Abstellung sämtlicher Beschwerden in Aussicht; dafür bat er, im vorliegenden Falle die geplante Versammlung zu verschieben, bis er persönlich mit der Familie Lelli in Verbindung getreten sei; einstweilen möge man doch in der Zeitung auf die in letzter Zeit gehäufte Arbeit im Ministerium hinweisen, welche vielleicht auch die Ursache der begreiflichen Nervosität eines der besten Beamten sei. In seine letzten Worte brachte man ihm die Frühausgabe der ersten Abendzeitung; sie sprach bereits in

Fettdruck von einer Krisis im Ministerium. Eine Nachricht über den verwirrten Beamten wurde immer notwendiger. Er erkundigte sich bei einem Aufwärter und erfuhr, daß die Frau, „eine Madonna", ihn hatte sprechen wollen, „wirklich eine Madonna". Noch in einer Nachstimmung des Ausflugs hatte er Vogelbauer, Lampe und Hemden daraufhin auf den Polstern seines Amtszimmers verstaut und war zu Fuß nach dem ihm bezeichneten Hause gegangen.

Was er sagen wollte, war ihm nicht klar. Nur die Bitten Anadyomenes hatten ihn bewogen, doch einzutreten, obwohl sie die Abwesenheit aller Männer hatte melden müssen. Einstweilen saß er und wartete. Man kommt nicht oft als Ministerialdirektor dazu, seine Sekretäre zu besuchen. Als Junggeselle war er überhaupt schon Jahre in keine Familie mehr gekommen. Das Staatszimmer der Lelli war gegen alles Wissen des Herrn Ministerialdirektors mit einfachen Holzmöbeln ausgestattet, alle rechtwinklig und hell poliert. Der nordische Geschmack, der sich offenbar in der jungen Welt durchsetzte, verfehlte seinen Eindruck nicht; nur war er sich nicht klar, was er von dem bedruckten Teppich an der Wand halten sollte, der Tannhäuser im Venusberg darstellte. Zu seiner Zeit hatte man billige Gemälde und Öldrucke gehabt. Aber diese Verheirateten gingen eben mit der Zeit. Er holte fast zärtlich die letzte Aufnahme Marcellas und Cesares von dem mageren Schränkchen herunter, auf dem sie zwischen Photographien von Amalfi, einer Venezianer Gondel und einem sizilischen Karren stand, und fühlte eine Rührung, wie er sie seinen kleinen Neffen einst entgegengebracht hatte. Brutus Petacci hätte doch auch glücklich werden können. Er mußte sich ordentlich auf sein Amt hier besinnen.

Die Türe ging auf. Er versuchte sein strengstes Gesicht. Aber nach den vielen Erregungen des Tages versagten Erminia die Kräfte, so daß der Commendatore ihr entgegengehen mußte und sie ängstlich unbeholfen nach dem schmalen Sofa brachte, auf das sie mit leisem Seufzer niedersank.

Er wartete stumm ergeben, ob sie ihm etwas zu sagen habe. Doch sie weinte nur leise weiter, und es wurde ihm schwül mit der weinenden Frau allein im fremden Hause. In der Not erinnerte er sich, was er in Romanen gelesen hatte, faßte leise die Hand der schönen Unglücklichen, tätschelte sie und flüsterte der Besitzerin Mut zu, da noch nichts geschehen sei. Doch damit erregte er nur einen neuen, noch heftigeren Weinkrampf, in dem er mühsam ein paar Worte verstand:

„Aber ich habe sein Leben verdorben. Ich bin ihm im Wege."

Das war eine offenkundige Torheit dieser jungen Madonna, wie seine Aufwärter gesagt hatten. Schöne Frauen sind nie im Wege. Er wunderte sich, wie schwer es sich junge Leute machen, ließ aber seiner Verwunderung nicht weiter Raum, sondern meinte nur, indem er näher rückte und die kleine, zuckende Hand feuriger drückte, so schöne Frauen dürften keine solche Dummheiten sagen.

Sie hob die dunklen Madonnenaugen und schaute ihn flehend erstaunt an; denn fremde Männer hatten noch nie ihre Schönheit rühmen können. Aber indem sie ihren Lobsinger betrachtete, fiel ihr wieder ein, daß es der hohe Vorgesetzte war, und sie weinte aufs neue: sicherlich werde man Manfred fortjagen und sie sei sein Unglück gewesen. Dem Commendatore hätte die Übereinstimmung dieses Urteils mit dem Entscheid seines ersten Rates auffallen können, aber er wunderte sich nur wieder über die junge Welt, indes ihre Tränen auf sein entzündliches Herz fielen.

„Wer soll ihn fortjagen? Ich bitte Sie. Weil die anderen nicht bekennen? Man wird ihm eine andere Stelle geben. Im Auslande ist es besser bezahlt. Glauben Sie es mir: wir haben alle unsern Selbstmord gemacht."

Alle den Selbstmord? Von nun an schweifte das Gespräch ab.

* * *

Während so die einen ihre Pflicht zu erfüllen dachten, indem sie bei Polizei und Zeitungen ihn unter den Toten suchten, die andern bereits ihre eigenen Pläne für seine Zukunft schmiedeten, ohne einen Anhalt für sein Leben oder Nichtleben zu haben, lief Herr Manfred Lelli immer unruhiger die Straße vor der vielbesuchten Landkneipe auf und ab, nach der er schon vor einer Stunde seinen besten Freund und Kollegen aus dem Kriegsministerium, den Sekretär Tito Testa, telephonisch bestellt hatte.

Es ging gegen halb sechs, und die Luft wurde schon merklich frischer. Um diese Stunde ging Manfred Lelli sonst im Korso spazieren, sah mit seinen Freunden schönen Frauen nach, tadelte oder bewunderte die Gespanne der Herrschaftswagen, um zuletzt in einem der kleinen Cafés, wo man das Glas für zwei Soldi gab, seinen Kaffee zu schlürfen, oder, wenn es schon hoch im Sommer war, sein halbes Eis auszulöffeln.

Man erzählt, daß Fernand Cortes am Abend vor seinem Aufbruch die Schiffe verbrannte. Die Geschichtschreiber sagen uns nicht, wie er die Nacht geschlafen hat. Es ist anzunehmen, gut und ohne Träume. Was hatte er vor? Er zog gegen eine neue, nie gesehene Welt, und er zog als Eroberer. Manfred Lelli, der auch seine Schiffe verbrannt hatte, hatte nur seine alte, allzugut bekannte Welt, deren Eroberung ihm einmal mißglückt war, und dazu schien ihn sein Gefolge zu verlassen: auf der Straße, die man in sanfter Steigung bis zu zwei einsamen Cypressen verfolgen konnte, war nirgends der fröhliche Tito Testa zu sehen.

Der neue Cortes verließ die Straße und lief ärgerlich über die Wiesen, die vor der Kneipe begannen. Es handelte sich nicht um den größeren oder geringeren Beifall des Volks von Rom; er hätte nur gern allmählich gewußt, wo

er die Nacht zu verbringen habe. Freilich, wenn nicht einmal die Freunde sich um ihn kümmerten, was konnte man dann vom Leben hoffen?

Er hob einen Strick auf, der recht unbegründet in der grünen Wiese lag. Denn weit und breit erhob sich hier nicht der geringste Baum oder Pflock, an dem eine mutwillige Ziege oder ein weidender Esel hätten angebunden sein können. Es war ein schöner, starker Strick, zu mancherlei zu gebrauchen. An gewöhnlichen Tagen hätte Herr Lelli nicht vor ihm gehalten. Der Tag im Freien hatte ihn allen Dingen wieder nahe gerückt. Er faßte ihn zärtlich und ging mit dem neuen Kameraden nach seinem Posten auf der Straße zurück.

Er war noch nicht auf die alte Stelle zurückgekehrt, als ihn zwei Arme kräftig von hinten umschlangen und ihm zugleich der Strick entrissen wurde. Er drehte sich um und sah sich in der Gewalt eines kleinen, schwarzen, listig lächelnden Mannes, an dessen Seite zwei vergnügte Fräulein schwebten.

„Bitte," sagte der Schwarze, „wenn es Ihnen recht ist, wollen wir zuerst die Aufnahme machen," und nestelte an seinem Apparat. Auf das Kommando schwenkten die beiden Damen rechts und links von dem erstaunten Sekretär ein; die Kleine, Schlanke, drückte ihm dazu den Strick in die Hand, der ja die Hauptsache sei.

Der geheimnisvolle Schwarze zählte, drückte los und klappte wieder zusammen. Erst nach diesem Geschäft fand er Zeit, sich Herrn Lelli vorzustellen. Es war Tiberio Cipolla, Tiberius Zwiebel, von der „Tribuna", der sich glücklich pries, Herrn Lelli gerade noch vor dem Scheiden der Sonne aufgefunden zu haben, da man noch eine leidlich gelungene Aufnahme von der Platte erhoffen konnte; besonders glücklich, auch weil —, nun der Strick zeigte ja sattsam an, in welcher Stimmung Herr Lelli gewesen sei; natürlich ein Mann von solcher Begabung in der Stellung. Nun, morgen werde seine Zeitung es den Regierenden sagen. Für heute —, das Wetter sei ja köstlich: wenn Herr Lelli mit ihm und den Fräulein Ceci einen Becher Wein trinken wolle. Cäcilia, Herrn Zwiebels Braut, sei ja gewissermaßen seine Lebensretterin, da sie das Gespräch mit Testa am Telephon verbunden nnd mit seltener Geistesgegenwart ihn, Tiberius Zwiebel, sofort verständigt habe. Zeitungsleute müßten eben alle eine Braut am Telephon haben.

Man stellte eine Wache auf der Straße auf und ging in den Garten. Es zeigte sich, daß das jüngere Fräulein Ceci wenig Gelegenheit zu Spaziergängen hatte, da sie meist allein war; sie war gerne bereit, dem dankbaren Geretteten Namen und Wohnung auf ein Stück Papier zu kritzeln, das man, da kein besseres zur Stelle war, an dem berühmten Brief abreißen mußte. Den Zettel steckte Herr Lelli in die Westentasche. Doch jetzt riß die Lust alles mit. Der Strick wurde feierlich auf den Tisch gelegt, um die Trinker anzufeuern. Tiberius Zwiebel hielt eine Rede auf Presse, Liebe, Telephon. Auf Wunsch der Damen

antwortete Herr Lelli. Er beleuchtete die durch die Welt verteilte Sympathie und das Geheimnis der Freundschaft. Mitten in der Rede verstummte er: am Garteneingang war Tito Testa mit Frau Erminia erschienen, die gleich nach dem Weggang des Commendatore zum größten Unglück sich an ihn als den ihr am meisten genannten Freund des Mannes gewandt hatte. Die Wache aber, dieser Dummkopf, hatte sich offenbar nur auf einen Herrn eingestellt und das Paar unangemeldet eindringen lassen.

Die tragische Begrüßung mit Tito, die Herr Lelli den ganzen Nachmittag sich überlegt hatte, fiel jetzt natürlich hin. Zum guten Glück hatte man in der Laube Platz genommen, so daß Erminia den Strick nicht von der Türe an hatte sehen können. Es blieb Zeit, sie langsam heranzuführen. Die Verbindung Cipolla-Ceci und Lelli mußte darum nicht unterbrochen werden. Tiberius Zwiebel erinnerte bescheiden, daß er schon heute morgen die Freude gehabt, und erlaubte sich die Anfrage, wie die Aufnahme in der Mittagsausgabe Frau Erminia gefallen habe.

Man nahm wieder Platz. Herr Zwiebel hatte das Ehepaar nebeneinandersetzen wollen, aber Erminia verlangte, daß die Erstgekommenen ihre alten Plätze behielten.

„Sie haben dir ja das Leben gerettet, oder was ist der Strick da?"

In solcher Entfernung hatte Manfred seine Frau noch nie gesehen. Sie schien ihm gewachsen, und er besann sich vergeblich, was ihn so täusche. Auch kam ihr heute alles natürlich und richtig vor: Herr Zwiebel, die Freundschaft mit den Cecis. Er wollte nach dem Brief, nach Odoardo fragen; aber er traute sich nicht vor ihren hellen Augen.

Auf dem Heimweg drängte er sich an sie, unterstützt von Herrn Zwiebel, der einen tiefen Sinn für bürgerliche Ordnung bei Nachhausewegen sich bewahrt hatte. Man ließ sie allein. Er versuchte, ihr einen Bericht über den Vormittag und seine verzweifelte Stimmung zu geben. Sie lehnte ab und erzählte dafür von Odoardo, von den Besuchern des Nachmittags und endlich von den Aussichten, die der Commendatore eröffnet hatte. All ihre Worte waren schnell, gleichmäßig und der ganze Bericht von sonderbarer Kühle, als handle es sich um Dinge einer andern Welt. Eigentlich hatte er sich einen Selbstmord leichter gedacht, ohne weibliche Schwierigkeiten.

Der Weg machte eine Krümmung, daß sie den Blicken der andern entzogen waren. Er fühlte, daß er nie zu seiner Tat so entschlossen gewesen war, wie jetzt.

„Erminia, ich habe dich gekränkt! Verzeih! Und hast du gar keine Angst um mich gehabt?"

„Um dich Selbstmörder?" Sie gab ihm einen Schlag, der halb schmerzte, halb Liebkosung war. „Hast du keine Angst um mich gehabt? Doch das versteht ihr Männer nicht. Aber wirst du nun nicht immer Angst um mich haben müssen?"

Er verstand längst nicht alles und hatte eine Empfindung, wie wenn er Odoardo hatte Rede stehen müssen als Student. Aber das eine fühlte er, er hatte eine Helferin an Erminia gewonnen; ob für sein, ob für ihr Leben —, er brauchte sich nicht mehr so abzumühen. Und nie hatte er sie so schön gesehen; er zwang sie, ihm den Arm zu geben und mit ihm die weiße Straße zu gehen durch die hellen Wiesen und an den weißen Häusern vorbei.

Es wurde ihm wohl im Gehen, und er ließ heimlich einen Streifen weißen Papieres zu Boden gleiten.

Sie wollte ihn aufheben und wurde toll, als er sich weigerte, es ihr zu erlauben.

„Oh es ist das Gift, Rezept zu dem Gift. Ich hätte es nicht geglaubt. Wozu brauchtest du es?"

„Erminia, wenn du es vom Boden hebst, nehme ich es bestimmt. Du hast jetzt gesehen, daß ich Ernst machen kann."

Tiberius Zwiebel stürzte vor und erinnerte unterwürfig, daß man der Stadt nahe. Sie beschleunigten ihre Schritte. Man hörte eine Musikbande; auch sahen sie unzählige Menschen aus dem Tor strömen. Es war das Werk Herrn Zwiebels, der seine Zeitung verständigt hatte und nun freudig seine Hände rieb. Ganz Rom schien herbeigeeilt, den Patrioten zu sehen, der für das Vaterland hatte sterben wollen. Im Zuge fiel eine Gruppe festlich gekleideter Herren auf mit den Abzeichen eines konstitutionellen Klubs. Es waren Odoardos Freunde, die mit Stolz Cavaliere Lelli geleiteten und im Takt die Mamelihymne sangen. Unterm Tor begegneten sich die Brüder. Man führte sie zum Kusse, indes die Menge „Hoch Manfredo Lelli, hoch der Cavaliere Odoardo!" schrie. Ohne Zweifel waren die Rufe auf den Cavaliere die stärkeren. Man erzählte sich, daß ihm bei seinen Besuchen des Nachmittags die Regierung die erste erledigte Kommissarstelle versprochen hatte. Die schnelle Anerkennung gab ihm unglaubliches Gewicht bei seinen Freunden und bei der Menge. Nur der Bruder eines solchen Mannes konnte einen solchen Brief schreiben. Die Abendzeitung enthielt bereits eine Anzeige, daß er im konstitutionellen Klub zur Lage sprechen werde.

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Das wirtschaftliche Leben Deutschlands pendelt zwischen zwei politischen Polen, dem der äußeren und dem der inneren Politik, ungewiß hin und her. Die Friedensverhandlungen und ihr Ausgang — darüber herrscht allenthalben Klarheit — sind von grundlegender Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben. Allerdings machen es die Verhandlungen von Versailles — sie mögen ausfallen, wie sie wollen — nicht allein. Es kommen noch andere Momente hinzu, die aus der proletarischen Massenbewegung resultieren und dem genauen Beobachter sich immer mehr als wirklich internationale Strömungen herausstellen. Diese Strömungen werden nicht viel nach den Abmachungen von Versailles fragen. Im inneren deutschen Wirtschaftsleben fällt dieser Faktor noch mehr ins Gewicht.

Betrachten wir so im allgemeinen die Wirtschaftslage, so kann nur wieder festgestellt werden, daß sie nach wie vor höchst ungünstig ist und sogar noch eine weitere Verschlechterung erfahren hat. In der Landwirtschaft wird der Saatenstand aus erklärlichen Gründen recht ungünstig beurteilt. Das kühle Wetter in der zweiten Hälfte des April und Anfang Mai, das noch mehrfach von Nachtfrösten begleitet war, hat, wie die Preisberichtsstelle des Deutschen Landwirtschaftsrates mitteilt, die Vegetation um mehrere Wochen verzögert. Es ist dies umso bedauerlicher, als der Viehstand ohnehin durch den Mangel an Futtermitteln auf das schwerste gelitten hat. Erst in der zweiten Maiwoche erfolgte ein Umschwung zu warmem und sonnigem Wetter, der die Vegetation vorwärts trieb. Doch trat bald darauf, Mitte Mai, ein empfindlicher Kälterückschlag ein, der die Entwicklung wieder zum Stillstand gebracht hat. Der Stand der Wintersaaten hat sich vielfach weiter verschlechtert. Während der Weizen sich im allgemeinen noch halten konnte, hatte der Winterroggen vielfach einen dünnen Stand und ein schlechtes Aussehen bekommen. Auf sandigen Böden macht der Roggen mehrfach einen armseligen Eindruck. Das Sommergetreide ist häufig bei ungünstiger Witterung in

die Erde gekommen. Im Osten und Norden war es stellenweise um Mitte Mai überhaupt noch nicht bestellt. Von dem frühgesäten Sommergetreide wird gemeldet, daß es gut aufgelaufen sei, während das spät gesäte teils überhaupt noch nicht aufgegangen, teils erst eben zum Vorschein gekommen ist. Der Mangel an Kunstdünger, besonders an Stickstoff, hat sich in diesem Frühjahr bei der Entwicklung der Getreidesaaten in einem Grade bemerkbar gemacht, wie niemals zuvor. Infolgedessen sind die Hoffnungen auf die Körnererträge herabgemindert. Auch die Futterpflanzen, Wiesen, Weiden und Kleeschläge haben unter der Ungunst der Witterung gelitten, doch ist in den wenigen warmen Maitagen das Wachstum so gefördert, daß endlich das Vieh auf die Weide getrieben werden konnte. Über den Anbau der Hackfrüchte wird von der Mehrzahl der Berichterstatter mitgeteilt, daß Kartoffeln wahrscheinlich in demselben Umfange angebaut werden wie im vergangenen Jahre, daß dagegen der Anbau der Zuckerrüben aus Mangel an Kunstdünger und wegen des Ausbleibens der Schnitter eine starke Verminderung erfahren würde. Die ziffernmäßigen Ergebnisse der Rundfrage der Preisberichtstelle sind folgende: Den Stand der Wintersaaten haben bei Weizen 64% der Berichterstatter mit „gut bis sehr gut", 26% mit „mittel", „befriedigend" oder „mäßig" und 10% mit „gelitten" und „schlecht" bezeichnet; bei Roggen 46% mit „gut" bis „sehr gut", 36% mit „mittel", „befriedigend" oder „mäßig" und 18% mit „schlecht" oder „gelitten". Den Stand der Sommersaaten halten bei Hafer 52% für „gut" bis „sehr gut", 11% für „mittel" und „mäßig", 6% für „gelitten", 20% teilen mit, daß die Saaten erst aufgehen, und 11%, daß sie noch nicht aufgegangen sind.

Im Kohlenbergbau macht sich ebenfalls noch keine nennenswerte Aufbesserung bemerkbar. Verschiedentlich sind wieder neue Preissteigerungen erfolgt. Das Wesentliche, die Erhöhung der Produktion, bleibt nach wie vor aber aus. Vom Ruhrkohlenmarkt wird für den Monat April berichtet, daß der Versand auf beinahe 1 Mill. t zurückgegangen ist. Im März hatte der Gesamtversand 3,7 Mill. t betragen. Durch den am 1. April einsetzenden allgemeinen Bergarbeiterstreik ist der Absatz auf einem beispiellosen Tiefstande angekommen und hat sich erst gegen Ende des Monats, als der Ausstand etwas abnahm, um eine Kleinigkeit gehoben. Die Förderung ist im abgelaufenen Monat auf arbeitstäglich 70 500 t gesunken, gegen 225 000 t im März. Von den Lagerbeständen wurden im April beinahe ½ Mill. t abgefahren. Der Rest von ¾ Mill. t besteht hauptsächlich aus Koks. Auch in den ersten Maiwochen verzeichnet die Förderung keine wesentlichen Zunahmen.

Die Eisen- und Metallindustrie beantwortet die Kohlenpreissteigerungen gleichzeitig mit allgemeinen Preiserhöhungen. Aber auch hier bietet sich das gleiche Bild; die Produktion steigt nicht, sondern läßt sogar nach. Die Erzeugung betrug im April (24 Arbeitstage) gegen März (28 Arbeitstage) in t:

	März	April
Roheisengewinnung	545939	434328
Flußstahlgewinnung	655296	426717
Leistungen der Walzwerke	557028	365093

Die geringere Erzeugung kommt in der Hauptsache auf das Konto der ungenügenden Brennstoff- und Erzversorgung. Tritt hierbei eine Verbesserung ein, so dürfte auch die Eisengewinnung eine Zunahme erfahren; mit einer wesentlichen Steigerung der Produktion ist aber für die nächste Zukunft nicht zu rechnen.

Rundschau

Über die Lage am **Arbeitsmarkt** berichtet das Statistische Reichsamt: „Die dem Statistischen Reichsamte zugegangenen Berichte lassen erkennen, daß die wirtschaftliche Lage im April wegen des andauernden Rohstoff- und Kohlenmangels, der Verkehrsschwierigkeiten, der Streiks und hohen Löhne und der geringen Absatzmöglichkeit unverändert schlecht waren. In normalen Zeiten macht sich im März und April in der Regel eine Belebung des Arbeitsmarkts bemerkbar. In diesem Jahre kann von einer solchen nur vereinzelt für einige wenige Betriebszweige und Ortschaften die Rede sein. Die Zahl der unterstützungsberechtigten Erwerbslosen ist, nach den Angaben des Arbeitsmarktsanzeigers, zwar Ende April auf 829 758 gegen 914 959 am 19. April und 1 053 854 Ende März zurückgegangen; das ist aber hauptsächlich auf Abwanderung von Erwerbslosen aus der Industrie auf das platte Land und auf strengere Handhabung der Erwerbslosenunterstützung zurückzuführen. Die Statistik der Arbeitsnachweise läßt erkennen, daß im Berichtsmonat die Zahl der Arbeitsuchenden bezogen auf die Zahl der offenen Stellen, insbesondere beim männlichen Geschlecht nicht unwesentlich abgenommen hat. Im April kamen auf 100 offene Stellen bei den männlichen Personen 155, beim weiblichen Geschlecht 149 Arbeitsuchende (gegen 168 bzw. 155 im März)." Die amtliche Arbeitsmarktpolitik kann nur als recht primitiver Notbehelf angesehen werden. Es kann für die allgemeine Wirtschaftspolitik nicht von sonderlichem Nutzen sein, wenn einzig und allein nur die Arbeitskräfte untergebracht werden, ohne daß eine Steigerung der gewerblichen Warenherstellung erfolgt. Ohne Zweifel ist das Problem der Produktionssteigerung höchst kompliziert, vielerlei Voraussetzungen sind dazu auch gar nicht vorhanden oder werden durch eine kurzsichtige Wirtschaftspolitik noch beseitigt.

Die Verhältnisse am **Geldmarkt** entsprechen vollkommen der überaus trüben und ungeklärten Wirtschaftslage. Die Börse verfolgt mit angestrengter Aufmerksamkeit die Konferenz von Versailles. Dies trifft auch im besonderen Grade auf das Ausland mit der Bewertung unserer Devisen zu. Mit der Bekanntgabe der Friedensbedingungen trat abermals in der Gestaltung unserer Valuta ein außerordentlicher Rückschlag ein. Wie unsere Devisen bewertet werden, zeigt folgende Zusammenstellung:

	Amsterdam	Kopenhagen	Stockholm	Zürich
2. April	22.35	36.—	33.25	43.50
15. April	18.—	31.25	29.25	37.25
28. April	19.55	30.50	28.—	37.—
1. Mai	21.08	37.—	35.—	43.75
10. Mai	—	29.25	32.50	38.—
19. Mai	18.20	32.30	—	—
26. Mai	18.20	32.75	29.75	36.50

Die Sorge um die Kriegsanleihen wächst von Tag zu Tag. Vom 26. Mai ab hat die Reichsbank den Aufnahmekurs auf 80 festgesetzt. Ob damit eine weitere Kurssenkung vermieden wird, muß fraglich erscheinen. Während von amtlicher Seite nennenswerte Maßnahmen zur Sicherung und Erhaltung der Finanzkraft nicht unternommen werden, gehen auf dem privaten Kapitalmarkt wesentliche Transaktionen vor sich. Deutsches Kapital wandert ins Ausland und fremdes Kapital wird zur Aufrechterhaltung der Betriebe in Deutschland herangezogen, denn dieses Kapital ist ja den behördlichen Eingriffen nicht ausgesetzt. Hier zeigt sich recht deutlich das Fehlen einer gründlichen Wirtschaftskunde, denn all diese Maßnahmen werden zum überwiegenden Teile deshalb getroffen, weil man sich gegenüber den Sozialisierungsbe-

strebungen schützen will. An diese Art von Hintertüren haben die gegenwärtigen Sozialistenführer nur zu wenig gedacht.

Im allgemeinen Konsum macht sich, was die Lebensmittelversorgung anbetrifft, eine kleine Besserung bemerkbar, die auf das Erscheinen einzelner Gemüsearten am Markt zurückzuführen ist. In den Großstädten ist bisher die Lieferung mit ausländischen, insbesondere amerikanischen Lebensmitteln weiter erfolgt. Dafür fehlt es aber fast gänzlich an frischem Fleisch; auch die Kartoffelbelieferung erfolgt äußerst unregelmäßig. Seitdem der Handel mit Eiern freigegeben ist, erscheinen sie in beträchtlichen Mengen auf dem Markt, allerdings sind die Preise hoch. Hier würde sich aber ein Ausgleich vollziehen, wenn noch andere Produkte gleichfalls dem freien Verkehr übergeben würden. Solange wir eben versuchen, die Wirtschaft mit primitiven Mitteln, wie die Zwangswirtschaft sich ihrer bedient, zu beleben, werden wir auch keine Erfolge erzielen.

Geschichtliche Rundschau VI.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Eine Biographie des Präsidenten Wilson versucht Daniel Halévy zu geben, die von Dr. Hans Fritzsche im Verlag von Rascher & Cie in Zürich in deutscher Übersetzung herausgegeben worden ist. Es ist stets eine mißliche Sache, das Leben und Wirken noch lebender Persönlichkeiten zu schildern; denn stets wird dem Verfasser einer solchen Biographie der Verdacht der Parteilichkeit nach der einen oder anderen Seite anhängen. Er wird nur schwer der Versuchung widerstehen können, ihn als seinen Helden besser zu zeichnen, als er in Wirklichkeit ist, oder sein Leben und seine Taten schwärzer zu malen, als sie sich der objektiver urteilenden Nachwelt offenbaren. Um so schwerer wird er dieser Versuchung widerstehen können in einer Zeit wie der jetzigen, wo die Welt in zwei Parteien gespalten ist, wo jeder Mensch infolge der Kriegspsychose, von der wohl niemand sich ganz freisprechen kann, für diese oder jene Seite Partei ergriffen hat und, ob er will oder nicht will, in einen Bannkreis geschlagen ist, der ihn an einer geschichtlichen Darstellung der Ereignisse sine ira et studio mehr oder weniger hindert. Dies fühlt man auch beim Lesen dieser Lebensbeschreibung jenes Staatsmanns, der berufen war, eine so wichtige Rolle auf dem Weltentheater in dem Drama mitzuspielen, dessen letzten Akt wir soeben miterleben. Besonders tritt diese — sagen wir: Befangenheit in dem letzten Teile des Buches von Halévy hervor, in dem die Stellung des Präsidenten zum, bezw. im Weltkriege geschildert wird. Der Verfasser ist Franzose, gehört also zu einem der Verbündeten des Staates, an dessen Spitze Wilson steht. Kein Wunder also — besonders wenn man noch die französische Psyche und die sonstige Geschichtsdarstellung des Franzosen in Betracht zieht, die niemals vor Geschichtsfälschungen zurückgeschreckt hat, wenn es in ihren Kram paßte —, daß die Schilderung vom politischen Wirken des Präsidenten einen parteiischen Anstrich erhalten hat, der den Verfasser wiederholt zu gänzlich falscher Beurteilung und Darstellung verleitet. Wesentlich besser ist der erste Teil, die Lehrzeit Wilsons, seine Studien und seine Tätigkeit an der Universität von Princeton. Dadurch, daß Halévy viel aus Wilsons schriftstellerischen Arbeiten und seinen Reden zitiert, ermöglicht er es dem Leser, sich — auch unabhängig von dem Verfasser — ein Bild von Wilson, sei-

nen Anschauungen und seiner Politik zu machen, die in Praxis ja nicht immer — wie auch aus der Darstellung Halévys hervorgeht — dieselbe war, wie er sie zuvor gepredigt, und fügen wir hinzu: nicht immer dieselbe hat bleiben können; denn auch Wilson hat eingesehen, daß Praxis und Theorie vielleicht nirgends schärfere Unstimmigkeiten aufweisen, als gerade auf dem Boden der Politik. — Die Darstellung Halévys ist also von historischem Standpunkte mit ziemlicher Vorsicht zu lesen, sie gibt aber auch wiederholt Schilderungen von amerikanischen Einrichtungen, und insofern bietet sie manches Interessante und Lesenswerte.

Im Anschluß hieran sei auf eine Neuausgabe eines Werkes des Präsidenten Wilson: „Betrachtungen eines Amerikaners. (Nur Literatur)" kurz hingewiesen, das von Hans Winand übersetzt im Verlage von Georg Müller in München erschienen ist, und aus dem man reiches Material schöpfen kann für die Beurteilung des amerikanischen Präsidenten.

*

Im Verlage von A. Marcus & E. Weber in Bonn sind drei kleine Schriften zur neuesten Zeitgeschichte erschienen. In einer kleinen Studie „Republik oder Monarchie im neuen Deutschland" untersucht der bekannte Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Stier-Somlo die Frage, welcher von diesen beiden Staatsformen die Zukunft im neuen Deutschland gehört. In gemeinverständlicher, klarer Weise erörtert er dabei sowohl entwicklungsgeschichtlich als auch vom Gesichtspunkte der Gegenwart und Zukunft aus das Problem, das wohl allseitiges Interesse findet. Wir können hier nicht auf die Einzelheiten der Schrift eingehen, sondern müssen uns vorbehalten, an anderer Stelle genauer die interessanten Darlegungen des Verfassers zu besprechen und zu würdigen. — Die zweite Schrift stammt aus der Feder des Professors und Mitglieds der Preußischen verfassunggebenden Landesversammlung Dr. Paul Moldenhauer und führt den Titel „Von der Revolution zur Nationalversammlung". Der Verfasser sieht in der Revolution nicht den siegreichen Durchbruch einer großen Idee, sondern die aus der Überreizung der Nerven zu erklärende Vorwegnahme künftiger Entwicklung, einen unermeßlichen Schaden, den das deutsche Volk erlitten hat. Er erblickt die Hauptaufgabe der Nationalversammlung in der Schaffung von Ordnung, vor allem auch in der Beseitigung der vielen Nebenregierungen, der Arbeiter- und Soldatenräte. Ferner tritt Moldenhauer ein für den möglichst baldigen Abbau aller Kriegsgesetze, durch die noch heute Handel und Gewerbe gefesselt und an ihrer Entfaltung behindert sind. Vor allem müssen aber alle Sonderinteressen für den Augenblick zurücktreten. „Nur, wenn alle Beteiligten die Nebenabsichten zurückstellen, wenn sie sich leiten lassen von dem einzigen Gedanken, das tief gebeugte Reich wieder aufzurichten, daß es einstmals wieder ein wohnliches und stattliches Haus werde, wenn der Geist des einträchtigen Zusammenarbeitens über die Verärgerung des Augenblicks und langjährige Verstimmung siegt," nur dann kann das deutsche Volk wieder eine Zukunft haben, und dann erst ist es an der Zeit, über Einzelfragen wie z. B. die der rheinisch-westfälischen Republik nachzudenken und derartig schwierige Aufgaben zu lösen. —

Die dritte Schrift „Rheingrenze und Pufferstaat" hat den Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Kölner Handelshochschule Dr. Bruno Kuske zum Verfasser. In anschaulicher, wenn auch ganz kurzer Form schildert der Verfasser das undurchdringliche Geflecht von Wirtschaftsbeziehungen, das die

beiden Rheinufer verbindet. Die Gebiete auf den beiden Ufern bilden eine wirtschaftliche Einheit, die man nicht ungestraft auseinanderreißen kann. Die Idee der Rheingrenze ist ein ebenso veralteter Grundsatz wie der des Pufferstaates und in der heutigen Zeit ein Ding der Unmöglichkeit.

*

Von großem Interesse dürften die Veröffentlichungen des Ibero-Amerikanischen Instituts sein, die unter dem Titel: Bibliothek der „Cultura Latino-Americana" vom Direktor des Seminars für Romanische Sprachen und Kultur in Hamburg B. Schädel im Verlage von Otto Schulze (Köthen in Anhalt) herausgegeben werden. Die drei ersten bisher erschienenen Bände der Bibliothek bewegen sich allerdings auf wirtschaftlichem Gebiete; aber trotzdem wollen wir sie an dieser Stelle wenigstens kurz erwähnen, da sie auch vom geschichtlichen Standpunkte wertvoll und interessant sind. — Im 1. Band gibt der frühere Präsident des Statistischen Amts Dr. Richard van der Borght, der sich als volkswirtschaftlicher Schriftsteller einen ausgezeichneten Namen erworben hat, ein klares Bild über „das Wirtschaftsleben Südamerikas, insbesondere in seinen Beziehungen zu Deutschland". Die beiden nächsten Bände, die von Dr. jur. et phil. Walther Meißner herrühren, befassen sich mit dem „wirtschaftlichen Vordringen der Nordamerikaner in Südamerika" und mit „Argentiniens Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika." Sie zeigen so recht, wie es die Nordamerikaner verstanden haben, unter Ausnutzung der Konjunktur während des Weltkrieges sich überall einzunisten, wohin ihnen früher die deutsche Konkurrenz und die der übrigen europäischen Staaten den Zutritt verwehrt hatte. Sie lehren uns aber auch, daß wir gewaltige Anstrengungen werden machen müssen, falls wir überhaupt daran denken, den für uns so wichtigen Absatzmarkt, wenn auch nur im bescheideneren Umfange als vor dem Kriege, wiederzuerobern. Was die drei genannten Bücher besonders wertvoll macht, ist die Tatsache, daß die Darstellungen durch Hunderte von statistischen Tabellen bereichert sind, die dem Fachgelehrten erlauben, unabhängig seine eigenen Schlußfolgerungen zu ziehen. — Es ist nur wärmstens zu wünschen, daß diese Bibliothek imstande sein wird, bald weitere Bände der Öffentlichkeit zu übergeben und das Verständnis für das lateinische Amerika in unserem Volke zu heben und zu bereichern. —

Im Anschluß hieran sei auch auf einen weiteren Band der von uns schon wiederholt lobend hervorgehobenen Sammlung „Der Wirtschaftskrieg" hingewiesen, die vom Kieler Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft herausgegeben wird (Kommissionsverlag von Gustav Fischer in Jena). Der neue Band, der sich den früheren würdig anschließt, ist „Frankreich" gewidmet und von Dr. Hermann Curth und Dr. Hans Wehberg, dem bekannten völkerrechtlichen Schriftsteller, bearbeitet. Nicht nur der Kampf der Franzosen gegen das deutsche Privateigentum wird geschildert, sondern auch ihre verzweifelten Versuche, durch Förderung des eigenen Wirtschaftslebens möglichst die deutsche Konkurrenz für immer auszuschließen. Es wird gezeigt, welch ganz neuen Wirtschaftsgeist man in Frankreich zu züchten sucht, und von welchen Kreisen und mit welchen Mitteln diese Idee propagiert wird. Die erreichten Fortschritte haben die optimistischen Erwartungen, die man nach den ersten beiden Kriegsjahren hegen zu dürfen glaubte, nicht erfüllt: die Belastung des französischen Volkes durch die unmittelbaren Aufgaben des

Krieges war zu groß, als daß während des Krieges erhebliche Arbeiten an dem Neubau der französischen Volkswirtschaft hätten geleistet werden können. Der rechtliche Teil des Bandes gibt eine klare, leicht verständliche Darstellung des französischen Dekrets vom 27. 9. 1914 und den sich anschließenden Verordnungen, Gesetzen u. s. w. — Auch diese ausgezeichnete Sammlung wird hoffentlich noch fortgesetzt werden, und werden bald die Bände über die noch fehlenden Staaten des „Zehnverbands", soweit ihre wirtschaftlichen Maßnahmen von Bedeutung sind, insbesondere die Vereinigten Staaten, Italien und Belgien folgen; gerade das letztere dürfte trotz seiner politischen Unbedeutsamkeit auf wirtschaftlichem Gebiete von großem Interesse sein.

Wenigstens kurz sei auch auf den „Grundriß einer Geschichte des katholischen Kirchenrechts" des Universitätsprofessors Dr. theol. Albert Michael Koeniger hingewiesen, der im Verlage von J. P. Bachem (Köln) erschienen ist. Der Verfasser füllt mit dieser Arbeit eine Lücke aus, die in der Literatur der Rechtsgeschichte klaffte; es fehlte bisher an einer kurzgefaßten, aber dennoch wissenschaftlichen Geschichte des katholischen Kirchenrechts. Die Zusammenfassung sämtlicher Anmerkungen in einem Anhange erleichtert das Lesen des Buches nicht unwesentlich, sodaß auch derjenige an dem Buche Gefallen finden dürfte, der sich nicht intensiv mit dem katholischen Kirchenrecht befassen will und dem die Zeit und Lust fehlt, die größtenteils lateinischen Quellen durchzustudieren; wem nur daran gelegen ist, sich einen Überblick über dieses rechtsgeschichtliche Gebiet zu erwerben, für den ist das Koeniger'sche Buch sehr geeignet.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Geschichtliche Wahrheit kann der Phantasie des Dichters zu guter Fahrt verhelfen, aber auch eine gefährliche Klippe für sie sein. Besonders in den lebensgeschichtlichen Romanen, die zu neuer Beliebtheit gelangt sind, lassen sich oft Reibungen zwischen der gegebenen Wirklichkeit und der künstlerischen Aufgabe spüren. Nur selten gelingt es, beiden gerecht zu werden, die Vielheit zur Einheit zu zwingen und die geschichtliche Wahrheit dabei nicht preiszugeben, sondern zur dichterischen zu erhöhen: zur anschaulichen Darstellung des Wesentlichen.

Auch das Werk von Helene Scheu-Rieß „Der Revolutionär" (Wien, Carl Konegen), vorsichtig als „Lebensgeschichte" bezeichnet, aber doch durchweg in dichterischem Gewande, läßt dies empfinden. Die Tatsachen sind alten Familienpapieren entnommen, „das Übrige" nach den Worten der Verfasserin „jener aufschlußreichsten aller Niederschriften, die das Schicksal dem menschlichen Herzen eingräbt". Wir begleiten einen Österreicher, Engelbert von Wintersberg, durch die ganze Dauer seines langen Lebens von 1800 bis 1889. Wesen und Schicksal dieses Mannes bieten eine Fülle bemerkenswerter Züge. Ursprünglich zum Priesterberuf bestimmt, verzichtet er auf die geistliche Laufbahn. Voll Begeisterung für alle freiheitlichen Bestrebungen, voll warmer Teilnahme für alle Leiden des Volkes, wird er zum Mitarbeiter an den politischen Bewegungen seines Heimatlandes, zu einem geistigen Führer der Volkserhebung im Jahre 1848. Als Wien von den Regierungstruppen eingenommen wird, gelingt es ihm, zu fliehen und dem ihm drohenden Todes-

urteil zu entgehen. Er muß das Brot des Verbannten in der Schweiz und in England essen, findet eine Zufluchtsstätte in Koburg und darf endlich als hochbetagter Greis nach Österreich zurückkehren. Sein letztes Erlebnis ist der Anblick eines Arbeiterzuges, der den ersten Mai feiert. Mit diesem Bilde vor den Augen, das ihn rührt und beglückt, stirbt er, „ein Lächeln tiefsten Friedens um den Mund". Er ist ein gutmütiger Schwärmer, zum Lehrhaften und Feierlichen geneigt, weich in seinem Gefühlsleben, ernst und streng in sittlichen und politischen Grundsätzen, „zu ideell für die meisten", wie er sich einmal selbst schildert.

Unter den zahlreichen Gestalten, die ihn umgeben und zeitweise fast verdecken, sind manche, die uns etwas zu sagen haben, besonders der politische Lehrmeister des Helden und seines Kreises, ein wegen freiheitlicher Anschauungen entlassener Professor der Philosophie, dessen Wesen aus leidenschaftlichem Überzeugungsmut, dreister Selbstsucht und kindischer Eitelkeit wunderlich gemischt ist. Nebenrollen der Handlung werden zum Teil von Personen mit berühmten Namen gespielt, Bauernfeld, Schwind und anderen.

Das Buch enthält viele lesenswerte Seiten, eine lebhafte, reich bewegte Handlung und geistige Anregungen. Der zwitterhafte Bau des Ganzen läßt aber doch zu keinem reinen Genuß kommen. Entweder hätte die Verfasserin mehr Abstand von ihren Quellen nehmen und eine in sich geschlossene Dichtung schaffen müssen, wobei manche Nebendinge und Nebenpersonen entfernt und die wesentlichen Züge in der seelischen Entwicklung des Helden vertieft werden konnten. Oder sie hätte eine streng geschichtliche Darstellung geben und nichts hinzudichten, wohl aber genaueren Aufschluß über den äußeren Lebensgang der Menschen erteilen sollen, der im einzelnen nur unbestimmte Umrisse zeigt. Die mitgeteilten Briefe, die doch wohl meist urkundlich sind, erwecken den Wunsch, daß die Verfasserin den zweiten Weg gewählt hätte.

Trockener im Ton ist eine andere geschichtlich-politische Erzählung, deren Held auf der Gegenseite steht, „Bernhard Hirzel", ein Zürcher Roman von Adolf Frey (Zürich, Rascher & Cie., 1918). Im Mittelpunkt sehen wir einen Pfarrer, der als übereifriger Führer der kirchlich und politisch Rechtsstehenden im Jahre 1839 die freisinnige Regierung von Zürich stürzt, dann, von seinen Parteigenossen schlecht belohnt, von den neu zur Macht kommenden Gegnern verfolgt, vor allem aber ein Opfer eigener Ungeschicklichkeit und Haltlosigkeit, aus der Heimat flüchten muß und in Paris durch Selbstmord endet. Wirtschaftliche Sorgen und seine unerquickliche Stellung im Elternhaus wie in der eigenen Ehe tragen dazu bei, ihn zu verbittern und die schlechten Seiten seiner Natur zu entfalten. Unerfülltes Streben nach wissenschaftlicher Wirksamkeit quält und verfinstert ihn. In neuem Liebesglück findet er keinen Aufstieg zu besserem Leben, sondern nur ein Geleite auf dem Weg ins Elend und in den Tod. Mit dem Mut des Kämpfers mischt sich eitles Strebertum. Überall mit dem Fluch der Halbheit beladen, verliert er im Laufe der Erzählung mehr und mehr unsere Achtung. Daß der Verfasser es trotzdem verstanden hat, unsere Aufmerksamkeit für diesen brüchigen Menschen und sein verfehltes Leben aufrechtzuerhalten, ihn gelegentlich sogar mit einem Schimmer der Tragik zu umgeben, verdient Anerkennung. Die um den Helden geordneten Zeitereignisse werden umständlich berichtet, umständlicher, als einer Dichtung gut ist, wie auch sonst die Neigung, ins Breite zu gehen, nicht günstig wirkt und zu toten Stellen

führt. Kulturgeschichtlich fesselt die Darstellung der Wirren, die der Berufung von David Friedrich Strauß an die Zürcher Hochschule folgten. Unter den zahlreichen geschichtlichen Nebenpersonen des Romans nimmt Gottfried Keller eine Ehrenstellung ein. Sein Geist ist auch sonst in dem Buch wirksam; er zeigt sich in mancher launig kräftigen Kleinmalerei wie in Einzelheiten der Darstellung, so etwa in der Schilderung der schönen Geliebten des Pfarrers.

An Kellers Geist und Ton erinnern auch die hübschen Schweizer Erzählungen von Lisa Wenger „Die drei gescheuten Männer von Au. Vetter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen" (Zürich, Rascher & Cie.). Trotz einiger Schwächen der Handlung sind sie bemerkenswert durch ihre Frische, ihre Gegenständlichkeit, ihren Humor.

Meister Guntram von Augsburg — das klingt, als ob es der Name eines unserer mittelalterlichen Prediger oder Mystiker wäre, und etwas von ihrem Geiste ist auch wirklich wieder lebendig geworden in den Werken des Mannes, der sich diesen Schriftstellernamen gewählt hat. (Sie sind bei Gustav Schloeßmann [Gustav Fick] in Leipzig und Hamburg erschienen.) Wir werden an Meister Eckharts Tiefsinn, an Heinrich Seuses Innigkeit, an Taulers eindringenden sittlichen Ernst gemahnt. Auch Franz von Assisi hat bei manchem frommen Dichterwort Pate gestanden. Drei Bücher betrachtender, zwei erzählender Art liegen von dem Verfasser vor, ohne daß sich übrigens die Grenze scharf ziehen läßt. Ein „Trostbuch" spendet er den Trauernden im deutschen Volke — wer gehörte nicht zu ihnen! Daran schließt sich ein „Genesungsbuch": „Schwermut zu heilen". Schlichte Weisheit in künstlerischer Form, hier und da etwas übereifrig, im ganzen ein hörenswerter Nachklang von Meister Eckharts wundervollem „Buch der göttlichen Tröstung". Ein „Buch der Einkehr": „Vor den Trümmern" hält freimütig Abrechnung mit all dem, was zum Niedergang Deutschlands geführt hat, läßt es aber neben Klage und Anklage auch nicht an Worten der Ermutigung fehlen. Ins Gewand der Erzählung kleidet sich die Lehre vom rechten Leben in dem feinsinnigen Buch „Der reisige Michael". Der Held ist der „Mann, der das Nötige tapfer angreift und nicht allzuviel fragt, ob Späne fliegen", der den Leuten Schwermut und Hoffnungslosigkeit vertreibt und ihnen zeigt, wie man's machen muß, um tätige Nächstenliebe zu beweisen und ein glücklicher Mensch zu sein. Wenn hier einzelne Geschichten wie eine Reihe von Gleichnissen nebeneinandergestellt werden, so ist endlich in dem Buch „Frau Einfalt" der Versuch gemacht worden, eine in sich abgerundete Erzählung zu bieten. Auf dem Titelblatt dieses Werkes nennt der Verfasser auch seinen wirklichen Namen: Heinrich Schmid-Kugelbach. Er ist evangelischer Pfarrer in Lindau am Bodensee und zeigt hier noch mehr, daß er daneben nicht nur ein gemütvoller Erbauungsschriftsteller, sondern ein Dichter voll Kraft und Zartheit ist. Einwendungen gegen Einzelheiten wie gegen die ganze Anlage zu machen, ist leicht: der Eingang ist mühsam, das Rankwerk überwuchert den Stamm, die äußeren Geschehnisse bleiben skizzenhaft, das Zarte wird zum Teil spinnwebenfein, und wer Unwahrscheinlichkeiten suchen will, wird vielerlei Bedenkliches finden. Dennoch überwiegt der Eindruck: hier ist quellende Phantasie, hier werden Herzensgeheimnisse verkündet. Gleich dem reisigen Michael hat auch Frau Einfalt Macht über die Menschen zu allem Guten. Wie sie den Kindern Märchen von Blumen und

Tieren erzählt, wie sie als „Gottes Botin und Grußbestellerin" durchs Leben wandelt, halb eine Märchenprinzessin und halb eine Heilige aus alter Legende, wie sie endlich, nachdem sie Fremden Gutes getan und ihren eigenen verirrten Mann zu fröhlichem Schaffen zurückgeführt hat, lieblich und ruhevoll aus dem Leben scheidet, das verdient die Teilnahme vieler Leser. Die Sprache, mit altertümelnden Wendungen schön gefügt, wirkt zum Teil doch etwas geziert. Gelegentlich erinnert die Darstellung an Kellermanns frühere Werke.

Peter Altenbergs letztes Buch „Mein Lebensabend" (Berlin, S. Fischer, 1919), wieder eine Sammlung zahlreicher Skizzen und Betrachtungen, fügt zu dem Bilde des Verfassers kaum neue Züge hinzu, nur daß sich der düstere Ton verstärkt. Die Schatten des Todes fallen schon auf die Blätter. Wieder ist Altenberg, bald schwärmerisch, bald bitter, immer leicht reizbar und erregt, ein Kämpfer gegen Mode, Äußerlichkeit, Herdensinn, Selbstsucht, Roheit, ein Lobredner edler Menschlichkeit. Dazu will er — in den besten Skizzen — seine Leser führen: Menschen zu werden, „die Tag und Nacht an ihrer körperlichen, seelischen, geistigen Höchstelastizität und Spannkraft arbeiten". Das ist gut, auch wenn die Darstellung durch Künstelei getrübt wird, knapp zwar im einzelnen, aber geschwätzig im ganzen und oft stillos aus Überschwenglichem und Abgeschmacktem gemischt ist.

Zierliche und schwermutsvolle Gedanken verbinden sich in den „Gedichten" von Robert Walser (Illustriert von Karl Walser. Berlin, Bruno Cassirer). Die Sprache ist zart abgetönt. Man kann sich diese Verse kaum anders als mit leiser Stimme, mit fallender Melodie vorgetragen denken. Man meint eine Winterlandschaft mit feinen Flocken zu sehen, und es ist gewiß kein Zufall, daß solche Landschaft immer wieder den äußeren Rahmen bildet. Manches mutet spielerisch an, aber das Ganze, eigentümlich aus Kindlichkeit und Schlaffheit gemischt, hat doch einen persönlichen Klang. Stimmungsvoll wie die Gedichte und ihrem Geist verwandt sind des Bruders Zeichnungen.

Als dichterische Persönlichkeiten darf man auch zwei andere Schweizer Lyriker ansprechen: Max Gellinger und Karl Stamm. Jener veröffentlicht ein Versbuch „Der Weg ins Weite" (Zürich, Rascher & Cie., 1919) voll stürmischer Gedanken und Worte. Er sucht den Weg zu sich selbst, indem er den Weg ins Weite, Allgemeine geht. Der Alltag des eigenen Lebens, der Durchschnittslyrik Lieblingsfeld, bleibt uns erspart. Der Dichter hält leidenschaftliche Ansprachen an die Natur, an Sonne und Sterne, Erde und Meer, Wasser und Feuer. Am ergreifendsten wirkt er da, wo er sich an die Menschheit wendet, von dem Himmel und der Hölle ihres Innern spricht. Dem Drang zum Erhabenen, Gewaltigen gehorcht nicht immer die sprachliche Kraft, aber das Ganze läßt weiteren Aufstieg erhoffen.

Überwiegt hier durchweg noch das Rednerische so wirkt die Kunst des jung verstorbenen Karl Stamm durchaus als seelenvolle Lyrik. Er ist ein Dichter des eigenen Erlebens, aber dies ist doch nirgends alltäglich, es ist voll stiller Tiefe und Größe der Empfindung, voll Sehnsucht, das Innerste auszusprechen, und voll Trauer, diese Sehnsucht nicht befriedigen zu können.

O fände ich Worte meinem Gefühl,
das in jede Falte meines Wesens sich legt.
Doch selbst das Leiseste ist noch zu hart
für dieses Geschehn.

Die Bilder von der Außenwelt gelingen oft schlecht, aber vom Innern, von der

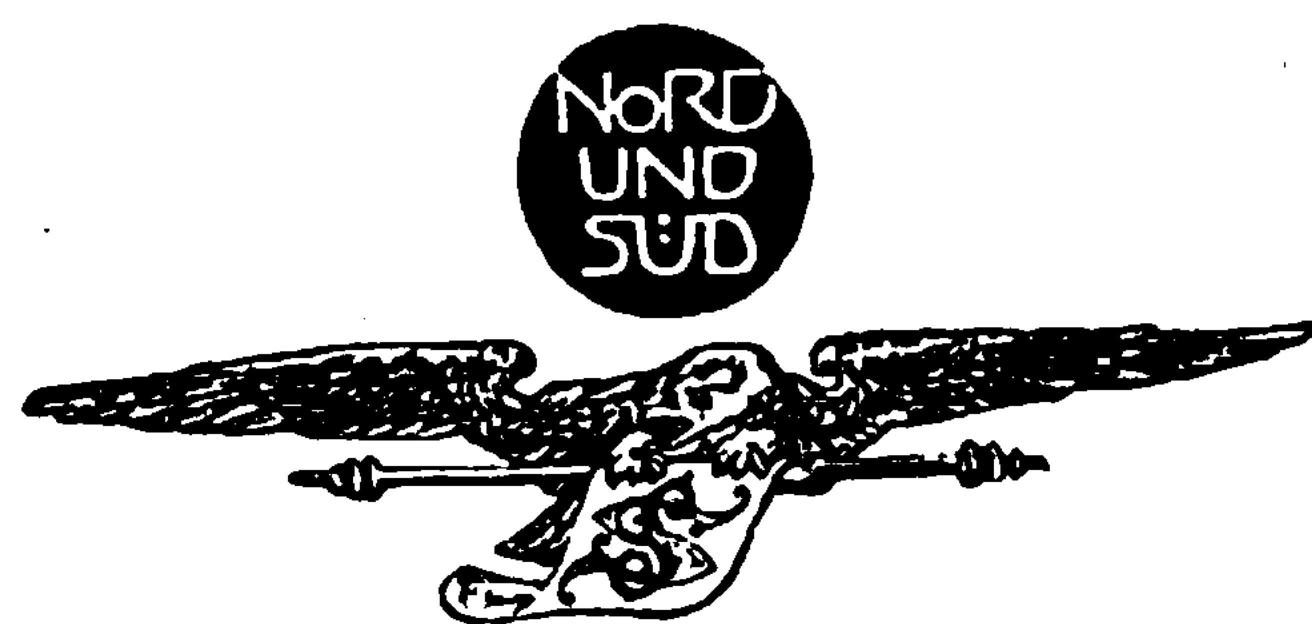
Not und dem Kampf der Seele kündet seine Rede, auch wo sie nur stammelt, mit inbrünstiger Glut. Sein Werk „Der Aufbruch des Herzens“ (Zürich, Rascher & Cie., 1919) verdient unsere Teilnahme.

Jakob Kneip hat ein Buch der „Erscheinungen, Wallfahrten und Wunder“ mit der Überschrift „Der lebendige Gott“ geschrieben (Jena, Eugen Diederichs 1919). Ein Kinder- und Bauerngott wandelt durch diese Gedichte, er scheint weniger einer Geistes- als einer Naturreligion anzugehören, ja zuweilen mit seinen Heiligen aus einem heidnischen Götterhimmel zu stammen. Er summt sich einen Festchoral in den Bart, schreitet im blauen Mantel über die Wolken, tritt als Bauersmann, als Jäger auf, und seine Gedanken und Werke können erschreckend irdisch sein. Kindliche Innigkeit und urwüchsige Derbheit sind die beiden Hauptgefühlsrichtungen, die hier eingeschlagen werden. Der geistige Gehalt ist im ganzen gering. In der dichterischen Darstellung ist Kraft und Eigenart nicht zu verkennen, aber vieles bleibt doch in breiter Beschreibung stecken, und die Einfälle, die den Wundergeschichten zugrunde liegen, werden durchweg wenig ausgestaltet. Einige Legenden, die mehr in seelische Tiefen führen, wie „Küsters Brigitte“, scheinen mir mehr wunderlich als bedeutungsvoll zu sein. Was trotzdem diese auch sprachlich oft rauhen Verse anziehend macht, ist ihr schlichter und aufrichtiger Grundton und die innige Vertrautheit mit der Natur und mit dem Fühlen und Denken des katholischen Landvolkes, dessen religiöse Vorstellungen, erhöht durch Dichterträume, dies Werk verkörpert.

Kneip bildet mit Vershofen und Winckler einen Freundesdreibund, der nicht ohne Einfluß auf unser Schrifttum ist. Als Begründer des Bundes der Werkleute auf Haus Nyland gaben sie bis zum Krieg die Zeitschrift „Quadriga“ heraus, die allen schöpferischen Kräften ehrlich dienen und alles bloße „Literatentum“ ausschließen wollte. Jetzt erscheint als Fortsetzung der Quadriga die Vierteljahrsschrift „Nyland“ (Jena, Eugen Diederichs). Gerne weise ich hier auf sie hin. Ihr zweites Heft enthält außer Beiträgen von Vershofen unter anderm drei schöne Gesänge von Max Barthel und ein Schauspiel in einem Aufzuge von Ernst Lissauer „Die Anfechtung“. Luther ringt sich durch Zweifel und Seelenkämpfe zu neuem Mut und zu dem Entschluß hindurch, den Schutz der Wartburg zu verlassen und nach Wittenberg gegen die Wiedertäufer zu ziehen. Der Teufel in höchsteigener Person übernimmt die Gegenrede. So wird das Selbstgespräch zu dramatischer Bewegung; der Lyriker freilich leistet das Beste an dem Werk.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Forststraße 19 (Fernruf: Zehlendorf 1017). — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.


NoRD
UND
SÜD



Bildnis und eigenhändige Unterschrift von Dr. jur. Emil Erich Hölscher.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein



Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 170. Heft 539. August 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das Wesen der Autorität.

III. Begründung der Autorität.

Der sicherste Rechtstitel für die Notwendigkeit der Autoritäten ist ihre Tatsächlichkeit. Kein Kultursystem, das uns geschichtlich bekannt geworden ist, hat sich bisher ohne hierarchische Gliederung, ohne Über- und Unterordnung, kurz ohne Organisation nach Autoritäten behaupten können. Selbst der letzte Rest von Anarchie, den wir in unserem Kultursystem noch als atavistischen Ballast mitschleppen, ich meine die Räuberbanden in den Abruzzen oder am Balkan, steht unter dem Banne von Autoritäten. Jede Bande hat ihren Häuptling, dessen Befehlen sie sich unterwirft. Ein bezeichnendes Beispiel dafür sind die Flibustier. Während ungezählte amerikanische Kolonien aus Mangel an Autoritäten zugrunde gegangen sind, haben sich die ursprünglich freischärlerischen Raubkolonien der Flibustier nur dadurch erhalten, daß sie sich zu einem Flibustierstaat zusammengeschlossen haben.

Die erste Begründung der Autorität liegt demnach in ihrem natürlichen Wachstum. Im sozialen Organismus sind dem Menschengeschlecht ohne alle Reflexion Autoritäten eingewachsen, wie dem Menschen seine einzelnen Organe. Die natürliche, unreflektierte Organisation der Menschen hat aus dem bloßen Selbsterhaltungsinstinkt heraus bei allen Stämmen, die nur irgend den Wildheitszustand überwunden haben, die Schaffung von Autoritäten durchgesetzt. Das zynisch-stoische Schlagwort, welches später Rousseau und Tolstoi aufgegriffen haben: „Folge nur der Natur", gibt uns die erste Antwort auf die Frage nach der Begründung von Autoritäten. Sie sind deshalb notwendig, weil die Natur selbst sie uns, offenbar im Interesse unserer Selbstbehauptung und Arterhaltung, vorgeschrieben hat. Lange bevor die Menschen über die Gestaltung ihres Zusammenlebens nachgedacht, vielmehr die Lenkung ihrer Schicksale dem Naturverlauf der sozialen Klassenbildung überlassen haben, schufen sie sich Autoritäten, und zwar Götter, Könige, Gesetze, Behörden, Verfassungen. Der Gegenstand

der Autorität wechselt, aber das Prinzip der Autorität bleibt. In unserem Kultursystem z. B. überwog noch im 15. Jahrhundert die kirchliche Autorität, im 17. die monarchische Autorität. Im 18. Jahrhundert geht, wesentlich durch Friedrich II., die Autorität auf den Staatsbegriff, weiterhin im 19. Jahrhundert auf den Nationalbegriff über. Das alles sind nur wechselnde Inhalte; die Form bleibt bestehen. Ob sich heute der einzelne der Gesamtheit unterwirft, weil das nationale Interesse dies von ihm heischt, der Staat es fordert, der Monarch es befiehlt oder die Kirche es ihm vorschreibt — gleichviel. Die Hauptsache bleibt, daß er sich überhaupt unterwirft. Das Prinzip ist unverändert dasselbe; nur Personen oder Institutionen haben gewechselt. Autoritäten sind dem Wandel unterworfen, nicht aber die Autorität.

Die Natur diktiert uns nur, daß wir im wohlverstandenen Eigeninteresse uns im gegebenen Falle fremden Willen unterordnen sollen. Und dieser Befehl der Natur ist so stark und so unwidersprechlich, daß selbst Revolutionäre, Rebellen, ja sogar Räuber dem Prinzip der Autorität ihren Tribut zollen.

Allein die Natur befiehlt uns nur, daß wir Autoritäten, nicht aber, welche Art von Autoritäten wir einsetzen und respektieren sollen; sie kündet uns wohl das Prinzip, nicht aber die Art seiner Anwendung an. Welchen Autoritäten wir uns unterordnen sollen, das lehrt uns nicht mehr die Natur, sondern die Geschichte. Sie zeigt uns einen strengen Rhythmus der Autorität auf. Es läßt sich nämlich der historische Nachweis führen, daß mit steigendem Zivilisationsgrad der Völker sich auch die Gegenstände ihrer Anbetung verfeinern und sublimieren. Die Griechen waren zu vorgeschritten, um, wie so manche gleichzeitig lebende Völker, Klötzen und Steinen göttliche Verehrung zu zollen; sie haben aber ihre Götter gleichwohl mit Zügen ausgestattet, welche Juden- und Christentum in tausendjähriger Entwickelung aus dem Gottesbegriff vollkommen ausgemerzt haben. Ein Kulturmensch des Mittelalters hätte unmöglich mehr eine Göttergestalt von der Artung des Zeus verehren können. Zeus hatte aufgehört, für ihn Autorität zu sein. Ein ganz paralleles Verhalten zeigt aber auch der Kulturmensch des zwanzigsten Jahrhunderts gegenüber dem mittelalterlichen. Er betet zwar denselben Gott an, aber in geläuterter Gestalt; die finsteren Autoritäten von Teufel und Dämonen hingegen, welche die Phantasie des mittelalterlichen Menschen so sehr ausfüllten, daß sie häufig genug den reinen Gottesbegriff überwucherten und verunstalteten, haben heute vollkommen aufgehört, autoritative Wirksamkeit zu entfalten. Für die geistig tiefstehenden Volksschichten werden wohl noch Gespenster und Geister, Zauberer und Hexen existieren, und so lange der Glaube an ihre Wirksamkeit besteht, autoritative Geltung beanspruchen; für den Großstadtmenschen unseres Zeitalters, gleichviel welcher Konfession und religiöser Gesinnung, gehören doch alle diese Spukgestalten in die Rumpelkammer unleidlich gewordener Ammenmärchen. Was also für den mittelalterlichen Menschen Autorität war, unter Umständen sogar die meistrespektierte, ist dem modernen Menschen, auch dem gottes-

fürchtigsten und glaubenseifrigsten, längst zur leeren Illusion geworden. Haben wir nun darum, weil wir aufgehört haben, an Teufel und Dämonen zu glauben, unser Verhalten gegeneinander geändert? Sind wir, weil wir die Autorität des Teufels nicht mehr fürchten, schlechter, ruchloser, gemeiner geworden? Sicherlich nicht. Der Durchschnittseuropäer ist heute ohne Furcht vor Teufeln und Dämonen zweifelsohne gesitteter, umgänglicher und friedlicher als der mittelalterliche Mensch. Der Inhalt der Autorität hat eben gewechselt, aber die Autorität ist darum geblieben. Wo sich der frühere Menschentypus vor gewissen Handlungen gescheut und gehütet hat, weil er Teufel und Dämonen fürchtete, da halten ihn heute Festungen und Gefängnisse, Arbeitshäuser und Besserungsanstalten im schlimmsten, Religion, Moral oder soziales Gewissen im besten Fall vor der Begehung der gleichen Handlung zurück. Die Ausbildung von Polizei und Justiz auf der einen, sowie der öffentlichen Meinung auf der anderen Seite hat jene Autoritätslücke ausgefüllt, welche das allmähliche Schwinden des mittelalterlichen Aberglaubens an Spukgestalten offen gelassen hatte. Und so könnten wir an unzähligen geschichtlichen Beispielen dartun, daß mit zunehmender Kultur die Formen der Autoritäten immer vornehmer werden. Obsolet gewordene Autoritäten, welche sich als unwirksam erwiesen, werden abgeschafft, aber nur um neue, wirksamere an deren Stelle zu setzen. Je gediegener der Inhalt, desto feiner wird das Gefäß sein. Sind Autoritäten die formgebenden Gefäße, in welche die Völker die Inhalte ihres sozialen Fühlens und Zusammenwirkens ergießen, so wird sich die Formgebung der Geschmeidigkeit des Stoffes durchgehends anschmiegen. Der durch Tradition und Geschichte, durch Klima und Bodenbeschaffenheit, durch Sitte und Gesetz, durch Handel und Industrie, durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Germane z. B. fordert und fördert anders geartete Autoritäten, als der leicht hypnotisierbare Romane oder der der Sklaverei kaum entwachsene Slave. Daraus folgt, daß jede Nation ihrem Kulturgrad entsprechende Autoritäten erzeugen und respektieren wird. Die Autoritäten sind geradezu Gradmesser der Kulturstufe eines Volkstums. Die Weisungen der Natur und der Geschichte, welche kein Volk der Erde ungestraft überhören oder gar übertreten wird, lauten nach allem Vorausgegangenen ganz unzweideutig. Der Imperativ der Natur heißt: Du mußt dir bei Strafe des Untergangs Autoritäten setzen; der Imperativ der Geschichte lautet: Deine Autoritäten sollen jeweilen dem Kulturgrad des betreffenden Volkstums angepaßt sein. Diese beiden Imperative von Natur und Geschichte nennen wir die *natürliche* Begründung der Autorität.

Ist solchergestalt die Autorität vor dem Forum von Natur und Geschichte gerechtfertigt, so hat sie eine letzte Prüfung zu bestehen, um gegen *alle* Anfechtung gewappnet zu sein, und diese Instanz ist der kritisch zersetzende menschliche Verstand. Instinkte und Gefühle können sehr wohl ja sagen, wo der Verstand entweder nein sagt, oder zum mindesten bei bedenklichen Fragezeichen verharrt. Sehen wir uns also, bevor wir die Begründung der Autorität allseitig und er-

schöpfend abschließen, die Argumentationen radikaler Denker an. Würde nur der Instinkt zur Autorität drängen, so könnte eingewendet werden, Instinkte können in die Irre führen, und die Vernunft sei ja da, um die Irrungen der Instinkte zu beseitigen. Beruft man sich ferner auf die Lehren der Geschichte, so könnte uns geantwortet werden, ihre Schlüsse seien vieldeutig und deshalb von unverbindlichem Charakter. Stellt man endlich alles auf Gottesgebot und Offenbarung ab, so werden uns Materialisten und Atheisten einwerfen, das seien keine Beweise mehr, sondern Glaubenssätze, die nur für diejenigen verbindlich seien, die sich diesem Glaubenssatz unterwerfen. Wollen wir daher das Autoritätsprinzip gegen alle seine Bekämpfer verteidigen, so müssen wir den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen. Seinen Vernunftgründen müssen wir ebenfalls Vernunftgründe entgegensetzen.

Daß die scharfsinnigsten und weitsichtigsten politischen Köpfe aller Zeiten, wie Thukydides, Machiavelli, Bodin und Hobbes, bedingungslos für das Prinzip der Autorität eintraten, will ich noch gar nicht als Argument ins Feld führen, da man mir entgegenhalten könnte, das sei eine Berufung auf Autoritäten, während ich doch erst zu beweisen hätte, daß Autoritäten die zuständige Berufungsinstanz seien. Ich wähle daher absichtlich einen der radikalen Politiker, Benedikt Spinoza.

Spinoza hat nämlich sowohl im theologisch-politischen Traktat, als auch in seiner „politischen Abhandlung" dem Autoritätsprinzip die philosophischen Grundlagen verliehen. Er lehnt sich zunächst an den Ausspruch Senecas an, nach welchem eine gewalttätige Herrschaft niemals von langer Dauer gewesen sei. Deshalb, so argumentiert Spinoza, komme es nur höchst selten vor, daß die höchste Gewalt etwas ganz Verkehrtes anordne; denn „sie selbst muß in ihrem eigenen Nutzen, und um die Herrschaft zu behalten, für das gemeine Beste sorgen und alles nach dem Gebot der Vernunft leiten" (Theol. polit. Trakt. Kap. 16). Das Wesen des Bürgers definiert dieser radikale Politiker dahin: „ein Untertan ist derjenige, welcher das, was der Gemeinschaft, folglich auch ihm nützlich ist, auf Befehl der höchsten Gewalt tut". Dieser höchsten Gewalt müssen alle Bürger im Interesse des Gemeinwohls bedingungslos gehorchen; „wenn wir nicht Feinde des Staates sein und gegen die Vernunft, welche den Staat mit allen Kräften zu verteidigen verlangt, handeln wollen, so sind wir gehalten, alle Befehle der höchsten Gewalt unbedingt zu vollstrecken, wenn sie auch noch so töricht sind; denn die Vernunft verlangt deren Ausführung, damit von zwei Übeln das kleinste gewählt werde". Am prägnantesten drückt Spinoza diesen seinen Gedankengang im 35. Lehrsatz des vierten Teiles seiner Ethik in den Worten aus: „Soweit die Menschen nach der Leitung der Vernunft leben, insoweit allein stimmen sie mit der Natur notwendig immer überein". Damit aber die Menschen nach den Regeln der Vernunft, nicht aber den Launen der Leidenschaft regiert werden, ist es nötig, daß sie sich Autoritäten geben. Die Autoritäten müssen „die Macht haben, die gemeinsamen Regeln des Lebens vorzuschreiben und Gesetze zu geben und diese nicht durch

Vernunftgründe, welche die Affekte nicht zu hemmen vermögen, sondern durch Drohungen zu befestigen. Eine solche Gesellschaft, die durch Gesetze und die Macht sich zu erhalten befähigt ist, heißt Staat, und diejenigen, welche durch dessen Recht gestützt sind, heißen Bürger."

Somit lehrt uns Spinoza, daß nur Autoritäten, welche die widerstreitenden Grundtriebe und Leidenschaften der Menschen zu glätten und eben damit den Selbsterhaltungstrieb der Menschen zu harmonisieren vermögen, den Bestand der menschlichen Gesellschaft sichern und gewährleisten. Es bilden sich eben in jeder Gesellschaft autoritäre Oberschichten, anders ausgedrückt: Aristokratien heraus. Die Demokratie hat so gut ihre Aristokratien wie die Monarchie. Dort sind es die Redner in den Parlamenten, hier die Beamten in der Verwaltung. Die vorgeschrittensten Demokratien können der Autoritäten so wenig, ja noch weniger entraten, als erbeingesessene Monarchien. Und wenn das gewaltige Staatswesen der Vereinigten Staaten von Amerika an einem Gebrechen laboriert, das täglich seinen Bestand bedroht, so ist es der Mangel an einem ausgebildeten System von Autoritäten. Amerika hat ja ein schwaches Surrogat von Autorität — die Plutokratie. Im entscheidenden Augenblick dürfte diese brüchige Autorität, welcher Tradition und Prestige abgehen, vollkommen versagen. Denn auch das lehrt Spinoza, daß hinter jeder Autorität ebensoviel Macht stehen muß, als sie Einfluß beansprucht. Ohne militärische Organisation aber ist ein solches Machtzentrum gar nicht zu bewerkstelligen. Es muß daher — auch nach Spinoza — die höchste Autorität im Staate auf dem Untergrunde einer organisierten Macht oder Zentralgewalt ruhen, ansonst sie ebenso lächerlich wird, wie ein König Johann ohne Land. Denn nichts vernichtet den Nimbus der Autorität so sehr, wie Lächerlichkeit. In jedem Autoritätsglauben steckt eben ein Stück Suggestion, ein Hypnotisieren der Willen Vieler zugunsten Eines Willens. Der so erzeugte Gehorsam beruht in der Regel auf einer Art von Massensuggestion, deren Wurzeln eben der Nachahmungstrieb ist. Sollen aber Viele oder gar Alle sich unter dem Willen Eines beugen, so muß dieser Wille nicht nur stark, sondern auch sicher und zuverlässig sein. Ein entlarvter Hypnotiseur verliert sofort seine magische Kraft. Ebenso büßt jede Autorität unfehlbar an Ansehen und Wirkung ein, sobald sie sich nicht bloß von der menschlichen, sondern mit Vorliebe von der allzumenschlichen Seite zeigt. Im Glauben an Autoritäten steckt, wie in jedem Glauben, ein religiöses Moment, ein mystisches Residuum. Enttäuschter Glaube schlägt sehr leicht in wilden Unglauben um. Gebietet also der menschliche Selbsterhaltungstrieb die Einsetzung von Autoritäten, so befiehlt andererseits der Selbsterhaltungstrieb der Autorität die Wahrung des Nimbus; denn Lächerlichkeit tötet nicht bloß in Frankreich.

Der von Spinoza zugunsten der Autorität eingeführte Zweckbegriff ist indes nicht der höchste philosophische Gesichtswinkel, von welchem aus die Begründung der Autorität in Angriff genommen werden kann. Wir lassen diese utilitarische

Ableitung der Autorität für alle diejenigen gelten, welche anderen Grundmotiven, als dem der Selbsterhaltung, nicht zugänglich sind. Die höchste Form von Autorität ist nämlich in unseren Augen nicht der Gehorsam aus Zwang, sondern der Gehorsam aus Einsicht. Alle bisher behandelten Begründungsformen der Autorität schließen einen gewissen seelischen Zwang in sich ein. Wird die Autorität, wie bei den Barbaren, auf Furcht gegründet, so ist's ein Zwang der Instinkte; wird sie, wie im Mittelalter, auf den Glauben gestützt, so ist's ein Gefühlszwang, eine Massensuggestion; wird sie, wie bei Spinoza, durch den Selbsterhaltungstrieb motiviert, so ist's ein egoistischer Kalkulzwang — eine Nützlichkeitserwägung, ein Rechenexempel. Es sei daher eine vierte Begründung der Autorität eingeführt — ihre Erziehung zur Ordnung, zu Gesittung und Kultur. Hat man die Autorität von dieser sozial-pädagogischen, völkerbildenden Seite aus gesehen, so respektiert man sie nicht mehr aus bloßer Furcht, religiöser Scheu oder krasser Berechnung, sondern aus vernünftiger Einsicht, aus logischem Zwang, kurz als Denknotwendigkeit. Die Stufenleiter stellt sich alsdann wie folgt dar: für Wilde und Barbaren ist Autorität naturnotwendig, für religiöse Naturen und aufrichtig Gläubige ist sie gefühlsnotwendig, für utilitarisch gerichtete Denker ist sie zwecknotwendig, endlich für idealistisch gestimmte Philosophen denknotwendig.

Autoritäten waren es nämlich, welche den Menschen erst zum Menschen erhoben; sie brachten der wilden Menschennatur Sinn für Ordnung und Ebenmaß, für Rhythmus und Harmonie bei; Autoritäten haben uns eine Sprache, ein Schriftsystem und ein Zahlensystem geschaffen. Oder umgekehrt: Diejenigen, welche all dies für uns taten und auferbauten, sind für uns Autoritäten. Daß wir nicht mehr wie ein Rudel wilder Bestien im Urwald hausen, sondern in festgefügtem Staatsleben unseren Fähigkeiten und Kenntnissen gemäß zur Geltung kommen können, verdanken wir der Führung von politischen Autoritäten. Daß wir nicht mehr Fetischdienste verrichten und in jedem Klotz oder Tier Götter anbeten, verdanken wir kirchlichen Autoritäten. Daß wir uns in der Außenwelt zu orientieren vermögen, weil wir nach den Regeln der Mathematik, nach Gesetzen von Maß und Zahl unseren ganzen Planeten vermessen und die ganze Natur inventarisiert haben, verdanken wir unseren wissenschaftlichen Autoritäten. Daß wir endlich an den Schönheiten der Natur nicht blind und stumm vorübergehen, sondern von unseren Künstlern, Dichtern und Denkern einen sechsten Sinn für Ebenmaß und Harmonie angezüchtet erhielten, verdanken wir den künstlerischen Autoritäten. Was uns daher über das Tier erhebt, die Deutung des Weltzusammenhanges, die Orientierung über unsern Planeten, ja über das ganze Planetensystem, die Ordnung und Sicherheit in unseren Städten und Staaten, in unseren privaten und öffentlichen Angelegenheiten, der Schutz unserer Person und unseres Eigentums, die Erhöhung unseres Lebensgefühls durch staatliche Fürsorge und soziale Medizin, durch Religion, Wissenschaft und Kunst — alles das und noch mehr danken

wir unseren Autoritäten. Anarchie weckt die Leidenschaft, die Begehrlichkeit, die Selbstsucht; Autoritäten wecken den Sinn für Ordnung und Besonnenheit, für Selbstbescheidung, für Mitgefühl. Die Anarchie ist antisozial, die Autorität sozial; dort Tier, hier Mensch; dort Barbarei, hier Zivilisation; dort Krieg, hier Friede; dort Chaos, hier Kosmos; dort gesellschaftlicher Tod, hier soziales Leben. Überschaut man den kaum zu überbietenden Segen, den das Autoritätsprinzip in allen seinen Auszweigungen und Ausstrahlungen dem Menschengeschlecht gespendet hat, so gelangt man zur Einsicht, daß Autoritäten ebenso sehr Vernunftforderungen wie Naturnotwendigkeiten sind. Gesetzen muß, Vernunftgeboten soll man sich unterwerfen. An die Stelle der Furcht tritt hier die Überzeugung, an die Stelle des blinden Sklavensinnes die freie Mannesverehrung. In Kulturstaaten bedeutet Gehorsam gegenüber Autoritäten Austausch gegenseitigen Vertrauens. Das griechische εὐπείθεια deutet dieses Gegenseitigkeitsverhältnis feinsinnig an; es bedeutet nämlich bald Gehorsam, bald Überzeugtsein. Der höchste Grad von Gehorsam, dessen ein Kulturmensch und nur ein solcher fähig ist, besteht eben darin, daß man sich den Autoritäten unterwirft, nicht aus Furcht vor Strafe, aber auch nicht, wie die religiöse Färbung will, aus Hoffnung auf Belohnung, sei es im Jenseits von Gott, oder im Diesseits vom König, endlich auch nicht aus purer Klugheit und Berechnung, wie Spinoza will, sondern aus Einsicht und Überzeugung, daß Autorität und Kultur einander fordernde, bedingende Begriffspaare sind. Und so möchten wir denn als oberste Formel der Begründung aller Autorität den Satz aufstellen: Keine Kultur ohne Autorität.



Dr. Bernhard Münz: Streiflichter auf Lord Arthur James Balfour

Wir möchten den gegenwärtigen englischen Minister des Auswärtigen keinen Philosophen nennen, können aber nicht in Abrede stellen, daß er unstreitig starke philosophische Interessen hat. Dies geht unzweideutig aus seinen großen Werken hervor, die er schrieb, als die Staatsgeschäfte ihm noch Zeit dazu ließen. So versetzte er, um nur einige namhaft zu machen, im Jahre 1879 mit seiner „Verteidigung des philosophischen Zweifels" das glaubensstarke England in einige Angst, die jedoch 1895 durch seine „Grundlagen des Glaubens" verscheucht wurde. Diese sind „the book of the season" gewesen und haben in wenigen Monaten fünf starke Auflagen erlebt. Sie sind ein gelehrtes Werk, das den Leser bis an die Schwelle christlicher Theologie führt. Es beginnt mit einer Widerlegung des die Sinnenwelt für das alleinige Objekt der Erkenntnis und die Erfahrung für die einzige Quelle des Wissens erklärenden „Naturalismus", die sich auf indirektem und direktem Wege vollzieht. Balfour tut zunächst dar, daß er praktisch unzulänglich, ja geradezu unerträglich ist, da er durch die Aufhebung des Unterschiedes zwischen dem Reiche der Werte und dem der Tatsachen die altehrwürdigen Ideale der Welt entwurzelt. Der Naturalismus drücke der Sittlichkeit das Gepräge der Nützlichkeit auf: „Kant verglich bekanntlich das Sittengesetz mit dem Sternenhimmel und fand beide erhaben. Auf naturalistischem Standpunkte würde es passender sein, es mit den Schutzdecken auf dem Rücken eines Käfers zu vergleichen und beide sinnreich zu finden." Das Bewußtsein der Freiheit, das Gefühl der Verantwortlichkeit, die unfehlbare Autorität des Gewissens, die Schönheit der Heiligkeit, die Erhabenheit der Selbstaufopferung, das Mitgefühl mit dem Leiden, kurz die ganze geschlossene Kette von Überzeugungen und Empfindungen, aus denen edle Taten und hochherziger Ehrgeiz entspringen, entpuppe sich als ein bloßer Kunstgriff, als eine listige, schlaue Erfindung der Natur, welche darauf abziele, uns zum altruistischen Handeln zu verlocken. Die ethischen Gefühle seien um nichts besser als die unzähligen Neigungen und Instinkte, von denen manche grausam, manche ekelhaft sind, und wenn wir sie für etwas Höheres halten, was uns in gedankenlosen Augenblicken leicht begegnet, so geschehe dies vom Standpunkte der naturalistischen Weltanschauung nur darum, weil eine solche Täuschung notwendig sei, um uns zu Handlungen zu veranlassen, welche an sich zu unserem persönlichen Wohlbehagen nichts beitragen können.

Aber auch zwischen den ästhetischen Ideen und dem Naturalismus bestehe keine Wahlverwandtschaft. Die Schönheit sei für diesen nur die zufällige Veranlassung eines vorübergehenden Vergnügens und mithin ein Spielzeug subjektiver Empfindsamkeit, und er gestatte nicht, zwischen einem großen Komponisten und

einem guten Koch, der Neunten Symphonie und einer schmackhaften Sauce einen wesentlichen Unterschied zu finden. Der gute Koch unterscheide sich von dem hervorragenden Künstler nur insofern, als letzterer mit verwickelteren Beziehungen arbeitet, sich in weiteren Assoziationen bewegt und vermöge eines anderen Sinnes auf uns wirkt. Die durch schöne Gegenstände erweckten Gefühle, welche uns über die platte, alltägliche Wirklichkeit erheben, uns selbst vergessen und in ihren Erregern uns voll und ganz aufgehen lassen, seien nichts anderes als Halluzinationen, armselige Scherze, welche sich die Natur in keiner erkennbaren Absicht mit uns erlaubt.

Der Naturalismus bringe es ferner mit sich, daß zwischen dem Ursprunge und der Entwicklung der Vernunft und dem Ursprunge und der Entwicklung einer anderen physiologischen oder psychologischen Fähigkeit, durch welche die Interessen des Individuums oder der Rasse gefördert werden, kein Unterschied zu machen ist. Von der niedrigsten Form des Nervenreizes an einem Ende der Skala bis zur Fähigkeit des vernunftgemäßen Denkens der vorgeschrittensten Rassen an dem andern Ende sei alles ohne Ausnahme — Empfindungsvermögen, Instinkt, Begierde, Willenstätigkeit — unmittelbar oder mittelbar durch natürliche Ursachen erzeugt worden, die zum größten Teile nach streng utilitarischen Prinzipien wirken. Die Angemessenheit, die Biegsamkeit des Anpassungsvermögens, die der Instinkt allein nicht erreichen kann, sei deshalb das Hauptziel gewesen, auf das die Entstehung der Vernunft lossteuerte. Die Vernunft sei daher im Grunde genommen nur der unklare Übergang von einer Reihe gedankenloser Gewohnheiten zu einer andern. Alles, was dem Leben Sinn und Inhalt, Würde und der Mühe Wert verleiht, werde unter den Auspizien des Naturalismus so töricht und sinnlos wie die Beschwörungsformeln eines vergessenen Aberglaubens. Sogar die Wißbegierde, die zäheste unter den edleren Eigenschaften der Seele, müsse dahinsiechen unter dem Drucke der Überzeugung, „daß weder bei dieser Generation noch bei irgendeiner späteren das Band gänzlich gelöst werden wird, durch welches die Vernunft ganz ebenso wie der Hunger in erblicher Leibeigenschaft dem Dienste unserer materiellen Bedürfnisse unterworfen ist".

Wir können die Ansicht zahlreicher Kritiker, daß der Naturalismus wohl selten so geistreich und so geistesmächtig, so schlagend und so vernichtend angegriffen worden ist, durchaus nicht teilen. Der Mensch stellt sich uns auch im Lichte der Entwicklungstheorie als die Krone der gesamten Natur dar. Er ist nicht vollendet aus der Hand eines allmächtigen Schöpfers hervorgegangen, um, von Sünde zu Sünde sich stürzend, zu einem erbärmlichen Wesen herabzusinken, dem nur auf dem Wege der Gnade geholfen werden kann; erst allmählich und nur durch die eigene Arbeit hat er sich im rastlosen Kampfe ums Dasein zum bildungsfähigsten Wesen emporgeschwungen, das die erste Stelle auf Erden als sein wohlerworbenes R e c h t in Anspruch nimmt. Das bildungsfähigste Wesen zu sein, ist allein ein Bewußtsein, das ihn für den Verlust erborgter Titel entschädigen kann, die der Zweifel, der Vater alles echten Wissens, desto glänzender zu vernichten weiß,

je glänzender sie sich präsentieren. Aber nicht nur das bildungsfähigste, auch das leistungsfähigste Wesen ist der Mensch. Sehr richtig bemerkt Carneri in seinem Buche „Sittlichkeit und Darwinismus": „War der Mensch auch nur der Brennspiegel, in welchem die Strahlen alles Werdens sich sammelten zum zündenden Gedanken, so war es doch seine Auffassung des Allgemeinen, die den Funken hinaussandte, wo er die Leuchte des Wissens in Brand steckte, die der Forschung den Weg weist zur Wahrheit. Und dieses sein Tun ist er und als dieser, zu dem er sich emporgearbeitet hat, beherrscht er die Natur, aber als ein konstitutioneller Fürst, der an ihre Gesetze gebunden ist und dessen Thron nur um so fester steht." Wir können Carneri auch als Zeugen dafür anführen, daß die moralischen und ästhetischen Verhaltungsweisen vom naturalistischen Standpunkte aus keineswegs wie Naturvorgänge angesehen werden. Erklärt er doch: „Die sittlichen Ideen, deren höchste die des Guten ist, sind durch einen geistigen Kampf ums Dasein entstanden, aus welchem das, was die Bedingungen allgemeiner Befriedigung zumeist erfüllte, siegreich hervorgehen mußte, und der durch die nach und nach zur Gesellschaft sich zusammentuenden Menschen veranlaßt wurde, in denen das sich fortentwickelnde Denken die Erkenntnis gereift hatte, daß in größeren Massen dem Selbsterhaltungstrieb leichter genügt werden könne. Wie der Instinkt nur eine höhere Form der Anziehungskraft ist, durch welche die Wurzel dem Boden die Nahrung entnimmt, und die daher selbst nichts anderes ist, als eine tiefere Form des Schlusses, den Wilhelm Wundt als das Wesen der unbewußten Empfindung nachweist, so haben wir auch hier nur eine höhere Form des Gesetzes der Schwere als Massenanziehung, die konzentrisch wirkend zum Staate führen mußte. Im Staate — was man die erste Gesellschaft nennen mag, war nur seine primitivste Form, denn die Gesellschaft hatte nur einen Sinn, indem sie irgendwie einer größeren Anzahl Menschen es ermöglichte, zum einheitlichen Wirken einer Person sich zusammenzufassen — im Staate gingen die sittlichen Ideen aus anfangs unbewußten Sitten hervor, auf die sie, sich fortentwickelnd, zurückwirkten und sie zu einer bewußten und darum notwendig sich veredelnden Gesittung läuterten. Der gesittete Staat aber kann über die obersten Grundsätze echter Sittlichkeit so wenig im Zweifel sein, wie der Gebildete, der auf der Höhe des gesitteten Staates steht, dem leisesten Zweifel Raum gibt betreffs dessen, was gut überhaupt ist, und betreffs der unantastbaren Gültigkeit von adäquaten Begriffen, wie da sind: Liebe, Freundschaft, Humanität, Gemeinnützigkeit, Recht, Gesetzlichkeit, Freiheit." Er weist ferner darauf hin, daß der Kampf ums Dasein nicht nur den Verstand, sondern auch die Vernunft, die der Willensfreiheit und der Sittlichkeitsidee das Leben gibt, zutage fördert. Nicht der rohe Kampf ums Dasein, der innerhalb der Pflanzen- und Tierwelt vor sich geht und die rein egoistische Nützlichkeit zur alleinigen Triebfeder hat, sondern der edlere Kampf ums Dasein, dem der im menschlichen Geiste zum Durchbruche gekommene Begriff der allgemeinen Nützlichkeit den Stempel einer sittlichen Bestrebung aufdrückt, ist der Boden, auf dem zwischen den For-

derungen des Verstandes und den Bedürfnissen des Gemütes oder zwischen den Errungenschaften der Wissenschaft und den Prinzipien der Religion ein befriedigender Ausgleich zustande kommen kann.

Nachdem Balfour den Naturalismus an seinen Früchten gemessen, geht er an die Prüfung seiner philosophischen Grundlage, die in der Tat vor dem Forum der Kritik nicht besteht. Es sei indes gesagt, daß viele Anzeichen dafür sprechen, daß der Naturalismus in absehbarer Zeit zu seinen Vätern versammelt werden dürfte. Sein Totengräber wird die Naturwissenschaft sein, die sich bereits eines Besseren besonnen hat. Sie ist zur Einsicht gekommen, wie viel sie der Philosophie zu verdanken hat, mit wie vielen metaphysischen Voraussetzungen und Begriffen sie arbeitet und wie vieles in ihren eigenen Ergebnissen Hypothese ohne die volle wissenschaftliche Sicherheit ist. Die Revolution, die Kant in dem Denken unseres Jahrhunderts hervorbrachte, hat in ihr deutliche Spuren zurückgelassen. Gegen den wissenschaftlichen Chauvinismus, der sich zu der Ansicht bekennt, daß Darwin und sein Statthalter in Deutschland, Häckel, den Schlüssel zu dem letzten Grunde alles Seins gefunden haben, erheben sich gewichtige Stimmen, die sich dahin vernehmen lassen, daß die moderne Naturforschung auf einem Berge steht, auf dem sie mit klarem Auge nach einer Seite alles deutlich sieht; doch wendet sie sich um, so steht sie vor einem Wolkenmeer. So war es immer, so lange sich Menschen aufwärts bewegt haben; wir sind etwas höher gestiegen, doch die Wolken bleiben auf der anderen Seite immer dieselben. Gerade derjenige unter den deutschen Naturforschern, der mehr als jeder andere einen auf das Große und Ganze gerichteten Blick mit der vielseitigsten und gründlichsten Bearbeitung des Einzelnen verbindet, Hermann Helmholtz, verdankt seine eminente Stellung nicht zum geringsten Teile dem philosophischen Geiste seiner Forschung. In der Tat ist er denn auch von der Physiologie aus zu erkenntnistheoretischen Untersuchungen und Ergebnissen gelangt, durch die er sich mit Kant vielfach berührt und zu der Fortbildung seiner Erkenntnistheorie einen schätzbaren Beitrag geliefert hat.

Ebensowenig wie der „Naturalismus" findet dessen Gegenstück, der „Idealismus", Gnade vor Balfours Augen. Es ist tief bedauerlich, daß Balfour nur dem Idealismus einiger neuerer englischer Denker Aufmerksamkeit schenkt, die übrigen metaphysischen Systeme aber keiner Musterung unterzieht. Das Motiv, das ihn dabei leitet, ist der Gedanke, daß sie keine fortwirkende Lebenskraft besitzen. Es fällt ihm schwer, zu glauben, daß sie Elemente von hervorragender Wichtigkeit für den Fortschritt der Menschheit gewesen sind. Er äußert sich folgendermaßen: „Alle Zeitalter, in denen sich intellektuelle Kraft zeigte, haben allerdings eines oder mehrere charakteristische Systeme der Metaphysik ausgebildet; aber nur selten sind diese Systeme ihrerseits wichtige Elemente in der Bestimmung des Charakters der Perioden gewesen, in denen sie blühten. Sie waren weit eher Wirkungen als Ursachen; Andeutungen der Stimmung, in welcher unter dem besondern Druck ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse die unabhängigsten Geister

den ewigen Problemen der Menschheit ins Auge schauten; Beweise des rastlosen Verlangens der Menschen, ihre Glaubensmeinungen mit der spekulierenden Vernunft in Einklang zu bringen. Aber die Glaubensmeinungen sind fast immer früher dagewesen als die Spekulationen; sie haben sie häufig überlebt, und ich kann mich nicht davon überzeugen, daß wir zu den gerechten Ansprüchen auf unsere Achtung, die zuweilen für die Metaphysik geltend gemacht werden, auch den zählen dürfen, als ein mächtiges Werkzeug des Fortschrittes zu gelten." Es ist nun allerdings zweifellos richtig, daß die Metaphysik wie die Philosophie überhaupt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug beginnt. Allein sie zieht nicht nur aus dem Boden des Kulturlebens mannigfache Nahrung, sondern sie wirkt auch auf die verschiedenen Gebiete desselben umgestaltend ein. So ist die Geschichte des Spinozismus die Geschichte des modernen Bildungsgedankens. Deutschland, die Hochschule und Hochburg der Philosophie, hat deren Ursprung in Spinoza anerkannt. Er hat sich nach und nach unverbrüchliches Heimatsrecht in diesem Lande erworben und ist daselbst die Losung der verschiedensten Parteien geworden. Goethe rankte sich an ihm zum Olympier empor. Unter der Lupe Spinozas erschloß ihm die Natur ihre ewigen Geheimnisse. Von der hohen Warte Spinozas erfaßte er mit dem Blicke des Genies das Große und Bleibende in dem Getriebe des menschlichen Fühlens und Handelns. Shakespeare dort, wie Linné hier, gaben Goethe Sonde und Spaten, doch Spinoza führte seine Hand. Nicht eine eigentliche Fortbildung des Spinozismus haben wir ihm zu danken, sondern mehr eine Wiedergeburt Spinozas selbst. Seinen zum System erstarrten Formen haucht der große Dichter und Naturforscher frischen Odem ein. In seinen unsterblichen Werken prangt der große Lehrer des Monismus in neuem Kleide, in ewig jugendlichem Leben.

Der universellste Geist, den Deutschland hervorgebracht, Leibniz, in dessen Kopf nach dem Ausspruche Friedrichs des Großen eine Akademie der Wissenschaften vereinigt war, hat auf die Denkweise der Deutschen bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts den mächtigsten Einfluß ausgeübt, er ist allenthalben, in der allgemeinen Bildung wie in der Religion, in der Dichtung wie in den politischen Reformen, geradezu bestimmend gewesen.

Und wer weiß nicht, wie gewaltig Hegel in die geistigen Strömungen seiner Zeit eingegriffen, wie unumschränkt er alle Geister und Bücher, alle Köpfe und Salons beherrscht hat? Freilich hat sich der alles zermalmende Gang jenes historischen Prozesses, den Hegel gelehrt, an ihm selbst am raschesten offenbart gleichwohl läßt es sich nicht leugnen, daß eine Reihe wertvoller und erleuchtender Gesichtspunkte vorwiegend unter der wuchtigen Einwirkung seiner Philosophie in die höhere deutsche Bildung überging. Es sei hier nur einer derselben gestreift. „Durch das Hegelsche System," sagt Johannes Volkelt in den „Vorträgen zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart", „geht der Grundgedanke, daß die fortschreitende Entwicklung der Wahrheit notwendig durch Einseitigkeiten, seien es Halbheiten

oder Übertreibungen, seien es Verhüllungen oder Zerrissenheiten, hindurchgehen müsse. Und überhaupt: soll das Menschliche sich zu immer reiferen Formen hinaufarbeiten, so muß der Mensch die verschiedensten Vereinseitigungen mit ihren Schmerzen, Kämpfen und Freveln durchkosten. Das Vorwärtskommen bedarf des Widerstreits der Extreme, des Auseinandergehens in halbwahre oder nur viertelwahre Richtungen. Im Reiche der geistigen Entwicklung gilt nicht der Satz, daß der gerade Weg der kürzeste ist. Der gerade Weg ist hier überhaupt nicht möglich. Hat man diesen Gesichtspunkt erfaßt, so tritt man nicht mehr mit der Alternative: wahr oder falsch, gut oder böse, recht oder unrecht an die Erscheinungen des geistigen Lebens heran, sondern man sucht nun auch in der Verkehrtheit das Tüchtige, in dem Irrtum das Wahre, in der Einseitigkeit das Förderude auf. Der Gedanke der relativen Berechtigung übt seine versöhnende Macht. Sie sehen wohl: es handelt sich um einen großen Gedanken, der den ganzen Gang des Geisteslebens in ein wesentlich anderes Licht rückt, um einen Gedanken, der die Bildung des 19. Jahrhunderts von der Aufklärung des 18. unterscheidet." Es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß die beiden Hauptbegründer der neuesten sozialistischen Bewegung, Ferdinand Lassalle und Karl Marx, aus der Hegelschen Schule hervorgegangen sind. Marx hat allerdings schon früh die Wege der Hegelschen Dialektik verlassen, obwohl er früher ein sehr eifriger Bekenner derselben war. Lassalle hingegen hat nicht nur in seinem bekannten rechtsphilosophischen Werke über das „System der erworbenen Rechte" die Notwendigkeit der Umwandlung des herrschenden Erbrechts direkt aus den naturrechtlichen Prinzipien der Hegelschen Schule abgeleitet, sondern er ist auch in manchen seiner späteren Agitationsschriften von dem Grundgedanken der Hegelschen Geschichtsphilosophie ausgegangen.

Balfour behauptet ferner, daß die metaphysischen Systeme in der Regel zum mindesten ebenso sehr Werke der Phantasie als der Vernunft sind. Diese Behauptung ist nicht zutreffend. Die Philosophie kann auch füglich, so lange sie sich zur Lösung der Welträtsel der intellektuellen Anschauung oder des reinen Denkens bedient, phantastischen Ausschreitungen nicht entgehen. Treffend hat Robert Zimmermann im Jahre 1841 gesungen:

Wess' ist die Schuld, daß brach der Boden liegt,
Und ihr verzweifelnd weg von ihm euch wendet?
Weil ihr im Himmel neue Furchen pflügt,
Ey' noch der Erdenacker umgewendet!

Allein darum, weil die Metaphysik sich in ein Wolkenkuckucksheim verloren hat, darf das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden. Die Metaphysik steht eben nur dann auf der Höhe ihrer Aufgabe, wenn sie kritische Metaphysik ist, einen erkenntnistheoretischen Unterbau hat und sich in nüchterner Arbeit am Leitfaden der Erfahrung bewegt.

Und in der Tat kennzeichnet das Streben, die Erfahrung gemäß dem Ein-

heitsbedürfnisse unserer Vernunft zu ergänzen, die moderne Metaphysik. Balfour hat nicht berücksichtigt, daß ihr Gedankenbau auf der wohlgegründeten Erde ruht, um sich von da aufwärts zu heben und die Welt zu umspannen. Mögen auch in den höchsten Höhen noch Wolken und Winde mit den Gedanken spielen, so vermögen sie sie dennoch nicht ganz aus ihrer Richtung zu bringen. Hier gilt es eben, die Verbindungsfäden immer länger und immer fester zu machen und sich in diesem Streben weder durch die Schwierigkeit, noch auch durch Hohn und Spott irre machen zu lassen.

Balfour legt sich eine „provisorische" Philosophie zurecht, nach welcher der „sogenannte" Gegensatz zwischen Religion und Wissenschaft in einem ganz neuen Lichte erscheint. Unsere Vorstellungen sind ihm, philosophisch betrachtet, als Quelle der Naturerkenntnis nicht bloß gelegentlich fehlerhaft, sondern täuschen stets. Die Naturwissenschaft ist ein System des Glaubens, das vom Standpunkte der Vernunft gänzlich unbegründet ist. Ein philosophischer Zweifel an der Existenz einer äußeren Welt ist also möglich, jedoch ist der Glaube an sie für alle praktischen Zwecke unmittelbar und sicher. Ist nun die Basis der Naturwissenschaft selbst so philosophisch zweifelhaft, so ist es im höchsten Grade unlogisch, ihre Lehren zu benützen, um Glaubenssätze auf anderen Gebieten in Zweifel zu ziehen. Der Glaube ist eine Überzeugung, die entweder eines Beweises unfähig ist oder über alle Beweise hinausgeht. Auf dem Glauben beruhen in letzter Instanz sowohl die Maximen des alltäglichen Lebens, als auch religiöse und ethische Grundsätze und naturwissenschaftliche Anschauungen. Gewißheit ist das Kind nicht der Vernunft, sondern der Gewohnheit. Die Gruppe nichtrationeller Umstände, welche die Überzeugungen verursachen, ohne die das praktische Leben den Menschen unmöglich sein würde, nennt Balfour die Autorität. Sie ist es bei weitem mehr als die Vernunft, der wir nicht nur die Religion, sondern auch die Ethik und die Politik, die wesentlichen Elemente der Naturwissenschaft und die Grundlagen des sozialen Lebens verdanken. Ebenso wie wir im praktischen Leben eine Übereinstimmung zwischen unseren Überzeugungen und der äußeren Welt voraussetzen, die weder die Naturwissenschaft noch die Philosophie beweisen kann, setzen wir auch im religiösen Glauben eine Übereinstimmung zwischen der Welt und unseren höheren Bedürfnissen voraus. Die Dogmen der christlichen Offenbarung sind imstande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn wir also trotz dem Mangel an vernunftmäßiger Begründung zur Annahme gezwungen sind, daß das System der Naturwissenschaften keine Täuschung ist, so sind wir auch zur Annahme berechtigt, daß ein System des religiösen Glaubens, welches das Gemüt der Menschen — wenn auch nur teilweise — befriedigt, nicht falsch sein kann.

Dieses philosophische Gebäude stürzt indes wie ein Kartenhaus zusammen, weil seine Grundlage hinfällig ist. Ich verweise hierfür auf den kritischen Realismus. Dieser nähert sich der Anschauung des gesunden Menschenverstandes. Er unterscheidet sich vom naiven Realismus dieser Denkstufe, indem er den Glauben an die

reale Existenz der wahrgenommenen Welt nicht ungeprüft hinnimmt, sondern sich diesen Glauben durch Überwindung der Gegenargumente erarbeitet und ihn nach den Forderungen der Erkenntniskritik modifiziert.

Vom Standpunkt des kritischen Realismus sind die Vorgänge in der Natur und im menschlichen Bewußtsein objektiv vorhanden und existieren ganz unabhängig vom erkennenden Subjekte. Was wir mit objektiver Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit wahrnehmen und denkend erkennen, ist ein Produkt eines objektiven, von uns unabhängigen Faktors und unserer eigenen physischen und psychischen Organisation. Die Wahrnehmungen unserer Sinne sind auch für den kritischen Realismus nur Erscheinung, aber sie sind Erscheinung von etwas Wirklichem, selbständig Existierendem. Der kritische Realismus sagt nicht wie der naive: Die Dinge sind so, wie sie uns erscheinen, sondern er sagt: Sie sind auch so. Was wir wahrnehmen und denkend erkennen, das ist eine Seite des wirklichen, unabhängig von uns sich vollziehenden Geschehens und zwar die einzige uns zugängliche, aber auch die einzige für uns bedeutungsvolle Seite.

Darnach muß Balfours Versuch einer Vereinheitlichung von Glauben und Wissen als gescheitert angesehen werden. Zwischen Religion und Wissenschaft besteht kein „sogenannter", sondern ein wirklicher und klaffender Zwiespalt. Wir mögen dies schon daraus ersehen, daß die Theorie Darwins, der übrigens durchaus nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, dem Atheismus huldigte, sondern sich ausdrücklich zu dem Dasein eines außer- und überweltlichen persönlichen Gottes bekannte, der die einfachsten Lebewesen, etwa das Protoplasma, geschaffen und ihm das Gesetz seiner Weiterbildung und Fortentwicklung zu stets höheren und reicheren organischen Formen eingeschaffen hat, im Prinzip ein Gemeingut der Wissenschaft geworden ist.

Der katholische Priester und Wiener Universitätsdozent Vinzenz Knauer fertigte das lichtscheue Eulengeschlecht also ab: „Man sollte meinen, daß es eines Gottes würdig ist, in solcher Weise zu schaffen, daß gerade die Einschaffung dieser Gesetze, nach denen die Natur sich, ohne ein weiter notwendiges Eingreifen von außen, fortbewegt und stets bewunderungswürdiger gestaltet, am schönsten die Macht und Weisheit des Schöpfers verkündet. So denken aber die starren anglikanischen Zeloten nicht. Nach ihrer Wohlmeinung soll es eines Gottes würdiger sein, wenn er die Natur so eingerichtet hat, daß er, um sie im rechten Tempo zu erhalten, jeden Augenblick mit einem Taschenspielerstreich dazwischen fahren muß, mit der sogenannten creatio continua."

Man mag sich mit Recht gegen Darwins einseitige Betonung der äußeren Einflüsse, gegen seine Erklärung der Umwandlung der Arten durch ein bloß äußerliches Geschehen, durch mechanische Umgestaltung im Drange der Naturverhältnisse und durch Anpassung an dieselben sträuben — keiner, dem es um die Wissenschaft Ernst ist, kann sich jedoch im Hinblick auf die in dem großen Gedenkbuche der Erde niedergelegten Dokumente, deren Veröffentlichung der geologischen

und paläontologischen Forschung vorbehalten blieb, der Deszendenztheorie oder der Lehre, daß im Laufe des Naturprozesses durch den Naturprozeß selbst eine allmähliche Entwicklung und Vervollkommnung der Arten stattgefunden habe, verschließen. Demzufolge bleibt die Ansicht, daß jeder theologische Satz, wenn die Wissenschaft ihn nicht unterstützt, zweifelhaft ist und daß er falsch ist, wenn er ihr widerspricht, trotz aller Mühe, die Balfour auf die Widerlegung derselben verwendet, unanfechtbar. Die Religion hat nur soweit Gültigkeit, als sie Vernunftreligion ist.

Balfour führt übrigens in dem Vortrag über „Unsere heutige Weltanschauung", den er 1904 zu Cambridge in der Plenarversammlung des großen wissenschaftlichen Vereines „British Association" hielt, eine ganz andere Sprache als in seinem „Buch der Saison". Er offenbart sich hier als ein optimistischer Denker, sofern er von der freudigen Zuversicht durchdrungen ist, daß es der exakten Wissenschaft gelingen muß, das wahre Wesen der Dinge zu erkennen. Kant hat bekanntlich unsere Erkenntnis auf die Welt der Erscheinungen beschränkt; was hinter ihnen sich verbirgt, — das Ding an sich — wird uns stets eine terra incognita bleiben, die wir niemals betreten werden. Balfour kennt diese trübe Resignation nicht. Er stellt nicht dem Philosophen, wohl aber dem Physiker eine gewaltige Aufgabe. Dessen Arbeitsziel muß die Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge sein, mag dieses unmittelbar in die Erkenntnissphäre unserer Sinnesorgane fallen oder auch nicht. Daß ein solches wahres Wesen der Dinge besteht, das dem unvergänglichen Bau des Weltalls zugrunde liegt, von dem wir bisher nur ganz oberflächliche und völlig trügerische Vorstellungen besitzen, muß ein unerschütterliches Dogma der Wissenschaft bleiben. Vorläufig haben wir hierfür mehr oder weniger begründete Hypothesen, auf denen die Naturwissenschaft ihr Weltbild aufbaut. Für die Konstruktion solcher Weltbilder, wie sie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auf Grund der stetig wachsenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse auftauchten, erscheint Herrn Balfour die zuerst von Young zur Anerkennung gebrachte Ätherhypothese von weittragender Bedeutung. Aber bei der Darlegung derselben beschleicht ihn plötzlich ein Gefühl der Wehmut. Was nützt es, fährt er fort, wenn wir bis zu den letzten unendlich kleinen und dabei doch so mächtigen Bausteinen der Welt vordringen und aus dem Zusammenspiele dieser Monaden das Weltall und unsere Erde mit allem, was auf ihr lebt und webt, erstehen lassen? Zu einem völlig in sich geschlossenen Natursystem können wir doch nicht gelangen, denn ein Rätsel, das durch die endlose Kette von Ursachen und Wirkungen nicht gelöst werden kann, bleibt immer zurück. Das ist das Erkenntnisvermögen. Die Naturwissenschaft kennt nur blinde, unbewußte, also unvernünftige Kräfte. Wie kann aber aus diesen eine mit Vernunft begabte Potenz hervorblühen? Wodurch gewinnen die Aussprüche, die Normen dieser Vernunft ihre Glaubwürdigkeit? Hier ist die Grenze, wo die Naturwissenschaft ihre Kompetenz verliert. Hier ertönen jene Fragen, die vor das Forum der Philosophie gehören. Und das ist das merkwürdige

Ergebnis dieser geistvollen Betrachtungen: Balfour preist es als das Hoheitsrecht der Naturwissenschaft, das letzte Wesen der Dinge zu ergründen; aber indem sie dies tut, indem sie bis zu den Elektronen vordringt, also die letzten Elemente der Materie aufdeckt, verflüchtigt sich plötzlich diese Materie zu einem unfaßbaren Äther und das alte grinsende Fragezeichen, vor dem Kant erschreckt zurückwich, steigt wieder beängstigend empor. Mit diesem Fragezeichen schließt auch Balfour seinen Vortrag, der in lichtvoller und volkstümlicher Darstellung die moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung darlegt.

Balfours geistige Spannweite reicht aber stark über die Philosophie hinaus. Er schreibt für verschiedene literarische Revüen scharfsinnige Essays und hält in den Versammlungen der weltberühmten Britischen wissenschaftlichen Gesellschaft Reden über die Sorge wegen der Verschlechterung der Rassen oder gar über den Kampf gegen die furchtbare Krebskrankheit. Nach einer stürmischen Nacht im Parlamente fährt er mit dem Schnellzuge in irgend eine Provinzstadt, um ein Musikfest nicht zu versäumen, auf dessen Programm ein Oratorium von Händel, dessen naive, starke Gläubigkeit in seiner Presbyter-Natur orgelhaft Resonanz findet, oder eine Ouvertüre von Richard Wagner steht. Er hat mit einem Worte das, was auf dem Kontinent gewöhnlich Kultur genannt wird und äußerst selten in der Politik zu finden ist.

Und dieser Kulturmensch, der, weit davon entfernt, auf die Fahne des Utilitarismus zu schwören, jede freie Minute sich in Probleme des Lebens und Denkens vertieft, sich um die religiöse Erkenntnis bemüht, Beziehungen zwischen Wissenschaft und Religion nachspürt, die Ethik Kants, des praeceptor Germaniae, bewundert, demgemäß die wahrhaftige Sittlichkeit in den vollendeten Altruismus verlegt, die wahre Ethik ganz von den absolut selbstlosen Gefühlen, die sich im Interesse anderer Individuen, der Familie oder des Staates entwickeln und betätigen, abhängig macht, in seinem Shakespeare wie in der Bibel Bescheid weiß und sich in Bachschen Harmonien verliert, — dieser Kulturmensch, dem es schwer fällt, sich zu den kleinlichen Realitäten politischer Geschäfte zurückzuschrauben oder passioniert Partei zu ergreifen, da ihm Wissen, historischer Sinn und philosophischer Zweifel zuraunen, daß auch die andere Seite recht haben könnte, — dieser Staatsmann malgré lui, dem Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Charakters, Großherzigkeit gegenüber dem Gegner und ritterliche Treue gegen die Freunde von Freund und Feind nachgerühmt wird, hat, ob auch die ganze britische Nation auf sein Wort horcht, keinen Einspruch gegen die harten, unerhörten, fluchwürdigen Waffenstillstandsbedingungen erhoben, die die Entente den ihr wehrlos zu Füßen liegenden Mittelmächten auferlegte. Möge der Gentleman mit der sprichwörtlichen Liebenswürdigkeit beim Friedenskongreß das Versäumte nachholen und sich daran erinnern, daß sein Oheim, der unvergeßliche Lord Salisbury, ein warmer Freund der deutschen Nation war!

Karl Hiller:
Ein Mißstand im Aktienrecht.

Die Aktiengesellschaft hat in unserem modernen Wirtschaftsleben eine immer bedeutendere Stellung errungen. Es gibt wohl keine Industrie, kein Unternehmen, sei es welcher Art es will, welches nicht in Form einer Aktiengesellschaft geführt wird oder doch werden könnte. Der Franzose hat für diese Form der Gesellschaft den bezeichnenden Ausdruck „Société anonyme", d. h., eigentlich sollte er das sein. In Wirklichkeit liegen die Dinge jedoch ganz anders.

Infolge des deutschen Aktienrechtes und der Indolenz der meisten Aktionäre ist die Aktiengesellschaft gemeinhin der Spielball einer Interessentengruppe, die es versteht, die Majorität der Aktien auf sich zu vereinigen, sei es mit Hilfe einer Großbank, sei es mit Hilfe eines Kapitalisten. Die Unterschiede liegen meist nur in der Größe und Bedeutung der betreffenden Gesellschaft. Die die Majorität kontrollierende juristische oder physische Person hat selbstverständlich das Interesse, in die Verwaltung, also in den Aufsichtsrat, Leute zu delegieren, die ihre Ansicht unbedingt nach den Interessen des Majoritätsbesitzers einrichten. Vermöge der heutigen Bestimmungen braucht er nur 51% der sämtlichen Aktien zu kontrollieren, um die Verwaltung unbeschränkt zu beherrschen und die anderen 49% Aktionäre zu vergewaltigen oder vor den Wagen seiner Privatinteressen zu spannen.

In den meisten Fällen wird nun die Majorität danach streben, etwaige Kreditbedürfnisse und die sonstigen Beziehungen und Geschäfte der Gesellschaft so zu beeinflussen, daß sie nur den Hauptaktionären oder der die Majorität beeinflussenden Person zugute kommen, ohne auf die Interessen der Minderheit Rücksicht zu nehmen. Dieses Bestreben ist rein menschlich und von dem gesunden Eigennutz diktiert. Es hilft auch nichts, dagegen mit moralischen Einwänden von dem Recht der Minderheit usw. zu demonstrieren. Das würden lediglich Redensarten sein. Geschäftspolitik ist Machtpolitik. Ebenso wie die heutige politische Lage sich gestaltet dadurch, daß die heutige Regierung den Machtstandpunkt als den einzig möglichen erkannt hat, ebenso ist es im Geschäftsleben. Gegen derartige Auswüchse, die der allgemeinen Moral widersprechen, kann man nur mit entsprechenden gesetzlichen Maßnahmen aufkommen.

Der der Aktiengesellschaft zugrunde liegende Verfassungsgedanke ist der republikanische. Er hat seine innere Berechtigung aus der Tatsache hergeleitet, daß die Aktiengesellschaft aus einer Menge Kleinkapitalisten besteht, die sich zusammengeschlossen haben, um vermittelst des Zusammenschlusses eine Kapitalmacht zu bilden, der es gestattet ist, sich in größerem Rahmen wirtschaftlich zu betätigen. Ohne Zweifel ist dieser wirtschaftliche Gedanke durchaus gesund. Aber

der oder die Urheber haben nicht mit der modernen Entwicklung gerechnet. Diese drängt dahin, daß sich — wie bei jeder Staats- oder Gesellschafts-Verfassung — einige Mächtige die Gewalt anzueignen versuchen und die anderen ihren Wünschen und Interessen gefügig machen. Das ist natürlich und daher nur auf legalem Wege zu bekämpfen.

Der dem Aktienrecht zugrunde liegende Mangel liegt im Wahlrecht zur Regierung, d. h. zum Aufsichtsrat der Gesellschaft. Die Majorität ist daher in der Lage, einen Klüngel zu bilden, eine Interessengruppe oder aber, was noch viel schlimmer ist, einen Aufsichtsrat aus mehr oder weniger bezahlten abhängigen Beamten, die nichts weniger sind als eine Aktionärvertretung, die sie dem Sinne nach sein sollten.

Ideal ist der Gedanke, daß das Aktienkapital proportional seiner Beteiligung in der Verwaltung, d. h. dem Aufsichtsrate, vertreten sein sollte. Leider wird dieser Gedanke durch das geltende Wahlrecht total verzerrt. Es ist keine Seltenheit, daß in dem Aufsichtsrate einer Gesellschaft die überwiegende Majorität der Mitglieder aus sogenannten „Vertrauensleuten" besteht, die nicht den geringsten Aktienbesitz haben und daher persönlich an dem Wohl und Wehe der Gesellschaft nicht im Mindesten interessiert sind. Daher auch die Berufsaufsichtsräte (meistens Bankdirektoren oder Vertreter von großen Vermögensverwaltungen). Diesen Leuten ist das Gedeihen der Gesellschaft total gleichgültig. Die Hauptsache ist ihnen das eigene Interesse: die feste, oder bei gut rentierenden Gesellschaften auch die nach dem Gewinn berechnete Tantieme. Außerdem ist es Regel, daß ein Mitglied dem anderen einen nahrhaften Aufsichtsratsposten zuschiebt. Die armen Aktionäre der Minderheit mögen sehen, wie sie zurecht kommen, wenn nur die Pöstchen und die Tantiemen richtig verteilt werden. Wir sind ja unter uns und nur einmal im Jahre winkt ein aufregender Tag: die Generalversammlung. Wird eine entsprechende Dividende verteilt, so geht auch dieser Tag ohne Zwischenfälle vorüber und das nachfolgende Essen wird in aller Ruhe genossen. Das gleiche ist der Fall, wenn wirklich mal ein einzelner Aktionär den Mut findet, die hochwohllöbliche Verwaltung zu kritisieren. Auskunft bekommt er doch nicht. Er wird niedergestimmt.

Das alles ließe sich vermeiden, wenn man den Sinn der Verfassung erfaßt hat. Die Verwaltung, der Aufsichtsrat, sollte ein getreues Abbild der Aktienbesitzer sein. Das Wahlrecht sollte ein proportionales, die Minderheit entsprechend vertreten, die Mitglieder des Aufsichtsrates nur Aktionäre sein. Nur bei einem so zusammengesetzten Aufsichtsrat sind die Interessen der Gesellschaft nach bestem Ermessen gewahrt. Nur wer selbst seine Haut zu Markte tragen muß, wird allen Einflüssen von interessierter Seite widerstehen, wird nur das Interesse der Gesamtheit, nämlich auch sein eigenes, im Auge haben. Nur seinem eigenen Besitz entsprechend ist das Aufsichtsratsmitglied zu wählen, wobei es nichts ausmacht, wenn ein Groß-

aktionär etwa geringer vertreten sein sollte, als sein Aktienbesitz ausmacht. Aber niemals sollte er das Recht haben, Nichtaktionäre zum Aufsichtsrat zu bestellen. Den Nichtaktionären werden natürlich gleichgestellt die sogenannten Scheinaktionäre. Wird diese Bestimmung durchgeführt, so fallen alle Berufsaufsichtsratsmitglieder ein für allemal fort, und der Aufsichtsrat wird wieder ein getreues Spiegelbild der Gesellschafter.

Leo Simons, den Haag: Deutschland und die Welt.

II.

„All may begin a war, but few can end it."
Ben Jonson, Catiline.

„Ich empfing die Gabe des Leids, und da ward ich Dichter."
Ibsen, Die Kronprätendenten.

„Man kann ein Volk bezwingen, doch nie seinen Geist."
Stefan Zweig, Jeremias.

Seitdem ich im März meinen ersten kurzen Aufsatz schrieb, hat sich schon manches in der Welt verändert. Wir kennen jetzt den ganzen Vorschlag der fünf ungekrönten Häupter der Entente-Völker — wenigstens wir Neutralen —. Und auch das deutscherseits eingereichte Gegenstück. Und diese beiden Tatsachen vor Augen, können wir sagen, die Weltlage hat sich gründlich geändert.

Wir wissen im Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht, ob die Entente-Bonzen sich besinnen und ihre Vorschläge umändern werden, damit aus dem diktierten Machtfrieden noch ein vernünftiger Rechtsfrieden erwachsen könne. Es gibt Zeichen, daß die Vernunft, die Einsicht in die Zukunft Europas, daß der Idealismus mächtig wachsen. Die Völker der Entente haben ja für ein Ideal gestritten und gelitten, und wenn Neutrale wie ich — z. B. in meinem Artikel in der Atlantic Monthly vom November 1916 „Neutrals and the War" — es klar zu machen versuchten, daß bei ihren führenden Kreisen ebenso wenig von Idealismus und nicht weniger von Machtbewußtsein vorhanden wäre als bei den Deutschen, wurden wir nur verhöhnt. Ihren eigenen mutigen und einsichtigen Wahrheitsbekennern, wie Romain Rolland, Morel, Snowden, ging es natürlich noch schlechter, wenn auch nur Morel seine Wahrheitsliebe mit einem halben Jahre Gefängnisstrafe hat büßen müssen. Aber nach dem Abschluß des Waffenstillstandes

hat ja die Aufklärung der Geister unter den Völkern der Entente allmählich begonnen. Genützt hat es dem Rat der Zehn, oder der Fünf oder der Vier, doch wenig, daß sie im Dunkel der geheimen Sitzungen ihre gegenseitigen Reibereien zu vertuschen suchten. Schon die Dauer ihrer Beratungen hat es hinausgeschrien, wie tief ihre Uneinigkeit, und schließlich hat der zusammengeknudelte Friedensvorschlag es einem jeden, der sehen wollte, deutlich gemacht, daß ein Sieger Sieger bleibt, mag er Deutsch, Englisch oder Französisch, Polnisch oder Belgisch heißen. Es kommen immer die Kraftleute, die Machtlustigen, die Unversöhnlichen dabei zu ihren Wünschen, und Redlichkeit und Menschlichkeit stehen unter dem Druck des Siegesbewußtseins.

* * *

So wird denn auch diesmal wieder das: „Vae Victis!" moralisch umgewertet, und nur der Besiegte kann die Hoffnung der Welt verdolmetschen. Tut er es wirklich, so wird ihm tatsächlich zum moralischen Sieg verholfen.

Für das deutsche Volk stand das Allergrößte auf dem Spiel. Es waren in seinem Namen Taten verübt, es hatte ein Geist an seiner Statt gesprochen, die drohten, seinen Ruf in der Welt auf längere Zeit verrucht sein zu lassen. Wodurch und wie könnte es lernen, sich den schlechten Einflüssen, denen es zu lange gehorcht, endgültig zu entziehen? Da kamen die Entente-Fünfe und unternahmen es, viel schneller, als das deutsche Volk je hatte erhoffen können, ihm zu der Gelegenheit zu verhelfen. Sie legten ihm einen Friedensvertrag vor, daß größere Erniedrigung ihm wohl nicht hätte zugefügt werden können. Der deutsche Stolz hat die Erniedrigung tief gefühlt. „Uns ist es," — schrieb man mir aus Berlin — „als könnten wir nie wieder die Augen in der Welt aufschlagen!" Das war eben falsch gefühlt: „le crime fait la honte et non la punition!" — Nicht in einem solchen Frieden, sondern in den Kriegsvorgängen mancherlei Art lag Deutschlands Erniedrigung. Und glücklicherweise haben dann auch die Wortführer des deutschen Volkes in Versailles, besonders Herr von Brockdorff-Rantzau, es anders aufgefaßt. Sie waren sich darüber klar, daß Deutschland vor allem mit einem offenen Schuldbekenntnis vor die Welt treten sollte: anerkennen, daß es vieles wieder gut zu machen hätte; und dann, wie schwer es auch fallen möchte, diese große Last auf sich zu nehmen, sich bereit zu erklären, zum Wiederaufbau der Welt freiwillig die schwerste Aufgabe auszuführen. Verlangte es dazu den nötigen Raum, die unbedingte Freiheit und Gleichberechtigung, so mußte ein jeder, der noch billig urteilen konnte, anerkennen, daß es dazu berechtigt war. Verlangte es, daß man es nur an die 14 Wilsonschen Punkte, kraft derer es in den Waffenstillstand eingetreten war, gebunden erachtete, so berief es sich auf das größte Prinzip, für das die Entente gekämpft haben soll: die Aufrechterhaltung des gegebenen Wortes.

* * *

So ist denn das neue Deutschland vor die Welt getreten mit einem weltpolitischen Programm, das das Gegenteil verspricht von demjenigen, dessen seine Führer sich noch Rußland und Rumänien gegenüber bedient hatten. Es mag sein, daß dies das Programm eines besiegten Volkes ist, es deutet immer ein Umkehr an, die verheißungsvoll ist, weil Deutschland nun einmal so glücklich ist, nicht gesiegt zu haben. Wie hart das Los des deutschen Volkes auch werden mag, schrecklicher wäre es gewesen, wenn seine Durchhalter es zum Siege hätten führen können. Mag es für die Individuen, die leiden, bitter sein, gedemütigt zu werden, hart arbeiten zu müssen für geringen Gewinn; mag es schrecklich sein, kaum die Nahrung zu finden, um die Kräfte wiederherzustellen, — für das Volk als Ganzes wird es zu unendlichem Gewinne werden, den Luxus, der zu oft Perversität wurde, zu verlieren; den Stolz auf Vieles opfern zu müssen; nicht nach außen zu leben, sondern innerlich in sich selbst einzukehren. Das Höchste, was Deutschland der Welt beschert hat, ist seine Musik und seine Philosophie; ist seine Malerei, als sie noch rein innerlich war. Und auch die Wissenschaft und die Technik sind nicht nur Kinder des Luxus, vielmehr Kinder der Not.

Das deutsche Volk hat wieder die Gabe des Leidens empfangen. Es wird aufs Neue anzufangen haben, aus der Not sein Gebot zu machen. Kann es für das erste Jahrzehnt nicht wieder Weltpolitik und Weltökonomie treiben, so kann es den anderen Völkern vorbildlich zeigen, wie ein hochbegabtes Volk die Gabe der Konstruktion zur Neubelebung des inneren nationalen Haushalts zur Geltung zu bringen vermag. Es kann, frei vom Militarismus, sich ganz der Umwertung seiner sozialen Werte widmen, und zweifellos wird es ihm gelingen, für die Umwelt wie für sich selbst wertvolle neue wirtschaftliche Formen zu entdecken. Beim Einkehren in sein tiefstes Inneres wird es seine eigenen, fast verlorenen Schätze der reinen Empfindung wiederfinden und für uns alle aufgraben.

Das neuerwachende Deutschland hat Verständnis dafür gezeigt, wie man Frieden machen soll. Es hat die Gabe des Leids empfangen. Und seinen neuen Geist zu bezwingen, wird auch der furchtbarste B o ch e fresser nicht vermögen. So werden die Zerrbilder der „Bildung", nachdem sie dazu mitgeholfen haben, Deutschland aus dem Bann der Demoralisation zu retten, nur seiner unwürdig bleiben. Die besten Geister und Führer des ringsum erwachenden neuen Europas aber werden es zu sich rufen, damit es seine großen und geläuterten Kräfte dem Werdenden zur Verfügung stelle.

Paul Sorgenfrei: Revolution und Verbrechertum.

In einem zersplitterten Lande macht sich das Verbrechertum breit. Besonders schlimm war dieses Übel gegen Ende des 18. Jahrhunderts, zumal in dem politisch bis über die Maßen zersplitterten Südwesten Deutschlands. Eine solche böse Zeit droht jetzt wiederzukehren, oder vielmehr: sie hat bereits begonnen wiederzukehren. Meist handelt es sich um Diebe und Einbrecher. Diese Begleiterscheinungen einer jeden Revolution illustrieren vortrefflich das „Recht der Straße", das vielfach fälschlich das Recht des Volkes genannt wird. Auf diese Weise aber müßte die Revolution selbst zum Verbrechen gestempelt werden, wenn sie ein solches „Recht der Straße" proklamiert oder auch nur sanktioniert.

In der Unordnung findet das Verbrechertum sein Paradies. Und die wahre Revolution hat sich immer Mühe gegeben, dieses Verbrechertum von sich abzuschütteln. Ja, wenn man einmal gegen jene verbrecherische Bande vorging, geschah es oft in drakonischer Weise. Man war z. B. mit der Todesstrafe schnell bei der Hand. Auch auf Diebstahl stand der Galgen. So vollzog z. B. der Nürnberger Scharfrichter Schmidt, der 1635 starb und ein noch jetzt erhaltenes Tagebuch führte, allein in 43 jähriger Tätigkeit 361 Hinrichtungen.

Man sieht auch jetzt wieder, wie Diebstähle und Einbrüche in erschreckender Weise an der Tagesordnung sind; vorzugsweise werden Nahrungs- und Genußmittel, sowie Bekleidungsgegenständeb gestohlen,—das, was eben besonders entbehrt wird. In diesem letzteren Umstande könnte eine gewisse Entschuldigung begründet erscheinen. Dies ist jedoch nicht der Fall, höchstens kann man dafür nur eine Erklärung finden, die auch eine mildere Beurteilung bedingt. Wären solche anarchistische Zustände nicht eingerissen, so wäre gewiß mit einer gerechteren Verteilung der Nahrungs- und Genußmittel, sowie der Bekleidungsgegenstände zu rechnen gewesen. Allerdings hatte man dies auch schon gehofft, als noch das alte Regiment am Ruder war; bedauerlicherweise hatte man sich aber auch hierin getäuscht. Das alte Reich hatte auch in diesem Punkte schwer gesündigt. Es zeigte sich nicht stark genug, dem Wucher mit Energie entgegenzutreten, und so gedieh diese Pflanze weiter trotz aller Vorschriften, trotz aller Gesetze und Maßnahmen. Und die neue Regierung? Auch sie zeigt sich der Ausrottung dieser üppig ins Kraut geschossenen Wucherpflanze nicht gewachsen. Beides, das Alte wie das Neue, hat auch auf diesem Gebiete, dem wichtigsten, das es jetzt zu bearbeiten gibt, versagt. Es wird fortgewuchert. Und gerade der Wucher gehört zu den gemeinsten Verbrechen, weil er den gemeinsten Beweggründen entspringt. Luther verlangt schon in seinen „Tischreden": „Öffentliche Wucherer soll man in Bann tun". Wenn man doch dieses Lutherwort beizeiten befolgt hätte!

Ein großer Mißstand liegt in der Arbeitslosigkeit, die aber vielfach ihren Grund nicht in dem Mangel an Arbeitsgelegenheit, sondern in dem Mangel an Arbeitslust hat. Mit dem Zurückfluten unserer Soldaten in die Heimat sind dieser bedeutende Arbeitskräfte zugeströmt. Der entlassene Soldat, der vielleicht jahrelang draußen im Felde gelegen hat, hat die Lust zur Arbeit verlernt. Dazu kommt, daß er sich berechtigt glaubt, sich einigermaßen für die Entbehrungen und Strapazen zu entschädigen, die er draußen hat erdulden müssen. Vom menschlichen Standpunkte aus ist dies freilich zu erklären, aber wiederum durchaus nicht zu entschuldigen. Die verlorene Manneszucht des einstigen deutschen Heeres sollte durch mehr Selbstzucht ersetzt werden, d. h. jeder einzelne sollte so viel Einsicht besitzen, um sich zu sagen, daß er selber dazu beitragen muß, wenn die Verhältnisse besser werden sollen. Hierbei spielt auch die Unterstützungsfrage eine Rolle. Gewiß soll der aus dem Felde heimkehrende Soldat alle mögliche Unterstützung erhalten, aber doch nicht zu dem Zwecke, um davon zu leben, sondern um sich wieder eine Existenz zu schaffen. Und diese Möglichkeit ist ihm jetzt reichlich geboten. Viele Betriebe in Industrie und Landwirtschaft benötigen Arbeitskräfte. Am Wiederaufbau Deutschlands mitzuhelfen, ist jeder verpflichtet, mag er Soldat gewesen sein oder nicht.

Zu der Misere der vielfach gar nicht einmal erzwungenen Arbeitslosigkeit kommt ein Weiteres: die politische Rechthaberei. Der Deutsche kommt aus dem Parteigezänk gar nicht heraus und nicht zum Fassen eines vernünftigen, dem Gesamtwohl dienenden Gedankens! Hierbei spielt die eigene Urteilslosigkeit eine bedenkliche Rolle. Auch in der Politik gibt es ein Verbrechertum, das sich am Vaterlande versündigt. Man mag sich zu einer Partei bekennen, zu welcher man wolle: ist das unverantwortliche Treiben der Spartakusgruppe nicht ein Verbrechen? Kann man hier wirklich von einer ernst zu nehmenden „Partei" sprechen? Es wäre nur zu wünschen, daß jene Gruppe ein Teil des Teiles sei, der nur das Böse will und doch das Gute schafft. Auch diese „Partei" hat die Revolution geboren, — eine Mißgeburt sondergleichen, die den Bürgerkrieg entfacht, während der Feind vor den Toren steht und während Hunger und Not immer drohender ihr Haupt erheben. Warum straft man nur Diebe und Einbrecher und läßt das übrige, noch viel gefährlichere Verbrechertum unbestraft? Ein Diebstahl oder Einbruch schädigt nur einzelne, aber das Spartakusverbrechen schädigt das gesamte Volk. Hier muß die Regierung zeigen, ob sie stark genug und fähig ist, das deutsche Volk zu regieren.

Die Revolution in Deutschland muß sich auf den Boden des Gegebenen stellen. Bei aller Wahrung der politischen Meinung muß sie, um das zu erreichen, was sie will, nämlich ein neues Deutschland, das imstande ist, sich wieder zu dem Kulturstaate emporzuarbeiten, der es war, das politische Verbrechertum, das nichts mit einem geordneten Parteiwesen zu tun hat, da es selber nur die Unordnung predigt, ausrotten. Greift die Regierung mit starker Hand zu, dann

ist auch die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß sich mancher auf sich selbst besinnt, ehe es zu spät sein dürfte. Das Spartakusprogramm enthält nur Umsturzideen, aber keine Ideen für einen Aufbau, der Deutschland so dringend nottut. Man höre nicht nur die warnenden Stimmen aus dem Innern des Landes und Volkes, sondern auch diejenigen unserer Feinde, die deutlich genug ertönen. Oder soll Deutschland wirklich das Beschämende erleben, daß es bei seiner Unfähigkeit, Ruhe und Frieden im eignen Lande zu stiften, erst der Hilfe seiner Feinde bedarf? Sollte es so weit in Deutschland kommen, daß der Ruf „Hannibal ante portas" nicht als Schreckensruf, sondern als ein Ruf der — Erlösung empfunden wird? Daß man so im feindlichen Ausland zu urteilen scheint, das zeigen zur Genüge die „Friedensbedingungen". Das Verbrechen am eigenen Volke, das größte Verbrechen der Revolution, hat sich fürchterlich gerächt!

Wilhelm Meridies: „Organische Demokratie."

Wege zum Aufbau eines neuen Staates.

Von dem Zeitpunkt an, da sich — während des Krieges zunächst erst tastend und vorsichtig, dann in der letzten Zeit vor der Revolution immer eindringlicher — der Wunsch nach „Demokratisierung" des Staates wie des gesamten Lebens geltend machte, bis zur schließlichen restlosen Durchführung der Demokratie seit dem 9. November v. J., ist uns eine solche Hochflut von Schriftchen und Schriften und dickbändigen Werken über alle nur irgendwie mit dem „demokratischen Problem" zusammenhängenden Fragen beschert worden, daß man annehmen könnte, es sei dieses Thema heute nicht nur nach allen Seiten hin erschöpft, sondern auch vollständig geklärt. Doch dem ist keineswegs so; vielmehr schwillt die Flut jener Schriften weiter, — was allerdings an sich noch kein Zeichen dafür zu sein brauchte, daß es noch an Klarheit über diesen oder jenen Punkt fehlt. Tatsache jedoch ist: der Siegeslauf der Demokratie, die immer mehr als der geheime Sinn des Krieges hervortritt, und alle ihre Erfolge, wie Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts, der Parlamentarisierung u. s. f., vermögen nicht, — wenigstens für den, der gewohnt ist, tiefer und weiter zu schauen, — über die Bedenken hinwegzutäuschen, die gegen die Demokratie in ihrer jetzigen Form bestehen. „Es ist für die Demokratie an der Zeit, ein wenig auf den Weg zu sehen, den sie nun einzuschlagen hat, wenn sie sich selbst treu bleiben will; es ist jetzt ihre dringendste Aufgabe, die Demokratie in ihrer jetzigen unreifen Form zu überwinden. Versäumt sie dies, so gerät sie in Gefahr, nicht nur ihre Macht, sondern auch ihren

Sinn zu verlieren, als Demokratie nicht nur historisch, sondern auch gedanklich aufzuhören."*) Was hier von der Demokratie, allerdings im Hinblick auf die Mängel des Wahlrechts, gesagt ist, gilt in erhöhtem Maße von unserer gesamten Staatsform und Verfassung. Statt daß sich das deutsche Volk, da es nun einmal gezwungen ist, in das Historischgewordene einzugreifen, um Nichtgewesenes, Neues zu schaffen, dazu aufraffte, sich angemessen deutschen Geisteskräften und deutschem Willen zur Vertiefung einen Freiheitsbau zu zimmern, von dem man sagen könnte, er ist selbstgeschaffen, selbst gedacht, in ihm spiegelt sich deutsches Geisteswesen und vorschauendes Erfassen einer neuen deutschen Epoche, die zugleich Weltepoche sein soll, — statt dessen läßt es sich in Weimar von seinen selbst erwählten Vertretern ein Staatsgebäude zurechtzimmern, das nichts weiter ist als ein Kompromißprodukt, das überhaupt darauf verzichtet, sich irgendwie auf das deutsche Problem, oder das innere Wesen des Staatsgedankens einzulassen; ein Staatswesen, das recht und schlecht eine Nachbildung der westlichen Demokratien ist ohne den geringsten Versuch einer Ausprägung spezifisch deutschen Wesens und deutscher Eigentümlichkeiten. Aus der Erkenntnis heraus, daß sich das wahrhaft deutsche Wesen nur dann unantastbar, von äußerer Macht und Geltung unabhängig, verwirklichen läßt, wenn sich das deutsche Volk selbst einen Staatsbau schafft, in dem Sachlichkeit und Persönlichkeit, Spekulation und Wirklichkeit, Logik und Gefühl zugleich verkörpert ist, und aus dem Wunsche vor allem, daß die neue Verfassung wirklich die Verfassung der deutschen Zukunft werde, macht Walther Rathenau in einer soeben erschienenen Broschüre*) den Versuch, dem deutschen Volke den Weg, oder vielmehr: die Wege zu diesem neuen deutschen Staat zu weisen; nicht nur, wie man eben sonst gewöhnlich zu hören pflegt: So oder so muß es gemacht werden; vielmehr ist das gerade das Überzeugende an Rathenaus Schriften: er baut logisch und mit Beispielen das vor unsern Augen auf, was sich vielleicht auch kürzer in abstrakterer Form sagen ließe. Jeder, dem es ernst ist mit dem Neuaufbau unseres Staates, sollte dies Werkchen Rathenaus lesen, das in seiner gedrängten Form mehr Tatsächliches, durchzogen von positiven Vorschlägen, enthält, als manches kunstvoll aufgebaute fachtheoretische Buch. Was Rathenau will, ist kurz gesagt die Verwirklichung der organischen Demokratie, wenn auch in anderer Form, als sie bisher gefordert wurde, z. B. von Schäffle oder von Rob. von Mohl; Rathenau baut auch diesmal streng folgerichtig auf seinen früheren Schriften weiter, so daß sein „neuer Staat" auch seine „neue Wirtschaft" verwirklichen würde.

Rathenau ist davon überzeugt, daß es nicht angeht, den Willen und die Überzeugung des deutschen Volkes rein mechanisch zu errechnen, wie es bei dem augenblicklich durchgeführten parlamentarischen Wahlsystem der Fall ist. Der mecha-

*) Zitiert aus der Schrift: „Organische Demokratie" von Felix Weltsch, Dr. jur. et phil. (Der neue Geist Verlag, 1919, 1.30 Mk.)

**) Walther Rathenau: „Der neue Staat". (S. Fischer, Verlag. 1919) 1.50 Mk.

nischen Demokratie stellt er, wie eben schon angedeutet, die organische gegenüber. Hier, in der Erfassung des Staates als eines Organismus ist der Angelpunkt für die künftige Entwicklung unseres Staates und Volkes zu suchen. Denn entweder wir bekennen uns zur sogenannten romanischen Staatsauffassung, bei der der omnipotente Staat als Gesamtheit einerseits schroff gegenübersteht den Staatsbürgern als seinen einzigen Gliedern, woraus sich folgerichtig eine ganz einseitige Auffassung der politischen Freiheit ergibt, charakterisiert durch die Gleichsetzung des Willens der Mehrheit mit dem der Gesamtheit: so bedeutet dies für unsere Nation nichts anderes als den Tod des germanischen Freiheitsideals, das Freiheit jeder menschlichen Persönlichkeit — auch gegenüber dem Staate — fordert. Es entstünde, um mit Rathenau zu reden, „eine unorganische Staatsmaschine, wie es jede der früheren, auch die letzte war, die nur von einer unverhüllten Hegemonie bei gutem Wetter gefahren werden konnte". — Oder wir suchen den Staatsgedanken von einer neuen Seite zu begreifen: Zunächst müssen wir uns klar sein darüber, daß unser neuzeitlicher Begriff „Staat" längst nicht mehr ein bloßer Staat ist. Er ist schon heute eine Vielheit ideeller Staaten, deren Spitzen sich im Parlament verlieren. Genau genommen gibt es neben dem politischen und juristischen Staat den militärischen, den kirchlichen, den Verwaltungsstaat, den Bildungsstaat, den Verkehrs- und Wirtschaftsstaat. Wenn diese Staaten auch in einzelnen entscheidenden Entschlüssen dem obersten, dem politischen Staat untergeordnet sind, so sind sie doch fast selbständig. Und doch sind sie samt und sonders nur verstümmelte Glieder; denn es fehlt ihnen der feste Unterbau im Boden des Volkes. „Allen wird Volksblut zugeführt lediglich durch die gemeinsame und gänzlich unzulängliche Herzkammer des politischen Parlaments." Was ist denn eigentlich sinnvoller Weise der Zweck der parlamentarischen Repräsentation? In den meisten Theorien, die zur Beantwortung dieser Frage aufgestellt worden sind, findet sich schließlich der gemeinsame Kern: durch das Parlament soll der wahre Wille des Volkes zum Ausdruck gebracht werden. Was geschieht aber statt dessen in unseren deutschen Parlamenten? Rathenau sagt es treffend: „Da wird durch eine Interessenmajorität eine entscheidende Kulturfrage geregelt oder vergewaltigt, durch eine Ideenmajorität eine Wirtschaftsfrage, durch eine politische Majorität eine Religionsfrage." Auf diese Weise kommen wir also nie zum Ausdruck der wahren Volksmeinung. Rathenau nun behauptet, daß für uns Deutsche der Parlamentarismus immer nur ein Notbehelf sein könne; ja, er habe sich schon überlebt, bevor er richtig begonnen. Denn: „Wir bringen das Maß universeller Geister nicht auf, die das Große und Kleine, das Gemeine und das Gesonderte überblicken; wir scheitern am Zwiespalt der Ideen und Interessen." Rathenau fordert das System der Fachstaaten. Es müßten die nebeneinander und ineinander geschachtelten ideellen Staaten von einander gelöst, sachlich aufgebaut und selbständig hingestellt werden, letzten Endes freilich der politischen Spitze untergeordnet. Damit würden wir den neuen Staat schaffen, den Staat der Zu-

kunft und zugleich die echte Demokratie. Denn das System der Fachstaaten gibt jeder demokratischen und überdemokratischen Freiheit Raum. „Der Wirtschaftsstaat kann sich auf Räte stützen, der Kulturstaat kann sich auf Fachparlamenten aufbauen, der Bildungsstaat auf Fach- und Staatsbürgerparlamenten." Im Grunde fordert er also eine ganz eigenartige berufsständische Verfassung innerhalb des Gesamtstaates, der selbst in sich den Grundsatz der absoluten theoretischen Demokratie verkörpert. Das auf den ersten Blick Befremdende an diesem Vorschlag ist, daß durch ihn eine Vielzahl von Körperschaften neu geschaffen würde, ein vervielfältigter Abklatsch des parlamentarischen Mittelmäßigkeitsbetriebes im alten bürgerlichen Staatsbau. Dies ist allerdings das Unerfreulichste an dem neuen Staat, wie Rathenau ihn sich denkt; aber es muß in Kauf genommen werden, um den leidenschaftlichen Willensüberschuß der Menschen durch Verantwortung bändigen und fruchtbar machen zu können. Nicht dadurch sind die plötzlich entfesselten intellektuellen und Willenskräfte der Millionen zur Ruhe zu bringen, daß man ihnen einige Stimmzettel in die Hand drückt und sie ein behäbiges und unbedeutendes Bürgerparlament wählen läßt, das souverän in ihrem Namen tagt und für ihr bestes zu sorgen vorgibt. Vielmehr wird nur ein vom Grunde bis zur Spitze lebendiger Aufbau die von unten nachdrängenden Kräfte aufnehmen und nutzbar machen können; nur eine selbstverwaltende Unterteilung würde Lasten, Leistungen und Schöpfungen gerecht und wirtschaftlich ausgleichen können. — Es ist hier nicht der Ort näher darauf einzugehen, wie Rathenau sich im einzelnen das neu zu errichtende Staatsgebäude denkt, oder gar, was für oder wider seine Vorschläge zu sagen ist. Es möge der Hinweis auf seine Schrift selbst genügen und alle sollten sie lesen, die noch an eine deutsche Zukunft glauben. Auch Rathenau glaubt an sie, trotz des Wirrwarrs und Elends unserer Tage. Wir müssen eben unsere Hoffnung, unser Herz und vor allem unsern Willen zusammenraffen, dann wird es uns gelingen, das neue Vaterland zu bauen. Ich fürchte, man wird Rathenaus Gedankengängen zumeist recht skeptisch gegenüberstehen und ihn in die Gilde der Projektenmacher, der Utopisten, einreihen wollen. Er selbst erklärt sich dagegen für unempfindlich, denn: „Wer ausspricht, was der Menge ungewohnt, unbequem und unverständlich ist, wird des höhnischen Grußes der Überlegenheit gewohnt. Ist dann, nach Jahren, das Wort erfüllt, so heißt es: wir haben es alle gesagt." Und wirklich: Was ist denn anderes zu tun, als Neues vorzuschlagen, wenn der Beweis geliefert ist, daß das Bestehende untauglich ist und schwere Übel erzeugt? Wohl muß alles Leben das Ideal als unerreichbar erkennen; doch es wäre schlimm um uns bestellt, wenn uns nicht der Glaube durchglühen würde, daß es aller Gegenwart und Wirklichkeit zum Trotz eine wahrhafte Bewegung zum Ideal hin gibt und daß es dabei auf niemanden andern ankommt als auf uns selbst. In diesem Sinne helfe ein jeder an seiner Stelle am Aufbau des neuen deutschen Staates, der neuen Wirtschaft und damit auch an der deutschen Zukunft.

Dr. Willy Cohn: Die Bedeutung der Seemacht in der Geschichte.

In der Geschichte der Wissenschaften findet sich oft die Erscheinung, daß äußere Ereignisse in ihr den Anstoß zu Forschungen geben, ohne diese selbst in ihrem Wesen zu beeinflussen. Solange Deutschland kein Interesse am Meere hatte, war auch in der historischen Wissenschaft kein Wert auf Untersuchungen gelegt worden, die hätten klarstellen können, in welcher Weise auf die deutsche Vergangenheit die Seemacht Einfluß gewonnen hat. Dies wurde anders, als das neue Deutsche Reich sich eine Seemacht zulegte; nun kam man auch in der Wissenschaft den Problemen näher und versuchte für den ganzen Umkreis der deutschen Geschichte die Frage aufzurollen, inwieweit auf die politische Gestaltung See und Seemacht Einwirkung gefunden hat.

Es ist hier das Verdienst des Berliner Historikers Dietrich Schäfer, entscheidend eingegriffen und in der Schöpfung des Wortes „Seegeschichte" die Formulierung gefunden zu haben. Aus seinem Schülerkreise ist uns in der „Geschichte der deutschen Seeschiffahrt" von Walter Vogel die Schrift geschenkt worden, die in umfassendster Weise von der Vorzeit bis zum Ende des 15. Jahrhunderts darstellt, was deutsche Seeschiffahrt geleistet und zu welcher Höhe sich im Mittelalter die deutsche Seemacht entfaltet hat. Ist das Werk, von dem vorläufig erst der Anfangsband vorliegt, einmal zu Ende geführt, dann werden wir in ihm eine Forschungsarbeit besitzen, die ein geschlossenes Bild von der gesamten deutschen Entwicklung zur See geben kann.

Von anderer Seite ging um dieselbe Zeit Conrad Müller an die Lösung dieser Probleme heran; er spricht von „Altgermanischer Meeresherrschaft" in einem großen Werke und führt uns mit dem ganzen Rüstzeug historisch-kritischer Wissenschaft, aber auch mit hohem dichterischen Schwung und mit von der Liebe zur See erfüllter Darstellung vor, wie von den Uranfängen her bis ins Mittelalter die Germanen zur See sich betätigt haben und die See in ihrem Empfindungsleben einen entscheidenden Platz eingenommen hat. Mit diesen beiden Werken haben wir den gegenwärtigen Höhepunkt seegeschichtlicher Forschung bezeichnet, ohne daß über viele andere Werke durch das Nichtnennen ein Urteil abgegeben werden soll. Von allen Seiten ist man in Einzelforschung den bisher völlig brachliegenden Gebieten näher gerückt. Man hat die Schiffstypen untersucht, denn die falschen Vorstellungen vom mittelalterlichen Schiffsbau waren unzählig, man hat den Anteil an Handel und Seefahrt einzelner an die See grenzender Gebiete untersucht, wie etwa den Ostfrieslands, vor allem aber hat der Hansische Geschichtsverein in den nötigen Quellenpublikationen für den Stoff zu weiterer Forschung gesorgt.

So hat sich um den Begriff der Seegeschichte ein blühendes wissenschaftliches

Gebäude gerankt, das auch für die Zukunft manche wertvolle Frucht verspricht. Leider sind auch hier unersetzliche jüngere Forscher dem Krieg zum Opfer gefallen.

Wer unter der neuen Problemstellung an die bekannten Tatsachen der Weltgeschichte herantritt, dem eröffnen sich ganz neue Ausblicke und die Weltgeschichte gewinnt ein verändertes Bild.

Der Kampf um die Freiheit der Meere, der in unseren Tagen einen so besonders wichtigen Punkt unter den Zukunftsfragen der Welt einnimmt, hat unter anderem Gesichtswinkel stets eine gewaltige Rolle gespielt. Die Herrschaft zur See zog auch die zu Lande nach sich, und deshalb mußten die großen Entscheidungen in den Landkriegen, falls es sich um seefahrende Nationen handelte, auch von solchen zur See begleitet sein. Diesen „Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" hat zuerst ein Engländer A. T. Mahan erkannt und ihm in einem zweibändigen Werke gleichen Namens Ausdruck gegeben, das epochemachend geworden ist. Er sagt in der Einleitung zu diesem Buche: „Die Geschichtsschreiber waren im allgemeinen nicht mit den Verhältnissen der See vertraut, da sie sich für dieselbe weder besonders interessierten, noch auch sie genauer kannten, und so wurde der tiefe, entscheidende Einfluß maritimer Stärke auf große Unternehmungen fortdauernd übersehen."

Mahan hat dann zur Grundlage seiner Untersuchungen lediglich den Zeitraum von 1660 bis 1783 gewählt, eine Epoche, die er deshalb so abgrenzte, weil bei ihrem Einsetzen die Segelschiffsperiode mit ihren neuen Merkmalen bereits begonnen hatte und bei ihrem Aufhören die amerikanische Revolution zu Ende ging. Es war also nur ein eng umgrenzter Zeitraum, den er sich vornahm, aber der Anstoß dieses Buches war doch entscheidend.

Man wird nun mit Recht die Frage aufwerfen, inwieweit die Bedeutung der Seemacht für die Geschichte deutlich erkennbar ist und wo an den Hauptwendepunkten des Weltgeschehens der Seemacht die entscheidende Rolle zufiel.

Schon der Augenblick, in dem sich zum ersten Male auf schwankendem Kahne ein Mensch auf das Meer hinauswagte, ist von entscheidender Bedeutung gewesen. Ungeahnte Möglichkeiten taten sich auf, als es gelungen war, das Fahrzeug nach dem Willen des Führers zu lenken. Die Umwälzung, die diese Erfindung hervorgebracht hat, muß größer gewesen sein, als die aller späteren. Das Meer, das bis dahin trennend zwischen den Völkern gestanden haben muß, wurde nun zu einem Bindemittel. Noch aber stand man dem unendlichen Ozean mit Furcht und Schrecken gegenüber, die Schiffahrt der Urzeit ist sicher noch, wie viel späterer Zeiten, Küstenschiffahrt gewesen.

Wie ja unsere ganze Kultur letzten Endes Mittelmeerkultur ist, so fällt auch das erste Licht der Geschichte auf die Schiffahrt im Mittelmeer. Die Küstenschiffahrt ist sicherlich allen anwohnenden Völkern vertraut gewesen, aber den Blick in die Ferne, weit in das unendliche Meer hinaus richteten zum ersten Male die Phönizier. Und ungestört übten sie lange Zeit hindurch die Vorherrschaft zur

See aus. Weite Fernen erschlossen sich ihnen, und ihr Tatendrang endete nicht an den Säulen des Herkules, Ost- und Nordsee befuhren sie auf ihren von der Sage umwobenen Fahrten.

Die Geschichte der nachfolgenden Kulturvölker, der Griechen und Römer ist durchaus Mittelmeergeschichte. Wohl mag auch hier noch hier und da ein kühner Reisender weiter hinaus vorgedrungen sein, aber letzten Endes sind die Entscheidungen ihrer Epoche im Mittelmeergebiet erfolgt. Bei den Griechen ist es vor allem Themistokles, der erkannte, daß auch bei einer Besetzung des Landes durch den Feind die Seemacht unerschüttert bleiben und sich auf das Meer hinaus zurückziehen kann, um sich von dort aus wieder in den Besitz des Landes zu setzen. Und es mag ihm nicht leicht gefallen sein, in die Köpfe seiner Landsleute die Bedeutung dieser hölzernen Mauern hineinzuhämmern. Der Kampf zwischen „Dogge und Fisch", zwischen Athen und Sparta zeigte in seinem ganzen Verlauf, wie schwer einer Seemacht beizukommen ist, wenn man ihr nicht selbst wiederum eine Seemacht entgegensetzen kann. Als die Karthager vom Stamm und Blut der alten Phönizier mit dem aufstrebenden Römerreich in Berührung kamen, wurde es für die Römer zum Problem, in welcher Weise sie als Landmacht der Seemacht Karthago gegenüber treten sollten. Da verwandelte die geniale Erfindung des Gaius Duilius den Seekampf in eine Art Landkampf; denn die Enterbrücke, die er in der Schlacht von Mylae anwandte, verband je ein römisches mit einem feindlichen Schiff zu einer Einheit; im Kampfe zwischen beiden gab nun nicht mehr das seemännische Können, sondern die Überlegenheit der römischen Legionäre den Ausschlag.

Nach Niederringung der Karthager gewannen die Römer auch die unbedingte Vorherrschaft im Mittelmeer, alle Küsten wurden Provinzen des römischen Reiches, ihre Seemacht wurde zur Seepolizei; zum ersten Male in der Geschichte war das Meer das natürliche Bindeglied zwischen den einzelnen Provinzen desselben Staates. Ohne die Herrschaft auf dem Meere wäre die Verwaltung des ungeheuren römischen Reiches unmöglich gewesen. Mit seinem Verfall aber trat, wie in jeder Beziehung, so auch in der Entwicklung zur See ein gewaltiger Rückschritt ein. Mit dem Eintritt des Germanen in die Weltgeschichte gewinnt auch die Seegeschichte ein anderes Bild. Die Stämme, die damals zum Mittelmeer hinabstiegen, waren, das zeigt schon eine Untersuchung ihres Wortschatzes, von altersher mit dem Meere vertraut. Ihre jugendfrischen Körper machten sich auch bald mit der Schiffahrt auf dem Mittelmeere bekannt und wurden seine Herren; als sie die spätere Entwicklung in den älteren Kulturnationen verschwinden ließ, da blieben genug Spuren ihrer Wirksamkeit zurück, und vor allem im sizilischen Normannenstaate und im Reiche des großen Staufers Kaiser Friedrich II. ist deutlich nachweisbar, wie die Seemacht in diesen Gebilden zu den fundamentalsten Einrichtungen des Staatswesens gehörte. Es bleibt der Phantasie überlassen, sich auszumalen, wie die Geschichte des Deutschen Reiches sich entwickelt hätte, wenn die Nachfolger

des Staufers Friedrich II. von ihm die Erkenntnis der Bedeutung der Seemacht übernommen hätten.

An den atlantischen Küsten hat lange Zeit der Normanne die ausschlaggebende Rolle gespielt und die Kühnheit des Wikingers hat der ganzen Welt gezeigt, was Menschen aus der Herrschaft über den schwankenden Kahn machen können. Daß sie kulturell nicht aufbauend, sondern eher zerstörend wirkten, liegt in ihrer Natur begründet, die Beflügelung der Phantasie durch sie ist aber nicht gering einzuschätzen. Niemals ist ihr Andenken in der Dichtung erloschen und stets ist mit ihrem Namen der der besonderen Kühnheit und des Triebes in die Ferne verbunden gewesen. Und es will mir scheinen, als ob Scheffels Verse aus dem Ekkehard am besten ihre Eigenart wiedergeben:

Der Abend kommt und die Herbstluft weht,
Reifkälte spinnt um die Tannen,
O Kreuz und Buch und Mönchsgebet —
Wir müssen alle von dannen.

Die Heimat wird dämmernd und dunkel und alt,
Trüb' rinnen die heiligen Quellen:
Du götterumschwebter, du grünender Wald,
Schon blitzt die Axt dich zu fällen!

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
Erloschen sind unsere Sterne. — —
O Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig auf aus nächtiger Ferne.

Steig auf und empfah unser reisig Geschlecht — —
Auf den geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.

Wo der Feuerberg loht, Glutasche fällt,
Sturmwogen die Ufer umschäumen,
Auf dir, du trotziges Ende der Welt,
Die Winternacht woll'n wir verträumen!

Im Verlaufe der mittelalterlichen Geschichte setzt dann eine deutliche Zweiteilung in dem Einfluß der Seemacht ein. Selbständig voneinander entwickelte sich das Schiffswesen im Mittelmeer einerseits und in Nordsee und Ozean andererseits.

Charakteristisch für die Bedeutung der Seemacht bleibt es, daß Stadtstaaten mit nur geringem Festlandsbesitz, wie Genua und Venedig und zeitweise Pisa, eine ganz hervorragende Rolle im politischen und kulturellen Leben ihrer Zeit spielen konnten und besonders Venedig, die Königin der Adria, lange Zeit die Vorherrschaft im östlichen Mittelmeer besaß. So ist andererseits das byzantinische Reich auch vor allem durch seine Ohnmacht zur See untergegangen. Hier und da haben römische Kaiser deutscher Nation durch Schaffung von Reichsadmirälen für die Hebung ihrer Seemacht etwas zu tun versucht und es finden sich auch recht schöne Ansätze zu verstärkter Seegeltung, aber in der Regel waren diese Versuche zu sehr mit der Person des jeweiligen Kaisers verknüpft, als daß sie seinen Tod lange überlebt hätten, und andererseits hat eben das Deutsche Reich als solches um diese Zeit keine Seepolitik im Mittelmeer getrieben, ebensowenig wie in der Nord- oder Ostsee.

Es ist oft von den Geschichtsschreibern bedauert worden, daß hinter der mächtig aufblühenden deutschen Hansa das Reich nicht als solches stand und mit seiner Macht die Städte beschützt hat. So waren die Hanseorte auf sich selbst angewiesen, ihre Schiffe machten weite Reisen und der Name des deutschen Kaufmanns war in der ganzen Welt angesehen und geachtet. Die Blütezeit der Hansa hat ihrem Jahrhundert das entscheidende Antlitz gegeben und die Verbindung von Bürgersinn mit seemännischer Kühnheit und Wagelust hat ihm sein besonderes kulturelles Gepräge aufgedrückt. Daß sie verhältnismäßig schnell wieder zugrunde gehen mußte, lag daran, daß das Reich in keiner Weise erkannt hatte, was Seemacht und Seehandel für seine Entwicklung bedeutete. So hat Deutschland an der Beherrschung der damals entdeckten neuen Welt keinen Anteil nehmen können, weil ihm die Seemacht fehlte. Portugiesen und Spanier machten sich zu Herrschern jenseits des Ozeanes, Holländer und Engländer wurden ihre Erben in der Herrschaft zur See. Für alle diese Völker trat die Schicksalsstunde in dem Augenblicke ein, in dem sie die Herrschaft gewannen bzw. verloren. Wie auf dem Lande, so war auch zur See stets eine bestimmte Macht Vormacht und in diesem ständigen Wechsel lag stets eine Gefahr für die Ruhe Europas.

Der Große Kurfürst von Brandenburg erkannte, daß es für Deutschland auch nur einen Weg zur Aufwärtsentwicklung gebe, nämlich selbst auch eine Seemacht zu werden. Er ist in dieser Richtung mehrfach bei dem damaligen Kaiser vorstellig geworden, aber man wollte in Wien wenig von diesen Dingen wissen. Der Versuch des Großen Kurfürsten, selbst den roten Adler über das Meer zu senden, ist bekannt. Schöne Ansätze waren vorhanden, an vergangene Entwicklung war angeknüpft worden, manches wäre anders gekommen, hätte man auf der begonnenen Bahn fortschreiten können. Aber das Verständnis für diese Dinge ging dem Nachfolger des Großen Kurfürsten ab. So konnte England auch von Holland und Frankreich nicht mehr allzusehr gestört seine Vormachtstellung zur See weiter entwickeln. Napoleon erkannte, daß der entscheidende Kampf um die Weltherrschaft, nachdem er fast ganz Europa unterworfen hatte, auf dem Meere ausgefochten werden mußte, ihn hat er nicht bestehen können. Und so zeigte auch in seinem Wirken die Macht der See ihren entscheidenden Einfluß.

Die Demokraten von 1848 machten erneut den Versuch zu einer deutschen Reichsflotte, für kurze Zeit erschien die schwarz-rot-goldene Fahne auf dem Meere. Das klägliche Ende dieser Schiffe unter dem Hammer des Auktionators wird für immer ein schwarzes Blatt in der deutschen Geschichte bleiben. Wieder einmal war die Stunde verfehlt.

Die Anfänge der gegenwärtigen Seemacht liegen in der Begründung des Norddeutschen Bundes und in der preußischen Flotte, die in der des Bundes aufgegangen ist.

Auch in dem jetzigen Kriege ging es wie in allen Entscheidungskämpfen der Weltgeschichte um die Seegeltung. Doch steht das Problem heute anders. Es

handelt sich nicht mehr um die Erringung einer Hegemonie zur See, sondern um die Freiheit der Meere für alle seefahrenden Nationen, und auch die kleinsten Völker wollen ihren Anteil am großen Weltmeere haben. Was lange Jahrhunderte nicht erkannt haben, ist nun Allgemeingut geworden, nämlich daß eine staatliche Entwicklung ohne Seegeltung nicht möglich ist und daß der Verzicht auf das Wasser den Verzicht auf das Weiterschreiten bedeutet. Weil aber diese Erkenntnis fast elementar allen aufgegangen ist, muß der Ozean frei für alle sein als der große völkerverbindende Kulturweg.

Und ist diese Tatsache einmal erst verwirklicht, dann erübrigt sich auch für alle Teile die Unterhaltung einer außergewöhnlichen Seemacht, die damit in der Geschichte ihre eigentliche Aufgabe erfüllt hat, nämlich sich selbst zu überwinden.

Eugen Löwinger: Was soll mit Saloniki geschehen?

Saloniki beherrschte, als es die zweitgrößte Handelsstadt des Balkans war, mit seinem Handel das gesamte Hinterland bis Uesküb hinauf, Mazedonien, zum Teil Serbien, das westliche Bulgarien, Rumelien und bediente vielfach auch Griechenland. Die Grossistenfirmen Salonikis, die Bankiers, wie überhaupt die ganze Handelsschaft hat es verstanden, eine Atmosphäre des Erfolges zu schaffen. Der Hafen von Saloniki wurde von Schiffen aller Nationen angelaufen. Die Dampfer der Deutschen Levantelinie hatten stets starke Ladung für Saloniki, das gleiche gilt von den Schiffen des Oesterreichischen Lloyd in Triest. Die Warenlager in Saloniki waren ihrer Größe wegen, ihrer Assortiertheit halber, weit und breit berühmt. Die Kaufmannschaft von Saloniki galt als solide, als geschäftsgewandt, als unternehmend, und die europäischen Reisenden, die mit ihren Musterkoffern Saloniki besuchten, kamen fast immer auf ihre Rechnung. Die Agenturgeschäfte, wie überhaupt in der Levante, waren zumeist in Händen von Europäern. Das direkte Geschäft, (daß also Salonikier Firmen direkt bei deutschen oder österreichischen Fabriken gekauft hätten,) war selten. Aus vielfachen Gründen zog man es vor, den Levante-Agenten zu beschäftigen, der seinerseits dafür sorgte, daß die von ihm vertretenen Fabriken und Exporteure pünktlich und sorgfältig die ihnen übertragenen Bestellungen ausführten. Die Regulierungsweise der Großfirmen in Saloniki war stets zufriedenstellend, höchst selten fanden die Akzepte oder Tratten keine Einlösung.

Bei dieser wirtschaftlichen Lage Salonikis ist es leicht zu verstehen, wenn die Begehrlichkeit der aufwachenden Balkannationen sich auf diesen Hafen richtete. Die Fama trug dazu bei, den Reichtum Salonikis in ein viel grelleres Licht zu

rücken, als es angängig war, wollte man den Wirklichkeiten nahe bleiben. Reibungen unter den Nationalitäten sind, solange Saloniki türkisch war, nicht vorgekommen. Bulgaren, Türken, Serben, Griechen wohnten friedlich beieinander. Nicht einmal der Antisemitismus zeigte sich in irgendwelchen rudimentären Ansätzen, wenngleich der Großhandel und das Bankgeschäft fast ausnahmslos in den Händen von Juden lagen. Der französische kulturelle Einfluß war überragend, doch kam ihm der Italianismus ziemlich nahe, wohl anlehnend an das spaniolische Idiom, das im Geschäftsverkehre an der Spitze stand.

Die hier geschilderten Verhältnisse erfuhren eine radikale Änderung, als im Jahre 1912 Saloniki von den Griechen genommen wurde. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die damit einsetzten, die Rivalität Bulgariens, aber auch die Bestrebungen Serbiens, zu einem Hafen an der Aegäis zu gelangen, ließen Griechenland keine rechte Freude an dem Besitz Salonikis. Das Slawische Expansionsbedürfnis zeitigte fortwährend politische und wirtschaftliche Differenzen und die Erschütterungen des Weltkrieges haben ihr Teil dazu beigetragen, um die wirtschaftliche Bedeutung Salonikis fast auf den Nullpunkt zu bringen.

Griechenland hat jetzt Anwandlungen, Großstaat zu werden. Es will sehr erhebliche Besitzungen in Kleinasien, es will die Mehrzahl der Inseln im östlichen Mittelmeer verschlucken. Und es will zweifelsohne Saloniki so decken, daß es der serbischen Begehrlichkeit entrückt ist. Dieser letzte Schachzug ist verständlich gegenüber der von Serbien angeregten Neutralisierung Salonikis zu dem Zwecke, um diesen Hafen den serbischen Bedürfnissen völlig dienstbar zu machen. Griechenland, das bei der Entente einen Stein im Brett hat, wie Serbien, kann zur Unterstützung seiner Pläne geltend machen, daß es im Besitze einer großen Handelsflotte ist, daß es Saloniki einer zweiten wirtschaftlichen Blütezeit entgegenführen kann, während Serbien in maritimer Beziehung eine Null ist und bis auf weiteres erst den Beweis zu erbringen hat, daß es sich wirtschaftlich so bewähren kann, wie dies Griechenland durch seine maritime und kommerzielle Tätigkeit bereits dargetan hat. Nichtsdestoweniger wird Saloniki seine Eigenschaft als Zankapfel erst dann definitiv verlieren, wenn Saloniki und ein breiter Streifen seines Hinterlandes als Freigebiet, als Freihafen erklärt wird. Das Opfer, das man dadurch den Griechen auferlegt, wird gemildert durch besondere Konzessionen, welche auf Kosten der Türkei dem griechischen Element in Kleinasien zugestanden werden. Das wäre aber keine Lösung, die vom deutschen Standpunkte aus wünschenswert ist. Ist schon nicht daran zu denken, einen Status herbeizuführen, der dem vor dem Jahre 1912 gleicht, so wäre zu wünschen, daß Griechenland ohne serbischen Einschlag Salonikis Beherrscher bleibe, weil, nach einer gewissen Übergangsperiode, damit gerechnet werden kann, die griechische Betriebsamkeit voll einsetzen zu sehen, was zur Folge hätte, daß Schiffahrt und Handel, Industrie und Gewerbe nach und nach wieder aufblühen würden. Der griechische Kaufmann ist in jeder Beziehung dem serbischen Handelsmann vorzuziehen.

Daß Bulgarien bei diesen Erwägungen gänzlich ausfällt, ist bei der Konstellation in politischer und militärischer Beziehung, wie sie das Kriegsende gebracht hat, begreiflich. An eine Balkanföderation ist nicht zu denken. Das siegreiche Serbien wird sich mit dem unterlegenen Bulgarien nicht abfinden. Dagegen ist es denkbar, daß die griechisch-bulgarischen Gegensätze, soweit es deren heute noch gibt, einen Ausgleich finden. Das wäre im Interesse beider Nationen sehr zu wünschen. Die Initiative hat Griechenland. Im Interesse dieses Staates wäre es, die Balkanpolitik so zu formen, daß er das slawische Übergewicht nicht zu befürchten braucht. Diesem Ziele könnte es nahekommen, wenn es Wege einschlägt, die wirtschaftlich und politisch zu einer Annäherung mit Bulgarien führen, das in seiner gegenwärtigen Isolierung gewiß jeden Schritt in dieser Richtung mit besonderer Genugtuung begrüßen wird, schon um irgendwelche Rückendeckung zu haben gegenüber dem expansiven Serbien und gegenüber dem rachsüchtigen Rumänien, das in seiner blutigen Revanche nur zurückgehalten wird durch Rücksichten auf die allmächtige Entente.

Was die Türkei auf dem Balkan betrifft, so hat sie ausgespielt. Keinerlei Erwägungen wirtschaftlicher oder politischer Natur beschäftigen sich bei der gegenwärtigen Lösung der Balkanfragen mit dem, was die Türkei wünscht. Und dennoch kann gesagt werden, daß Saloniki und der ganze Balkan vor den Balkankriegen unter dem Einfluß des türkischen Elements auf die Höchststufe der Entwickelung gekommen war und daß von dem Augenblicke an, da der türkische Einfluß abschwächte, das Wohlgedeihen der Balkannationen auf eine schiefe Ebene gelangte. Tausende ersehnen vergeblich das Wiedereinsetzen von Verhältnissen herbei, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Balkan bestanden.

Dr. N. Hansen-Berlin: Japan und das Weltarbeitsproblem.

Die Stellung, die Japan heute und in Zukunft zur internationalen Lösung des Weltarbeitsproblems einnimmt, ist für die künftige Gestaltung der Weltmarktskonkurrenz namentlich im fernen Osten außerordentlich wichtig. Schon während des Krieges, als der Zustrom europäischer Fertigfabrikate ausblieb, wurde von den japanischen Wirtschaftskreisen systematisch und gründlich darauf hingearbeitet, die günstigen Beziehungen, die sie in den Märkten Südamerikas, Südafrikas, Hinterindiens, Australiens und Chinas erwarben, zu erhalten und dauernd auszubauen. Neben dem Ausfall europäischer Produkte waren es vor allem die billigen Preise, welche den Japanern die Erfolge erleichterten. Im Lande der aufgehenden Sonne, wo keine Streiks und Unruhen die stetige Entwickelung das

Geschäftes gestört hatten, gibt sich der japanische Industriearbeiter jetzt noch mit Lohnsätzen zufrieden, die im Vergleich zu den heutigen Sätzen Europas und Amerikas fast märchenhaft bescheiden erscheinen.

Bei der Bedeutung des Arbeitslohnes für die Herstellungskosten der Fabrikate und für die Möglichkeit, billige Waren auf den Weltmarkt zu bringen, dürften einige neueste amtliche amerikanische und schweizerische Angaben über die wirtschaftliche Lage der Industriearbeiter Japans von besonderem Interesse sein. Ein amerikanischer Konsulatsbericht vom März dieses Jahres zeigt klar, wie außerordentlich noch heute die Arbeitskraft des Japaners trotz geringerer Entlohnung bei gänzlich unentwickelter sozialer Fürsorge ausgenutzt wird. Nach einer Statistik des japanischen Ministeriums vom 1. September 1918, die zitiert wird, beträgt die Arbeitszeit in den Baumwollspinnereien heute 12 Stunden. In den Seidenfabriken und Druckereien bewegt sie sich zwischen 13 und 15 Stunden. In Webereien wird 14—16 Stunden gearbeitet. In den meisten sonstigen Fabriken betrug in den Jahren 1917 und 1918 die Arbeitszeit zwischen 14—16 Stunden. Die Löhne, die inzwischen etwas gestiegen sein mögen, bewegten sich für ungelernte Arbeiter pro Tag zwischen 60—70 Sen; d. h. 2,40—2,80 Mk. Für gelernte Arbeiter wurden höchstens 1,25 Sen oder 5,— Mk. bezahlt. Der gewöhnliche Tagelöhner begnügte sich mit 55—65 Sen; d. h. 2,20—2,60 Mk. Nach den Angaben des schweizerischen Gesandtschaftsberichtes stellt sich die Schulbildung der japanischen Arbeiterschaft derartig, daß 10% ohne Schulbildung sind. Weitere 50% haben eine gewöhnliche Schulbildung von 4 Jahren. Vom Rest haben 30% 6 Jahre Schulbildung und 10% höhere Elementarschulbildung genossen. Die letzte Volkszählung des Jahres 1912 ergab bereits 5 Millionen Arbeiter, wovon 1 028 000 auf Fabrikarbeiter, 634 000 auf Minenarbeiter, 60 000 auf Werftarbeiter und 3 673 000 auf Landarbeiter entfielen. Seitdem hat sich die Zahl der industriellen Arbeiter außerordentlich stark vermehrt. So ging allein im Bezirk Osaku die Zahl der industriellen Arbeiterschaft von 70 000 auf 260 000 hinauf. Die Arbeiter mit ihren Familien machen heute etwa 70—80% der Gesamtbevölkerung Osakus aus. Ähnlich liegen die Verhältnisse in einer ganzen Reihe anderer Industriegebiete des Landes, besonders dort, wo sich große Unternehmungen für Eisen- und Stahlproduktion, für Maschinen, Schiffbau, Baumwollwebereien niederließen. D. h. heute besitzt Japan ein relativ gebildetes industrielles Proletariat von etwa 8—10 Millionen Menschen, das bei einer außerordentlich langen Arbeitszeit Lohnsätze fordert, die etwa $^1/_6$—$^1/_{10}$ der heute in Europa gezahlten Sätze ausmachen, wobei für die Europaländer der 8 Stundentag zugrunde gelegt ist.

Als Japan kürzlich um seine Stellungnahme zu der Aufnahme des Achtstundentages in die internationale Arbeitsordnung gelegentlich der Beratungen in Paris gefragt wurde, hat es ihm seine Zustimmung versagt. Ebenso zeigte es für die Regelung der internationalen Arbeitsbedingungen, insbesondere über die Lohnhöhe, einstweilen noch wenig Entgegenkommen. Es fragt sich auch, ob unter den

Rückwirkungen des Waffenstillstandes und der jetzigen schwierigen Lage der japanischen Industrie und bei den gewaltigen Preisstürzen, die viele Artikel in den letzten Monaten zu verzeichnen haben, die treibhausartig emporgeschossenen Unternehmungen ihren Betrieb aufrecht erhalten könnten, wenn sie plötzlich Lohnsätze zahlen müßten, die weit über dem japanischen Standard of Life stehen.

Die zunehmende gewaltige Industrialisierung Japans muß, da durch eine gewaltige Anhäufung der Massen in einzelnen Industriezentren und mit einer relativ guten Schulbildung der Arbeiter die Grundlagen für die Aufklärung und gewerkschaftliche Organisation gegeben sind, zwar bald zu noch nicht abzusehenden Wirkungen auf die Gestaltung des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit führen. Aber die Differenzen namentlich bezüglich der Lohnsätze sind gegenüber Europa und Amerika heute so groß und die Ansprüche der Japaner an das Leben so bescheiden, daß voraussichtlich noch eine ganze Spanne Zeit vergehen wird, ehe eine internationale Nivellierung eintreten kann. Wenn Japan die gegenwärtige wirtschaftliche Krise überwinden will und sich auf die neuen Erfordernisse der Beschickung des Weltmarktes mit brauchbaren Exportartikeln erfolgreich umzustellen versteht, so wird es dafür auch die günstigen Chancen, welche die billigen Löhne ihm heute bieten, ausnutzen. Der italienische Industriearbeiter mit seinen relativ geringen Ansprüchen und Lohnsätzen vor dem Kriege wird in Zukunft durch den noch viel bescheideneren japanischen Arbeiter ersetzt werden und Artikel zu Preisen fabrizieren, mit denen englische, amerikanische, französische, italienische und deutsche Kaufleute nicht konkurrieren können, selbst wenn sie die Preise noch so stark herabsetzen. Die Lebenshaltung, die Forderungen des Staates sind dort so unvergleichlich hoch, daß man Japans Industrie zu Grunde richten würde, wenn man von ihr verlangen würde, sich einer internationalen Nivellierung der Lohnhöhe zu unterwerfen. Die niedrige Lohnhöhe für industrielle Beteiligung japanischer Unternehmer in Japan, China und Korea ist die Wurzel der Kraft für Japans künftige großindustrielle Entfaltung. So wie während des Krieges der Ausfall der europäischen Konkurrenz auf den meisten Überseemärkten Japan anspornte, sich industriell auszudehnen und zu verselbständigen, so wird in den nächsten Jahren die niedrige Lohnhöhe ihm einen großen Vorsprung bei dem Absatz seiner Erzeugnisse auf dem Weltmarkt geben. Voraussetzung hierfür ist, daß die Qualität der japanischen Waren sich wesentlich verbessert. Die japanische Arbeit war bisher bekanntlich trotz aller Geschäftigkeit der Industrien teilweise noch recht mangelhaft. Sie läuft auch heute noch Gefahr, bei starker Konkurrenz trotz billiger Preise ins Hintertreffen zu geraten. Um dies zu verhüten, sind im Vorjahr besondere Prüfungskommissionen gebildet worden, deren Aufgabe darin besteht, die auszuführenden Fertigerzeugnisse auf ihre Exportfähigkeit zu untersuchen.

Da Japan sich einstweilen nicht zu den wichtigsten Grundsätzen der Internationalen Arbeitsverfassung bekennt, die in Paris beraten werden, so läßt sich das Weltarbeitsproblem in der gedachten Form nicht lösen. Als Land, das von

dem Kriege nur Vorteil gehabt hat, das wirtschaftlich völlig gesunden konnte und auch in Zukunft den einzelnen Staatsbürger nicht mit hohen Steuern belasten braucht, kann es bei dem billigen Standard of life seinen Arbeitern mit Minimallohnsätzen eine angemessene Lebenshaltung garantieren, die sich auch in Zukunft ganz erheblich unter dem Niveau der in Amerika und Europa zu zahlenden Beträge bewegen werden. Auch die für die nächsten Jahre zu erwartende Entwickelung der Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung wird an der Tatsache wenig ändern können, daß Japan einstweilen vorzieht, als Außenseiter abzuwarten, wie trotzdem an der Lösung des Weltarbeitsproblems gewährleistet werden muß, weil die Massen unter dem Druck hoher Lebenshaltung, Steuern und sonstiger Lasten auf ihre Regierungen in Europa und Amerika einwirken, um sich bessere Daseinsbedingungen zu schaffen. Aus diesen Gründen wird ihm seine Außenseiterstellung auch gegenüber dem Druck des heimischen Proletariats wesentlich erleichtert.

Oberlehrer Dr. P. Michaelis-Berlin: Ein Amerikaner über Deutschland.

Wer als Literarhistoriker das Leben der Völker und ihre Beziehungen zu einander verfolgt, den überfällt ein Gefühl von Wehmut, wenn er in diesen Tagen zu einer Rede greift, die im Januar 1912 Prof. Dr John F. Coar vom Adelphi College, Brooklyn, N. Y., als Vertreter der Germanistischen Gesellschaft von Amerika, vor der Freien Studentenschaft der Universität Berlin gehalten hat: „Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts vom Standpunkte eines Amerikaners."*)

Mit welcher Hochachtung und Dankbarkeit blickte ein amerikanischer Professor damals auf das deutsche Geistesleben! Darum mag es gestattet sein, heute auf seine Ausführungen zurückzugreifen: Als Amerikaner fühlt er sich zwar glücklich in seinem Vaterlande; aber seine „alte Geistesheimat", Deutschland, hat er nicht vergessen; und so möchte er „dem deutschen Volke herzlich, wenngleich bescheiden, seinen freudigen Dank für deutsche Gaben und deren Anteil an seinem jungen Glück abstatten". Diesen Dank wolle man betrachten als Zeichen „seiner aufrichtigen Anhänglichkeit".

Er blickt zurück auf die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts: „Da strahlt gleich an der Wende des Jahrhunderts ein neues Gestirn am Himmel. Es ist die

---

*) Abgedruckt in den „Berliner Akademischen Nachrichten", Nr. 16 und 17. vom 12. und 20. Juni 1912.

hehre Menschheitsidee, welche deutsche Dichter und Denker am Ausgang des 18. Jahrhunderts als Wahrzeichen der Neuzeit haben aufflammen lassen."

Die Menschheitsidee, dargestellt im Stoffe der Gegenwart, soll den Erdensohn innig umweben, durchdringen, zum neuen Menschentum erheben. „Das ist der Sinn der deutschen Romantik, und durch die Romantik ist's zum Dichterstreben des 19. Jahrhunderts geworden." Novalis, Uhland, Kleist, Grillparzer, Lenau bewundert der amerikanische Professor, neben ihnen sodann die Dichter des Jungen Deutschland, die „zu tief vom perlenden Freiheitspokal geschlürft" haben, vor allem Heine. Als Dichter, die auch die große Volksmasse würdigen und besingen, verehrt er Otto Ludwig und Hebbel. —

Inzwischen ist Deutschland „zum größten Industrievolk der Welt", ist Großmacht geworden. „In Deutschlands wachsender Einigkeit und Größe erblicken wir die Gewähr für unsern Glauben an die Menschheit, ohne den wir unter der Wucht unserer eignen Probleme erliegen müßten," so spricht der amerikanische Professor im Jahre 1912.

Allerdings: er kann die Augen nicht verschließen vor den Gefahren, die im deutschen Industrialismus und im Nationalismus liegen. Trotz alledem: „Wir Amerikaner haben uns eben daran gewöhnt, in Deutschland unser Griechenland zu erblicken." Was der Amerikaner von Deutschland und Deutschlands zeitgenössischer Dichtung denkt, das faßt er zusammen mit den Worten eines Herwegh:

Zerbrich der Heimat Schneckenhaus,
Zieh mutig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerherde!
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde.
Drum wirf den Anker aus!

Das waren eines amerikanischen Professors Gedanken über Deutschland aus dem Jahre 1912! Der deutsche Literarhistoriker denkt daran, daß das Lob Deutschlands einst von der Französin, Frau von Staël, in ihrem Buche „De l' Allemagne" verkündet worden ist, daß der Brite Carlyle Goethes Namen aus diesem Buche zum ersten Male vernommen hat, und daß die Amerikaner aus Frau von Staëls Schrift zuerst etwas Gründliches über Deutschland gehört haben. Und er fragt sich, da er am Trümmerhaufen mancher Hoffnungen zu stehen wähnt: Soll das, was wir aus Versailles vernommen haben, denn wirklich wahr sein?

Dr. Hedwig Fischmann: Ein Manneswort für die entrechteten Deutschböhmen.

Wenn die Brücke von Volk zu Volk durch wilden Haß zertrümmert am Boden liegt, dann vermag vielleicht noch die Stimme des Rechts sich von Mann zu Mann den Weg zu bahnen, fortgeleitet durch das unsichtbare Fluidum einer über den Nationen schwebenden geistigen und sittlichen Gemeinschaft. Aus diesem Geist geboren ertönt der „Appell in zwölfter Stunde", den Sigmund Münz an den Präsidenten der tschecho-slowakischen Republik Th. G. Masaryk richtet, Millionen Entrechteten die zündende Gewalt seiner Sprache leihend.

Doch nein, nicht zu dem Präsidenten, der heute, umtost und vielleicht auch betäubt vom jubelnden Siegeswahn seines Volkes, droben auf dem altersgrauen Hradschin thront, sucht dieser Schrei zu dringen: dem unerschrockenen Verfechter der Menschenrechte, der einstmals selber für die geknebelte Wahrheit stritt und litt, gilt der Ruf. Für das niedergetretene Recht der Deutschen Böhmens legt der Autor flammend Berufung ein an das Gerechtigkeitsempfinden eines Mannes, der als furchtloser Kämpfer für das Opfer einer verrotteten Justiz und des krassesten Aberglaubens in den Tagen des berüchtigten Polnaer Ritualmordprozesses sich dem Wahrheitsstreiter Voltaire würdig zur Seite gestellt hatte. Unter dem verhüllenden Präsidentenmantel sucht er den alten vorurteilslosen, freidenkenden Geist zu erspähen oder wiederzuerwecken.

Der hohe Rat der Vier hatte noch nicht mit seinem priesterlichen Segen das Todesurteil über die Deutschen der Sudetenländer sanktioniert, als dieser Appell hinaustönte; aber de facto war es bereits vollstreckt und des ehemaligen Rechtsstreiters Masaryk Botschaft an die Nationalversammlung hatte wie diese selbst über Millionen Deutscher als über „herrenloses Gut" verfügt, hatte sie im glorreichen Zeitalter der Selbstbestimmung unbefragt an den neuen tschecho-slowakischen Staat gekoppelt. Mit scharfer Feder kontrastiert Münz den Masaryk von einst und von heute, den Schüler Tolstois und den geistigen Generalissimus der tschecho-slowakischen Legion, den von pazifistischen und kosmopolitischen Ideen erfüllten Ethiker und den mit spitzfindigen Theorien Unrecht in Recht verkehrenden und sich in verdächtigenden Hassesworten und -taten gegen das neue, ja gegen das zukünftige Deutschland gefallenden Präsidenten. Mit unerbittlicher Ironie wird die Berufung auf die historischen Ansprüche des Tschechenstaates auf Deutschböhmen in all ihrer Nichtigkeit abgetan, als ein Argument, das ebenso seltsam im Munde von Revolutionären sich ausnimmt, wie ihm im gleichen Atemzug

durch die Loslösung der slowakischen Gebiete aus dem historischen Zusammenhang Ungarns, der Tiroler aus demjenigen Deutschösterreichs widersprochen wird.

Aber die deutschböhmische Frage muß noch von einem höhern Gesichtspunkt aus betrachtet werden, sie ist ein Teil der deutschösterreichischen, der deutschen Frage. Hier begegnet sich die krankhafte Angst der Franzosen vor einem jemals wiedererstarkenden Deutschland mit dem Größenwahn des tschecho-slowakischen Staates, der stärker erscheinen möchte, als er in Wahrheit ist.

Als diese Schrift hinausgesandt wurde, da glaubte man noch allgemein, daß Deutschösterreich vor die Zwangsalternative gestellt würde: hier Anschluß an Deutschland und völlige Vernichtung, dort Verzicht auf die Vereinigung und erträgliche Lebensbedingungen. Heute wissen wir, daß die milde Einsicht der Entente den Deutschen Österreichs diesen Gewissenskonflikt erspart hat in der Erwägung, daß zwei völlig zu Krüppeln geschlagene Staaten auch im Zusammenschluß keinen gesunden, lebenskräftigen Staatskörper bilden können. In der Zeit aber, da man Deutschösterreich vor diese Entscheidung gestellt glaubte, weist Münz den Gedanken einer Vorzugsbehandlung Deutschösterreichs weit von sich und tritt unbedingt für den Anschluß an das deutsche Reich als einer Naturnotwendigkeit ein, aus der Verschiedenheit der deutschen Stämme das Erstehen einer harmonisch sich ergänzenden Einheit erhoffend. Doch eben darum kann Deutschösterreich seiner deutschböhmischen Söhne, „der besten Deutschen in Österreich, des Kopfes und des Herzens unseres Deutschtums" nicht entraten, während sie dem tschechoslowakischen Staat unbefragt angegliedert eine ewig drohende Irredenta, eine schwärende Wunde im Herzen Europas bedeuten würden. Das gleiche Interesse der Slawen wie der Deutschen erfordert aber die friedliche Zusammenarbeit dieser Völker zur Bekämpfung der gemeinsamen Bolschewistengefahr, zum Wiederaufbau des zerrütteten Zentraleuropas.

Noch einmal in zwölfter Stunde an die einstmals hochgehaltenen Ideale der Freiheit und Gerechtigkeit appellierend, schließt Münz seine tief eindrucksvolle Mahnung an den Präsidenten der tschecho-slowakischen Republik: „Darum fordere ich Gerechtigkeit für die Deutschen Böhmens. Und Gerechtigkeit ist Selbstbestimmung."

Dürfen wir hoffen, daß sein Wort noch Gehör findet? Schon holt die Weltenuhr zum zwölften Schlage aus, der Zeiger rückt — bald ist die Schicksalsstunde unwiederbringlich entschwunden. Dann wehe den Völkern Europas, den Siegern wie den Besiegten!

Hans Brecht: Revolution und Gegenrevolution.

Die Revolution, so hört man oft sagen, sei vornehmlich ein Werk der Jugend. Zwar waren Danton und Robespierre, Lenin und Liebknecht nicht mehr jung, als sie, mehr oder weniger von Idealen beseelt, den alten morschen Bau des Staates zertrümmern halfen, wohl aber die Mehrzahl derjenigen, die ausübende Organe eines höheren Willens waren. Man erinnere sich der Märzkämpfer von 1848 oder der russischen Revolutionäre, der vorletzten (Moskauer) und letzten großen Revolution: hier kämpften selbst Studenten, also Vertreter der Jugend, während ihre Mitkämpfer, Arbeiter und Proletarier, aus begreiflichen Gründen prozentual am stärksten vertreten waren und die Altersstufen dieses vierten Standes jedenfalls höhere waren.

Die weitaus größte Zahl der Revolutionäre, so hört man weiter, die in jungen Jahren für Recht, Freiheit und Gleichheit kämpften, sie würden in gesetzterem Alter die musterhaftesten Staatsbürger liberalster Gesinnung, gelegentlich ihrer Sturm- und Drangjahre als Jahre der Unreife lächelnd und huldvoll erwähnend. In der Tat, bei vielen, nur allzuvielen vollzieht sich diese Wandlung! Philisterleben, Behäbigkeit, Ehe, „realer Sinn", Kampfmüdigkeit, Trägheit, Lust an den Verhältnissen, wie sie einmal gegeben sind, gleich, ob gut oder schlecht, zeitgemäß, reaktionär oder überlebt — all diese Faktoren sind kaltherzige Verräter an den Idealen einer ritterlichen, aufopfernden Jugend.

Man wird entgegnen, diese Wandlung in Gesinnung und Denkart erscheine begreiflich: habe der Revolutionär sein Ziel erreicht, so höre er auf, ein „Empörer" zu sein und realisiere seine Ideale im wirklichen Leben. Die historischen Begebenheiten haben jedoch bewiesen, daß die Früchte der Revolution, die das Volk ernten sollte, nicht immer reif in seinen Schoß fielen, sondern ihm vorenthalten wurden, verkümmerten oder in unrechte Hände gelangten. Die Feinde des Fortschritts hingegen errangen durch Ränkespiel, Gesinnungsmaskerade und scheinbare Konzessionen von neuem Macht, und das Volk, ihr Opfertier, verblendet durch solcherlei Machenschaften, ließ sanft sich einschläfern durch Phrasen und Worte, bis eines Tages der alte „Rechtszustand" mit Feierlichkeit sanktifiziert wird.

Die Errungenschaften der Revolution, die ich schon oft und mit einer gewissen Befriedigung festgestellt habe, sind auch bei uns, der eben erst neu gegründeten Republik, schon so gesichert, daß sie Gewähr böten für das erwachende Zeitalter, die erwachende Zeit j u g e n d der goldenen Freiheit. Der Patriotismus von 1813 bot der Kamarilla (Stein, Scharnhorst, Hardenberg) die erste Gelegenheit, an die Verwirklichung ihrer militaristisch-imperialistischen Träume zu gehen. Und war auch zunächst an die Gründung eines Imperiums nach napo-

leonischem Vorbild nicht zu denken — es genügte diesen von Grund aus reaktionären Männern, das wiedergeborene Deutschland in das System der Unfreiheit, Versklavung und Entrechtung zu zwängen, so sehr ihre Verdienste um die Befreiung Deutschlands von fremdländischem Joche anerkannt und gewürdigt werden müssen. Wer dachte damals an eine sozialistische Republik? Und welcher deutsche König hat es nachmals verstanden, sich Liebe und Treue seines Volkes durch gute Werke, soziale Förderung der Arbeiterklasse und Vermeidung unnötiger, ich möchte sagen, persönlicher Kriege zu erringen? Lob und Dank des Volkes, von denen die Geschichtsbücher der Vergangenheit widerhallen, sie wurden den Herrschern ja nur von denen gezollt, die ein Interesse an der „vaterländischen Bewegung" hatten, deren Existenz viel von dem Gelingen annexionistischer Pläne abhing! Es wäre müßig, die Entwicklung des Imperiums Deutschland bis zum Ausbruche der großen Revolution zu verfolgen: sie ist Tatsache und jedem Wissenden bekannt. Hier soll lediglich auf Grund historischer Begebenheiten wie auf Grund des deutschen Volkscharakters auf die Möglichkeit und Gefahren einer Gegenrevolution hingewiesen werden.

Die Märzrevolution von 1848 brachte Friedrich Wilhelm IV. zwar in eine bedrängte Lage und zwang ihn, dem Volk einige Konzessionen zu machen, was aber erblühte daraus dem Volke Wesentliches, ich meine Freiheit, Gleichheit der Tüchtigen und Gleichheit der Untüchtigen (was heißt: diejenigen, denen unverhofft und unverdient Glücksgüter in den Schoß fallen, deren Untüchtigkeit, Minderwertigkeit, Degeneration sie aber nicht dazu befähigt und geeignet macht, den größeren Teil dieser Glücksgüter wieder zum Wohle des Ganzen zu verwerten, diese Untüchtigen müssen sozialistisch, pekuniär und wirtschaftlich mit denen, die ihresgleichen sind, aber weniger „Glück" haben, auf dieselbe Stufe gestellt werden; so merkwürdig dieser Gedanke zunächst erscheint, er läßt sich durch entsprechende Maßnahmen von seiten einer streng sozialistischen Regierung zur Ausführung bringen), Aufteilung des Kapitals unter die Gesunden, Starken, Strebenden, aber durch die Ungerechtigkeit und Unsinnigkeit der damaligen Gesellschaftsordnung Unterdrückten, Getretenen, Übersehenen; wo blieben die Winde, die frischen und brausenden, die immer einen neuen Frühling künden — den Völkerfrühling, die Auferstehung der vergessenen Gerechtigkeit, die große Menschheitsversöhnung, oder, in einem schönen Wort: der Triumph des Lichts? Als vollends der Krieg 1870/71 Deutschland den Sieg bescherte und Wilhelm I. in Versailles zum Kaiser ausgerufen wurde, da war der Gedanke einer sozialistischen Republik noch in weite Ferne gerückt, der scheinbare Aufstieg Deutschlands begann! Denn Deutschland war „nationalistisch" und sah nicht die Heraufkunft der Demokratie, des Sozialismus, der rings im Auslande immer siegreicher durchdrang, ja zu einem überwältigenden Machtfaktor in der ganzen zivilisierten Welt — außer Deutschland! — werden mußte. Und das deutsche Phlegma, die verderbliche deutsche Langmut, die wir einmal von Grund aus verurteilen müssen — dieser Geist der

Schwere hat es zuwege gebracht, daß unser vielgeschmähtes deutsches Volk mehr als ein Jahrhundert willig die Sklavenketten trug, daß es unglaublich reaktionär, einfältig und verächtlich blieb vor denen, die Fortschritt, Bildung und Freiheit auf Höhen der Kultur geführt hatte, die Deutschland erst in Jahrzehnten erreichen wird. Das Gift der Vergangenheit, wenn ich so sagen darf, es zehrt noch an Tausenden deutscher Seelen, es macht viele von uns unfähig, die tausend Hoffnungen und den kommenden Segen, die Kinder dieser großen Revolution sind, auch so nur zu begreifen, wie es zum äußersten Verständnis dringend nottut. Das Gift der Vergangenheit — ich fürchte, es wird stärker sein als der feurige Wein der Freiheit, der junge Herzen höher schlagen ließ und zu Taten anspornte, deren heldische Kraft das Lob aller kommenden Geschlechter verdient. Die Herrschsucht vieler Deutschen, nur leiblich im Zaum gehalten durch den Firnis sogenannter Kultur und mühsam erworbener Verstandesbildung, Triumphe feiernd in dem, was wir verächtlich Militarismus nennen, sie ist in Wahrheit die geheime Triebfeder der Gegenrevolution, die zu bekämpfen wir uns nunmehr zur heiligsten Pflicht machen wollen! Diese stolzen, diese typischen Tyrannen im modernen Gewande, deren oberster Gott der „Cäsar" war — halten sie im Grunde auch nur den bescheidensten Vergleich mit den Römern oder Griechen aus? Nichts wüßte ich, was ihre Aspirationen auf ein Imperium, auf ein Alldeutschland unter dem Zwange eines allgewaltigen Monarchen, eines forcierten „Herrenmenschen" rechtfertigen könnte. Und so sehen wir, daß dieses Schauspiel eines brutalen Ringens um Macht und Größe ein unwürdiges und verwerfliches ist, unwürdig vor der Humanität des 20. Jahrhunderts, verwerflich vor den Augen der Menschheitsfreunde, der wahren Intelligenz, der Kampferprobten und wahrhaft Tüchtigen.

Gegenrevolution! Immer frecher erhebt sie ihr Haupt; immer gefährlicher wird sie der sozialistischen Republik — so zürnte die sozialistische Presse. Rechtsstehende Demokraten, die dem Sozialismus nicht ganz abgeneigt sind, erklärten mir, auch ein Scheidemann und Noske seien letzten Endes gezwungen, reaktionär zu werden. Wie seien sie sonst in der Lage, Aufruhr, Streiks und Bruderkriege zu unterdrücken? Sie vergessen, daß auch ein sozialistischer Staat diktatorische Gewalt ausüben darf und muß, nicht aber, um der Reaktion Tür und Tor zu öffnen, sondern um die Gegenrevolution mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken, um Sicherheitsfunktionen zu verrichten und eine strenge polizeiliche Überwachung über das noch unsichere, schwankende Volksganze während der Übergangszeit durchzuführen. Sobald der sozialistische Staat fest und gesichert dasteht, hören diese Zwangsmaßregeln auf und der Freiheit leuchtendes Rot verkündet die neue Zeit.

Der Charakter der Gegenrevolution ist nicht unbedingt ein kriegerischer! Ein stilles, aber beharrliches Arbeiten hinter verschlossenen Türen, ein Sich-Häufen neuer „Verfügungen", deren Endzweck eine immer ausgedehntere und gefährlichere Beschränkung der Freiheit des Volkes ist, ein stillschweigendes (und später un-

verhohlenes) Begünstigen reaktionärer Elemente — genug! Wir sehen, wir fühlen, wir nehmen wahr, wir wissen, daß es so ist, und uns fehlen die Machtmittel, es anders zu gestalten. In Wort und Schrift wirken freie Geister, aber Versammlungsverbote ziehen engste Grenzen.

Intelligenz — ich denke unwillkürlich an unsere Studentenschaft, die ja auf Grund ihres Wissens zu den höchsten Hoffnungen berechtigt. Wer aber unter ihr gelebt hat, wer die Hörsäle besuchte und persönlich mit Akademikern verkehrte, der weiß auch, ein wie lächerlich geringer Prozentsatz wirklich sozialistisch fühlt und denkt! Weiß, daß von 100 wenigstens 90 Söhne wohlhabender und folglich (in Deutschland „folglich") konservativ oder liberal gesinnter Eltern sind, und weiß, daß die Hochschulen selbst und ihre „Lehrmeister der Jugend" nichts weniger als sozialistisch sind. Ein äußerst schlau erklügeltes System zur „nationalen" Erziehung der heranreifenden Jugend, ein beständiges bewußtes Übergehen der sozialen Frage — so war es doch, so ist es doch noch heut! Und wie schon der Knabe in der Schule um den wahren und echten Begriff des Fortschritts betrogen wird — ich glaube, es beginnt endlich zu dämmern, man schreibt die Geschichte nun und beseitigt die vielen und groben Fälschungen, die unter dem alten Regime eine Selbstverständlichkeit waren; man beginnt endlich mit einer sozialistischen Reform der Schule und Universität, denn geschähe es nicht, dann sollte, von neuem und ernster denn je, die Revolution der Schule sich vollziehen; dann sollten Männer mit eisernem Willen die Zwingburgen des Geistes brechen und den Sozialismus befehlen, damit andere gehorchen können. Man sage nicht, dies sei Freiheitsbeschränkung und widerspreche den Lehren des Sozialismus: es ist ein Mittel zum Zweck, und der Zweck ist edel! Wenn ich vor die Wahl gestellt würde, entweder tausend Menschen zu opfern und mit diesem Opfer — sei es auch ein Blutopfer — Millionen glücklich zu machen, oder diesen tausend Schädlingen das Leben zu lassen und damit unzählige andere unglücklich zu machen, so hielte ich es in diesem Falle unbedingt für meine sittliche Pflicht, das Opfer der tausend zu vollziehen. Ist also, wie im gesegneten Deutschland, ein erheblicher, über Macht und Geld verfügender Teil des Volkes nicht sozialistisch, dann sind, sobald der Aufstand der Entrechteten den Sieg verspricht, alle Mittel zur Niederwerfung der Gegenrevolution geboten und erlaubt. Und ob in Zukunft der Kampf um die Macht nur mit geistigen Waffen geführt werden wird? Wer wünscht es nicht aufrichtig? Und wer kennt nicht gleichzeitig die menschliche Natur und ihre Schwächen, wer zweifelt nicht füglich an einem politischen Kampf mit idealen Mitteln?

Rudolf Schick, Berlin: Lenin, der Utopist.

In einer heute wieder sehr lesenswerten Abhandlung über „die Bedeutung der Illusionen für Politik und soziales Leben" (Fischer, Jena 1904) führt Georg Adler aus, daß neue Fortschritte in der Sozialpolitik gewöhnlich durch Massenbewegungen angeregt werden, die nur unter Schein- und Täuschung zustande kommen, indem die Köpfe der Menge durch Illusionen erhitzt werden. So werden die Ideale, die solchen Massenbewegungen als Ziel vorschweben, in der Regel ein irrationales, der objektiven Kritik nicht stand haltendes Element in sich aufgenommen haben. Aber die Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit der Idee kann nicht als das Entscheidende für unser Urteil angesehen werden, da die Idee selber ja in Wirklichkeit nie realisiert wird, vielmehr Mittel zum Zwecke der Organisation der Massen ist; sondern das Entscheidende ist das positive Ergebnis der durch die Ideen vermittelten Bewegung: ob nämlich das Leben der Nation in der durch sozialpolitische Illusionen gebildeten Atmosphäre gedei oder ob es darin verdorrt — ob, mit anderen Worten, die illusionären Ideen im Endresultate zu positiven Schöpfungen höherer Kultur führen oder aber nur die Köpfe verwirren und gesunde Keime zerstören.

Kommunistische Ideen hat man wiederholt in's Leben umzusetzen versucht. In England hat 1838—1840 der Chartismus Tausende von Arbeitern zur sozialrevolutionären Arbeit geführt und wenig früher setzte die kommunistische Agitation Robert Owens ein, der mit höchstem ethischen Pathos die Übernahme der gesamten Produktion durch die Gemeinden forderte, wo durch die gemeinsame achtstündige Arbeit angeblich Überfluß an allen Gütern geschaffen werden sollte. Owen hatte die Begründung von genossenschaftlich eingerichteten Gemeinden (communities) von etwa 4000 Seelen vorgeschlagen, in welchen durch die Produktion der Arbeiter ihr Konsum gedeckt werden sollte. Versuche, die Owen mit eigenen Mitteln anstellte, brachen kläglich zusammen — und übrig blieb als allerdings sehr bedeutsamer Rest der Konsumvereinsgedanke.

Ist der Bolschewismus eine Illusion der Massen? Nach den Angaben der „Iswestija" (Nr. 64 vom 25. 3. 1919) gibt es nur 313 766 eingetragene bolschewistische Parteimitglieder, von welchen aber nur wenig mehr als 250 000 auf das eigentliche Sowjet-Rußland entfallen. Anderthalb Zehntel Prozent beherrschen also die Bevölkerung eines 170-Millionenstaates. Eine Massen-Illusion ist der Bolschewismus nicht.

Bleibt nur die Annahme übrig, daß Lenin und einige Anhänger den Kommunismus verwirklicht haben und die Anderen aus egoistischen Gründen, z. B. um bei Verteilung der Nahrungsmittel nicht übergangen zu werden oder um sich

der Rache der offiziellen Machthaber nicht auszusetzen, mitlaufen. Damit allein aber ist Lenins Vorgehen als utopistisch erwiesen, denn er will nicht mehr und nicht weniger als den gewalttätigen Umbau einer der größten Wirtschaftsgesellschaften, deren Glieder in ihrer großen Mehrzahl ihm widerstrebend folgen.

Die Einführung des Sozialismus auf dem Lande sollte durch produktiv-konsumierende Kommunen — also nach dem alten Owen'schen Rezept — vorgenommen werden. Aber die Bauern gingen nicht mit. Dimitry Gawronsky schildert in seiner „Bilanz des russischen Bolschewismus", wie langsam die Bildung dieser Kommunen vor sich ging. In den Gouvernements Wladimir und Saratoff gibt es je drei, in Tammboff und Witebsk 24 bezw. 31 Kommunen von etwa 3000 Mitgliedern. Dabei zählt die Bevölkerung jedes dieser Gebiete nach Millionen. Aber auch diese bescheidene Entwicklung konnte nur durch Vergünstigungen, vor allem durch Zuweisung von mehr Land, als die einzelnen Mitglieder bewirtschaften können, erzielt werden. Die Folge ist Heranziehung von Lohnarbeit, d. h. die Schaffung künstlicher Latifundien, durch welche die um sie herumwohnende Landbevölkerung nach dem System der Lohnarbeit ausgebeutet wird (Arbeitswille vom 8. 10. 18). Die „Stimme des ländlichen Arbeiters" vom 13. 10. 18 schreibt: „Die Möglichkeit der Spekulation verleitet die Mitglieder der Kommunen gegenwärtig die Produktion ihrer Landwirtschaft zu den räuberischen Marktpreisen abzusetzen. Sie hüten sich, ihre Erzeugnisse an die Proviantämter zu Richtpreisen freiwillig abzuliefern." Das hat wenig Ähnlichkeit mit der Schaffung sozialistischer Keimzellen. Liest man allerdings die Dekrete, so müßte man glauben, daß das sozialistische Himmelreich in ihnen verwirklicht ist.

Auch die kommunistische Umgestaltung der Industrie hat versagt. Gawronsky schreibt darüber: „Als die Bolschewiki gezwungen waren, die Industrie „auf einer neuen Basis" zu organisieren, konnten sie auch hier nichts anderes tun, als zu ihrem bewährten Mittel der „Schöpfung der Massen" zu greifen. Die Arbeiterkontrolle wurde eingeführt; d. h. die einzelnen Unternehmungen wurden unter die Aufsicht der Fabrikkomitees der Arbeiter dieser Unternehmungen gestellt. Ein Jahr ist vergangen — und die Vertreter der Staatskontrolle behaupten, daß die Arbeiterkontrolle völlig ausgeartet sei. Sie sei die „Eigentümerin der Unternehmung, nicht eine bloße Kontrolle" geworden. (Arbeitswille vom 15. 10. 1918.) Der eine Besitzer, der Fabrikant, wurde durch eine Gruppe von Besitzern ersetzt. Daß dabei aber die ganze Produktion nicht zum Nutzen des Staates gedeiht und auch nicht gedeihen kann, daß sie vielmehr zu seinem direkten Schaden, d. h. zum Schaden der breitesten Massen des werktätigen Volkes ausschlägt, das erkennt man schon aus folgendem: In der ganzen Metallindustrie beanspruchte schon im Sommer dieses Jahres der Lohn der Arbeiter und Angestellten 105 Prozent des Bruttowertes der Produktion (Handels- und Industrie-Zeitung Nr. 40). Für eine ganze Gruppe von Fabriken wurde festgestellt, daß die ganze von ihr hergestellte Ware den Wert von 70 Prozent des Betriebskapitals nicht übersteige.

(Nachrichten des Höchsten Rates der Volkswirtschaft Nr. 1.) In aller Erinnerung ist noch die Tatsache, die Sinowiew auf einer Plenarsitzung des Petersburger Sowjets mitgeteilt hat. Die Putilowsche Fabrik erhielt für eine bestimmte Zeit 96 Millionen Rubel Staatsunterstützung; davon wurden 66 Millionen als Arbeitslohn verbraucht, während der Gesamtwert der Produktion noch nicht die Summe von 15 Millionen erreichte! Hierin liegt eben das Wesen der Sache: die ganze Industrie der Sowjet-Republik, sofern sie überhaupt noch besteht, hält sich ausschließlich mit Hilfe staatlicher Unterstützung, aber der Gesamtwert ihrer Produktion beträgt nicht einmal die Hälfte des Betrages dieser Unterstützung."

Der Bankerott der kommunistischen Utopie ist vollständig. Lenin ist heute genötigt, die Rezepte für den Wiederaufbau der russischen Wirtschaft aus der Hexenküche des Kapitalismus zu holen. Heute, in der Zeit des vollendeten Chaos, erinnert er sich, daß es mal so etwas wie eine geordnete Wirtschaft gab, in der der Wettbewerb um das größere Einkommen die Arbeit aller Glieder der Gesellschaftswirtschaft stachelte und dieses Einkommen in festem Verhältnis zu den Erträgen der Arbeit stand. So fordert er denn in seinem Bericht „Über die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht" Maßnahmen zur Erhöhung der Arbeitsdisziplin und Produktivität, Unterstützung der gewerkschaftlichen Bestrebungen, die Einführung des Akkordlohnes und des Taylor-Systems, die Anpassung der Löhne an die Arbeitsergebnisse und die Organisation des Wettbewerbs zwischen den Produktiv- und Konsum-Kommunen. Am sonderbarsten mutet in diesem Programm der Schrei nach dem Taylor-System den an, der Einblick in technische Arbeit hat. Aber auch der Laie sollte heute, nach zahllosen Erklärungen dieses Systems, einsehen, daß seine Einführung in einer völlig aus den Fugen gegangenen Fabrikation unmöglich ist. Schon aus der Entwicklung des Taylor-Systems sollte das für jeden Einsichtigen folgen. Es ist als Krönung, sozusagen als letzter Fortschritt der kapitalistischen Fabrikation gedacht. Ist diese zerschlagen — und sie ist's sicher in Rußland — so fehlt dem Taylor-System die entscheidende Voraussetzung.

Nichts kennzeichnet den Geisteszustand Lenins besser als der Wechsel in seinen Ansichten über das Tempo der kommunistischen Evolution. Ursprünglich wollte er seinen Hauptsatz „Alles gehört Allen" sofort in die Praxis überführen. Heute sagt er in seinem Berichte: „Nicht Wochen, versteht sich, sondern lange Monate und Jahre sind nötig, damit die neue Gesellschaftsklasse, und dabei eine bisher unterdrückte, durch Not und Unwissenheit bedrängte Klasse sich der neuen Lage anpassen, sich umsehen, ihre Arbeit einrichten und ihre Organisatoren hervorbringen kann. Es ist verständlich, daß bei der das revolutionäre Proletariat leitenden Partei sich die Erfahrung und die Routine der großen, auf Millionen und abermals Millionen von Bürgern berechneten Organisationseinrichtungen nicht bilden konnten, und daß die Umarbeitung der alten, fast ausschließlich agitatorischen Gewohnheiten eine sehr langwierige Sache ist. Aber Unmögliches hierbei gibt

es nicht, und haben wir erst die klare Erkenntnis der Notwendigkeit der Veränderung, die feste Entschlossenheit, sie zu verwirklichen, die Ausdauer bei der Verfolgung des großen und schwierigen Zieles, — so werden wir sie verwirklichen. An Organisationstalent ist im „Volke", d. h. unter den Arbeitern und der fremde Arbeit nicht ausbeutenden Bauern, eine Menge vorhanden; sie sind zu Tausenden von dem Kapital erdrückt, zugrunde gerichtet und fortgeworfen; sie zu finden, zu ermutigen, auf die Füße zu stellen, hervorzutun — verstehen wir noch nicht. Aber wir werden es erlernen, wenn wir — mit dem ganzen revolutionären Enthusiasmus, ohne welchen es keine siegreichen Revolutionen gibt — an dieses Erlernen herangehen werden."

Er will also die Regierungskunst durch eigene Erfahrung, durch eigene Fehler lernen. Daß es früher schon so etwas wie eine Regierungstätigkeit gab, ist ihm, scheint's, entfallen. Man mag dieses frühere Regieren für falsch halten — daß es Ordnung hielt und alle nährte, wird auch der wütendste Kommunist nicht bestreiten können. Ebensowenig, daß — mindestens für die Übergangszeit — allerhand von ihm zu lernen wäre.

Owens Utopie, die ich eingangs erwähnte, war aufbauende Sozial-Ethik. Aus ihr entsprang eine fruchtbare kulturfördernde Illusionierung der lohnarbeitenden Massen, namentlich ihrer Führer. Brentano, der Geschichtsschreiber des Chartismus, hat ausdrücklich bezeugt, daß in der großen Zeit der englischen Gewerkvereine, nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die einflußreichsten Leiter und die beredtesten Agitatoren der Trade-Unions Oweniten gewesen sind. „Aber der Unterschied gegen die dreißiger Jahre war der, daß diese Ideen den Charakter von Idealen, von „Sonntagsideen" angenommen hatten, denen man wie süßen Träumen an ein besseres Jenseits sich hingab, während man an Werktagen äußerst opportunistisch seine Politik den gegebenen Verhältnissen des Augenblicks anpaßte." Mehr noch: Die englische Konsumvereinsbewegung ist das positive Ergebnis der Owen'schen Lehre und Agitation gewesen. An ihr ist der Nutzen produktiver Illusionen zu erweisen, die den von ihnen Hypnotisierten das Herz zu fröhlicher Tat schwellen, ohne sie blind gegen soziale Reformtätigkeit praktischer Art zu machen.

Was wird vom Bolschewismus übrig bleiben?

In einer ausgezeichneten Arbeit „Der Bolschewismus als Konsequenz des Marxismus" hat Fritz Gerlich gezeigt, daß der Marxismus die in's Materialistische übertragene Prophezeiung des tausendjährigen Reiches ist, das vom Heiland Proletariat heraufgeführt werden soll. Aus diesem chiliastischen Charakter schöpft der Marxismus die Lehre von der kommenden Glückseligkeit der Menschen im Diesseits und gewinnt damit viele, die „mühselig und beladen" sind. Um dieser Lehre willen findet er auch die Sympathien der Mitfühlenden, der „Ideologen der Bourgeoisie", die dem Proletariat seit Jahrzehnten Führerdienste leisten zu müssen glauben. Denn daß die anderen Staats- und Soziallehren eigentlich erst

der richtige Boden für diese Tätigkeit der praktischen Hebung des Proletariats — der Gewerkschafts-, Konsumvereins-, der Bildungs- und sonstigen Arbeit — sind, wissen diese Mitfühlenden ebensowenig wie die Tatsache, daß der marxistische Chiliasmus nie etwas anderes sein kann als der Todfeind dieser ihrer Arbeit. Denn der marxistische Chiliasmus muß die menschliche Kultur zerstören." Erst nach Austilgung des Kapitalismus „kommt der Heiland Proletariat, uns die Seligkeit zu bringen — oder es kommt der Moment, wo die Wirklichkeit, d. h. die Unveränderlichkeit der menschlichen Natur mit ihrem Bösen im Triebleben — auch die Schwärmer vor sich selbst als Wahngläubige entlarvt und ihnen dann die Kraft des Handelns, nämlich ihren Glauben bricht".

Für Lenin ist die Stunde des Aufwachens gekommen. Und seine heutigen Forderungen zeigen, daß er aus dem Chaos, das er — gewiß gutgläubig — angerichtet hat, keinen anderen Ausweg weiß als die Rückkehr zu den Hilfsmitteln des Kapitalismus.

Bill van Dyk:
Hinter den Bergen dort wohnt das Glück!

Wie über ein reiches in Blüte und Saatenschmuck stehendes Ackerland ein eisiger Frostwind fährt und alles, was im Tagesschweiße und Fron aufgebaut wurde, in einer Nacht vernichtet, so hat die tötende Faust des Krieges aus einem Lande Mark und Saft gezogen und seine Bewohner in Elend und Not hineingeworfen, aus der es kein Entrinnen gibt. Aus dessen harter unbarmherziger Faust kein Mitleid und kein Jammern löst, was tief im Grunde des Geschehens schläft und was aus der eisernen Notwendigkeit heraus kommen mußte.

Wenn der Hof des Bauern zu klein wird für die sieben Söhne, die ihm sein Weib geboren hat, so beruft der Vater sie zusammen und sagt ihnen: „Der Hof Eurer Väter ist zu klein für alle geworden. Der Aelteste bleibt hier und führt ihn weiter, so war es seit Alters her Brauch. Ihr anderen Jungen Ihr zieht hinaus in die Welt und baut Euch Euer Nest, wo Ihr wollt: der eine da, der andere dort. So will es das Gesetz der Natur. Groß ist die Erde und bietet Raum für alle." So sagt der Vater und die Söhne folgen ihm.

Und wenn in einem Lande der Boden zu klein und arm geworden ist, um seine Kinder zu ernähren, so gibt es nur noch eins: Groß ist die Erde und viel sind der Striche, die weder Pflug noch Hacke gefühlt. Wohlan, für uns, die wir hier liegen und unsere Hände rasten lassen müssen — auch für uns gibt es noch Plätze

unter der Sonne, die auf uns warten. Die dem, der reinen Herzens und fleißiger Hände voll hineingreift in das Erdreich, hundertfältig zurückgibt, wonach er sich sehnt: neue Heimat — neues Glück — und neue Zukunft.

Saget nicht, wir wollen unsere Söhne und Enkel nicht hergeben! Wir wollen nicht, daß ein anderes Land die Früchte erntet, die wir als Samenkörner in die Herzen der unsrigen gelegt haben. — Ueber alles steht der Schrei des egoistischen Tieres, das nach Nahrung und Leben ruft und dessen Seele nach Heimat schreit. Nach Heimat selbst gebaut und selbst gehörig — denn die Heimat ist ja so klein. Sie reicht nicht viel weiter, als der Blick schaut, und sie ist da, wo der Herd steht — da, wo die Wiege des Kindes schaukelt, und da, wo das Weib den Mann nach harter Tagesarbeit erwartet. — Sei es im Norden Afrikas — sei es in Australiens noch jungfräulicher Erde — sei es in Kanada, wo Heimatlose neues Arbeitsglück und neue Heimat gefunden haben, oder auch in Mesopotamien — überall wartet der Boden der fleißigen Hände.

Mutter Germania kann ihre Kinder nicht mehr ernähren, und wenn sie nach gütiger Mutter Weise auch noch immer das Verlangen nach Brot und Arbeit mit gütigen und auch harten Worten zu stillen versucht und ihnen von Tag zu Tag Besserung verspricht, so kommt doch einmal der Tag, wo ihre Kinder ihr nicht mehr glauben werden, sondern selbst hinausdrängen, selbst sich ihren Weg suchen wollen und eins nach dem anderen ihren haltenden Händen entgleiten.

Fünf Jahre haben die Hände von Millionen gefeiert oder waren mit der Arbeit der Zerstörung beauftragt. Fünf Jahre hat der Boden des Landes sein Letztes hergegeben und ist arm und schwach geworden. Fünf Jahre haben die Hände sich der Arbeit entwöhnt. Da war es vorbei: Eng aneinander gedrängt beherbergt die große Stadt die Hungernden nicht nur nach Speise und Trank des Leibes, auch der Seele. Wohl hat der eine oder andere den Menschen Arbeit gegeben. Aber Arbeit, die an einem Ende gefertigt und am anderen wieder zerstört wurde. Aber die Menschen wollen keine Arbeit um der Arbeit willen — sie wollen schaffen. Sie wollen Werte aufbauen, die da stehen und für ihre Arbeit zeugen, und wollen sagen können, wenn der Feierabend kommt — heute war's wieder etwas — die Maschine dort — bald fährt sie — das Land dort — bald trägt der Baum. Sie wollen planen und in die Zukunft schauen und sagen: Wir sind! Wir leisten es! Wir bauen auf! Für unsere Kinder, für uns — für dich und mich.

Sie alle wollen — aber sie wissen nicht was! Und das große Wollen muß zusammengefaßt werden zu einer großen Kraft und darf nicht im engherzigen Tagesblick brach gelegt werden, weil sein Ertrag sonst auch anderen — Feinden oder Freunden — zu gute kommen könnte. Die Zeit ist vorbei, wo Menschheitsinteresse an den Grenzen des Vaterlandes Halt machte. Immer größer sind die Nationenverbände geworden, immer näher die Entfernungen gerückt — immer enger die Beziehungen von Land zu Land, bis (zum letzten Male wohl) der große

Riß kam, der mit einem Ruck alles brach, was in ruhiger organischer Entwicklung sich zu verbinden schien auf Zeit und Ewigkeit. Aber wenn auch der große Riß für eine Zeit den Trennungsstrich darstellte für eine halbe Welt: die Weiterentwicklung setzt doch dort ein, wo sie abbrach. Mehr noch: sie ist weitergeschritten in den fünf Jahren, weiter, als die meisten ahnen. Hunderttausende, die nie in ihrem Leben über die Grenzen ihres Städtchens oder gar Dorfes hinausgekommen wären, wurden in ferne Gegenden verschlagen und sahen, daß dort auch Menschen wohnen, daß dort auch Kinder aufwachsen im hellen Licht der Sonne, daß dort auch: Liebe und Haß — Selbstsucht und Mitleid — Freude und Leid das Leben regieren wie bei ihnen zu Hause. So brachte der Krieg den Austausch zwischen hüben und drüben und mancher, der zurückzog, ließ sein Herz zurück bei einer Blonden oder Braunen oder Schwarzen und sagte zum Abschied: Ich komme wieder! —

Aber mit den Hunderttausenden ging auch etwas mit, das hatte sich in ihre Seelen eingenistet und wuchs dort und wurde größer und größer und überschattete die Zurückgebliebenen, und das war die Idee. Sie war überall anders und doch im Grunde so gleich. Sie hatte Flügel und flog über die Stacheldrahtzäune in die Gefangenenläger und schritt her neben den Arbeitenden auf den Feldern und saß bei den Webstühlen und klang mit in die Schläge des Hammers auf den Amboß oder das Knirschen der Feile am Schraubstock. Und ließ sich nicht abschütteln und nicht mit Sophismen übertönen, sondern brach sich siegend Bahn, und die Idee hieß: Brüderschaft. Die Idee hieß auch: Weltheimat. Oder: Erdbürgertum. Und in ihren höchsten und tiefsten Seelenschwingungen hieß sie: Liebe zu allen.

Und die Idee nagt und bohrt heute und schreit und tobt auch wohl — und die meisten Menschen, bei denen sie die stärkste Wurzel gefaßt hat, kennen sie nicht mit Namen, sondern nennen sie ganz anders.

Aber stelle die Idee öffentlich aus und nenne sie bei ihrem richtigen Namen — dann werden alle die kommen, die es angeht, und werden sagen: Ja, das ist sie! — Und werden jubeln: Ja, nun erkennen wir sie wieder. Die ging mit uns all die Jahre lang und wir haben sie gesucht und konnten sie nicht finden, denn unsere Augen waren blind. — Nein, Eure Augen waren nicht blind — sie waren nur mit einem künstlich gewebten Schleier verhüllt. Mit dem Schleier, den Eigennutz und Selbstsucht gewebt hat, um Euch festzuhalten in Eurer Sklaverei, damit Ihr fronen solltet und Zins zahlen denen, die von Euch leben.

Heute ist es an Euch: Streckt den anderen dort drüben die Bruderhand entgegen und sagt ihnen: Wir suchen eine Heimat. Wir suchen Arbeit und Glück. Wir suchen das, was man uns fünf Jahre raubte, und wir wollen Euch danken, wenn Ihr uns dazu verhelfst. Wir wollen Werte schaffen und sind das Zerstören

satt. Wir wollen aufbauen — einerlei wo. Aber wir wollen auch wissen wofür: In erster Linie für uns und unsere Kinder. Wollt Ihr uns dazu verhelfen?

Aber der Schrei muß gewaltig werden wie ein Naturschrei. Wie ein helles sehnendes Rufen muß es um den Erdball gehen. Dann werdet Ihr gehört und man wird Euch antworten. Und wenn in der Antwort auch zuerst noch ein Mißtrauen mitklingt: Empfindlich dürft Ihr nicht sein, denn — ist das Mißtrauen nicht erklärlich? Waren die fünf Jahre nicht so, daß eine Welt glauben mußte, Eure ganze Freude sei: zerstören und niederreißen?

Hinter den Bergen dort wohnt das Glück! so sagen die Kinder. Es ist der uralte ewig neue Schrei des Sehnens nach dem Unbekannten — Unbewußten. Und in diesem Sehnen liegt eine Fülle von Kraft — liegt eine alles überwindende Stärke. Sie war es, die mit den deutschen Ansiedlern ging: nach Amerika, nach Brasilien. Und sie war es auch, die dort die blühenden Kolonien baute, die heute die reichsten der Welt sind. — Nur der eine Gedanke: Hinter den Bergen wohnt das Glück. Wie es aussieht und was es ist, das weiß Niemand, und das ist gut so. Aber jeder weiß: Ich kann es finden, und jeder fühlt: Mir gehört es.

Wer faßt heute die Kräfte zusammen, die in dem kleinen Kindersatz liegen? Wer hebt die Schätze, von der Idee hineingelegt in die Herzen? Aber auch: Wer hebt sie mit reinen Händen und gläubiger Seele zum besten der Sehnenden? — Ohne Sonderinteressen und ohne Eigennutz?

Dann kann der deutsche Gedanke in der Welt nochmals siegreich Wurzel fassen und zu einem Baum werden, der das Erdreich überschattet. Dann kann das deutsche Lied: gesungen am Amazonenstrom — in Südafrikas Hochplateaus — in Marokkos warmer Sonne — in Australiens Weizenfeldern und auf Kanadas reicher Erde doch noch eine Kraft werden. Aber eine reine Kraft, die Glück und Segen ausstrahlt auf alle, die sie trifft. Und die keine Furcht und keinen Neid erweckt in den Herzen der anderen, denn sie fühlen: eine solche Kraft strömt aus einer starken Seele, aus einem jauchzenden Hoffen, aus einem unversiegbaren Jungbrunnen.

Dann kann aus all dem Jammer und Elend doch noch mal ein starkes Glück geboren werden, das mit rauschenden Schwingen den Erdball umzieht.

Friedrich Schwarz: Der Judenhaß und die Juden.

„. . . . Aber hier ist auch der Fall, wie überall, wo die Möglichkeit vorliegt, das Geziemende, das Edle unter den Menschen, daß ich doch alles mit einem Wort sage: die Liebe unter den Menschen zu stärken — wo dies nötig und wo dafür Aussicht vorhanden, da müssen die Philosophen sich anders halten wie sonst. Da dürfen sie nicht nur auf die Belehrung der Wenigen denken, sondern müssen selber unter die Menge treten und unmittelbar wirken. Auf ihre Weise für die Liebe wirken — kein andres wahrlich ist zuletzt das Geschäft auch der philosophischen Seelsorger als Liebe, nur daß sie auf ihre Weise dieses Geschäft betreiben: nicht mit allgemeinen Lamenten über Liebe, Menschlichkeit, Gerechtigkeit und derlei, sondern sehr viel klüger, wohl gar mit Befehdung und Leugnung alles dessen, was in der Menge mit derartigen Namen benannt wird, oder was auch gar nicht vorhanden, was nur Fiktion des Wahnes ist."

So schreibt der Philosoph der „Lehre von den Geistigen und vom Volke" in seinem neuen Werk „Der Judenhaß und die Juden."*)

Liebe ist die Wurzel alles groß Geschaffenen in der Welt; je stärker die Liebe, um so stärker das Werk und um so vollendeter und ausgebreiteter seine Wirkung. Aus einer Liebe, die so mächtig, daß sie als Geist im Persönlichen herrscht und die Individualität gewissermaßen aufhebt, indem sie doch zugleich die individuellen Kräfte ins Ungemessene steigert — wie die Liebe der Propheten und die Liebe Christi (den Brunner den größten der Propheten nennt) — aus solcher höchsten Liebe wächst Brunners Schaffen. Liebe ist der Keimpunkt seiner Philosophie von den Geistigen und vom Volke: Größe und Leiden der Geistigen unter den Menschen haben Brunner überwältigt und zur Tat angetrieben, die aus dem Reiche des Gedankens niedersteigt zu unserer Wirklichkeit und unserm Erdenkampf. Und Liebe ist der Keimpunkt des neuen Werkes: Liebe zur gesamten Menschheit, die sich selber quält und schlägt mit ihrer Gedankenlosigkeit und ihrem Haß.

Die Lehre von den Geistigen und vom Volke wendet sich an das kleine Publikum derer, die nicht leben mögen ohne die vollendete Klarheit über ihr eigenes Wesen und über das, was dies Wesen verwandt berührt aus verwandten Seelen. Die Lehre von den Geistigen und vom Volke enthält reine und angewandte Philosophie oder vielmehr die reine Philosophie und ihre Anwendung. Das Buch über die Juden dagegen spricht zu allen Menschen unserer Kultur und geht sie alle bedeutend an. Beider Werke Inhalt und Umfang stehen also in umgekehrtem Ver-

*) Constantin Brunner: Der Judenhaß und die Juden. Verlag Oesterheld u. Co., Berlin W.

hältnis zu einander: die alles umfassende Lehre bedingt einen begrenzten Hörerkreis; das auf ein begrenztes Thema aufgebaute Judenbuch will von den Vielen gehört sein. Und dennoch sind beide Schöpfungen ineinander verwachsen. Sogar können die über Juden und Judenhaß ausgesprochenen Gedanken nach ihrem tiefsten Sinn nur dem verständlich sein, der an dem unendlichen Meer von Brunners Denken steht und die Wellen von weit her ans Land rollen sieht.

Denn Brunners Schaffen ist Einheit, lebendige, lebenzeugende Einheit. Darum hält es trotz der vollkommenen Klarheit so schwer, eine Inhaltsangabe zu liefern; jedes einzelne taucht auf aus dem Ganzen und wieder in dieses zurück. Zwischen den besonderen praktischen Gedanken und den Grundideen — zuletzt der Grundidee — besteht ein Verhältnis etwa wie zwischen Modi und Substanz: die Modi sind zwar, vom engeren Standpunkt der Praxis betrachtet, selbständig und lebendig und wirkend, aber ihrem Wesen nach begreiflich und also der höheren Wirklichkeit nach lebendig und wirkend doch nur durch die Substanz.

Nur das aus der großen Liebe Geschaffene setzt sich bei den Menschen ein; freilich erst nach langem Widerstand und Verkennung. Brunner haßt, verachtet und bekämpft unsere lieblose, unsere literarische Literatur, die nichts als Ästhetik und Bildung ist und will und daher vergänglich, überflüssig und schädlich ist. Heftig lehnt er die „Scholastik" unserer Wissenschaft wie unserer Kunst ab. Hat Nietzsche mit seiner Opposition gegen das Christentum (wobei er das Kind mit dem Bade ausschüttete, nämlich die Persönlichkeit Christi!) und mit seiner Apotheose des griechischen Geistes eine artistische Kunst und sophistische Wissenschaft in die Wege geleitet, so wird Brunner derjenige sein, der diese Wirkung niederschlägt. Ihm ist die sittliche Idee höchstes Maß und um ihretwillen die Bibel, Christus, Spinoza, Beethoven, Michelangelo, Shakespeare. Und er wahrhaftig möchte am wenigsten mit seinen Büchern der toten Ästhetik und gebildeten Wissenschaft dienen — nur dem Leben reicht er seine Kräfte hin. Aber mit verschwenderischer Fülle; und mit dem Ethos und Pathos, das ihn zum Propheten macht; in dem Sinne, wie er selber von den Propheten sagt, man lege „viel zu wenig Gewicht auf das Geniale ihrer Charaktere und Äußerungen; dafür viel zu viel und zu einseitig auf ihre Weissagungen" (obwohl auch immer etwas von Weissagung in jeder echten Prophetie enthalten sein wird; aber als Nebenprodukt, weil vor dem genialen Blick wohl einmal das Trugbild der Zeit, das uns alle narrt, zusammensinkt und Gegenwart und Zukunft ihm in eins verfließen. Kraft seiner Liebesgewalt und seiner aus ihr getränkten Rede ist Brunner Prophet, aber die Durchsichtigkeit und Konsequenz und vor allem der Universalismus seines Denkens macht ihn zugleich zum philosophischen Systematiker — ein Typ, der bisher einzig ist. Brunner steht zwischen Christus und Spinoza; kein Wunder daher, daß diese beiden diejenigen sind, die aus der gesamten Menschengattung ihn am höchsten und immer neu interessieren. Er hilft ihnen beiden: als Philosoph tritt er zu dem mehr mystischen und künstlerisch genialen Christus und bringt Einheit in dessen oft dunkle und sporadisch liegende Worte;

als Künstler verbindet er sich dem Philosophen Spinoza, der, weil ihm nicht die Schwinge der leidenschaftlichen Rede eignet, auch nicht hinunterfliegt in das Reich der Menschen, sondern bleibt in seinem höchsten einsamen Himmel, zu welchem sprossenweis die Leiter der Spekulation hinaufzuklimmen nur den Wenigsten unter den Wenigen gegeben ist.

Die Wissenschaft ist um so weniger scholastisch, d. h. um so dienlicher der Praxis des Lebens, je näher sie sich an die guten philosophischen Gedanken hält. In seinem Hauptwerk, der „Lehre von den Geistigen und vom Volke", hat Brunner einen Abschnitt der Darstellung des Verhältnisses zwischen Abstraktionen und Empirie, zwischen den Denkern und den Männern der Wissenschaft gewidmet und darin die Abhängigkeit der Praxis vom Gedanken erwiesen. „Alles Wasser der Täler ist der Schnee von den Bergen des Gedankens" heißt es auch in dem neuen Werk. Dies gilt für die Wissenschaft; aber nicht nur für sie, sondern für das ganze praktische Leben, dem die Wissenschaft nur Werkzeug ist (wie in der „Lehre" ausgeführt wird). Die Gedanken sind das allein Reale für Brunner wie für Spinoza und Hegel (obwohl in einem sehr andern Sinne als für Hegel). „Euch fehlt die esoterische Auffassung von unserer Welt — so fährt Brunner an der soeben zitierten Stelle fort — und die Bilder der Geschichte sind vor euch gleich hin und her zu schiebenden Dekorationen, so lang ihr nicht die Gedanken lebt und so lang ihr nicht die Gedanken für real haltet, obwohl sie unsichtbar und unbetastbar sind. Ihr versteht nichts von der Geburt und dem Werden unser Welt, wenn ihr nicht die Gedanken merkt, die Urgewalten aus der Tiefe, und wenn ihr nicht folgen könnt, wie diese Gedanken, die langsam wirkenden Ursachen der Geschichte, hervortreten und verschwinden und wieder hervortreten und arbeiten und mächtig werden und durchschlagen und sich wandeln in die Zustände unseres Lebens!"

Brunner legt die Grundideen bloß, und indem er zeigt, wie aus ihnen als den Wurzeln der Baum des praktischen Denkens und des sogenannt wirklichen Lebens emporwächst, erweist er sich als der Denker, der die empirische Anwendung seiner Abstraktionen gleich selber besorgt. Ausgehend von der Idee, durchschreitet er die Sphäre der Wissenschaft und Praxis, um dann wieder einzugehen in die nun so zeugekräftig gefüllte Idee, daß aus ihr neues Leben erstehen muß und damit der ewig rege Kreislauf sich vollendet.

So ist für Brunner natürlich die Judenfrage kein Einzelnes; sie ist Menschenfrage und gibt ihm als solche Gelegenheit, seine im Hauptwerk philosophisch begründete und ontologisch eingeordnete Psychologie in unmittelbarer Anwendung zu entwickeln. Der Grund, worauf diese Psychologie ruht, ist der Begriff des Egoismus; es ist also Realpsychologie. Mit dem Worte der Resignation *οἱοι νυν βροτοι εἰσιν* finden wir das Kapitel „Vorurteil und Haß" überschrieben. Aber weit würde derjenige fehlen, der nun ein Jammern und Wehklagen über die Schlechtigkeit der Menschen und ihrer Welt erwartete. „Der Zustand der Menschen ist Egois-

mus" — der ganze bis jetzt erschienene Teil des Hauptwerkes dient der philosophischen Erklärung dieses durch Deduktionen aus tiefster kosmischer Erkenntnis gewonnenen Satzes, die wir hier natürlich nicht mitgeben können. Für Brunners Einsicht ist der Judenhaß das Selbstverständliche. Ihm ist die Menschenkenntnis des ganz großen Genies eigen: er erkennt die Menschen in ihrer Nichtigkeit; aber dies hält ihn nicht ab, sie zu lieben und ihnen helfen zu wollen. So wie Sokrates und Christus sehr wohl wußten, für was für ein Geschlecht sie in den Tod gingen. Während die Genies zweiten Grades, denen die letzte philosophische Einsicht mangelt, leicht entweder Menschenhasser oder blinde Philanthropen werden.

Der Egoismus des Menschen ist an sich nichts Böses, sondern weder gut noch böse wie alle nackte Natur. Er verliert aber seine Unschuld durch den immer mit ihm verbundenen Zwilling, die „moralische Kritik, die den andern schwarz und sich selber weiß macht; daher das verkehrte Vorurteil und der Haß". „Was sind die Menschen? Egoistische Wesen mit moralkritischem Unwesen." Mit der moralischen Kritik fallen alle Menschen übereinander her, und die durch ihre Eigentümlichkeit hervorstechende Minderheit der Juden ist diesem ungerechten Richter eben wegen ihrer sie bezeichnenden und aussondernden Eigentümlichkeit weit ärger ausgeliefert als die übrigen. Vorurteil und Haß sind in der Gesellschaft der Menschen immer rege, nur die Formen wechseln. Brunner erkennt keinen Fortschritt der Menschen an, deren Natur vielmehr die gleiche bleibt durch alle Zeiten der Geschichte — die Menschen nicht, lediglich die Verhältnisse ändern sich. Luther vergleicht das Volk mit einem trunkenen Bauern, der bald von der einen, bald von der andern Seite des Esels herabfällt.

Es gehört aber zum Egoismus dazu, es ist eine seiner vornehmsten Aufgaben, eine moralische Kritik zu begründen und zu beschönigen, ja sie als höchsten Idealismus zu rechtfertigen. Früher, da der Aberglaube*) des Fühlens die Menschheit beherrschte, die Religion, wurden die Juden gehaßt und mißhandelt scheinbar um ihres andern Glaubens willen; heute, wo das Christentum abgewirtschaftet hat und in die leere Lücke der Aberglaube des Wissens und der Wissenschaft getreten ist, werden sie gehaßt, verachtet und verfolgt scheinbar um ihrer andern Rasse willen. In Wahrheit gestern wie heute wegen ihres Andersseins, weil das Geringschätzen und Hassen im Wollen des Aberglaubens einer jeden Zeit gleich mächtig ist. Religion wie Rassentheorie sind nur Vorwände, welche die moralische Kritik dem Egoismus in die Hände gibt.

Die Juden seien eine fremde und untergeordnete Rasse, behaupten die Fanatiker der Rassentheorie. Nun hält sich Brunner nicht für zu schlecht, im Dienste der Sache den Begriff Rasse genau zu untersuchen, und gelangt mittelst eines selbstgebauten wissenschaftlichen Apparates zu dem folgenden Ergebnis. Der Begriff

---

*) „Aberglauben" nennt Brunner den prinzipiellen Gegensatz zur Wahrheit.

Rasse zerfällt theoretisch in sich selbst. Praktisch aber müssen wir trotzdem Rassenunterschiede anerkennen. Brunner steht „völlig auf dem Boden der Rassenunterscheidung, damit nicht der Rassentheorie". Da der Begriff Rasse nicht standhält, gibt es auch keine „reine Rasse" — dieses fiktive Ideal der Rassentheoretiker —, die relativ reinste ist die jüdische, deren Spezifikum in folgendem besteht: „Sie ist eine besondere Rasse von Einheitlichkeit des Typs bei größtmöglicher Variabilität — darin liegt die Lösung des Widerspruchs zwischen den Behauptungen der einen, welche von einem homogenen jüdischen Typ reden, und der andern, welche einen solchen rundweg in Abrede stellen." Einerseits gleichen Typen der verschiedensten Rassen dem jüdischen Typ (Isomorphie), andrerseits weisen die Juden Typen auf, die frappant denen anderer Rassen ähneln (Variationsweite). „Die jüdische ist unter den Rassen die zentrale Rasse, welche mit ihrer physischen Äußerlichkeit die Mitte hält zwischen den Menschheitstypen, die Verschiedenheiten aller an sich tragend und dadurch von allen verschieden; und auch hinsichtlich der Geistigkeit nimmt die jüdische Rasse eine zentrale Stellung ein und hat die stärkste Wirkung auf die übrigen Menschheitsrassen ausgeübt."

Die jüdische Rasse vereinigt also in sich den scheinbar unlöslichen Widerspruch, sowohl die reinste, d. h. am meisten konstant gebliebene Rasse zu sein wie auch zugleich mit größter Beweglichkeit des Typs sich den andern Rassen zu nähern. Höchstens an der Gegensätzlichkeit zu fassen ist also der Begriff dieser merkwürdigen, alle Konstruktionen, ja, wie es scheint, alle Logik über den Haufen werfenden jüdischen Rasse wie — das Genie; dessen Wesen auch niemand ganz zu ergreifen und zu bestimmen vermag, das in seiner unendlichen Spannungsweite die Gegensätze betont aufweist, die bei den Menschen geringerer Kraft sich ineinander verwischen.

Die Juden sind sozusagen mehr Rasse als die übrigen Menschen, aber auch sie sind keine Rasse, weil es Rassen im strengen, wissenschaftlichen Sinne überhaupt nicht gibt. Nicht Rasse ist Realität; Staat, Nation ist Realität. (Die Wahrheit dieses Satzes haben jetzt eben wir alle an Leben oder Gut erfahren!) Nachdem er den Begriff Rasse als schwankenden, fließenden verworfen, stellt Brunner den Begriff Staat auf feste Füße. Verblendet sind nach Brunner diejenigen, welche den Staat als ein künstliches Gebilde betrachten. Ihm ist er die Natürlichkeit selbst, nämlich der Egoismus selbst. Brunner zeichnet in dem Kapitel „Der Staat und die politischen Parteien" die Grundlinien einer Staatslehre, die aus demselben Grunde Realpolitik ist, weshalb seine Psychologie Realpsychologie ist: er gründet sie auf den Egoismus. Alles wird aus diesem Grundprinzip restlos erklärt. Wesen und Notwendigkeit der drei politischen Hauptparteien, die es immer gegeben hat und geben wird, erhellt daraus. Die Begriffe Macht, Recht, Gerechtigkeit werden durchleuchtet. Der Traum von Völkerrecht, Völkerbund und Völkerfrieden, dem jetzt die verängstigte und erschöpfte Menschheit verfallen, zergeht vor dem konsequent gehandhabten Prüfstein „Egoismus" wie andere Träume und

Schäume. Um so fester stehen die guten Bauten des Egoismus: Staat, Macht, Pflicht, Recht.

Selbstverständlich wie der Staat ist auch das Gefühl für ihn: die Vaterlandsliebe. Und zu ihr sind die Deutschen jüdischer Abstammung (wie Brunner seiner Auffassung entsprechend zu sagen pflegt) genau so berechtigt und verpflichtet wie die andern Deutschen. Patriotismus hat erst Boden innerhalb eines geregelten und freien Staatsgebildes, also bei uns Deutschen seit den Befreiungskriegen. Vorher hatten wir keinen Staat, sondern lauter zusammenhanglose Staaten und Stätchen, und daraus erklärt sich, daß sich früher gerade die Besten und Gebildetsten einem Kosmopolitismus in die Arme warfen, der für jene Zeiten begreiflich und natürlich war, unsern von Grund auf veränderten Zuständen aber gänzlich unangemessen erscheint. Der leeren und schwächenden ästhetischen Bildung, der Ursünde unserer Epoche, macht Brunner auch dies zum Vorwurf, daß sie, wie andere gesunde Gefühle, auch das Vaterlandsgefühl töte, dem Brunner den zweiten Platz in unserm Herzen geben will. Seit hundert Jahren haben wir ein Deutschland, das wir lieben können und müssen, und wie die Juden für dieses Land mit gekämpft, mit gelitten, sich mit geopfert haben, so sind sie auch mit ihm verschmolzen und sollen sich stolz als seine berechtigten, freien Bürger fühlen und halten. „Ja, wir lieben unser Vaterland — — — wie soll man sagen, was so schwer zu sagen ankommt? Wir sagen das nur gezwungen und schämen uns das zu sagen, daß wir unser Vaterland lieben: weil es ja so unnatürlich und schändlich ist, sein Vaterland nicht zu lieben — und gegen die Scham ist auch zu sagen, daß man es liebe, besonders in Zeiten wie die unsrigen, wo so viele das so thrasonisch sagen; überhaupt wohl eignet gewöhnlich Vaterlandsliebe den Menschen, wie andres Bestes, im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Reden davon. Dennoch, da es denn gesagt sein muß: wir lieben unser Vaterland mit unsrem ganzen Menschsein. Nächst dem, was mehr in uns ist als das Menschsein und aus dem unvergänglichen Samen, — nächst der ewigen Wahrheit lieben wir nichts mit so heißem Herzen, mit solcher Urgewalt und Leidenschaft als unser deutsches Vaterland, und wir wollen mit Hingabe und Treue vergelten auch das, was anderes als Hingabe und Treue an uns tut." Weiter unten legt Brunner ein Selbstbekenntnis ab — er spricht von sich, aber für andere — das mit den Worten schließt: „. . . . und lebt kein Deutscher und sitzt keiner auf einem deutschen Thron, den ich an deutschem Sinn über mir erkenne. Und wie in mir, so in andern Deutschen jüdischer Abstammung; wir sind deutsch in Geist und Gemüt, gehören mit Gut und Blut dem deutschen Wesen und Vaterlande und sind ein Stück von ihm."

Brunners Verhältnis zum Zionismus ergibt sich nun von selbst. Er nennt ihn den „Reinfall der Juden auf den rassentheoretischen Judenhaß", „die Traufe des Regens Antisemitismus", „das zweite Pferd am Unglückswagen (neben dem Antisemitismus) und wohl das stärkere im Ziehen". „Die Juden eine Nation!? In den verschiedenen Häusern der Stadt die zerschnittenen Stücke Braten auf den

Tellern will ich eher einen lebendigen Ochsen nennen als die Juden eine Nation! Aber wären sie tausendmal eine Nation — ließe sich darum diese Nation in Palästina wieder einsetzen? Ein Nagel haftet in der Wand, ist er aber einmal herausgerissen, dann nützt kein ihn wieder in das alte Loch Stecken; er hält da nicht mehr." Hinzugefügt sei noch, daß Brunner „eine jüdische Siedelung von osteuropäischen Juden, eine Siedelung mit Selbstverwaltung unter Staatshoheit eines der bestehenden Staaten als ein mit allen Opfern zu erstrebendes Ziel" ansieht. Doch ist er überzeugt, „daß auch für Osteuropa die Judenemanzipation kommen wird wie für Westeuropa". Nun, inzwischen haben wir sehr viel Anlaß gewonnen, diesen Glauben zu teilen!

Brunner vertraut der Kraft der Juden, die er neu aufruft; er vertraut, daß weder der Zionismus ihnen etwas anhaben wird, noch die vielen Mischehen, noch ein augenblicklicher Geburtenrückgang, noch auch die vielen Taufen. Die Taufe (die seltenen Fälle abgerechnet, wo der Übertritt aus Überzeugung geschieht) beurteilt und verurteilt er lediglich vom ethischen Gesichtspunkt aus. Daß auf Unredlichkeit Belohnung steht, wirft er aufs Heftigste unserm Staat vor. „Die Juden haben ihre innere Emanzipation noch nicht vollendet und sind an sich selbst noch nicht, was sie sein könnten und müßten? Aber man sieht, unser Staat ist auch noch nicht völlig emanzipiert und noch lange nicht der beste Staat."

Überhaupt wendet sich das Buch „Der Judenhaß und die Juden" an alle Deutschen, keineswegs nur an die von der jüdischen Abstammung. Brunner verlangt von den Deutschen anderer Abstammung, daß sie den Juden „ihre Last tragen helfen, tätiger als bisher mitwirken bei der Verbesserung ihrer Verhältnisse und auf alle Weise es ihnen erleichtern, sich gegen die Beleidigungen der Judenhasser mit der gebührenden Gleichgültigkeit zu verhalten". Besonders eindringliche Worte richtet er an den deutschen Adel: eine warme, stolze, aufrüttelnde kleine Rede, die mit den Sätzen endet: „Deutscher Adel, Hunderte deiner Familien haben in ihre Adern jüdisches Blut eingegossen, — deutscher Adel, ich frage dich: wie viele deiner Männer haben für die Sache der Juden ihre Pflicht getan und ihren Adel bewährt wie Ulrich von Hutten, der Adlige, der auch so viel wie möglich wirklich adlig zu sein und zu handeln wünschte? wie viele haben den wahrhaft ritterlichen Charakter bewährt, der kein Dahocken und Mitansehen begangener Niedertracht zuläßt, weil er an sich selber Kraft und Tätigkeit ist für das Edle in der Welt und zur Verteidigung des unverteidigten Rechtes? Ganz gewiß von großartigem sittlichen Verantwortungsgefühl ist beseelt, wer adlig sich nennen mag, und klar steht ihm vor Augen die besondere Wechselbeziehung zwischen den Vorzugsrechten, die er genießt, und den Vorzugspflichten, die er sich selber auferlegt — deutscher Adel, wie viele deiner Männer werden hervortreten und ihre Pflicht tun?"

Indem Brunner so zu den Menschen redet und an das Beste in ihnen mit starken Schlägen pocht, daß es herausspringe und wirke, ist er dennoch kein Schwär-

mer, geschweige denn Utopist. Er weiß am besten und spricht es aus: Antisemitismus wird bleiben, so lange Juden bleiben und also der psychologische Anlaß für das Hassen fortbesteht. Auf die Form des religiösen Hasses ist die des rassentheoretischen gefolgt, und entsprechend dem immer und immer nur die Form wandelnden Aberglauben werden weiter neue Erscheinungen von wesentlich gleicher Art die alten ablösen (vgl. die Lehre von den Geistigen und vom Volke). Doch wie die Einzelnen sich ihrem Schicksal und Unglück gegenüber durch Erkenntnis stark halten, ja sich davon frei machen können, so gilt es für die Juden, das Besondere ihrer Natur und Geschichte mit Klarheit zu ergreifen und so sich zu festigen. Jedoch warnt Brunner ausdrücklich vor Theoretisieren und psychologischem Analysieren in diesem Punkt: „Die Juden will ich ernstlich abmahnen von den sämtlichen Schriften, und zwar sowohl ihrer Freunde wie ihrer Feinde, worin ‚psychologisch' ‚der Charakter der Juden', ‚der Geist der Juden' usw. zergliedert wird. Alle diese Schriften, ich sage auch die ihrer Freunde (z. B. selbst ihres Freundes Leroy Beaulieu) sollen die Juden meiden wie die Pest. Keine unpassendere Erziehung als die mit beständiger Analysierung der Vorzüge und Fehler des Zöglings; keine verhängnisvollere Selbstgewöhnung auch als die zu derartiger Selbstanalyse: eine ganze Anzahl unserer jungen Menschen, in dieser Zeit des übertriebenen scholastischen Psychologisierens, sind unglücklich dadurch . . . . Die Juden sollen nicht weiter stille halten. Dieses lebenslängliche Vivisეziertwerden tut lebenslänglich weh, raubt die Sicherheit und macht krank. Ein Mittel, sich zu vervollkommnen, ist das nicht, alle Welt Tante sein und unausgesetzt sich hudeln zu lassen; der von andern an der Seele Gequälte wird endlich Selbstquäler und quält auch wiederum andere — jeder von dem Fundament des naiven Lebensbewußtseins Getrennte quält sich und andere." Die Juden sollen sich halten an den einfachen und großen Sinn ihrer Bestimmung, wie er ihnen von Brunner ausgelegt und verdeutlicht wird.

Dazu gibt er ihnen ganz bestimmte praktische Ratschläge als Stütze, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll.

Von einem ist nun noch übrig zu sagen, eines, das nicht vergessen werden kann; denn es ist die Krone des ganzen Werkes, in der es sich mit Gedanken wie mit leidenschaftlicher Hingerissenheit des Wortes am machtvollsten ausbreitet. Wie die „Lehre", so schließt auch dieses Buch mit einer Rede oder besser Predigt. Mit der Rede: „Wir wollen ihn zurück!" Wen? Jesus Christus. „Christus muß hinein in die Synagogen! Das ist der neue Weg der Vervollkommnung, auf den ich die Juden weise, das ist mein Geschenk an sie der neuen Waffe, damit sie eines großen Teils ihrer Feinde sich werden erwehren können. Die Zeit ist neu, der Kampf ist neu — ich zeige ihnen, von welcher Art und Beschaffenheit die neue Waffe ist, die sie selber sich schmieden sollen. Sie werden mit der Lehre Christi sich durchdringen; es ist ein Zufall der Geschichte, daß einer ihrer weitaus größten Söhne ihnen ist geraubt worden und sein mächtiges Wort für sie unfruchtbar blieb. Nun

müssen sie spät es sich holen und sich aneignen. Sie können das, mit besserem Sinne als die andern; es ist vom ihrigen, es ist Judentum. Die Juden haben das Recht an Christus nicht verloren — die Christen können es ihnen nicht bestreiten, die ihn anders auffassen, als die Juden ihn auffassen werden."

Mit der Glut zwingender Beredsamkeit tritt Brunner nun erst wirklich als der neue Prophet einer ungeahnten Verkündigung vor die Juden hin: gewaltiger Aufruf, Kontroverspredigt und Verkündigung ist diese Rede. Das Unerhörte der Tatsache, daß die Juden sich ihren besten Mann rauben ließen, soll wieder gut gemacht werden dadurch, daß sie sich ihn zurückholen, ihn für sich in Anspruch nehmen, sich auf eine neue, selbständige Weise zu ihm bekennen. „Nicht ohne den steifsinnigsten und verzweifeltsten Widerstand werden sich die Juden zurückgeben lassen, was sie als das Fremdeste und Feindlichste zu betrachten gelernt haben. Wie mag nur Gewohntes und Geliebtes so fremdartig und abstoßend wirken! Aber dennoch, die Zeit kommt — bis sie kommt, das ist keine Zeit und nichts bedeutend. Die Verlenktheit und Verstocktheit wird nachlassen, und sie werden mit Entsetzen und Überströmung des Entzückens erkennen, daß sie, Sinnberaubte, ihr Eigenstes, Bestes, Heiligstes verstoßen und für ein Nichts geachtet haben —; das wirklich Eigenste, Beste, Heiligste des Judentums, das müssen die Juden, das werden die Juden, das werden die Inbrünstigsten der jüdischen Religion erkennen, sobald ihnen die geistigen Augen geöffnet sind, wie der geheilte Blindgeborene auf der Stelle die Farben wahrnimmt. Und beginnt es nur erst lebendig sich zu regen, so wächst es, hat keinen Aufenthalt mehr, wird groß aus den Säften der Kraft, und der Same streut sich umher; mag es aus den Winkeln heraus die Gemeinden erfassen und erfüllen — alle wie eine heiligen sie zuletzt die große Restitution, Israel kennt ungekannte Begeisterung, und wir sehen es prangen in dem Schmuck und den Blumen seines Reichtums, nachdem es so lange fast dürftig ging. Muß denn auch jener Kampf noch gekämpft werden — die Glut der neuen Sache schlägt herauf auch an den Widersachern; warum denn nicht sollten wir Juden abermals Nichtjuden zu Christus bringen können, warum denn nicht auch Arge unter den frommen Christen, in denen der dunkle Teil der Seele die Herrschaft führt? — es heißt, der Schächer am Kreuz sei bekehrt worden, weil ihn der Schatten Jesu gestreift und angerührt. Warum nicht sollten wir abermals das Christentum verkündigen, neu Gezeugte, Neues erzeugend?! Wir leben noch; die Welt ist voll der Früchte von uns, und wir sind immer noch Wurzel der Fruchtbarkeit; wir bekehren zum zweiten Male zu Christus — es beginnt unsre Mission unter euch Christen."

An Constantin Brunner haben die Juden also wieder einen Propheten. Was werden sie mit ihm tun? Moses und den Propheten des alten Bundes sind sie nicht gefolgt; Christus haben sie sich entreißen lassen; Spinoza, der Nur-Philosoph, steht der Menge zu fern. Beiseite lassen können sie diesen neuen nicht, dazu kommt er zu gewaltig.

Und doch, wer den ganzen Brunner kennt, weiß, daß er nicht den Juden gehört, sondern der Menschheit; darum aber den Juden nicht weniger!

Es ist nun von dem Inhalt dieses Buches genug gesprochen worden; hoffentlich so viel, daß begreiflich wurde: hier handelt es sich um ein Werk tiefsten Ernstes, um ein aus sittlichem Drang geborenes, das nicht Buch sein will wie Millionen Bücher, sondern Same zu Tat. Ein starkes Ja und ein ebenso starkes Nein macht die Rede der Großen. Wie Christus gegen die Pharisäer, Sokrates gegen die Sophisten, so stellt sich Brunner gegen die modernen Scholastiker und Ästheten, immer zurückgehend auf den reinen Geist der Wahrheit und Liebe, ihn aber nicht nur heiligend durch Enthusiasmus, sondern zugleich ihn schützend, verteidigend und selber waffenfähig machend mit allen Waffen systematischer Wissenschaftlichkeit und glanzvoller, immer wacher Dialektik.

Zu Beginn ironisch-publizistisch, in der Weiterführung wissenschaftlich-sachlich, mündet Brunner ins Pathetisch-Prophetische, womit nicht ausgeschlossen werden soll, daß diese und andere Tonarten im Verlaufe des Ganzen harmonisch ineinanderklingen. Brunner besitzt die Mittel der Abschattierung alle, von donnerndem Zorn zu leiser, kaum merklicher Satire, zu Witz, Scherz, ja Schelmerei. Zu den Juden spricht er oft streng aufrufend, aber ermutigend wie ein Erzieher, dann mit der warmen Herzlichkeit einer Mutter. „Die Juden haben großen Anlaß an ihre Feinde zu glauben und dürfen sie nicht zu leicht nehmen; sie mögen auch das Besondere ihrer Wirklichkeit nicht verkennen und sich sagen, daß für die verstorbenen Judenhasser immer wieder lebendige in die Stelle treten: aber der Gedanke an ein Unterliegen braucht ihnen nicht zu kommen. Die Juden sind von festem Bestande in der Geschichte: ihre Propheten sind hingegangen, aber die Juden blieben bestehen; ihr Pharisäismus und Talmudismus verschwindet, ihre Rabbinen und ihre jüdische Religion wird verschwinden, und die Juden bestehen und werden bestehen. Die Furcht der Verzagten unter ihnen ist umsonst, allein das felsenfeste Vertrauen und der Mut ihrer Tapferen zeigt den Weg der Wirklichkeit. Es gab immer diese Zweierlei unter den Juden, sie waren von jeher die Zwillinge Herzhaft und Bangmut — gleich Zwillingen im Mutterleibe: der eine Kopf hoch, der andre unten. . . . Nein, der Gedanke an ein Unterliegen braucht ihnen nicht zu kommen, sie können herzensruhig sein; sie besitzen die Garantie der Geschichte. Und so mögen sie mit frischem Mute weiter kämpfen."

Leidenschaft und Heftigkeit kennzeichnen Brunners prophetische Art. Ekel und Empörung lassen ihn z. B. einen Ausruf tun wie diesen: „Welch eine Viehheit in den Urteilen der Menschheit!" Doch steht der wilden Naturkraft des Gedankens und Temperaments die empfindlichste Kultur gegenüber, die sich vor allem in der Vollendung der Ausdrucksmittel kundgibt, auch der rein intellektuellen. Zuweilen im Vorübergehen und wie aus dem Ärmel geschüttelt, ein andermal in den Zusammenhängen systematischer Belehrung werden Definitionen ausge-

sprochen, die die Knappheit und Einprägsamkeit von Schlagwörtern besitzen. Z. B. „Der Staat ist die kühle, die Nation die warme Seite des Vaterlandsbewußtseins." Oder: „Höflichsein, d. h. dem andern nicht die Wahrheit seines Egoismus ins Gesicht sagen, sondern tun, als glaube man ihm die Moral."

Schlagwörter scharf und blank wie Waffen finden sich in diesem Buch. Und sie sollen auch als Waffen gebraucht werden; aber in einem Kampf nicht des Hasses, nein, der Liebe, in dem Kampf, zu dem Brunner die Menschen um der Liebe willen führt. Danken werden ihm die Edlen, daß er ihnen eine Idee schenkte des Kämpfens wert.

Vitus Breg:
Der Money-Trust.

John Monard, der erste Direktor der Industrial Money Co., saß nachdenklich vor seinem Schreibtisch und war, was nicht oft vorkam, unentschlossen. Zum Teufel! — Er nahm den Hörer vom Telephon, das ihn direkt mit seinem ersten Sekretär verband: „Habe Besprechung, heutige Konferenz absagen. Soll morgen oder übermorgen stattfinden. Ich rufe Sie heute nochmals an. Danke!"

Vor dem Portal wartete sein Auto, das ihn zu Lara Marlotti brachte. Ihre Villa lag draußen in der Gartenvorstadt unter Flieder und blühenden Akazien in einem kleinen Park. Lara hatte ihre Toilette noch nicht beendet und ließ den 10-Uhr-vormittags-Besucher mit einer koketten Absichtlichkeit warten. Mr. Monard ging in den Garten und schlenderte lässig die weißen kiesbestreuten Wege hinab. Er sah hinüber zu der Stadt, über deren himmelragenden Mauern und Dächern in Dunst und Rauch der Atem ihrer ungeheuren Arbeit schwelte; vom Riesenhafen schrillte das heisere Pfeifen der Sirenen herüber und Monard gedachte der großen Schiffahrtstransaktion, die er erst vor kurzem so vorteilhaft ausgeführt hatte.

Da erblickte er Lara in einem duftigen, lichtgrünen Morgenkleid auf der Terrasse; ihr Barsoi sprang laut kläffend die Treppe herunter. Sie winkte ihm zu. Monard beschleunigte seine Schritte und ging zur Villa zurück. Das Bild des Lebens vor ihm, das strahlende junge Mädchen, die blühenden Bäume, die Beete voll Frühlingsblumen, das hatte ihn sichtlich bewegt.

— —

Große Entschlüsse sind immer ein Spiel. Man muß mögliche Verluste wegen des ungleich größeren Gewinns wagen. Monard kniff ein wenig die schmalen Lippen zusammen; er hatte sich entschieden!

Gleich darauf begrüßte er mit breitem Lächeln seine Freundin. Beim Frühstück blieb er nachdenklich und einsilbig; ja er vergaß sogar auf das neue Pariser Kleid, das nun eingetroffen war und das sie demnächst tragen würde. Diese wichtige Angelegenheit war ihm entschwunden. Woher kam das nur? Hatte er soviel business im Kopf oder wurde er schon alt? Oh, — etwas grau begann er ja schon zu werden — oder sollte sie gar eifersüchtig sein? Man wußte das nie so recht bei den Männern . . . So küßte sie ihn beim Abschied mit einer fast kindhaften Besorgtheit, indem sie schmerzlich die Braunen zusammenzog und ihn nachdrücklich als ihren Johnny umarmte.

Monard fuhr in seine Wohnung. Angespannt von einem fieberhaften Unternehmungsdrang, rauchte er auf der Fahrt eine Zigarette nach der anderen. Die schwierige Aufgabe, den Schatzmeister der Industrial Money Co. auf seine Seite zu ziehen, strengte ihn immer wieder aufs neue an. Dieser Shorton war ein eigentümlicher Mensch. Knapp angebunden, fast grob, aber aufs höchste gewissenhaft und verlässig. Und so schwer er von einem einmal als richtig befundenen Standpunkt abzubringen war, so schwer war er für manche Dinge zu „haben"; er wich plötzlich aus, wo man es gar nicht erwartete. Monard betrachtete es aber als eine Art Prüfstein für die Entwicklungsfähigkeit seiner Pläne, wenn es ihm gelang, den Schatzmeister auf seine Seite zu ziehen. Mit ihm schon war es schwierig genug, das Unternehmen ins Werk zu setzen, gegen ihn war es aussichtslos.

Er mußte also an Shorton etwas herankommen. [Er informierte sich über verschiedene kleine Sonderbarkeiten Shorton's, über den Kursstand einzelner Effekten, von denen er wußte, daß sie ihm am Herzen lagen, über die europäischen Staatendinge, die ihn interessierten.

Monard traf ihn in guter Laune. Die „Hemmung der Werte", die durch die zu sehr regulierten Bedürfnisse eingetreten war, war durch ein glänzendes Fallissement — man mußte es so nennen — behoben. Die Aero-Constructions-Company war so ziemlich erledigt. Die Kriegslieferungen, deren ungeheure Massen die Fabriken zu immer neuen Betriebsvergrößerungen veranlaßt hatten, waren durch die Einstellung der europäischen Kriegsereignisse abgeschnitten. Die Werke bauten für Transport- und Sportflieger um. Man rechnete mit Bestellungen durch staatliche und private Gesellschaften. Allein es tauchten um diese Zeit die mannigfachsten Verbesserungen auf, deren sich die Construction-Co. nur mangelhaft anpaßte. Dies wurde bald bekannt und viele der laufenden Bestellungsordres wurden nicht erneuert. Die Leitung der Fabriken glaubte es erst mit einer vorübergehenden Verstimmung, einem schlechten Markt, zu tun zu haben und veränderte den Betrieb während der monatelangen Verhandlungen mit den Bestellern fast nicht; täglich wurden neue Aeros fertig. Die Aufbewahrungsräumlichkeiten mußten unaufhörlich vergrößert werden, denn der Absatz war nur mehr ein ge-

legentlicher. Die Sache ging fast durch ein Jahr so und wäre noch länger so weiter gegangen, wenn sich nicht eine große Baisse-Partei gefunden hätte.

„Wir brauchen unbedingt Wellenschlag in unserem Wirtschaftsleben", ließ sich ein namhafter Zeitungsfinanzler vernehmen. Dieser „Wellenschlag" sollte wohl mit den zahllosen Propellern der Aero-Constructions-Company erzeugt werden, witzelte man an der Börse.

Es bildeten sich zwei Parteien: Die eine, die alles für einen großen Bluff hielt und die sistierten Lieferungsaufträge für ein Finanzmanöver, um Papier und Dividende zu verbilligen, und die andere, die das Fatale der Situation richtig einschätzte. Die Shares der Aero-Constructions-Company flogen an der Börse hinauf und hinab, „bedeutend besser als ihre Erzeugnisse", ironisierte Shorton, der aus seiner Ansicht über die Verhältnisse bei den Werken kein Hehl machte. Er hatte damit schweren Stand bei dem Ausschuß seiner Gesellschaft, der die Lage der „Aeros" viel optimistischer betrachtete als er. Verschiedenfach waren auf seine Veranlassung hin bereits Abstoßungen von Werten der Aeros vorgenommen worden; ohne großes Gepränge, durch Zwischenleute. Bei den entscheidendsten Lostrennungen entspann sich aber ein Kampf. Die Mehrzahl der Herren des Direktoriums der Industrial Money Co. war für eine „moralische Stützung". Monard wollte sich erst am Schluß der Sitzung entscheiden. Ohne seine Hilfe wäre die Transaktion sicher mißglückt. Shorton war Monards damals nicht sicher gewesen. Er hatte sich zwar in seinem Sinne privatim ausgesprochen, aber Monard war so unberechenbar, daß man nicht fest auf ihn bauen konnte. Doppelt überrascht war daher Shorton, daß Monard sich so ausführlich und gründlich mit der Sache beschäftigt hatte, daß er Dinge ans Licht brachte, auf die Shorton unglaubliche Mühe verwandt hatte, Dinge, die er selbst nur im Falle eines drohenden Scheiterns seines Planes ausspielen wollte. Er konnte eine leichte ärgerliche Überraschung nicht verhehlen, als er sich von Monard überflügelt wähnte; dennoch mußte er ehrlicherweise die geniale Begabung und das strategische Geschick dieses Mannes bewundern.

Shortons Plan einer völligen Abstoßung der Aeros, das „einzig Richtige", sollte durchgeführt werden. Aber auch diese letzten Veränderungen wurden nicht überstürzt, sondern durch vielfache Umtauschungen, Scheinkäufe und dergleichen verschleiert. Das Gros der Börse wußte nichts von dem hereinbrechenden Schicksal der Aeros. Man wartete zu. Und erst als das unaufhaltsame Versinken eintrat, als die Aeros unrettbar verloren waren, da spielte Shorton noch einen Trumpf aus: er machte die letzten offiziellen Veräußerungen. Es geschah dies mit einer derartigen Nachdrücklichkeit, mit dem ganzen Lärm der Presse und der Makler, daß sämtliche Flugzeugpapiere am Boden lagen und wochenlanges Ermattetsein folgte.

Die Industrial Money Co. hatte einen glänzenden Sieg errungen. Sie hatte sich in günstigster Zeit sämtlicher Flugzeugwerke bemächtigt, sie war nun

imstande, die gesamte Flugmaschinenproduktion der Vereinigten Staaten zu beherrschen. Das „glänzende Fallissement" der Aeros war natürlich noch unabsehbar in seinen Folgen. Shorton wußte, daß die nächsten Tage und Wochen fundamentale Kapitalsumstürze Amerikas bringen konnten.

Er begrüßte Monard mit einer herzlichen Vertraulichkeit, wie man einem alten Kriegskameraden begegnet.

„Denken Sie nur, die Eisenbahnen kommen ins Gleiten."

„Unmöglich!"

„Ich habe bestimmte Nachrichten."

„Ein Finanzgewitter," lächelte Monard sarkastisch.

„Nein, das ist es eben nicht, Sie wissen doch, daß Jeff & Bluying fertig sind."

Das mußte sich erst vor wenigen Stunden zugetragen haben, Monard wußte es noch nicht.

„Ich dachte, daß Sie gerade darin etwas vorhatten, weil sie zu mir kommen," sagte Shorton.

„Nein, darin direkt möchte ich nichts versuchen, obgleich jedes stürzende Bankhaus ein Stein zu unserem Neubau ist, — nun, ich will es sagen: zu dem gigantischen Gebäude des Money-Trust."

Monard sprach davon in einem solchen Tone von Selbstverständlichkeit, daß man glauben konnte, der Money-Trust sei eine längst geplante Einrichtung.

Shorton faßte blitzschnell die fruchtbare Idee und doch konnte er es nicht glauben, daß der trockene, vorsichtige, kalte Monard eine derartig phantastische Sache anfassen wollte.

„Bitte, sprechen Sie weiter, ich habe keine Einwendungen."

„Sie verwundern sich über das phantastische Projekt, Shorton, Sie trauen mir keine Utopien zu und Sie haben recht, alles, was phantastisch ist an der Sache, stammt nicht von mir, das hat ein weltentrückter Gelehrter ausgeheckt. Nun, ich habe seine Arbeit abschreiben lassen und als „leider über die Verwirklichungsmöglichkeiten eines Bankhauses hinausgehend" dankend abgelehnt. Wie der Mann auf den Einfall kam, gerade uns eine quasi wissenschaftliche Sache anzubieten, weiß ich nicht. Ich hätte das Manuskript ja auch gar nicht angeschaut; habe ich Zeit dazu? Burton hat mich dreimal darauf hingestoßen. Denn die Sache ist möglich und wird gemacht, wenn nicht jetzt, dann in 20 Jahren, aber dann nicht mehr von uns. Also der junge Mann, — ich bezweifele nicht, daß er noch sehr jung ist — meint, das Geld, das ursprünglich Tauschobjekt war, — Geldwert gegen Ware z. B. und umgekehrt, sei später Zahlungsmittel geworden. Man war sich nicht mehr Äcker, Wald und Häuser, sondern Geld schuldig. Das Geld machte weitere Karriere, es wurde Wertmesser. Alles, was irgendwie Wert hatte, Menschenleben wie Schweinerücken, wurde in Geld veranschlagt. Der

Grundbesitz wurde taxiert und nach seinem Geldeswert besteuert, sodaß der Mann eigentlich kein Land mehr besaß, sondern ein in Land angelegtes, so und so hoch verzinsliches Kapital, d. h. Geld. Wie in Europa ursprünglich niemand Land besaß, sondern nur der König Herr des Landes war und die kleinen Besitzer das Land zu Lehen hatten, so erklärten sich auch die Staaten zu Herren des Geldes; oder sie wollten es wenigstens. Sie prägten Münzen, entwerteten Münzen, gaben Noten und Schatzanleihen heraus, denen immer weniger Deckung zugrunde lag. Ja, das deutsche Reich war seiner kriegerischen Einschließung durch die bekannten Beschlagnahme-Maßregeln entgegengetreten, indem es alles, was allgemeinen Nutzwert hatte, in seinen Machtbereich brachte; aber ebensogut wie Kupfer hätte es auch Gold beschlagnahmen können. Deutschland wurde während des Krieges und wird noch jetzt schlecht und recht durch immerwährende staatliche Eingriffe am Leben erhalten, ebenso wie England nur durch die Zwangsdienstpflicht seiner Länder den Krieg überstand. Jedoch das Naheliegendste, sich zum völligen Herrn des Geldes zu machen, vermochten die Staaten noch nicht. Sie waren und sind, soviel sie auch ausgeben, nur Verbraucher, keine Schöpfer; sie sind auf die Abgaben ihrer Werte schaffenden Bürger angewiesen. Gewiß, die Staaten könnten es auch anders machen; sozialistische Staatslehrer haben es gepredigt. Sie könnten mit den härtesten Zwangsmaßregeln die Menschen zur Schöpfung von Nutzwerten zwingen. Damit wäre aber auch der letzte Rest von Freiheit, an die ja schließlich jeder Mensch glaubt, dahin."

„Freiheit! — was ist Freiheit?" unterbrach hier Shorton, „ein Phantom, von dem Narren und Schwächlinge träumen. Keiner ist frei. Ich kenne keine Freiheit, ich habe sie nie und nirgend gesehen!"

„Sie mögen recht haben, Shorton," erwiderte Monard, „ich erzählte Ihnen ja bereits, daß ein phantastischer Gelehrter Urheber dieser Gedanken ist. Meine eigenen Ansichten sind vielfach andere, doch ich will Sie nicht mit Weiterungen aufhalten. Meine Frage ist kurz die: Werden wir der Industrial Money Co. die Macht zuführen können, daß sie einzig entscheidend für die — nun ich sage „Geldverhältnisse" der Vereinigten Staaten sein wird?"

„An keinem anderen Tag hätte ich Ihnen eine so kurze Antwort geben können wie heute . . . aber ich habe Sie vorhin rücksichtslos unterbrochen, als Sie von „Freiheit" anfingen. Ihre Sache interessiert mich. Tatsächlich ein wunderbarer Gedanke, die Staaten, die sich so wichtig und großherrlich gebärden, ihrer Macht zu berauben und diese großen Tiere auf die Schlachtbank zu führen, wie die Franzosen ihren König. Das wollen Sie doch? — seien Sie nur ehrlich! Was übrigens die Freiheit anlangt, so hat mir diese ein Geistlicher auf dem College gründlich versauert. Er führte sie stets im Munde und erfand dabei immer neue Einschränkungen unseres Lebens."

„Es ist nicht Ihre Art, Shorton, derartige Ausbiegungen zu machen. Sie

sagten vorhin, Sie wären imstande, heute noch zu antworten. Spannen Sie mich nicht auf die Folter!"

„Monard, Ihr Vorschlag ist neu, aber er muß gemacht werden und er kann gemacht werden, ich werde schon jetzt alles in dieser Hinsicht vorbereiten. Übrigens lassen Sie mich bezüglich Jeff & Bluying an Burton telephonieren, — unser letzter Stock soll nicht verkauft werden." „Sie wollen wohl auch noch den letzten Stein dieses Bankhauses niederreißen, ähnlich wie bei den Aeros?" — „Nein, mein Bester, diesmal ist es anders. Ich stütze Jeff & Bluying, weil wir damit John Boldy in die Hand bekommen. Sie wissen, wie ängstlich John Boldy um jeden Verlust besorgt ist. Gar kein Geschäftsmann — ein Erbe. Die 50 Millionen in Jeff & Bluying könnte er entbehren, ohne gerade betteln zu müssen; aber es sind das die Leute, die keinen Pfennig verlieren können, ohne ums Leben zu kommen."

Shorton hatte das Telephongespräch beendet, Monard hatte sich gleichfalls mit Burton besprochen. „Bitte, machen Sie sich bereit für heute Abend 8 Uhr, Privatkonferenz zwischen Shorton und mir. Sie sollen uns hierbei helfen."

„Warum weihen Sie Burton in derartig wichtige, unvollendete Dinge ein?"

„Er besitzt ein unglaubliches Wissen, Fleiß und mein Zutrauen, das genügt."

„Gut," sagte Shorton, „also dann auf heute Abend."

— —

Die Mittagsausgaben brachten klägliche Berichte über den Börsenstand. Andeutungen über Jeff & Bluying, die Schwierigkeiten der Eisenbahnen und die Stockungen des Baumwollmarktes. Von den Finanzblättern traten einzig die Money-News ein wenig für Jeff & Bluying ein, die Money-News, der von der Industrial Money Co. inspirierte Finanzberater.

— —

„Wichtig erscheint mir, daß wir die Suckers auf unserer Seite haben," erklärte Shorton am Abend. „Wichtig, aber nicht unbedingt nötig."

„Wie stellen Sie sich zu der Sache, Burton?" fragte Monard.

„Die Kleinkapitalisten schwören noch heute auf Jeff & Bluying und wir führen ihnen ein Experiment vor, das sie uns für immer untertan macht. Wir können jetzt leicht acht der einflußreichsten Finanzblätter haben. Kaufen nicht nötig; eine Auskunft von uns genügt, um uns die Blätter für Monate zu verpflichten. Ich habe Leute, die verschiedene Finanzartikel schreiben. Offizielle oder von uns inspirierte, in denen allen Sparern und Spekulanten auf's Dringlichste empfohlen wird, Jeff & Bluying zu kaufen. Nie sei eine bessere Gelegenheit gewesen, ein Hochpapier verhältnismäßig billig zu erwerben. Wir treten mit unserem Namen für die Sache ein. Wir tun dies umso nachdrücklicher, je mehr uns John Boldy die Gesamtleitung seiner Kapitalien überträgt. Wir geben ferner den täglichen Finanzerläuterungen an alle unsere Agenturen stets die Kauf-

empfehlungen für Jeff & Bluying mit. Der Erfolg wird der sein, daß Jeff & Bluying von den Suckers gehalten und gekauft, an der Börse aber zunächst sinken wird."

„Glauben Sie das? Das würde unsere Transaktion erheblich erleichtern," sagte Shorton.

„Natürlich werden sie sinken, denn das Mißtrauen der eingefleischten Börsenleute wird nur gesteigert durch unsere Berichte. Wir müssen auch Jeff & Bluying zeigen, daß wir sie in der Hand haben, ein Wink von uns und sie sind völlig fertig. Wenn das John Boldy weiß, überläßt er uns Alles."

„Für ihn, der nichts tut, ist dies auch das Beste," warf Monard ein.

„Bitte, geben Sie mir die Aufstellung der Werte, die in den nächsten Wochen zugrunde gehen müssen," sagte Shorton.

Monard nahm einige Blätter aus seiner Mappe und reichte sie den Herren. „Diese Eisenbahnen mögen zum Teufel gehen, wir fassen nur 4 große Linien. Die Protektoren dieser Linien lassen wir eine Zei lang zittern wie John Boldy. — Die Stahlherren werden wir zwar auf diese Art nicht kriegen. Wir müssen ihnen eine drohende Konkurrenz vor die Nase setzen; auch das wird geschehen. Die Baumwolle ist langsam zu sperren und mit ihr greifen wir zuerst in Europa ein. Das wird nicht allzu schwer sein, da wir in Baumwolle bereits einen großen Einfluß haben. Kein Baumwollschiff darf ohne unsere Zustimmung nach Europa. — Die Geldinstitute sind nach der Zurückbiegung von Jeff & Bluying nicht abgeneigt .... Sollte sich eines weigern, innerhalb zwei Monaten den Money-Trust unter unserer Oberkontrolle einzugehen, so werden wir es sprengen, — unnachsichtlich! Ich kann Sie versichern, innerhalb eines Jahres haben wir die Finanzkontrolle über das gesamte Geld- und Wirtschaftsleben Amerikas. Ein Jahr oder zwei weiter und wir geben Gesetze, wir bestimmen Krieg und Frieden, wir besetzen die Volksvertretung mit unseren Leuten. Jede Anleihe, die der Staat unterbringen will, bedarf unserer Genehmigung; denn wir allein haben das Verfügungsrecht über Wirtschaft und Kapital, wir sind Amerika!" Ein harter, tyrannischer Zug hatte sich in John Monards Gesicht gegraben.

„Und wen von uns gedenken Sie am Leben zu lassen?" fragte Shorton mit lächelndem Spott.

„Natürlich alle diejenigen, die auf die Sache eingehen," replizierte Monard scherzhaft und dann plötzlich abspringend: „Morgen, — nein, sagen wir übermorgen, werden wir die Sitzung des engeren Direktoriums haben. Paßt es Ihnen Shorton? Und Sie, Burton, können dann vielleicht etwas Genaueres über Jeff & Bluying bringen. Ich habe hier ein Telegramm, in welchem mich John Boldy um eine Besprechung ersucht. Ich will ihn morgen selbst aufsuchen. — Auf Wiedersehn!"

Dies war der Auftakt zu der gewaltigsten Veränderung der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Der Money-Trust verwurzelte sich wie ein ungeheueres Schma-

rotzergewächs und streckte seine Arme nach England, Frankreich und Holland herüber; er durchdrang die wirtschaftliche Einschließung Deutschlands. Man sprach in den Ententeländern davon, daß der Money-Trust große Anleihen unter gewissen Bedingungen nicht ausschließe. Die Tageszeitungen durften nichts Genaueres darüber bringen und die offiziellen Organe dementierten mit „grundlos" und „aus der Luft gegriffen".

Die kriegerischen Unternehmungen gegen Deutschland waren seit Monaten eingestellt Grenzkämpfe und Revolutionsgefechte waren an der Tagesordnung. Auch in den siegreichen europäischen Staaten gab es innere Unruhen, Meutereien, Regierungskrisen. Das Wirtschaftsleben wollte nicht recht in Fluß kommen. Überall drohte das finanzielle Fiasko der geschwächten Staaten. Man hatte Geld ausgegeben für eine wenig rentable Sache und dafür Geld gepumpt; Geld, das verzinst werden sollte. Von allen Seiten schielte man auf den größten Geldgeber der Welt, den Money-Trust. Aber auch der Money-Trust interessierte sich für die europäischen Verhältnisse nach Kriegsende, da ihm die wirtschaftliche Schwächung der Staaten genügend fortgeschritten erschien. Und was er für die Übernahme der Kriegskosten verlangte, war ja schließlich nichts Unerschwingliches. Monard unterhielt sich darüber des längeren mit den französischen Fianzgesandten Renoi und Bandun.

„Was wir wollen, ist eine Kleinigkeit, im Staatsleben völlig nebensächlich," sagte Monard. „Was Sie erhalten, ist alles, was Sie brauchen. Friede, Ruhe, Zufriedenheit und Geld. Ich wiederhole, wir wünschen einzig das Recht, jährlich in bestimmter Höhe zahlungsmittelartige Schatzscheine herauszugeben, sowie eine kleine, nebensächliche Kontrolle über Geld, Industrie und Wirtschaftsleben und Mitberatung bei den obersten Wirtschafts- und Finanzbehörden. Die Besitzerverhältnisse, der Staat, alles bleibt beim Alten, nur wir zahlen, zahlen ihre zum „Segen Europas" gemachten Schulden, die Sie von Deutschland doch nie zurückerlangen können." Die europäischen Herren lächelten etwas verlegen.

Shorton sprach dazwischen:

„Mit der Presse werden wir schon fertig, das haben Sie ja bereits während des Krieges so trefflich verstanden. Die Einschiebung des Money-Trust in die europäischen Staatsverhältnisse läßt sich leicht rechtfertigen. Keine Beeinflussung der Staatssouveränität durch die Verbindung mit dem amerikanischen Großkapital. Im Gegenteil! Die wirtschaftlichen Bindungen und Rücksichtnahmen, die bisher hemmend in der freien Entwickelung des Staatsgedankens waren, sind jetzt zum allergrößten Teil abgetragen; politische Gesichtspunkte könnten von den nun weniger finanzbeschwerten Staaten in viel unabhängigerer Weise gewahrt werden. So ungefähr können Sie zukünfteln. Sagen Sie den Leuten nur immer wieder, der Money-Trust zahlt, zahlt und das Volk braucht nicht zu zahlen, und alles wird Ihnen beistimmen."

Und der Money-Trust zahlte! Die europäische Wirtschaft funktionierte wieder. Die Regierenden, die Soldaten, das Volk, alles pries den Erretter aus der Not und in den Kirchen wurde auf ihn als eine „Hilfe der Vorsehung" gern fingergezeigt. Zwar waren einige radikale Sozialisten mit dem Gang der Ereignisse unzufrieden, aber sie fanden gegen den unpersönlichen Money-Trust nicht den Anhang, den sie zum Kampf gegen persönliche Machthaber stets gehabt hatten.

Der Money-Trust war nun überall Mitbesitzer geworden. Er hatte keine Konkurrenz zu fürchten. Wenn irgendwo die Stahlwerke zu flott gingen, dann bremste er ein wenig; wenn zuviel Getreide produziert wurde, dann schleuderte er ein wenig. Und noch ein anderes hatte er von den kriegführenden Staaten gelernt: die „künstlichen Teuerungen zum Staatswohl". Jede Lohnbewegung, jeder Verdienstausgleich folgt der Preissteigerung erst nach, daher blieb der Vorteil stets auf Seite der Produzenten und seines großen Nutznießers, des Money-Trusts. Einen weiteren Vorteil hatte die mit der steten Preisaufwärtsbewegung Hand in Hand gehende Entwertung des Geldes. Es war dies der praktischste und gangbarste Weg zur Verbilligung von Staatsschulden. Je schneller das Wirtschaftsleben pulsierte, desto unbedenklicher konnte man Preise in die Höhe schnellen lassen, das Geld mit anderen Worten entwerten. Und so tat es der Money-Trust, als er die langsame Versklavung der Menschen einführte, indem er den Franc zum Cent, die Mark zum Pfennig machte. Die Menschen klagten über die teuren Zeiten und doch priesen sie den Money-Trust und seine Verdienste um die Errettung der Menschheit. Er wurde zu einem Idol erhoben, das in kritikloser Höhe thronte. Über Völker und Staaten herrschte der Finanzpapst John Monard und seine Kardinäle.

Ein neues Zeitalter hatte begonnen.

Richard May:
Ahasver, der Deutsche.

Nun greifst du wieder zum Wanderstab.
Bleibe, Ahasver! Wir beide
Ducken uns knirschend, wenn nur das Grab
Beschattet von Buche und Weide
Auf deutscher Halde den Hügel baut,
Auf Fliedertrauben der Morgen taut,
Bleibe, Ahasver, und leide.

Wirf fort den Stecken! Der Willen strafft
Die Sehnen. Die Fernen verschwimmen.
Der Heimat Erde entströmt die Kraft,

Den trotzigen Rücken zu krümmen.
Wir bleiben, den Haß in die Seele gebannt,
Bis rings im dürren Grase zum Brand
Knisternd die Funken entglimmen.

Wir bleiben in trotzig schweigendem Groll,
Wir Freisten der Freien als Knechte.
Die Fremden erheben den Brückenzoll
Und plündern der Berge Schächte.
Sie sicheln die Halme, sie pflücken die Frucht,
Die Schiffe wimpeln in deutscher Bucht
Farben uns feindlicher Mächte.

Nicht feige werden, nicht müd' und schwach!
Sie müssen die Sonne uns lassen!
Der Goldstaub glitzert auf First und Dach
Und heimelt in winkelnden Gassen.
Er stäubt auf den Wassern, die plätschernd ziehn,
Er sprüht auf Ginster und Rosmarin,
Ahasver, wir bleiben und hassen.

Die Sonne ist unser, und Duft umströmt
Uns würzig auf Wiesen und Matten.
Wir bleiben, Ahasver, verfolgt, verfehmt,
Wir trennen uns nicht vom Schatten
Der knorrigen Eichen, vom schwarzen Tann,
Der Märchen uns bangen Kindern ersann,
Märchen, die Wurzeln hatten.

Du schüttelst das Haupt und den zausen Bart,
Ahasver. Die Wurzeln fehlen
Uns drüben. Wir bleiben, denn unsre Art
Wird hart sich im Wetter stählen.
Sie nehmen uns alles und doch, und doch
Nie zwingen sie nieder ins Knechtejoch
Harrende deutsche Seelen.

Zerbrich den Steckene! Nun neige dich tief
Und küsse die heiligen Schollen,
Die harten, die spröden. Der Frühling rief,
Die Knospen sind aufgequollen.
Der deutsche Frühling! Vergiß dein Leid,
Wir dulden und schweigen, es kommt die Zeit.
Ahasver, nur wollen, nur wollen!

Rudolf Klein Diepold:
Zur Psychologie des künstlerischen Schaffens.

Auf die enge Verwandtschaft zwischen Traum und Kunstschaffen ist des öfteren hingewiesen worden und darauf, daß ein näheres Eingehen auf das Wesen des einen wertvoll sei für die Erkenntnis des andern. Denn das produktive Schaffen hat in seinen Urregungen dort seinen Sitz und Ausgangspunkt, wo die Träume ihren Sitz und Ausgangspunkt haben und ihr geheimes Spiel treiben. So ist gewissermaßen jeder ein „schaffender Künstler", ein „Dichter": im Traume! Im Traum liegt mehr oder weniger das Organ frei, dem wir die produktiven Fähigkeiten, die natürlich je nach dem Wert des Individuums verschieden sind, zuschreiben, das Organ des inneren Schauens. —

Der Schlaf ist eine Form der Bewußtseinshemmung, und Schlaf und Wachen im Wesentlichen an Tag und Nacht gebunden. Wir beobachten, wie abends, während dem Einschlafen, das Persönlichkeitsbewußtsein langsam schwindet und ein Zustand bleibt, dem alle Eigenschaften unseres Ich innewohnen, das Wissen um Zeit und Raum — die also wohl mit dem Tag an Auge und Ohr gebunden sind — jedoch fehlt; man hat diesen Zustand das Unterbewußte im Gegensatz zum Oberbewußten genannt, im weiteren den des transzendentalen Ich gegenüber dem an die Empirie gebundenen Persönlichkeitsbewußtsein. Es sind demnach zwei Arten des Bewußtseins anzunehmen. Dem natürlichen Schlaf aber unterliegt nur das Bewußtsein für Zeit und Raum, also das eigentlich orientierende Persönlichkeitsbewußtsein, das in ständigem Kontakt mit der Außenwelt lebt; das Persönlichkeitsbewußtsein erhält ja überhaupt erst seine Bedeutung durch die Orientierungsarbeit des Wachens. Im Traume des Tiefschlafs erleben wir demgegenüber ein reines Ich-Bewußtsein ohne jeden Persönlichkeitsinhalt — es hat seinen Sitz in der Seele, ist die Seele — es ist zeitlos und dennoch die Zeitempfindung selbst in ihrem Ewigkeitssein; sie muß ihren Sitz im Ganglion haben, denn sie ist allen Wesen gemeinsam. Sie fühlt: „ich bin"! Dazu aber tritt eine rein abstrakte, von aller Empirie unabhängige Fähigkeit des Denkens, die nur dem Menschen eigen und deren Sitz wir in die mittleren Partien des Hirns verlegen müssen (während das Stirnhirn den empirischen Bewußtseinszusammenschluß vollzieht und der Sitz der funktionellen Logik ist) —: ihr Wesen ist der Begriff: „ich denke". Sie ergänzt die erste Anlage so, daß beide in ihrer Zweiheit doch eine Einheit sind. Sie denkt vorläufig nichts als das reine transzendentale Ich. Diese beiden Urformen des Ich, die einander ergänzen und ineinander arbeiten, bilden das Gefäß für den Inhalt der empirischen Persönlichkeit, deren Inhalt jedoch nur zum geringsten Teil ein wirklich persönlich erworbener ist, vielmehr größtenteils ein ererbter Schatz durch Empirie in Generationen erwor-

bener Ablagerungen, der erst durch die eigene Empirie ins Persönlichkeitsbewußtsein gehoben wird; wir nennen ihn deshalb die Individualität. Ihr Inhalt ist es, der den Einzelnen der angeborenen Anlage nach unterscheidet, ihren Wert bestimmt, während mit ihrem Reichtum die reine Denkform des transzendentalen Ich seltsamerweise zu wachsen scheint — indem sie in den Stand gesetzt wird, immer weitere Sphären zu erfassen, die ja auch als solche Werkzeug des empirischen Persönlichkeitsbewußtseins ist. Als den Leitungskontakt der beiden transzendentalen Bewußtseinszustände, wie auch hinsichtlich ihrer empirischen Äußerungsform und deren Korrespondenz zur Individualitätsanlage kann man die Grenznähte ansehen, da Kleinhirn und Großhirn ineinanderwachsen. Und diese Grenze ist auch der Sitz des ganzen Traumspieles zwischen Schlaf und Wachen, der Übergang, wie gesagt, vom Individualitätsinhalt ins Persönlichkeitsbewußtsein. Damit aber nähern wir uns dem Kern unseres Themas, d. h. dem Wesen der künstlerischen Produktion, die darin beruht, durch das an der Hand der Empirie erwachte und wachsende, mittels ihrer arbeitende Persönlichkeitsbewußtsein die durch Auge und Ohr vermittelten Eindrücke — ein Vorgang, der den Nichtkünstler nur als dumpfes Lust- oder Unlustgefühl begleitet — im Bereich jener ererbten, schon durch das ewige Sein gewanderten Werte der Individualitätsschicht umzuprägen und als Werk herauszufördern. In die Empirie fortgesetzt, wirkt das transzendentale „ich denke" als Wille; ja, man könnte sagen, daß es in der Paarung mit seinem physiologischen Träger, also im Augenblick, daß das Ich in Erscheinung tritt, sich als „Wille" betätigt.

Dieser Zweiteilung liegen, wie das Vorige erkennen läßt, zwei Weltanschauungen zugrunde, die einander feindlich gegenüberstehen: die des Metaphysikers und die des Empirikers; näher bezeichnet, die des Mystikers, der das reine Ich-Bewußtsein als ein prius annimmt, nach dem das Persönlichkeitsbewußtsein sich bilde, wie die des modernen Psychophysiologen, der dem Individuum jede persönliche Apriorität abspricht, die Persönlichkeit als das Ergebnis von Kausalitäten betrachtet und das Unterbewußte als eine Reihe automatisch gewordener Seelenfunktionen deutet, die der Kontrolle des Ichbewußtseins nicht mehr bedürfen — wie die Intelligenz vieler Tiere beweist — und den Gesetzen der Schlafhemmung nicht unterliegen. Diese Physiologen nehmen nur eine Zweiteilung des Persönlichkeitsbewußtseins an, die dadurch entsteht, daß eine partielle Hemmung eintritt und unter Umständen reale und unterbewußte Regungen zugleich ermöglicht, während die Mystiker in einem Individuum zwei nebeneinander bestehende Ich gelten lassen. Die Deutung und Auslegung der Physiologen scheitert im letzten Grunde aber am Somnambulismus, den sie einen Traum mit Muskelreaktion nennen, unter Ausschaltung des sich in Zeit und Raum orientierenden Persönlichkeitsbewußtseins: da der Somnambule sich aber dennoch deutlich als ein einheitliches Ich fühlt, so kann es nur der transzendentale Ich-Komplex sein, der ihn leitet. —

Wir können für unseren Zweck beide Anschauungen hinnehmen, denn die erste, die der Mystiker, schließt die zweite nicht aus, kann als ein Gradunterschied gelten, der die Verschiedenartigkeit der Träume bestätigt.

Der gesunde Mensch, der nicht an geteilter Funktion des Persönlichkeitsbewußtseins leidet, — die vorhin als eine partielle Hemmung bezeichnet wurde und in ihrer äußersten Form Wahnsinn genannt wird, — ist sich, wenn überhaupt, einer Zweiheit nur während des kurzen Übergangsstadiums vom Wachen zum Schlaf bewußt. Der Schlaf, der diesen Zustand herbeiführt, entsteht durch das Schwinden des Persönlichkeitsbewußtseins. Wie das Müdigkeitsgefühl dieses herbeiführt, darüber ist man sich nicht klar. Einen Augenblick bleibt dann jener Übergangszustand, dem alle Ichempfindungen eigen sind, jedoch der Begriff für Zeit und Raum fehlt, um der völligen Bewußtlosigkeit, dem gesunden Schlaf zu weichen. Dieser Übergangszustand ist ein Zwischenstadium von Persönlichkeits- und reinen Ichbewußtseinsinhalten. Die zweiten treten nur im Traum des Tiefschlafes oder Somnambulismus in Tätigkeit. Dafür sprechen die Verschiedenartigkeiten der Traumzustände. Der Traum des gesunden festen Schlafes, der selten und nur sekundenkurz ist, gehört gleich dem inneren Schauen der Somnambulen dem reinen, d. h. transzendentalen Ich an, während der Traum des nervösen Menschen in jenes Übergangsstadium zwischen Wachen und Schlafen zu verlegen ist, jener Traum, der im Gegensatze zu dem des gesunden Menschen Stunden, ja die ganze Nacht währen kann, da er nichts ist wie eine automatische Gedankenerzeugung des durch eine Erregung in seinem Übergangsstadium gehaltenen Hirns; ein Traum, den wir alle am häufigsten erleben und fürchten, da wir mit schwerem Kopfschmerz aus ihm erwachen, und zwar je tiefer und bewußter dieser Halbschlaf zugleich war, d. h. je tiefer die partielle Hemmung auf der einen Seite und je reger die Bewußtseinstätigkeit zum andern war. Er hat einen anderen Sitz als der gesunde Traum und ist, je nach seinem Grade, ein Zeichen leichter geistiger Erkrankung, falls man die Nervosität schon hierhin rechnen will, wie er des wirklichen Geisteskranken ständiger Begleiter ist, und unterscheidet sich dadurch vom Traum des Tiefschlafes, daß er sich mit den Ereignissen und Erlebnissen des Tages befaßt, was jener selten tut. — Aber auch können in solchem Zustand, wie in der Hypnose, Eindrücke an die Individualitätsschichten gelangen, die hernach ihr Recht fordern, ohne je verantwortlich im Persönlichkeitsbewußtsein gelebt zu haben, und die Individualitätsschichten daraus dann den Trauminhalt speisen.

Daher lassen diese Zustände des Traumes eine Verwandtschaft mit dem Kunstschaffen erkennen, indem durch Hemmung des Persönlichkeitsbewußtseins das Individualitätsleben graduell verschiedener Art leise erwacht und aus seinem Residuenschatz die Gedankenproduktion speist, jene automatische Gedankenproduktion, wie sie dem in der Inspiration fiebernden Schaffenden eignet, freilich mit dem Unterschiede, daß ihr im Traumzustand die sichere Führung des Willens fehlt, während psychologisch die Resultate von hohem Interesse sein können. Die

Ursache des Traumlebens ist also in einer geringeren oder weiteren Hemmung des Persönlichkeitsbewußtseins zu suchen, die zuerst nur die Orientierung für Zeit und Raum ausschließt, während die übrigen Inhalte führerlos ihr Spiel treiben, wenn auch im jedesmaligen, durch einen unerklärlichen Anstoß bedingten Thema mit überraschender Gesetzmäßigkeit, die darin beruhen mag, daß gewissermaßen mein Persönlichkeits-Ich sich spaltet und die Rolle der handelnden Person des Themas übernimmt und durchführt aus dem Residuenschatz seiner Erlebnisse, bis es an den notwendigen Punkten beobachtend und erwidernd eingreift.

Im reinen Tiefschlaf aber, der von einer derartigen Gedankenproduktion frei, gewinnt das transzendentale Ich die Vorherrschaft, das an keine Schlafhemmung gebunden, deren Wesensinhalte jedoch, da sie unterhalb der Persönlichkeits-Bewußtseinsschwelle liegen, selten in dieses Bewußtsein hinübergelangen, dazu aber dennoch die Möglichkeit vorhanden: in solchen Augenblicken erreicht die Persönlichkeit auf Grund der transzendentalen Intuition die Hellsichtigkeit. Das transzendentale Ich verläßt nach Ansicht der Mystiker — für die es eine feste Grenze der Welt des Geistes und der Erscheinung nicht gibt — in diesem Zustande den Bann des Körpers und lebt außer ihm. Wollten wir diese Idee beibehalten, so könnten wir annehmen, der Persönlichkeitsbewußtseinszustand und das Erwachen (ein vielleicht gleichzeitiger Vorgang) werde durch seine Rückkehr und die Kontakteinschaltung bedingt. Der Traum im Tiefschlaf gleicht einem abgeklärten Schauen — er schwebt über den Dingen und durchleuchtet sie, ihre Körperlichkeit existiert für ihn nicht — während der gedanken-automatische des Halbschlafs an die Tätigkeit einer sich selbst ladenden elektrischen Batterie erinnert: er ist identisch mit der Ausgestaltung des dichterischen Schaffens, dieser gleicht dessen Erleuchtung über die tiefsten Geheimnisse.

Je tiefer die Hemmung des Persönlichkeitsbewußtseins, je mehr nähert sich die Traumtätigkeit der Individualitäts-Schichten durch ihre Verwandtschaft mit der schöpferischen Kraft dem Erleuchtungszustand des transzendentalen Ich im Tiefschlaf, indem ihr jene *innere Logik* eigen, nach der alles Organische wächst und sich gliedert und auf der im Reiche des Künstlerischen das produktive Denken beruht, jene innere Logik, die durch freie Willenskraft nicht herbeigeführt werden kann, da diese nur die innere Erfahrung vermittelt, vielmehr die Resultate der sinnlichen Rezeption einordnet — wenn schon der intellektuelle Apparat als Form nach Prinzipien verfährt, die jener adäquat sind, um sie ergänzen, aufnehmen und verarbeiten zu können. So wären wir an dem Punkte, wo, wie ich sagte, jeder in gewissem Sinne ein Schaffender ist. Abgesehen davon gibt es manchen, der im Traum unmittelbar zur dichterischen Leistung befähigt war aus der Verbindung dieser Seelentätigkeit im Verein mit der Anlage seiner Individualität, dazu seine Kraft im Wachen jedoch nicht ausreichte, weil es ihm da an Schwungkraft der Seele und logischer Willenskonzentration fehlte, während andere durch einen Traum zum ersten schöpferischen Versuch veranlaßt wurden.

Der Unterschied zwischen wirklichem Kunstschaffen und Traum besteht demnach in dem Vermögen, im wachen Zustande durch Konzentration des Willens die Gedanken so auf eine Vorstellung lenken zu können, daß die Außenwelt versinkt und die innere Schauenstätigkeit sich einstellt. Wie Schlaf und Traum künstlich erzeugt werden können durch hypnotische Wirkungen verschiedener Art, Ablenken des Bewußtseins auf einen Punkt, so überwindet der Künstler durch Konzentration des Willens die Außenwelt und sein Traum beginnt aus dem ererbten und erworbenen Erlebnisschatz seiner Seele: sein Schaffen, dazu mancher Dichter zumal im Schweigen der Nacht sich befähigter fühlt als am Tage. „La notte madre di pensieri."

Leidet ein Künstler an der vorhin erwähnten krankhaften Doppelfunktion des Gehirns, die reale Zustände aufnimmt und ordnet, unterbewußte Zustände zugleich freiläßt und kontrolliert, so daß der Übergangszustand von Wachen und Schlaf selbst am Tage in einer Art Dämmerzustand eintritt, oder gar völliger Traumzustand, so verwischen sich ihm die Grenzen der Wirklichkeit und er schaut mittels des inneren Mechanismus der Seele, sieht die Gespenster am hellen Tage wandeln, und gerät in den Stand der besonderen Fähigkeit zur Schilderung psychologisch-abnormer, ja transzendenter Vorgänge, da ihm die Schauenskraft der Seele mit ihrer Fähigkeit der inneren Logik im weitesten Sinne eignet, als Beispiel nenne ich: Jacob Böhme, die heilige Theresia, William Blake, Edgar Poe, Novalis! —

Infolge solcher Zustände hat man schaffende Dichter für Wahnsinnige gehalten und haben Wahnsinnige dichterische Fähigkeiten besessen. Dieses Doppelbewußtsein als Krankheitszustand kann bis zur völligen Persönlichkeitsspaltung führen, deren Zweiheit nicht mehr nebeneinander, vielmehr nacheinander besteht, so daß das eigentliche Persönlichkeits-Ich dem Betreffenden vorübergehend verloren geht und er den Begriff seiner selbst verliert, oder er gar, als ein anderer, in dieser Verfassung dunkle Taten begeht; ein Zustand, der hier jedoch außerhalb unserer Interessen liegt. Aber auch kann es, was für uns in Betracht kommt, sei es durch fortgesetzte Selbstbeobachtung oder aus unbekannten physiologischen Gründen, in letzter Form ähnlich dem Übergangszustand von Wachen und Schlaf, als förmliche Massenpsychose auftreten, wie zurzeit der Romantik oder teilweise in der letzten Generation: dann redet man von Dekadenz und die Kunst bewegt sich insgesamt in ganz bestimmter Richtung: Auflösung der Form, des großen Lebensinhaltes; Überwiegen der Analyse, des Kolorismus, des Details; krankhafte Steigerung des lyrisch-femininen Ich-Lebens mit erotischer Treibhaustemperatur. Als Vorläufer dieses Typus mag Edgar Poe gelten; seine Gipfel sind Wagner und Nietzsche.

Was die nähere Betätigung der beiden Bewußtseinsarten betrifft, so kommt, wie gesagt, den Verstandestätigkeiten, die das Persönlichkeitsbewußtsein bilden, die Führerrolle willensfreier Direktion zu, die dem transzendentalen Seelenzustand, gleichviel ob im Traum oder Wachen, fehlt: die Seele ist eben Zustand. Und was den Sitz der beiden angeht, so hat jenes, darüber sind sich die Physiologen ziemlich einig, als Organ des Willens und der freien Logik seinen Sitz im

Stirnhirn, während dieser, den die Physiologen nur als Art-Intelligenz bei den niederen Tieren gelten lassen, nach der Behauptung der Mystiker im sympathischen Nervensystem lokalisiert ist, speziell dem Sonnengeflecht. Diese Ansicht ist für unsere Frage vom Kunstschaffen von höchstem Wert, da das Individualitätsleben, wie schon erwähnt wurde, jene seelischen Werte bergen soll, die in dem traumähnlichen Zustand der Inspiration, durch Übertritt ins Persönlichkeitsbewußtsein als Ton, Gedanke oder Farbe ihren künstlerischen Wert nach außen hin erhalten. Ja man könnte überhaupt annehmen, daß jede Art von Gedächtnis verhältnismäßig schon jener anderen Sphäre angehört, indem es auf der Grenze von Klein- und Großgehirn lokalisiert scheint; denn wer nur „begrifflich" liest, d. h. den Gedanken formal nach dem Inhalt erfaßt — er kann an sich beobachten, daß dieser Vorgang im Stirnhirn sich abspielt — wird das Aufgenommene sich nicht so einprägen, wie der, der nach Vergleichen aus dem Eigenen sucht, die aus der Tiefe aufsteigen und ihren Kontakt mit der Begriffswelt auf der Grenze der beiden Hirnteile finden. — Beispiele vorerst für den Sitz einer Intelligenz in den Ganglien können aus dem Tierreich belehrend für uns sein. Die Individualintelligenz, die ihren Sitz im Rückenmark hat, wird von den Physiologen bei den niederen Tieren Artgedächtnis genannt, weil sie sich durch Vererbung steigend fortpflanzt, jedoch nur in einer der betreffenden Spezies eigenen Art. Besonders bedeutsam sind für diese Behauptung die Ergebnisse der Ameisen- und Bienenforschung, die kundtaten, daß die ganz erstaunliche Intelligenz dieser Tiere, die in gar keinem Verhältnis zu ihrem gering organisierten Gehirn steht, auf nichts anderem beruht, denn auf einer durch Generationen vererbten Spezialverfeinerung des Rückenmarkes, das in ganz besonders empfindlicher rhythmischer Automatik reagiert. In dieses Gebiet fallen höchstwahrscheinlich auch die dunklen Geheimnisse des Vogelflugs in den Süden und verwandte Erscheinungen, die jeder „exakten" Deutung spotten. Es erhellt hieraus, daß das Rückenmark der Sitz der Individualintelligenz ist, einer Kraft, die, wenn auch einseitig, doch im Gegensatz zu den, freilich willkürlichen Gehirnkräften, eine erstaunlich überlegene Verfeinerung erleiden kann durch die Vererbung der Fähigkeiten von Generationen, und die schlechthin als „Seele" bezeichnet wurde und beim Menschen oft das Beieinanderleben verschiedener Individuen umschließen soll, die abwechselnd sein Tun und Lassen, sein Gut und Böse bestimmen. Hier müssen nun auch ganz unberührt davon, ob ein transzendenter Unsterblichkeitskern die Menschenseele von der Tierseele unterscheidet — manche sprechen den Tieren und Pflanzen noch nicht individualisierte „Gruppenseelen" zu — weil die Ganglien der Sitz der individuellen Erblichkeitsanlagen sind, die geheimnisvollen Ablagerungen ruhen, die die Fähigkeiten und Vorgänge des Kunstschaffens aus ihrem Urdrang hervorrufen und die Persönlichkeit zur Gestaltung treiben. Denn sie sind nie durch das Gehirn zu erlernen, und das Vermögen ihrer Ausübung tritt gewöhnlich durch eine Generationen lang vererbte Kulturanlage in Erscheinung, wenn auch die Kräfte

bei den Ahnen eines Genies latent lagen und gerade deswegen nicht verbraucht wurden. Damit fällt die dumme Redensart der Materialisten „Genie ist Fleiß" in sich zusammen. Und nur bei dieser Auffassung des Genies, als eine Summe ererbter Faktoren, die unabhängig von den im Laufe der Jahre sich bildenden Residuen der Hirnrinde, ist es einigermaßen erklärlich, daß ein Dichter gleich Goethe in seiner unerfahrenen Jugend Werke schaffen konnte, deren Vollendung die gereifte Erkenntnis seines Alters in Erstaunen setzte. Dieser Umstand zeigt ferner, daß der produktive Mensch nichts zu lernen braucht, da er als Blüte einer langen Ahnenreihe über Fähigkeiten verfügt, die jenen Sonderintelligenzen oben erwähnter Tiere verwandt sind, um dieserart bei Shakespeare und Rembrandt seinen Höhepunkt zu erreichen, während ein Typus selbst wie Goethe noch mehr begrifflich im Verhältnis zu jenen, schon Vorhandenes bearbeitete, weshalb jene beiden eigentlich die Urschöpfer sind; ein Anlageunterschied, der sich gradweise auch bei weit Geringeren durchführen läßt und oft ganze Zeiten und Völker kennzeichnet. Ein weiterer Beweis für den Sitz des Schöpfertriebes in jener Nervenbahn ist die offensichtliche Verbindung zwischen Kunstschaffen und Sexualtrieb — der zudem beim Genie besonders stark und heftig scheinbar anormal auftritt, obgleich es nie den nackten konkreten Typus einer bestimmten Anormalität darstellt, weil bei ihm eben alles möglich ist — und der gleichfalls dort lokalisiert ist, während sein Erwachen selbst den Durchschnitt zu lyrischer Empfindung treibt, wie den Vogel in jedem Frühjahr zum zwitschernden Lied während der Paarung, und das Männchen gar zu leuchtenderer Färbung des Gefieders.

Halten wir hieran fest, so kommt der Ganglientätigkeit auch beim Menschen eine weit höhere Bedeutung zu, als die Physiologen ihr schlechthin zusprechen möchten. Sie räumen ihr nur die niederen, vornehmlich automatisch gewordenen motorischen Funktionen ein. Wir aber wollen die Ganglien bei den Tieren als ein Organ betrachten, das, als Sitz des Artgedächtnisses, der äußersten Verfeinerung fähig ist und das Tier instand setzt, mittels dieser Spezialfunktionen die Leistungen des Gehirns weit zu überbieten, wir wollen die Ganglien beim Menschen, wie uns die innere Logik des Traumes, das Schauen der Extatiker und die Schöpfungen der jugendlichen Genies lehren, als den Sitz der Intuition ererbter Schöpferkraft ansehen, infolge deren ein Mensch heute mit auf die Welt bringt, was seine Ahnen mühsam lernen mußten, und somit als den Sitz der produktiven Fähigkeiten überhaupt. Ohne Direktion der freien Logik des Verstandes kommt es freilich nicht zum Schaffen. Aber jenes ist das Kosmische, das uns mit dem Weltall verbindet, durch das unsere Individualanlagen bis tief hinabreichen in die Ewigkeit, und ist wachsend der Mantel während der ewigen Wiederkehr des Seelenkerns, der sich bei der Wiederverkörperung je nach dem Grad seines Zustandes erhöhende Träger im Diesseits sucht, durch die er in Erscheinung tritt, bis seine Bahn das Ziel der Vollendung erreicht. Es trägt so alle Rasse- und Individualresiduen der Ahnen und es ist nicht ausgeschlossen, daß je nach einem höheren Zustand

die Kerne von einer Rasse in eine andere übergehen, d. h. der Rassenunterschied also identisch ist mit dem Unterschied metaphysischer Stufen und unter Umständen sogar deren Prinzipien verkörpert. Zugleich könnte man es das Barometer der „neue Werte" prägenden Zeitpsyche nennen, deren Organ in allen Landen zugleich die vorantastenden Dichter sind; deren hypersensitive Organisation mehr als der Durchschnitt einer gewissen prästabilierten Harmonie allen Geschehens unterliegt, — sind sie doch auch meteorologisch ein förmliches Barometer — der sich keiner entziehen kann, vielmehr jeder unbewußt mehr oder weniger in ihrem Rhythmus mitschwingt, weil unter dem Druck transzendenter Konstellation die Menschheit, entgegen den in diesem Verhältnis verschwindenden Individualunterschieden, auch als Ganzes wächst. Ferner ist es bestimmt das Organ der Mimikry und Arterhöhung bei den Tieren, ja der Ausgangspunkt seelischer Kräfte, die entscheidend im Diesseits das Schicksal der Einzelnen bestimmen. Es bildet in Gemeinschaft mit dem Gehirn einen Dualismus des Geistes. In ihm ist Gut und Böse noch nicht getrennt wie einst beim antiken Menschen. Das Christentum trennte sie. Eine Trennung, die rassebedingt im Ursprung des Christentums seinen ersten Grund haben mag und dann die Germanen zumal nach dieser Richtung infizierte. Der Instinkt und seine Triebe degradierte zum Teufel — den Gott, das bewußte Gehirn, als Vernunft bändigen sollte, indem es im Chaos der Triebe die Anlage sittlicher Gesetze entdeckte, analog den Denkgesetzen des formalen Verstandes — und erkrankte, verkalkte mehr und mehr in seiner Werte prägenden Kraft, geriet in Verruf. Der Mensch lebte fortan unter der Vorherrschaft des Gehirns. Böse und Gut wurden stärkere Gegensätze, Ästhetik und Ethik gerieten in Feindschaft, und der Kampf zwischen Individual- und Gehirntätigkeit mancher großen Persönlichkeit, bis auf die neueste Zeit, ihr Schwanken zwischen antiker und christlicher Weltanschauung — und die Neigung zurück zu heidnischen, oder die Sehnsucht eines Ausgleichs als „Drittes Reich" — könnte als Beweis angeführt werden.

Betrachten wir von diesem Standpunkt noch einmal das Wesen der Einzelpersönlichkeit im Hinblick auf seine Schaffensanlage und Fähigkeit. Die Physiologen, die transzendentale Anlagen leugnen, und den Einzelnen einzig als Produkt der Diesseitseindrücke auffassen, beweisen, daß Gedächtnis, Wille, Persönlichkeit ein Werdendes sind, und belegen den Beweis für deren Entstehen mit Glück aus der streng rückwärts schreitenden Gesetzmäßigkeit, mit der sich diese Funktionen im Krankheitsbilde auflösen. Aber die entscheidende Frage ist, ob Gedächtnis, Wille, Persönlichkeit, diese Summen von Modifikationen und dynamischen Assoziationen, die vornehmlich an die Großhirnrinde gebunden sind, nicht ein Verschiedenes sind von der eigentlichen Individualität, und einem jene drei bildenden „transzendentalen Ich", jenen beiden Faktoren, auf deren Unterscheidung sich unsere Anschauung aufbaut. Und wenn sie die Gesetzmäßigkeit der Entstehung der Persönlichkeitsanlage auch mit scheinbarer Sicherheit belegen aus dem klinischen Bilde der organischen Gehirnerkrankung, so bleibt ein ewiges Rätsel das Wesen

der funktionellen, unter deren Herrschaft die Wirkungsfähigkeit oft dauernd, oft nur vorübergehend oder teilweise gehemmt wird, wie eben im Traume. Als Beweis für unsere Annahme der Doppelheit zwischen Persönlichkeit und transzendentalem Ich könnte ferner die unabänderliche Harmonie des Entstehens der Persönlichkeit beim einzelnen Individuum gelten, ein Entstehen, dem seiner Geschlossenheit nach weit eher causae finales denn causae efficientes zugrunde liegen. Dafür spricht der höchst charakteristische Umstand, daß, je produktiv begabter ein Mensch ist, desto längere Zeit er zur Entwicklung, d. i. Auswicklung der in der Tiefe schlummernden Fähigkeiten bedarf, daß Lernen ihm schwer fällt, fast jene Auswicklung behindert, weil bei ihm der Bau der formalen Verstandesfähigkeiten, jener anderen Anlage analog, in einer komplizierteren Struktur längere Zeit zum Auswachsen bedarf, um in Kongruenz mit jener Anlage zu geraten, und Dinge schwieriger fassen kann, die sich im eigenen Innern noch nicht gelöst, während der Durchschnitt, bei dem jene Anlage gering, einzig mit dem verstandlichen Fassungsvermögen aufnimmt, d. h. lernt, was ihm vorgedacht wurde. Wer somit nichts „in sich hat", hat auch keine Entwicklung. Ein solcher Mensch muß lernen, während der produktive, sich entwickelnde Mensch im eigentlichen Sinne nichts zu lernen vermag. Er hat nur einige Data nötig, um von da aus alle Dinge eigen und aufs Neue zu durchdenken. Was andere vor ihm gedacht, ist ihm nichts; und wenn es sich um bedeutende Dinge handelt, so gewinnen sie erst Leben für ihn in dem Augenblick, da ihr Inhalt sich in seiner eigenen Anlage löst. Daher steht auch der originelle Künstler ganz auf eigenen Füßen, und es sind seine Werke unsterblich. Ihre Zeit kehrt wieder, mag eine augenblickliche Strömung sie verdunkeln, nie verlieren sie — der Fabrikware gleich — an eigentlichem Wert. Der produktive Mensch denkt eben organisch nicht nur begrifflich, und diese Denkart ist wiederum vornehmlich der germanischen Rasse eigen. Gerät bei derartig Veranlagten der Kontakt zwischen begrifflichem Denken und seelischem Erfassen — wie wir ihn oben hinsichtlich der Traumtätigkeit schilderten — in Störung, so neigen sie eher als andere zu jenen Erscheinungen der Hell- und Doppelsichtigkeit, wie denn auch die germanische Rasse die größte Zahl religiöser und visionärer Ertatiker hervorgebracht hat, zurück bis aufs alte Indien. So wächst seine Individualität nach ihren eigenen Gesetzen, Zelle an Zelle bildend, bis die Persönlichkeit die Kongruenz mit ihr, und sie mit dem neuen Erleben der Außenwelt erreicht hat und reif ist zu sterben. Das Leben ist also ein Auswicklungsakt, der garnicht anders vor sich gehen konnte, wie er beim Einzelnen vor sich geht. Seine Fähigkeiten, die sein Schicksal sind, schlummern in den Tiefen der Individualität, dem Organ der Vererbung — dem Träger des reinen Ich — als Summe des irdischen Wandels seiner Ahnen. —

Hinsichtlich des eigentlichen Gestaltungsaktes, also der Sichtbarmachung der inneren Schöpferwelt — die je nach dem Grad der Individualität identisch ist mit dem Inhalt eines Zeitalters, oder wie bei den Allergrößten mit dem der

Menschheit — bedarf es zur Ausformung sowohl der reichsten Wechselwirkung empirischen Erlebens wie der ganzen Kombination der Grundgesetze des Verstandes, um Gestaltung zu formen, für deren überzeitliche Gültigkeit sich aus der Wirklichkeit jeder Epoche der Beweis erbringen läßt. Wer nur die feine Kultur der Ganglien besitzt, wie die Romantiker älterer und neuester Zeit, wird ebenso wenig zum formal höchsten Schöpfungs- d. h. Gestaltungsakt befähigt sein, wie das denkscharfe Gehirn zum künstlerisch-organischen. Der Verstand ist entscheidend. In sich selbst Form-Kanon zieht er die Gesetze, die ästhetischen und ethischen, aus der transzendentalen Anlage. Als Typus der einseitigen Fähigkeiten gilt ferner gemeinhin das Weib. Vom Weibe sagt man heute noch: „es denkt mit dem Rückenmark". Und es bedarf in der Tat des Gehirns nicht, um als Weib überlegen wirken und handeln zu können in jeder Situation. Es ist ebenso wenig formal-schöpferisch wie es sittlich, — wenn es nicht als „reine Jungfrau" diesseits aller Sünde bleibt, und somit aber auch diesseits des eigentlichen Lebens, — zur Erlösung des Mannes bedarf. Im Altertum ließ man das Weib unterhalb dieser Sphäre und stellte deshalb die Männerfreundschaft sittlich höher.

Eine gewisse Denkart, die in unsern Tagen teilweise und auf den verschiedensten Gebieten im Vordergrunde stand, nennt man zudem die „feminine". Das Entstehen solcher Zustände innerhalb eines Teiles der Gesellschaft ist physiologisch nicht zu erklären und mag auf den Urtrieb der Artwandlung zurückzuführen sein. Ihre Erscheinungsform ist meist mit Degenerationsanzeichen verbunden. Es gibt ganze Epochen solcher einseitigen Ganglienverfeinerung, die diese „feminine" Denkart kennzeichnet. Sie folgen gewöhnlich auf eine einseitige Herrschaft des Verstandes und sind vielleicht dazu angetan, die Art zu erhöhen; wenn auch womöglich nur indirekt den Gegentypus. Wie so die Romantik zu Anfang des 19. Jahrhunderts als eine solche Epoche gegen den Rationalismus des 18. Jahrhunderts betrachtet werden könnte, sind ähnlich die beiden letzten Dezennien als Rückschlag auf den Materialismus der Naturwissenschaften anzusehen mit seinen allzu demokratischen Zielen. —

Die letzte Generation der jungen Künstler — und das bildet ihren eigentümlichen Gegensatz zum übrigen Volksganzen und seinen eigentlichen wirtschaftlichen und politischen Trägern — stand entschieden unter dem Zeichen einer solchen einseitigen Ganglienverfeinerung, und die Werke ihrer typischen Vertreter, man könnte bei Richard Wagner beginnen, der von der alten Romantik seinen Ausgang nimmt, aber alle Anzeichen der ihm folgenden, die Kunstjugend bis heute belastenden Modernität verkörpert, bis zu Friedrich Nietzsche, der weniger davon ausging, als in sie hineinwuchs, und gerade deshalb das Bedürfnis empfand, sie zu überwinden, bleiben daher zumeist in der lyrischen Intuition stecken, in der Farbe — der nervösen Steigerung des Details — Zeichnung und Komposition fehlten — in einseitiger Subjektivität, an Stelle der schwellenden, ungebrochenen, allgemeinen Lebensfülle, die zum Drama drängte. Der Unterschied zwischen diesem

Kunstschaffen und dem letzter Vollendung ist der gleiche wie jener zwischen der Empfindungsart von Mann und Weib (und daher auch das Vorrücken des Weibes und seine Bekämpfung durch den effeminierten Mann). Das Weiblich-Einfühlende mit all seinen erhitzten und erhitzenden auf den Augenblick berechneten Absichten und Wirkungen war vorhanden. Das Männlich-Gestaltende, das kühl an den Grund der Dinge rührt und sie mit unerbittlicher Logik ins Zeitlose transponiert, fehlte. Zur Hervorbringung der höchsten Kunstwerke aber bedarf es beider Anlagen, der weiblichen wie der männlichen, d. h. der aufnehmenden Einfühlung, wie des formkombinierenden durchbildenden Verstandes; gleichwie zur Zeugung der Vereinigung von Mann und Weib. Das Schaffen der lyrisch Modernen glich vielfach dem Zeugungsakt jener niederen Wesen, die sich durch Teilung ihrer selbst fortpflanzen, die nur Ganglien, nur zellulares Werden sind, die alles in sich aufnehmen, verarbeiten, absondern. Das Urbild des vollendeten Künstlers ist gewissermaßen eine Verschmelzung von Mann und Weib, welche oft sichtbar hervortretenden Eigenschaften ihn deshalb auch vom generell uniformeren Durchschnitt unterscheiden. Dabei sei erwähnt, daß jener Typus, der die Zukunft in etwa vorwegnimmt, eher ein wenig zum Femininen neigt: Lionardo, Goethe; während jener, der den Ab- und Zusammenschluß einer Kulturepoche bildet, fast rein maskulin erscheint: Michel Angelo und Shakespeare, auch Rembrandt. Die Modernen, die zu einseitig Weib waren ihrer Anlage nach, bilden daher mehr eine Art Übergangstypus, als ihre Werke von dauerndem Bestand wären, und in Zukunft mehr nur für die Zeitpsyche ein zuverlässiges Rückschlußmaterial bilden, an dem sich alle Stufen der modernen Seele feststellen lassen. Das Verhängnis aller Kleineren ihrer Art ruhte zudem darin, daß sie sich, auf das Leben verzichtend, die eigentliche Entwicklung abschnitten, indem sie den Ausgangspunkt aller Kunst zum Gegenstand der Kunst machten, und die schöpferische Kraft bald aufzehrten.

Um aber auf den Ausgangspunkt unserer Abhandlung zurückzukommen, d. h. auf die Verwandtschaft von Traum und Schaffen, so könnte man sagen: je reiner der Ausgleich und ungestörter der Hemmungsapparat zwischen Schlaf und Wachen, der Kontakt der beiden Bewußtseinsarten, je eher wird der Künstler zur Schöpfung jener Werke — den Reichtum seiner Anlage vorausgesetzt — neigen, die wir die klassischen nennen; während mit fortschreitender Trennung und Spaltung ihrer Funktionen, die, wie wir oben sahen, den Traumzustand selbst ins Wachen verlegt, er zur Darstellung jener einseitig persönlichen Werke gedrängt wird, die dem Leben fremd, das bunte Schattenspiel aufsuchen, das auf der Grenzscheide zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Tag und Nacht sein Wesen treibt und dazu sich die Subjektivität der Romantiker von einst gleicherweise hingezogen fühlte, wie die effeminierte Rauschkunst der Modernen; denn, um im Bilde zu bleiben: der Traum gleicht gewissermaßen dem Weibe, das gestaltende Wachen dagegen ist das männliche Naturprinzip.

Oscar Wilda, Breslau:
Die schwarze Stunde. Schauspiel in einem Akte.*)

Personen:

Ernst von Hohental, Referendar.
Karl von Werden, Dr. med., sein Freund.
Erna Lübau.
Fritz, Diener bei Ernst.

Zeit: Gegenwart. Ein Herbstabend.

(Ein sehr elegantes Junggesellenheim. Im Hintergrunde rechts Türe, die zum Entree führt, links Portiere, durch die aus dem Schlafgemach der rote Schein einer Ampel fällt. Auf der linken Seite 2 Fenster — rechts ein Sekretär. Ein festlich gedeckter Tisch; auf demselben 2 Flaschen Wein, Schüsseln mit Delikatessen, Fruchtschale, Gedeck für 2 Personen, Wein- und Sektgläser. Auf einem Ständer ein Kübel für die Champagnerflasche. — Büffet, Divan, Fauteuils, ein runder Tisch mit Decke. Auf dem Konsol eines großen Spiegels 2 hohe Gläser mit Rosensträußen. Auf dem Sekretär ein weibliches Bildnis in reichem Stehrahmen. Das Gemach ist hell beleuchtet von einer elektrischen Krone, einer großen Stehlampe mit seidenem Schirm und einer elektrischen grünbeschirmten Lampe auf dem Sekretär.)

Ernst (sitzt am Sekretär und schreibt).

Fritz (setzt die Champagnerflasche in den Eiskübel): Haben der gnädige Herr noch etwas zu befehlen?

Ernst (während er die Adresse auf das Kuvert schreibt): Hast du auch nicht die Sektgläser vergessen?

Fritz: Es ist alles besorgt, gnädiger Herr, der Sekt ist auf Eis gestellt, die beiden Bernkastler Doctor stehen auf der Tafel.

Ernst: Es ist gut!

Fritz: Soll ich die Blumengläser auf den Tisch stellen?

Ernst: Laß das! — werde das selbst besorgen. (Erhebt sich, mit dem fertigen Brief in der Hand, wirft einen Blick auf die Tafel.) Recht hübsch! Diesen Brief sofort expedieren, Fritz.

Fritz: Sehr wohl, gnädiger Herr!

Ernst: . . . Das heißt . . . Du mußt ihn zum Hauptbahnhof bringen, er soll mit dem Abendzuge mit.

Fritz: Jawohl, gnädiger Herr!

Ernst: Du brauchst dich beim Rückwege nicht beeilen. Vor zwei Stunden werde ich deiner nicht bedürfen, verstanden?

Fritz: Ich verstehe, gnädiger Herr. . . . Ist vielleicht noch etwas aus der Stadt mitzubringen?

Ernst (nachdenkend): Wart' mal — nein, werde das lieber morgen selbst abmachen.

Fritz (bleibt stehen): Verzeihen, gnädiger Herr.

Ernst (ungeduldig): Na, was gibt's denn noch?

*) Uraufführung im Breslauer Lobetheater am 13. Mai 1915.

Fritz: Ich hatte ganz vergessen, dem gnädigen Herrn auszurichten, — Herr von Werden war heute nachmittag da, er bedauerte, den gnädigen Herrn nicht getroffen zu haben, er wollte heute abend wiederkommen!

Ernst (ärgerlich): Mensch — und das sagst du mir jetzt erst — Himmelherrgott . . . alter Döskopp.

Fritz: Nehmen's der gnäd'ge Herr nicht übel. Es soll nicht mehr passieren, (kleinlaut) der Herr von Werden kann jeden Augenblick hier sein.

Ernst: Ich bin jetzt für Niemand zu sprechen — (Fritz wirft unwillkürlich einen Seitenblick auf die festliche Tafel) für Niemand zu sprechen. Und nun geh — halt, du wirst zusehen, daß du Herrn von Werden abfängst, und wirst ihm sagen, ich sei nicht zuhause, verstanden?

Fritz: Sehr wohl, gnädiger Herr! Und der gnädige Herr sind mir doch nicht mehr böse?

Ernst: Na, nimm dir nur den Döskopp nicht zu sehr zu Herzen, Alter. — Aber nun 'n bißchen dalli.

(Fritz ab.)

Ernst (geht zum Spiegelkonsol, nimmt die beiden Blumengläser und stellt sie auf den Tisch; holt dann vom Konsol eine Schale mit Blüten, die er auf die Tafel streut. Geht zum Sekretär, betrachtet innig das Bild und küßt es): Erna — meine Erna! (Pause, sieht nach der Uhr.) Noch eine Viertelstunde. Wie lang wird diese Viertelstunde sein! (es klingelt.) Sollte Erna schon kommen? (er geht öffnen, enttäuscht.) Du bist's Karl — das ist — ich bin —

Karl (im Eintreten, lachend): — nicht zuhause — ich weiß, alter Freund.

Ernst: Hat dir Fritz nicht —

Karl: Dein Fritz hat alles getreulich ausgerichtet, alter Kronensohn, aber, Freundchen, die Abwesenheit des Herrschers pflegt man nicht durch solche verschwenderische Illumination zu feiern.

Ernst (eilt schnell an die Fenster, zieht die nicht völlig geschlossenen Vorhänge eilig ganz zu).

Karl (lacht): Und dann, siehst du, ich habe eine feine Nase — wenn ich nicht (er sieht sich um) Rosen hier sähe, würde ich odeur de femme voraussetzen — es liegt etwas in der Luft.

Ernst: Lieber Karl, es tut mir leid, — ich bin augenblicklich pressiert —

Karl: Du erlaubst doch, daß ich ablege (er zieht den Überzieher aus). — Das tut mir aber wirklich leid, zumal ich da einen Schampus sehe — weißt du, ich habe gerade fabelhaften Appetit auf Schampus.

Ernst (verlegen): Lieber Freund —

Karl: Aber ich kann deine liebenswürdige Einladung leider wirklich nicht annehmen.

Ernst: Ich bitte dich —

Karl: Dränge mich nicht — es geht beim besten Willen nicht — obwohl ich, wie gesagt, kein Gegner von Madame Clicquot bin und Rosenduft mir auch nicht zuwider ist —

Ernst: Du spottest, Karl. Aber jedenfalls wirst du begreifen —

Karl: O ja, einigermaßen begreife ich. Und ich will dir meine werte Gesellschaft nicht lange gönnen. Der Zweck meines Besuches wird, denke ich, bald erreicht sein . . . Apropos, du kennst doch Schopenhauers schönes Sprüchlein von der Freundschaft in der Not . . .

Ernst: Weißt du, für deinen Schopenhauer, den Welt- und Frauenverächter, habe ich nie viel übrig gehabt —

Karl: Und jetzt ganz besonders nicht, wie? Aber mitunter greift einem der Weise von Frankfurt mit einem guten Axiom sehr angenehm unter die Arme. Also Schopenhauer sagt: Freunde in der Not wären selten? Im Gegenteil, kaum hat man mit Jemand Freundschaft gemacht, so ist er auch schon in der Not und will Geld geliehen haben. Verstehst du?

Ernst: Ja, was soll das?

Karl: Aber, mein Lieber, so ein Freund in der Not bin ich nämlich.

Ernst: Kann ich dir mit etwas dienen?

Karl: Nicht wahr, du wüßtest nichts, was dir angenehmer wäre. „Dem Mann kann geholfen werden." Also: ich habe gestern scheußliches Pech gehabt; wir haben mal bißchen die Harmlosen gespielt, und da habe ich einen schönen Batzen verpokert. „O, meine güldenen Dukaten, wo seid ihr hingeraten!"

Ernst: Mit wieviel kann ich dir aushelfen?

Karl: Weil du es bist, fordere ich nicht unter 200 M'chen. Ich will dich nicht kränken.

Ernst (geht an seinen Sekretär, holt ein paar Scheine heraus): Wenn es 300 sein dürfen!

Karl: Ich bin kein Unmensch, dir kann ich wirklich nichts abschlagen (er steckt die Scheine ein). Und ich nehme auch eine Zigarette von dir ohne Bedenken an.

Ernst: Verzeih', ich bin unaufmerksam (er bietet ihm sein Etui an, Karl nimmt sich eine Zigarette, Ernst gibt ihm Feuer).

Karl: Dafür wirst du nachher um so aufmerksamer sein — wenn ich fort bin.

Ernst: Du errätst — ich erwarte Besuch.

Karl: Ich, ich errate — ich errate auch, wer dich besucht.

Ernst: Das glaube ich nicht — natürlich ist es eine Dame, das vor dir jetzt zu verhehlen, wäre lächerlich. Aber um so eher wirst du begreifen, — daß aus Gründen der Diskretion — so lieb mir dein Besuch sonst ist —

Karl: Aber selbstverständlich! Es wäre ja für Fräulein Erna immerhin recht peinlich, wenn —

Ernst (erregt): Wie kommst du auf Fräulein Erna —.

Karl: Das liegt doch so nahe — so nahe, wie Liebe und Sünde —

Ernst (unwillig, entschieden): Ich bitte, das liegt keineswegs nahe.

Karl: Aber so einen alten Roßtäuscher wie mich wirst du doch nicht hinters Licht führen wollen? — So wie Ihr Beide miteinander steht —

Ernst: Wenn du weißt, wie Fräulein Erna und ich miteinander stehen, und wenn du das Mädchen kennst, — dann darf es dir eben nicht nahe liegen, daß Erna — Fräulein Erna zu mir kommt. Darauf dürftest du nicht verfallen, denn es ist eben etwas ganz Wunderbares, das Unerwartete —

Karl: Ah, Freundchen, du verrätst dich. Gib das Komödienspielen auf.

Ernst: Karl, gib mir dein Ehrenwort —

Karl: Du hast es — (er reicht ihm die Hand) obwohl es dessen nicht bedarf.

Ernst: Es ist nun besser, ich gesteh es ein: ja, Erna kommt zu mir — aber wenn du wüßtest, welcher Mühe, welcher Beschwörungen es bedurft hat, sie dazu zu bewegen! Ein Opfer, das sie ihrer strengen Tugend abgerungen hat, ein Opfer, das nur aus der Tiefe einer unermeßlichen Liebe gebracht werden konnte, und ein Beweis des höchsten Vertrauens ist so glücklich war kein Mensch vor mir —

Karl: Das Opfer haben unzählige Frauen vor ihr gebracht, es ist ein ganz amüsantes Opfer.

Ernst: Andere Frauen — diese Gleichstellung ist beleidigend — bei jenen ist's Leichtfertigkeit, sagen wir allzu willige Hingabe gewesen; bei Erna ein Emporschwingen zu Höhen, auf denen sie die andern ihres Geschlechtes tief unter sich läßt. Nur wer nachfühlen kann, was es ein Mädchen wie sie gekostet hat, weiß das Große dieser Tat zu würdigen. Es ist der höchste Beweis ihrer Liebe —

Karl: Und sie fürchtet sich nicht vor — deiner Liebe?

Ernst: Sie weiß, daß sie mir unantastbar ist, wie eine Heilige, — daß hier in diesen Räumen nicht ein unreiner Gedanke sich an sie heranwagen wird.

Karl: Holla — die Sache scheint mir ernsthaft —

Ernst: Was glaubtest du? — Ist bei einem Mädchen wie Erna etwas anderes denkbar! Karl, bei unserer Freundschaft — ich kann's nicht dulden, daß du so sprichst.

Karl: Hör' mal, mein Junge, hast du dir die Sache auch ordentlich überlegt? Was soll daraus werden?

Ernst: Was daraus werden soll? Naive Frage. (mit tiefem Ernst) Zwei Glückliche, für's Leben verbunden, bis der Tod sie scheide.

Karl: Und denkst du auch an deine Eltern? Werden die ohne weiteres Ja und Amen sagen?

Ernst: Es gibt für uns kein Hindernis. Ich liebe Erna, und die Gewißheit ihrer Liebe leiht mir Kraft zu allem — freilich, wenn ich die nicht hätte —

Karl (zuckt die Achseln).

Ernst: Du kennst mich und sie, du hast uns oft genug beisammen gesehen — hast du nicht auch die Überzeugung, daß sie mich liebt — hast du irgend einen Grund, daran zu zweifeln, sprich!

Karl: Die Beantwortung solcher Frage ist eine kitzlige Sache. Mir ist um meine Haut bange.

Ernst: Sprich!

Karl: Darf ich frei von der Leber sprechen, ohne Gefahr . . .

Ernst: Ich werde die Zähne zusammenbeißen — rede Wahrheit!

Karl: Hm — lieber Freund, die 300 Mark verpflichten mich ja eigentlich zur Unaufrichtigkeit, doch du würdest mich verachten, wenn ich mich bestechen ließe. — Also frei heraus: Die Kleine — pardon — das Fräulein liebt dich, wie eben ein wohlerzogenes Mädchen, das nichts als eben seine Wohlerzogenheit und seine schöne Larve hat, einen jungen Mann, den der Nimbus des Millionärs umgibt, der kein Krüppel ist und über einen leidlich hübschen Schnurrbart verfügt, zu lieben ausgiebige Veranlassung hat —

Ernst: Mit nackten Worten: Du willst sagen, daß sie mich vorwiegend meiner Börse wegen „liebt".

Karl: Habe ich's noch nicht gesagt?

Ernst: Ich muß gestehen, du bist mehr als aufrichtig.

Karl: Du meinst grob? Grob und aufrichtig sind heutzutage Synonyma.

Ernst: Ich bin gewiß nicht eitel — aber hältst du es denn für ausgeschlossen, daß ein Mensch noch anderes Schätzenswerte an mir findet, als das vermaledeite Gold!

Karl: Schilt mir das Gold nicht! . . . . Gewiß, — wenn dieser Mensch ein Mann ist, wie ich zum Beispiel.

Ernst: Laß die Scherze. Bin ich wirklich ein so armer Reicher? . . . Oft in Stunden bangen Zweifelns habe ich mir die Frage vorgelegt: womit ich die Liebe dieses herrlichen Geschöpfes aufwiegen könnte. Was kann ich ihr bieten, das ihrer würdig wäre . . . . Ist es denkbar, daß einem Menschen wie mir, einer Alltagsnatur, ein solches Glück vor anderen beschieden sein sollte! . . . .

Karl: O Schwärmer — Schwärmer!

Ernst: — daß sie mich, gerade mich, den Unbedeutendsten, Unwürdigsten auserwählt unter so vielen durch Geist und Mannesschönheit hervorragenden Verehrern —

Karl (trocken): Die nichts haben.

Ernst: Mensch . . . ich bitte dich, mache mich nicht rasend . . . Du urteilst aus der Kälte deiner Menschenverachtung heraus . . .

Karl: Die Menschen kennen, heißt noch nicht sie verachten. Miß du sie mit dem Maße deiner phantastischen Vorstellung — und du wirst sie natürlich klein finden. Gewöhne dich daran, sie zu nehmen, wie sie sind, und ereifere dich nicht, daß sie nicht anderes sind.

Ernst: Wenn sie nicht das wäre, wofür ich sie halte — wofür sie sich ausgibt — wenn ihre Liebe Trug — oder berechnende Übertreibung eines banalen Alltagsgefühls wäre — dann ist alles Lug, was aus Weibermunde kommt, dann gibt es keine Liebe . . . Doch nein, tausendmal nein! Die Erfahrungen, die du gemacht hast, bei den Weibern, die du genossen, mögen dich zu so erbärmlicher Lebensphilosophie berechtigen —

Karl: Du willst bitter werden, lieber Freund —

Ernst (fortfahrend): Aber soll ich deshalb durch eine graue Brille in die Welt sehen, weil du echte, wahre Liebe nie gefunden hast, weil du nur weibliche Sinnlichkeit und Genußsucht und nicht die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit des liebenden Weibes begreifen gelernt hast?

Karl: Weibliche Hingebung? — Weibliche Aufopferung? — Hm.

Ernst: Was meinst du?

Karl: N — na, sofern ich dich recht verstanden, hast du von ihrer — weiblichen Hingebung den unzweideutigsten Beweis noch nicht erhalten . . .

Ernst: O pfui. — Doch was versteht ein Zyniker wie du von dem Fühlen und Kämpfen eines ehrbaren Mädchens, das die Gebote der Scham und der Ehre in den Anfechtungen des Blutes, in dem schmeichelnden Werben der Liebe zu achten sich abringt. — Da ist was Heiliges . . .

Karl: Nun, ich sehe nichts Heiliges. „Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß" . . . .

Ernst: O ich verstehe dich, — der große Rechenkünstler findet für alles eine Taxe.

Karl: Aber, lieber Freund, wozu immer die großen Worte? (parodierend) „Ewige Liebe" — „Dein bis in den Tod" — „Mit dir sterben, welche Seligkeit!" Na, es hört sich ja ganz schön an im Moment des Rausches, der Ekstase, d. h. im Moment des unbewußten Betrügens und Sichbetrügens — aber daran glauben in normaler Verfassung, — das ist Unvernunft — das ist lächerlich — ich muß sagen: es ist empörend!

Ernst: Ja, du meinst, es gebe nur große Worte ohne Inhalt! Und daß ein reines Mädchen eher sein Leben als seine Ehre hingibt, ist dir ein Märchen.

Karl: Leben — Ehre! Die Frauen haben diese, sie zu verlieren, jenes, um es festzuhalten und auszukosten. Und wenn deine Kleine — dein Fräulein

Braut in dem e i n e n Punkte eine Ausnahme machen sollte, so sicher nicht in dem andern. Glaube mir, sie will l e b e n , l e b e n mit allen Sinnen, und sie würde sich — trotz ihrer unermeßlichen Liebe — für den reizendsten Tod in deiner sonst sehr angenehmen Gesellschaft, für das stilvollste Sterben in Schönheit schönstens bedanken.

E r n st: Ja, sie liebt das Leben, wie ich es liebe, wir lieben es um so glühender, als es uns jetzt seine schönsten Blütenkränze entgegenbringt. Aber was gälte uns dies Leben, wenn Eins das Andere entbehren müßte, wie armselig wäre es gegen die Seligkeit gemeinsamer Vernichtung. So fühle ich — und daß s i e so fühlt, diese Überzeugung steht auf zu festem Grunde, als daß deine zynische Skepsis sie zu erschüttern vermöchte.

K a r l: Dieser feste Grund ist ein — Weiberwort.

E r n st (zusammenfahrend): Horch, ging da nicht die Klingel? (Er sieht nach der Uhr.)

K a r l: Ich hörte nichts. Indes, du hast Recht, es ist hohe Zeit, daß ich das Feld räume. Lebewohl, lieber Phantast, verliere nicht ganz den Boden dieser wohlgegründeten Erde unter den Füßen — möge der heutige Abend ein Tag von Damaskus für dich werden. Vielleicht wird einmal umgekehrt aus einem gläubigen Paulus ein ungläubiger Saulus. Ich suche vielleicht noch heute den Saulus hier!

E r n st: Laß das — Willst du noch eine Zigarette auf den Weg nehmen?

K a r l: Mit Wollust. (Er zündet die Zigarette an, Ernst hilft ihm sehr beflissen in den Überzieher. Im Hinausgehen von Ernst begleitet) . . . Na — und den Dank, Dame, begehr' ich nicht, nämlich für meinen ehrlichen Freundesrat. (draußen) Adio . . . und viel Vergnügen.

E r n st (draußen): Lebewohl!

E r n st (allein. Geht unruhig, nervös im Zimmer auf und ab, wirft sich in einen Sessel, — fährt lauschend empor, geht zur Tür, späht hinaus — kehrt enttäuscht zurück, geht wieder mit den Zeichen heftiger Erregung auf und ab, bleibt vor dem Schreibtisch stehen, nimmt das Bildnis Ernas in die Hand, betrachtet es; weicher werdend, murmelt:) Nein, nein! (Küßt das Bild, setzt es wieder an seine Stelle. Geht auf und ab, nimmt eine Broschüre zur Hand und versucht zu lesen, wirft aber das Heft bald zur Seite. Springt auf, — sieht nach der Uhr.) Sie hält nicht Wort . . Erna — Erna! . . . (Es klingelt.) Endlich! (Er eilt hastig zur Türe. Man sieht, als er sie geöffnet, die Entreetür, auf deren Scheiben von mattem Glase sich der Schatten einer weiblichen Gestalt abzeichnet. Ernst mit unterdrücktem Jubel:) Sie ist es! (Er öffnet die Entreetüre.) Willkommen, Geliebte! (Will sie stürmisch umarmen.)

E r n a (ihn matt abwehrend, mit Kennzeichen der durch Erregung erzeugten Erschöpfung): Ernst — ich bitte dich — laß — die Türe — . . .

E r n st (schließt die Entreetüre, geleitet Erna, sie sorglich führend, zu einem Sessel): Mein Gott — wie erregt du bist — was ist dir, liebes Herz? (Er läßt Erna in einen Fauteuil sinken, kniet vor ihr nieder, ihre Hand in der seinen haltend.)

E r n a: . . Ich hätte nicht kommen sollen — Es ist unrecht von mir . . .

E r n st: Erna, sprich nicht so — (Er küßt ihre Hand.)

E r n a: Ich setze meinen Ruf aufs Spiel.

E r n st (mit leisem Vorwurf): Doch nicht deine E h r e! Ich hab's dir gelobt — traust du mir nicht?

E r n a: Wäre ich sonst gekommen? Aber, Lieber, die Welt urteilt nach dem Schein . . . und es verstößt doch gegen die Sitte . . .

Ernst: Erna . . . o, wie kalt das klingt — Ruf und Sitte und Moral — hat wirkliche Liebe so vernünftige Bedenken?

Erna: Ach, ihr egoistischen Männer. Verlieren wir nicht gar zu leicht Eure Liebe, wenn wir die Achtung der Welt verloren haben? . . . Wenn du wüßtest, welche Angst ich ausgestanden! An der Ecke traf ich deinen Freund Werden — er erkannte mich trotz meines Schleiers . . . mir war's, er lächelte ironisch, als er grüßte, — als ob er wüßte . . . wie mir der Mensch zuwider ist — (auf eine Bewegung Ernst's hin) Verzeih', er ist dein Freund. — In der Haustür wollte ich wieder umkehren . . . doch du hättest mir gezürnt, ich hatte es versprochen. Und als ich hier oben vor deiner Türe stand und zagte und zögerte, ob ich klingeln sollte, hört' ich jemand von oben herabkommen . . . ein Mann . . . mir klopfte das Herz zum Zerspringen; er schaute mich prüfend an . . und ich ging weiter, an ihm vorüber, ein, zwei Treppen, und mir war's, als käme er hinter mir her . . . Gott, was hätte ich getan!

Ernst (zärtlich ihre Hände streichelnd): Armes Närrchen!

Erna (plötzlich leidenschaftlich werdend, Ernst umfassend): Ach, Ernst, — Ernst, wirst du mich auch nicht verlassen! Ach, ich überlebt' es nicht!

Ernst: Kannst du fragen, kannst du zweifeln?

Erna: Ach, ich glaub' dir ja, ich glaub' dir; ich weiß, daß du mich liebst. Du mußt mich ja lieben, weil ich dich so grenzenlos liebe.

Ernst: Nun, ist da nicht alles gut, Geliebte?

Erna: Alles? Und deine Eltern? Wird dein Vater eine so arme Schwiegertochter willkommen heißen?

Ernst: Liebes Kind — wir brauchen nicht auf Geld zu sehen —

Erna (wider Willen lebhaftes Interesse verratend): Ist dein Vater wirklich so ungeheuer reich? Ist es wahr, daß er so viele Schiffe auf dem Meere hat? Daß man ihn den Seekönig nennt. Daß er auch am Gardasee eine Villa besitzt? Und ein Palais in Berlin?

Ernst (befremdet): Woher weißt du das alles?

Erna (sich fassend): Ich — ach — ich . . .

Ernst: Ich habe es vermieden, zu dir von meinen Eltern zu sprechen — das hatte seine Gründe —

Erna: Ja, du bist mir stets ausgewichen, du Böser, wenn ich nach ihnen fragte — du sprachst von deiner tiefen Liebe zu ihnen und zugleich von einer Entfremdung zwischen Sohn und Eltern, die freilich nicht andauern könne und werde — aber darüber dürfe dir nichts über die Lippen kommen. Und ich schwieg, obwohl mir oft und oft die brennende Frage nach den deinen aufstieg — ach, sind uns nicht die Eltern des Geliebten teuer wie die eigenen? Liebte ich nicht deine Mutter um deinetwillen, ohne sie zu kennen, mit aller Wärme kindlichen Gefühls? . . . Nicht wahr, deine Mutter ist eine ungewöhnliche Frau —

Ernst (einfach): Das weiß ich nicht, (innig) sie ist meine Mutter!

Erna: Das sagt alles!

Ernst: Doch du wolltest mir erklären —

(Schluß folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Die Gemeinwirtschafts-Idee.

Dem Reichswirtschaftsminister Wissell ist die richtige Erkenntnis gekommen, daß der Unwille gegen die Regierung, der in den Massen dauernd steigt, in erster Linie auf die Nichterfüllung der wirtschaftlichen Hoffnungen zu setzen ist. Die wirtschaftliche Krisis hat sich in gefährlichem Grade weiter verschärft; ganz das Gegenteil von all den vielen Versprechungen hat sich erfüllt. Wissell stellte mit anzuerkennender Objektivität fest, daß die Regierung und die Partei der Rechtssozialisten an der weiteren Zuspitzung der Krisis zu einem guten Teil mit die Schuld tragen. Dies ist in der Tat so. So erleben wir gegenwärtig wieder einmal eine Streikwelle. Sie erstreckt sich insbesondere auf das Verkehrsleben. Teilstreiks der Eisenbahner sind ausgebrochen, ein Generalstreik kann sich leicht daraus entwickeln. Welche Ursache hat dieser Streik? In erster Linie kommt das wirtschaftliche Moment in Frage. Anfang März des Jahres traten die Arbeitervertreter an die Eisenbahnverwaltung mit dem dringenden Ersuchen heran, nun endlich mit dem Preisabbau zu beginnen, da sie sonst eine Lohnerhöhung verlangen müßten. Hierzu hat sich die Regierung nicht geäußert. Erst nachdem Ende April die Arbeiter ihre Forderung gewissermaßen in einem Ultimatum bekannt gaben, gab die Regierung am 7. Mai die Erklärung ab, daß sie die Forderung der Arbeiter um Erhöhung des Stundenlohnes (um 1 Mark) zu recht anerkenne, aber nicht in der Lage sei, die Lohnerhöhung zu bewilligen, sie wolle darum energisch und unverzüglich den Preisabbau betreiben. Ein Preisabbau ist nicht erfolgt — weil er auch nicht künstlich erfolgen kann — vielmehr sind die Preise enorm weiter gestiegen. Nachdem nun der Unmut der Arbeiterschaft begreiflicherweise stark angewachsen ist, findet die Regierung noch keine Zeit, in Verhandlungen einzutreten, sondern verschiebt dieselben von Tag zu Tag. Dafür ist nun teilweise der Streik ausgebrochen; beharrt die Regierung weiter auf ihrem Standpunkt, dann ist der Generalstreik unvermeidlich. In der Erkenntnis, daß es wie bisher nicht mehr weitergehen kann, will nun Wissell den „neuen" Weg beschreiten, nach seiner Meinung, den Weg des konsequenten Sozialismus.

Wissell hat mit seiner Weimarer Parteitagrede bei seinen Kabinettskollegen, wie bei verschiedenen Parteigenossen, eine heftige Opposition hervorgerufen. Auch die Unabhängigen wollen nicht viel von Wissells Planwirtschaft wissen. Sie alle aber sind auf dem falschen Wege; denn fast ohne Unterschied haben sich bisher alle Sozialdemokraten und sogar auch die Kommunisten für eine planmäßige Wirtschaft ausgesprochen, naturgemäß sind nur die Grenzen in den verschiedenen Auffassungen nicht die gleichen. In den radikalen Kreisen ist man deshalb nicht mit Wissells Idee einverstanden, weil man die wirkliche Lösung von der Vollsozialisierung erhofft, in der Planwirtschaft aber nur einen gewissen Ersatz für die Sozialisierung erblickt. Wissell sieht wohl auch ein, daß im Augenblick die durchgehende Sozialisierung unmöglich ist, er will aber doch zur Verwirklichung des Sozialismus schreiten. Seine Planwirtschaft ist aber ebenso verhängnisvoll wie die sofortige Sozialisierung.

Die Planwirtschaft setzt voraus, daß wir genau über die Bedingungen und Grundlagen des Wirtschaftsprozesses unterrichtet sind. Dies ist aber nicht der Fall. Ja, man hat sich gerade auch in sozialdemokratischen Kreisen — solange man noch Zeit dazu hatte — recht wenig um die Schaffung einer systematischen Wirtschaftskunde gekümmert. Man kann zumindest solange nicht von planmäßiger Wirtschaft sprechen, solange man im Unklaren über den Wirtschaftsprozeß selbst ist. Die gründliche und allumfassende Durchdringung der wirtschaftlichen Zusammenhänge läßt sich nun aber auch nicht plötzlich bewerkstelligen. Dies müßte Wissell wohl auch einsehen, oder glaubt er ohne dieses Wissen nach der bisherigen Theorie das Wirtschaftsleben meistern zu können? Es ist immer wieder die Tatsache, die ich hier schon fortgesetzt festgestellt habe, daß wir über die Zusammenhänge und Funktionen im Wirtschaftsleben noch völlig unorientiert sind. Hier liegt der Punkt, an dem alle Sozialisierungsbestrebungen scheitern müssen! Denn bei Erkenntnis der Bedingungen des Produktionsprozesses muß man zu der Überzeugung kommen, daß die Individualität noch nicht überwunden ist und man sich über diese Tatsache nicht kurzerhand hinwegsetzen kann. Diese Grundlage hat unsere Kriegswirtschaftspolitik verlassen und sie hat uns zu dem gegenwärtigen Chaos geführt. Gewiß mußte im Interesse der allgemeinen Volksernährung eine besondere Wirtschaftspolitik geführt werden, da die „freie" Organisierung der Wirtschaft sich in Unkenntnis der Notwendigkeit derselben bis zu Kriegsbeginn, insbesondere was die Konsumenten anbetraf, nur schwach entwickelt hatte.

Die Wissellsche Plan- oder Gemeinwirtschaft ist nun keineswegs ein Abgehen von der bisher befolgten Kriegswirtschaftspolitik: sie ist vielmehr eine Verstärkung der Zwangswirtschaft. Damit ist ihr von vornherein eingeimpft, daß sie das wichtige Produktionsproblem nicht lösen wird. Die Produktion wird nicht im notwendigen Grade gesteigert werden können, vielmehr ist eine Verminderung zu erwarten. Wo will aber Wissell die notwendige Beamtenschaft hernehmen, die zur Neuorganisation notwendig ist und die die Vergrößerung des Apparates bedarf? Wir müssen bedenken, daß wir auch nach den Abtrennungen verschiedener Landesteile 14 Millionen Haushalte haben werden. Und wir müssen doch wohl anerkennen, daß die Privatwirtschaft, deren hauptsächlichste Art die Familienhaushaltung darstellt, das grundlegende Moment in unserer Versorgungswirtschaft ist. Die Staatskontrolle muß sich auch auf diese Zwerggebilde erstrecken, wie wir es ungefähr

gegenwärtig schon bei dem Kartensystem haben. Man wendet wohl ein, daß die einzelne Haushaltung im großen und ganzen sich keine besondere Extravaganzen leisten kann und daß gelegentliche Überschreitungen die Allgemeinheit nicht sonderlich schädigen werden. Nun, diese Extravaganzen machen zusammengenommen ein ansehnliches Objekt aus, genau wie die nicht registrierten Gartenfrüchte zusammen einen wichtigen Bestandteil der Volksernährung darstellen und tatsächlich auch ausmachen. Wenn man weiter bedenkt, daß schließlich sogar diese besonderen Aufwendungen mehr als die Hälfte ausmachen können, wie es doch vielfach jetzt der Fall ist, dann wird man nicht bestreiten, daß der Kontrollapparat äußerst umfangreich und vielgestaltig sein muß. Damit erheben sich auch die Bedenken, ob die Schaffung einer solchen Instanz überhaupt möglich ist. Von besonderer Bedeutung ist doch noch hierbei, daß Beamte gefunden werden müssen, die moralisch unanfechtbar sind. Die Regelung dieser Frage ist aber die schwierigste. Es soll hiermit nicht gesagt werden, daß nicht Männer vorhanden sind, die den ehrlichen Willen haben, für die Allgemeinheit zu wirken, ob diese alle aber auch die nötige Kenntnis der Dinge haben werden, das ist entscheidend.

Ein weiterer Irrtum ist es auch, wenn angenommen wird, daß der Kampf zwischen Kapital und Arbeit durch die Einmischung des Staates, durch Bildung von besonderen Körperschaften, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammengefaßt sind, aus der Welt geschafft werden kann. Der nun einmal notwendige Kampf zwischen den beiden widerstrebenden Polen muß ausgefochten werden. Wollen wir die Klärung der Verhältnisse, die sich im Kampfe ergibt, durch die sogenannte wirtschaftliche Demokratie vertuschen? Die wirtschaftliche Demokratie ist vorläufig ein Unding. Besonders kein Sozialist könnte dafür eintreten, da damit die Bekämpfung des Kapitalismus unmöglich gemacht wird. Der Kapitalismus hingegen würde nur zu gern diesen Deckmantel aufnehmen und stark weiter Wurzeln schlagen. Die Aufgabe des Staates ist es aber nicht, selbst in den Wirtschaftsprozeß einzugreifen, er soll vielmehr auf dem Boden der politischen Demokratie aufgebaut, die einzelnen Parteien von einer höheren Warte aus betrachten und darauf achten, daß keinem Staatsbürger die politischen Rechte geschmälert werden. Im Rahmen der politischen Demokratie muß es alsdann jeder Partei selbst überlassen bleiben, ihre wirtschaftlichen Kräfte zu organisieren. Hiergegen wird allerdings wieder eingewendet, daß das Proletariat darin von vornherein unterliegen muß, da es wirtschaftlich zu schwach ist und daher der Hilfe des Staates bedarf. Diese Auffassung ist ebenfalls unrichtig. Im Proletariat schlummern ungemein starke wirtschaftliche Kräfte, die nur zu organisieren sind. Man denke nur an die Kapitalien der Gewerk- und Konsumgenossenschaften, sowie der Sparkassengelder, die größtenteils aus Proletarierhänden kommen, dazu an die vollkommene Organisation des Angebots von Arbeitskraft und der Nachfrage nach Konsumartikeln.

Die Planwirtschaftsidee kann hier gegenwärtig nur in kurzen Umrissen beleuchtet werden. Wie von der Kriegswirtschaftspolitik, so muß ich auch von dieser Politik nur eine weitere Verschlechterung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse erwarten. Immer wieder tut es not, darauf hinzuweisen, daß wir einer gründlichen wirtschaftlichen Aufklärung bedürfen. Solange diese Vorbedingung fehlt, solange ist auch kaum an eine Aufbesserung der allgemeinen Wirtschaft zu denken.

Rundschau von Schriften zur Revolution.

Von Dr. A. Ciffrin.

Lieber Freund jenseits der großen See!

Es müßte Dir da draußen leichter fallen, Umschau zu halten über all die Leuchten, all die Kometen — all die Eintagsblinzler, Irrgelichter, die aus dem Schoß dieses Sturmwirbels in die Höhe aufflogen; allein, nichts dringt heraus aus dieser Insel. Hier wimmelt's von Eintagsgrößen. Bruchstücke fliegen auf, von keinem aufgefangen — mit der Geburt zu Eintagsleben verdammt.

All die Massensplitter treiben ohne das Bewußtsein des Massentums. Die große Linie, die man gemeinhin Phantasie nennt, fehlt und gibt dem ganzen Sturm das Aussehen einer regellosen Flucht vor unbekannten Mächten. Das ist unverkennbar aller Schuld.

Man hat zu wenig gelesen. Theorie schien allen grau — weil's ihnen der Größte eingeredet. Nun sind sie ohne Mutter — ohne Wegweiser auf Sturmpfad. Ist er schmal? Gar breit und sumpfig? Bleibt das ideale Ziel, der Ideenfluchtpunkt stets am Horizont der Realitätenwelt haften, dieweil wir in Tiefe straucheln und uns am Ende an die allernächste Strauchwurzel mit allen Lebensorganen klammern?

Jeder kennt Rezepte, verordnet sie — für die „anderen" natürlich, weil ja die Krankheit nur den Nächsten befallen hat. Jeder ist heute Arzt geworden, kaum einer unter hundert hat Medizin studiert; und keiner will Patient sein, sie laufen alle davon. Hans auf der Straße ward Wunderdoktor. Allemal und unentwegt spielt Natur ihre alten, ewigjungen Streiche. Man ölt die Maschine — und vergaß den Dampfofen mit Kohle zu beschicken. — Man ist übers Ohr gehauen, und starrt auf Vergangenheit und blinzelt in die Zukunft. Man kauert und tastet mit dem Auge die Dunkelheit ab . . . .

Ich hab' es entdeckt! Mein Freund jenseits der See, erzähl es allen! Der Massenmaschine fehlt das Geistesschwungrad! Erzähl es ihnen allen. Sie sollen anders lesen. Langsam lesen, mit dem Hirn lesen! Nicht mit dem Auge Meilen Schwarzdruckzeilen überfliegen — und am Ende mit bleischwerem Kopf am Boden kleben bleiben.

Erzähl es allen! Das Geistesschwungrad fehlt.

Man hört kaum eine Uhr ticken. Das ist der Lebenspuls der gewaltigsten Enttäuschung, die je die Erde sah.

* *

Gustav Landauer erzählte uns zuvor in seinen „Briefen aus der französischen Revolution"*) die bedeutungsvollsten Symbole; Leuchtturm und Warnungssignal. Man kennt die Dinge zu wenig. Für mein Gefühl schenkte uns dieser inbrünstige Phantasiemensch das schönste Buch, das in der Vorrevolutionszeit die Öffentlichkeit erblickte. Das schönste Buch! Weil er jene Zeit und jene Menschen selber sprechen läßt. Unverfälscht in ihrer eigenen Stimme, eigenen Klangfarbe aufjauchzen, schreien, seufzen, himmelan ihr Herz springen läßt. Der Ausschnitt einer Welt, die Weltwende ward! Europas Antlitz bis ins Tiefste wandelte. Sein „Aufruf zum Sozialismus"**) ist inbrünstige Geisterbeschwörung. Der Ruf wird in alle

*) Verlagsanstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. Main.

**) Diese Schriften bringt der Verlag Paul Cassirer, Berlin, sich der Größe der erzieherischen und ethischen Aufgabe voll bewußt, heraus.

Hirne, die denkfähig und zukunftsträchtig sind, dringer. Das Rein-Geistige wirbt um das Menschenhirn, möchte die wirtschaftlichen Kennzüge jenes dogmatischen Sozialismus vernichten, anerkennt nur die geistige Herrschaft, dessen Ausfluß nur Gerechtigkeit zu sein vermag. Es ist ein Bekenntnis jenseits des Götzen, den unsere Tage „Partei" heißen. Seine „Rechenschaft",*) mehr eine Anklage denn eine Rechtfertigung, ist der materielle Beleg der Vorkriegsjahre 1910—1914, der historisch-politische Antrieb für den Ideenruf: „Menschen, werdet gerecht!"

Von Kurt Eisner sind die „Gesammelten Schriften"**) erschienen. Sie ergeben nicht allein ein vollständiges, gerechtes Bild dieses eigenartigen Künstler-Politikers, als in viel höherem Maße ein Zeitbild der Umgebung, des Landes, des Volkes — der geistigen Stoßkraft, der Partei. Geistreich, stilistisch bis auf das feinste geschliffen, symbolisch oft herrlich eingekleidet, sprühen hier Gedanken und Erlebnisse dahin, die die gestrigen Zeitläufte hell beleuchten und bis in die tiefsten Gründe und Ursachen des heutigen Sturmwirbels dringen. Was hier besonders reizt und so stark anzieht, ist jene Künstlerlaune, jene Künstlerphantasie, deren ja gerade der schöpferische Staatsmann für das große Werk bedarf (und warin sich der Staatsmann vom geschickten Eintagsdiplomaten unterscheidet) — die er aber nicht ausschließlich zum Leitstern seiner ganzen Tätigkeit nehmen darf.

Eisners Schriften sind sowohl für jeden Politiker wie Künstler, für jeden Menschen unserer Tage eine Quelle tiefster Erkenntnis und Freude.

*

*) Paul Cassirer, Berlin.

**) Paul Cassirer, Berlin.

Erinnerungen des Russen Korolenko — „Die Geschichte meines Zeitgenossen"*) — in der Übersetzung von Rosa Luxemburg, bilden das lyrische Kapitel in den Schriften dieser Zeit. Schwermut, russischer Erdenatem, Güte und Weisheit sprechen aus diesem Werk, das in seiner Eigenart indessen politische und geistige Parallelen mit der hiesigen Lage und hiesigen Menschen kaum zulassen.

Mitten in das Getriebe — besser: in die Kirchhofsruhe des heutigen Rußland führen die Schriften Gawronskis: „Die Bilanz des Bolschewismus",**) Alfons Paquet's***) und Hans Vorst's: „Im bolschewistischen Rußland"†). Der Sowjetstaat ist gewandelt in die moderne Folterkammer, aus allen Ecken des Totenhauses erheben sich Fluchwirbel, Stöhnen auf die Häupter der Inquisitoren — deren „Gerechtigkeit und Wohltat" der gesamten Menschheit Plage geworden. Urteile, die hinter den objektiven Dingen, den Tatsachen, hervorlugen!

Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht in Wien,††) das Protokoll seines Prozesses wegen des politischen Mordes am damaligen österreichischen Ministerpräsidenten, gibt Einblick in die Sphäre, in die Luft, die solchen Umsturz vorbereitete: Wolkenfetzen dieses Gewitters.

Ergänzend seien noch die „Memoiren einer Sozialistin" von Lily Braun†††) genannt, die in neuer Auflage erschienen sind und dem regen Bedürfnis des Inlands in großzügiger Weise Rechnung tragen. Nun noch

*) Paul Cassirer, Berlin.

**) Paul Cassirer, Berlin.

***) Diederichs, Jena.

†) Neuer Geist-Verlag, Leipzig.

††) Paul Cassirer, Berlin.

†††) Albert Langen, München.

ein Blick in die Zukunft, den Heinrich Stroebel, nach Ausbruch der Revolution Minister in Preußen, in der „ersten Milliarde der zweiten Billion"*) entwirft. Kein politischer Zukunftsroman, keine Utopie mit den üblichen Phantasiegebilden. In großartiger, den Boden der Realität nur wenig verlassender Weise, den Leser nie erlahmend, ist ein Rückblick aus dem Jahre 1930 gegeben. Kühn und verheißungsvoll führen hier die geistig schöpferischen Kräfte des „Bundes Neue Menschheit" langsam aufwärts aus dem Abgrund.

Hier und dort, diesseits und jenseits der großen See, ist der Keim des neuen Menschheitbundes zum Segen des Menschentums im Entstehen und Aufquellen.

*

So bilden all diese Schriften ein Gewirk, auf dessen Grund sich Geschichte in sausendem Tempo abspielt — und eine neue Welt wird. Die Zeit wird Herr, die Ereignisse kristallisieren zu Geschichte . . . diese Schriften bilden den lebendigen Quell für die zukünftigen Tage.

Mein Freund jenseits der großen See, lies all diese Geistes- und Willensgesichte. Dann hast Du die Höhe erklommen, die Dir freie Aussicht gewährt in die Wehenszeit und Wesensart unserer Tage. Das Beste richtet sich vor Dir auf — Du siehst ins weite Land und rufst über See, dieweil das Boot die Segel spannt, den Menschengruß uns zu! Wünsche flattern auf und hauchen die Segel über die Flut hierher. Weiße, blanke Segel auf blankem, sonnenblinkendem Meer! Helle Zukunft, Menschentum in wahrem Gewande, wahre Gerechtigkeit, wahre Freiheit mögen über alle Welt prangend leuchten! . . . .

———

*) Paul Cassirer, Berlin.

Geschichtliche Rundschau VII.

Von Dr. Kurt Ed. Imberg.

„Zur Entstehung des Weltkrieges."

Immer wieder wird uns von unseren Gegnern vorgeworfen, Deutschland allein trage die Schuld an dem Ausbruche des Weltkrieges, Deutschland sei verantwortlich für das 4½jährige Morden in Europa, Deutschland müsse deshalb auch jetzt bestraft werden. Wer in Wirklichkeit die Schuld am Kriege zu tragen hat, ist eine Frage, die vorläufig wohl kaum mit aller Bestimmtheit und Gerechtigkeit entschieden werden kann und voraussichtlich auch in den nächsten Jahren nicht vollauf wird beantwortet werden können. Dazu wäre vor allem erforderlich, daß alle am Kriege beteiligten Staaten ihre Archive rücksichtslos öffneten und die dort über den Kriegsausbruch und die vorhergehenden Ereignisse und Verhandlungen lagernden Dokumente der Öffentlichkeit zugänglich machten. Die deutsche Regierung hat sich zu diesem Schritte bereit erklärt unter der Bedingung, daß die Ententestaaten das Gleiche täten. Vorläufig wird dies kaum der Fall sein, und so sind wir für die nächste Zeit noch auf mehr oder weniger privates Material in der Kriegsschuldfrage angewiesen. Aber auch unter diesem Material findet sich vieles, was für die Beurteilung dieser Frage von größter Bedeutung und höchstem Wert ist. In erster Linie ist dies natürlich der Fall bei den Veröffentlichungen aus der Feder von Persönlichkeiten, die berufen waren, an der Führung der Regierungsgeschäfte in jener Krisenzeit mitzuwirken, und die deshalb am besten die ganze Lage zu beurteilen vermögen. Gewiß wird in vielen von diesen Veröffentlichungen von Staatsmännern, Militärs und Politikern manches noch enthalten sein, was in gewollter oder

ungewollter subjektiver Färbung dem Leser geboten wird; aber dies schmälert nicht den Wert dieser Veröffentlichungen, und man muß doch annehmen, daß die Verfasser nach bestem Wissen und Gewissen sich bemüht haben, die Sachen so darzustellen, wie sie wirklich waren.

Zunächst sei hier auf den 2. Band der Erinnerungen des früheren langjährigen Pressechefs im Auswärtigen Amt, Otto Hammann hingewiesen, der bei Reimar Hobbing unter dem Titel „Zur Vorgeschichte des Krieges" erschienen ist. Dieser Band behandelt die Jahre 1897—1906, die etwa die Übergangsperiode deutscher Politik von Kiautschau bis Algeciras umfaßt. Es sind die entscheidenden Jahre in der Neugestaltung der weltpolitischen Konstellation. Von besonderem Interesse sind die kurzen charakteristischen Zeichnungen der einzelnen leitenden Persönlichkeiten unserer Auslandspolitik, wie Hohenlohe und Bülow, Richthofen und Holstein. Aber auch wichtige neue Aufschlüsse gibt Hammann in seinen Erinnerungen, die bisher wenig oder garnicht bekannt waren, so z. B. die beabsichtigte Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Präsidenten Loubet, die 1904 auf Anregung des Fürsten von Monaco in den italienischen Gewässern stattfinden sollte, und der sog. Björkövertrag, in dem sich — wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 13. 9. 1917 ausführte — die beiden Kaiser einander zusicherten, „daß sie alles in ihrem Machtbereich Liegende tun würden, um die Übereinstimmung der beiderseitigen Volksinteressen im Falle drohender Kriegsgefahr auch durch die Tat zu bekunden, indem sie fremde Friedensstörer gemeinsam zur Ruhe verwiesen und, wenn dies erfolglos bleiben sollte, einander nötigenfalls auch mit den Waffen Beistand gewährten". Dieser Björkövertrag war kein Staatsvertrag, sondern lediglich ein Geheimtraktat zwischen dem Kaiser und dem Zaren. Das Hauptstück in diesem Bande bilden die Verhandlungen über eine Allianz zwischen Deutschland und England im Jahre 1901, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß von deutscher Seite auf ein dreimal angebotenes Sonderabkommen über Marokko nicht eingegangen wurde, obwohl dieses die französisch-englische entente cordiale aller Voraussicht nach unmöglich gemacht hätte. Die Schuld an den Versäumnissen und Übereilungen in unserer auswärtigen Politik jenes Jahrzehnts gibt Hammann den Reden und Gesten des persönlichen Regiments, die vielleicht nicht immer zu geeigneter Zeit und am richtigen Platze waren, und dann vor allem dem unheilvollen Einflusse des Geheimrats v. Holstein auf die offizielle Diplomatie, der gegen jegliche Verständigung mit England war und dank seines dunklen Einflusses im Auswärtigen Amt diese Verständigung schließlich auch vereitelte. Hammann verurteilt mit Recht die starke Anlehnung an Rußland, die man irrigerweise als Vermächtnis Bismarcks hinstellte, jenes „Rücken an Rücken mit Rußland", das uns alle Gelegenheiten verpassen ließ, die sich der deutschen Politik auf anderer Seite boten. Erwähnt sei schließlich noch, daß Hammann am Schlusse den Briefwechsel zwischen Bismarck und Salisbury 1887 mitteilt, der hier zum ersten Male im Wortlaut wiedergegeben wird.

Auch das Buch des Staatsministers Dr. Karl Helfferich über „Die Vorgeschichte des Weltkrieges", das im Verlage von Ullstein & Co. in Berlin erschienen ist, bietet manche Neuigkeit und manchen Aufschluß zur Kriegsschuldfrage. Helfferich schildert in der Hauptsache die politische Entwicklung der letzten 8 Jahre vor Kriegsausbruch und die Stellung der deutschen Politik, die er als eine Politik der mangelnden Gleichgewichte charakterisiert. Der Verfasser verschweigt nicht die Fehler un-

serer Diplomatie: „Unseren deutschen Staatsmännern ist es nicht in gleichem Maße — wie England — geglückt, Reibungspunkte mit Staaten, die nicht notwendigerweise unsere Gegner sein mußten, rechtzeitig zu beseitigen" . . . „Dazu kamen bei uns gewisse Ungeschicklichkeiten und Schroffheiten in der diplomatischen Taktik und in der Form unserer Meinungs- und Gefühlsäußerungen, die im Auslande teils falsch verstanden, teils gegen uns ausgenutzt wurden." Besonders ausführlich behandelt Helfferich das Bagdadbahnproblem. Hier ist er ja auch ganz zu Hause und wohl am meisten geeignet, aus seiner reichen persönlichen Erfahrung wertvolle Aufschlüsse zu geben. Klar und verständlich schildert er denn auch den Kampf um die Bagdadbahn, die Versuche Rußlands, Frankreichs und vor allem Englands, diesem deutschen wirtschaftlichen Erfolge überall das Wasser abzugraben, überall Schwierigkeiten zu bereiten und Steine in den Weg zu legen, um dieses für die Türkei so wichtige Kulturwerk nicht zur Vollendung kommen zu lassen. Interessant sind aus der Zeit nach dem österreichisch-ungarischen Ultimatum — neben dem Abdruck eines Geheimbefehls des Kriegsministeriums über die Versorgungsfristen für die elsässischen Festungen, der wohl klar und deutlich zeigt, daß Deutschland nicht den Krieg vorbereitet hat — vor allem die Verhandlungen Helfferichs mit dem Direktor der Russischen Bank Davydoff, der im letzten Augenblicke noch im Auftrage der russischen Friedenspartei nach Berlin gekommen war. Aber diese Partei war zu schwach; die Kriegspartei hatte zur Zeit dieser Verhandlungen bereits die Oberhand in Rußland gewonnen, und der Krieg war dort schon beschlossene Sache. —

Nicht weniger Beachtung verdient das Buch des ehemaligen Staatssekretärs G. v. Jagow über „Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges" (Verlag von Reimar Hobbing in Berlin), das in kurzer, aber treffender Darlegung ein Bild von der deutschen Politik vor dem Kriege gibt. Zunächst schildert er die Freundschaft zu Rußland, die nur eine persönliche Freundschaft zwischen den beiden Herrschern war, während das russische Volk und vor allem die herrschenden Klassen in Rußland schon damals deutschfeindlich waren. Deshalb sieht Jagow im sog. Rückversicherungsvertrag auch mit Recht „nur einen Zwischenzustand, eine meisterhafte diplomatische Verkleisterung pro tempore der auch zwischen Berlin und Petersburg entstandenen Risse", und bezweifelt, daß diesem Vertrag auch ohne Kündigung noch ein langes Leben beschieden gewesen wäre. Im weiteren Verlauf seiner Darstellung beschäftigt sich der Verfasser ausführlicher mit der deutsch-englischen Verständigungsfrage. Er weist darauf hin, daß Bismarck keineswegs der geschworene Albionfeind war, als den ihn manche hinzustellen suchen, daß Bismarck vielmehr niemals versäumt hat, „auf gute Beziehungen mit England zu achten und Fäden zu knüpfen, die uns mit der großen Seemacht verbanden". Dies ist immer vergessen worden. Selbst als Ende der 90er Jahre und 1901 von Chamberlain der Abschluß eines englisch-deutschen Vertrages angeregt wurde, konnte man sich in Berlin nicht entschließen, auf die von Chamberlain gemachten Vorschläge einzugehen, aus Furcht, man könne dadurch Rußland brüskieren und dessen „Freundschaft" — „ein Inventarstück der angeblichen Bismarckpolitik", wie sich Jagow ausdrückte — verscherzen. Nach einer kurzen Schilderung der deutschen Politik während des Tripoliskrieges, die er als Botschafter in Rom vertreten mußte, kommt der Verfasser auf seine Tätigkeit als Staatssekretär des Äußeren zu sprechen. Es war die Zeit der Balkanwirren, die

wiederum ein drohendes Gewitter am politischen Horizont Europas aufziehen ließen. Es war also erklärlich, daß ihm der Posten in Berlin „wenig Verlockendes“ bot, zumal die Stellung des Staatssekretärs „im Schatten des Reichskanzlers“ stand, „neben welchem (wenigstens nach außen hin) dem Staatssekretär trotz nicht geringerer Verantwortlichkeit mehr die Rolle eines unterstellten Hilfsarbeiters zufiel“. Als seine Richtlinien, die er als Staatssekretär zu verfolgen sich vorgenommen hatte, bezeichnet Jagow: „Erhaltung des Friedens und Erleichterung der politischen Konstellation für Deutschland, welches durch die Einkreisung und die gleichzeitige Schwächung des Dreibundes politisch immer mehr lahmgelegt worden war“. Dies war nur auf einem Wege zu erreichen: durch Besserung der Beziehungen zu England. Diese hat er denn auch während der kurzen Spanne Zeit, die ihm bis zum Ausbruch des Krieges zur Verfügung stand, mit allen Mitteln zu erreichen versucht. „Die Verhandlungen gestalteten sich allmählich zu einem großzügigen Abkommen über die wichtigsten sich berührenden Interessen in Mesopotamien, Kleinasien und Syrien. . . . Es war eine Teilung der Türkei in wirtschaftliche Interessensphären und hätte durch die Ausgleichung der Reibungsflächen eine eminente Friedensgarantie werden können.“ Trotz der vielen Schwierigkeiten, die sich bei diesen Verhandlungen boten, stand das Abkommen, bei dem England „entschiedenes Entgegenkommen“ zeigte, im Sommer 1914 vor dem Abschluß und Ende Juli 1914 erhielt der deutsche Botschafter in London die Ermächtigung zum Abschluß, als der Ausbruch des Weltkrieges diesen Verständigungsversuchen ein jähes Ende bereitete. Die Tatsache, daß man sich in London und Berlin auf wirtschaftlichem und kolonialem Gebiete in so weitgehendem Maße hat einigen können, hätte, wie Jagow mit Recht ausführt, „zweifellos allmählich zu einer politischen Entspannung geführt, die friedlichen Tendenzen im englischen Volk wohl vertieft und es den leitenden englischen Staatsmännern dann schwerer gemacht, die Nation gegen ihre besseren Instinkte in den Krieg mit uns zu treiben, wie es 1914 der Fall war.“ Die letzten sechs Kapitel des Jagowschen Buches schildern die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruche des Weltkrieges. Klar und ausführlich werden die politischen Ereignisse vom Verfasser dargelegt, der wie kein anderer dazu berufen ist, über die politische Lage in jenen Tagen zu urteilen und über sie die Mitwelt aufzuklären. Auch aus seinen Darlegungen erhält man den unzweifelhaften Eindruck, daß von seiten der deutschen Regierung alles getan worden ist, um den Frieden zu erhalten, und daß es zweifellos nicht zum Kriege gekommen wäre, wenn auch auf der Gegenseite der gute Wille vorhanden gewesen wäre, den Weltbrand zu verhüten. Das Buch, das wir allen unseren Lesern aufs Wärmste empfehlen können, wird sicherlich weiteste Beachtung finden; auch unsere jetzigen Gegner könnten aus ihm manches lernen und durch die Ausführungen Jagows ein richtigeres Bild von der Schuldfrage erlangen, als es jetzt noch bei ihnen der Fall ist.

Auch das neue Buch des Grafen Ernst zu Reventlow „Politische Vorgeschichte des Großen Krieges“, das im Verlage von Mittler & Sohn in Berlin erschienen ist, gehört zu diesen wichtigen Neuerscheinungen zur Frage nach der Schuld am Kriege. Der Name des Verfassers, dessen Werk „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914“ weiteste Verbreitung gefunden hat, ist ja unseren Lesern wohlbekannt. In diesem neuen Werke, das vielleicht als eine Art Fortsetzung und Ergänzung des früheren Werkes angesehen werden kann, schildert Revent-

low die historische und politische Entwicklung der Ereignisse und Ursachen, die den Krieg veranlaßt haben. Alles zuverlässige Material über diese Frage, soweit es bis jetzt der Öffentlichkeit zugänglich, ist in gewissenhafter, sorgfältiger Weise verarbeitet. Unparteiisch, politisch sachlich und wahrheitsgetreu stellt der Verfasser die Ereignisse dar. Er beginnt mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, deren Ursachen und Gründe er untersucht und klarlegt. Diese Untersuchung führt ihn auf die Balkanpolitik, in der die Ursachen des Mordes zu suchen sind. Die Balkanpolitik wiederum hat ihre Wurzeln in der allgemeinen Europapolitik der großen Mächte, deren oft geheimnisvolle Fäden Reventlow im 3. Abschnitt seines Buches in klarer Weise zu entwirren trachtet. Er beschreibt die Machenschaften des Dreiverbandes, die zur Isolierung Deutschlands und seines Bundesgenossen führen sollten, und die Versuche der beiden letzten Reichskanzler, Deutschland aus dieser Einkreisung zu befreien.

Wie schon erwähnt, ist die Darstellung klar und unparteiisch. Man geht fehl, wollte man den Verfasser nach seinen Aufsätzen in der Tagespresse beurteilen, deren Tendenzen und Ansichten wir keineswegs immer zustimmen konnten. In seinen beiden Werken hat sich Reventlow ehrlich bemüht, eine wahre, ungeschminkte, von jeglicher „alldeutscher" Tendenz, die man ihm oft vorwirft, freie Darstellung zu geben. Jeder wird darum aus dem reichen Inhalte dieses Buches lernen können. Die Tatsache, daß schon nach wenigen Wochen eine 2. Auflage erscheinen durfte, beweist ja schon, daß auch das neue Buch Reventlow's viel Anklang und zahlreiche Freunde gefunden hat. —

Als ein „Standardwerk" ist ferner das Werk des Basler Geschichtsforschers Dr. Ernst Sauerbeck: „Der Kriegsausbruch" zu bezeichnen, das, bereits in 2. Auflage vorliegend, bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man dieses Buch als eins der besten bezeichnet, das über die sog. „dreizehn Tage" überhaupt geschrieben ist. Die Gründlichkeit und Klarheit, mit der der Verfasser das gewaltige Aktenmaterial jener Tage gesichtet und verarbeitet hat, ist geradezu mustergültig; die Objektivität, mit der er die Ereignisse prüft und zur Darstellung bringt, macht seine Arbeit zu einem wissenschaftlichen Werke ersten Ranges, dem in der Literatur über den großen Krieg stets einer der ersten Plätze gebühren wird, was auch noch über diese Epoche der Weltgeschichte geschrieben werden wird — und wir sind überzeugt, das wird nicht wenig sein. Dem Forscher, der sich über die Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Krieges zu unterrichten wünscht, eröffnet sich hier eine reiche Fundgrube, die ihm alles bisher erreichbare und authentische Material in kritischer Bearbeitung und Beleuchtung bietet, eine grundlegende Arbeit von neutralem Standpunkte aus, die nichts anderes will, als an Hand der Quellen die reine geschichtliche Wahrheit zu ergründen, soweit dies überhaupt möglich ist.

Über die Schuldfrage am Kriege handelt schließlich auch eine kleine bei Walther Rothschild in Berlin verlegte Broschüre des Heidelberger Universitätsprofessors Dr. F. Affolter: „Die Friedensentschließung des Reichstags und die Kriegsschuldfrage". Ausgehend von dem Entlastungszeugnis des Reichstags vom 19. Juli 1917 legt der Verfasser dar, daß es zur Lösung der Schuldfrage nur einen gerechten Standpunkt gibt, nämlich den organischen, von dem aus jedoch die deutsche Regierung von jeder Schuld freizusprechen ist.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr Heinrich Brömse.

Wenn der Rat eines alten Weisen, daß die Leitung der Politik den Sachverständigen gebühre, noch immer zeitgemäß erscheint, so ist es auch zu einer Zeit, in der sich die Schwätzer breit machen, besonders willkommen und heilsam, Sachverständige über Politik sprechen zu hören. Zu solchen berufenen Sprechern werden von Freund und Feind zwei Männer gerechnet werden, die an der Führung unsres Schicksals stark beteiligt gewesen sind, G. von Jagow und Karl Helfferich. Beide stellen ausführlich dar, wie es zum Kriege kam, jener in dem Buche „Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges" (Berlin, Reimar Hobbing, 1919), dieser in dem ersten Bande des Werkes „Der Weltkrieg", betitelt „Die Vorgeschichte des Weltkrieges" (Berlin, Ullstein & Co., 1919). Es ist hier nicht die Stelle, noch ist es meines Amtes, zu den Einzelheiten dieser inhaltsreichen Schriften Stellung zu nehmen; wenn aber das, was uns allen auf der Seele brennt, von kundiger Hand in großzügiger Form erörtert wird, so gehört auch solches Schrifttum wenigstens seinem allgemeinen Eindruck nach in eine Rundschau über die Literatur — so gut, wie im Zeitalter der Reformation die reformatorischen Schriften einen bedeutungsvollen Teil der allgemeinen Literatur ausmachten.

Beide Werke behandeln in ziemlich ähnlicher Gliederung des Stoffes zunächst, ziemlich weit ausholend, die Vorgeschichte des Krieges, die allgemeinen Gründe, die treibenden Kräfte, die vergeblichen Versuche einer Verständigung, um sodann die letzten Veranlassungen und Vorwände und die sogenannte Schuldfrage zu besprechen. Aus beiden ergibt sich das überwältigende Gefühl, daß dieser Krieg mit der unvermeidlichen Notwendigkeit eines Naturgesetzes kommen mußte. Stimmen die Tatsachen und ihre Gruppierung in beiden Büchern naturgemäß überein, so doch nicht immer ihre Wertung, nicht immer die Betonung und Ausführlichkeit, mit der dies oder jenes hervorgehoben wird. Der Kreis der äußeren politischen Ereignisse erscheint bei Jagow mehr geschlossen. Mit dramatischer Wucht tritt das folgenschwere Verhängnis hervor, daß gleichzeitig mit der planmäßigen Einkreisung Deutschlands die Schwächung des Dreibundes immer mehr fortschreitet. Mit mehr Zurückhaltung spricht Jagow von den politischen Fehlern Deutschlands, von den „verpaßten Gelegenheiten", deren ausschlaggebende nach seinem Urteil unsere Beziehungen zu England betrifft. Er bemüht sich, die übliche Meinung, daß Bismarck ein geschworener Gegner Englands und ein grundsätzlicher Freund Rußlands gewesen sei, zu entkräften und mit Berufung auf Bismarcks Worte selbst zu zeigen, wie Rußlands Freundschaft für uns immer nur falscher Schein, immer nur Machtpolitik zu eigenem Vorteil gewesen sei. Rußland ist der von ihm am meisten gehaßte, fast verachtete Feind; es ist „ein halb, wenn nicht mehr asiatischer Staat geblieben"; es war stets eine Gefahr für Europa; Deutschland habe in der ihm aufgezwungenen Abwehr Rußlands Europa gerettet. Deutschlands gefahrvolle Lage zwischen dem Panslavismus und dem rachedurstigen Frankreich wurde von Bismarck allein dadurch gesichert, daß er das deutsch-österreichische Bündnis durch Hilfskonstruktionen wichtigster Art ergänzte, besonders auch durch die Verständigung mit England. Gerade der Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik erheischte diese Verständigung. „Weltpolitik gegen England machen zu wollen, wenn man auf dem Kontinent von zwei feindlichen Mächten sich bedroht

wußte, war ein Unding!" In gewissem Sinne bildet dieser Satz den Angelpunkt der ganzen Erörterung über die Vorgeschichte des Krieges. Mit besonderem Nachdruck rechtfertigt der Verfasser seine eigenen Bemühungen als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, die Fäden mit England wieder zu knüpfen. „Eine Interessenauseinandersetzung, ein Hand in Hand Gehen . . . wäre durchaus nicht undenkbar, nicht unmöglich gewesen. Wenn der Weg, durch andere Ereignisse gekreuzt, nicht zum Ziele geführt hat, war er darum nicht der richtige? Praktisch war er der einzige, der uns blieb. Aber vielleicht ist er zu spät beschritten worden!"

Gerade in diesem Punkte nimmt Helfferich anders Stellung. In seinen Augen war die „Zuspitzung unseres Verhältnisses zu Großbritannien nicht vermeidbar", weil England in Deutschlands wirtschaftlicher Entwicklung „je länger, desto mehr eine ernstliche Bedrohung seiner industriellen und kommerziellen Suprematie und damit eine Bedrohung seiner Weltherrschaft überhaupt erblickte". Angesichts dieser immer gefahrvoller werdenden Lage hätten Sicherungen „selbst unter großen Opfern" geschaffen werden müssen. Unsere Politik versäumte dies; es war eine „Politik der mangelnden Gegengewichte". Helfferich erinnert daran, wie wir uns ohne Zwang Japan zum Feinde gemacht, an unsere Haltung auf der Haager Friedenskonferenz 1907, an Ungeschicklichkeiten und klirrende Reden, durch die unseren Feinden die Möglichkeit gegeben wurde, „das friedlichste Volk und den friedlichsten Monarchen der Welt . . . als besessen vom Kriegsteufel hinzustellen".

Nach einer Richtung wird Jagows Buch von Helfferich wesentlich ergänzt: durch die Erörterung der weltwirtschaftlichen Fragen. Besonders auf den Abschnitt über die Bagdadbahn sei hingewiesen.

In beiden Werken schließt sich an die allgemeine Vorgeschichte eine wahrhaft packende Darstellung vom Ausbruch des Weltkrieges; aus beiden wird u. a. ganz klar, daß die belgische Frage für England nur einen zugkräftigen Vorwand bildete, daß dieser Krieg für uns Deutsche ein Kampf aufgezwungener Notwehr war und daß das Schuldgeschrei der Gegner haltlos ist. Als tiefste Ursache sieht Jagow den Gegensatz „der slawischen gegen die germanische Welt" an; „englischer Neid und Machtwille und vor allem französischer Rachedrang dienten als politischer Sprengstoff, um die Katastrophe des slawischen Bergsturzes zu beschleunigen". Helfferich dagegen erkennt in England die Hauptursache des Krieges. „Großbritannien hat wieder einmal sein Ziel erreicht. Die stärkste Kontinentalmacht, sein stärkster Wettbewerber auf den Märkten der Welt liegt am Boden, wie vordem Spanien, die Niederlande und Frankreich. Unsere Kraft ist gebrochen in einem Krieg, den England so wenig unmittelbar entzündet hat, wie etwa den Spanischen Erbfolgekrieg, den Siebenjährigen Krieg und die Napoleonischen Kriege, den es aber, genau wie jene großen Koalitionskriege, mit unübertrefflicher diplomatischer Kunst aus dritter Ursache duldend und fördernd hat entstehen lassen, um dann einzugreifen und seinen stärksten Rivalen zur Mehrung seiner eigenen Macht und Herrlichkeit niederzuwerfen."

Jagows Buch ist knapper, aber doch in politischer Beziehung umfassender. Die Zerlegung in kurze Kapitel erleichtert die Übersichtlichkeit im einzelnen, mag aber gelegentlich den Blick des Lesers für das Ineinandergreifen der verschiedenen Fäden trüben. Das Werk ist in der vornehmen, wohl abgewogenen Sprache des Diplomaten geschrieben mit den ihr eigenen Kunstausdrücken und Fremdwörtern. Gelegentlich erklingt ein Ton des Unmuts,

der Leidenschaft, häufiger herrscht die gelassene Ruhe abgeklärter Sachlichkeit.

Helfferich behandelt nicht alles gleichmäßig eingehend; er legt den Hauptnachdruck auf die Vorgänge, an denen er selbst beteiligt war, kann sich für manches auch auf frühere Darlegungen seiner Feder beziehen. Er wirkt im ganzen bei aller vornehmen Sachlichkeit persönlicher, lebhafter, gegenwärtiger, nicht nur als Diplomat, sondern als welterfahrener Kenner und Vertreter der ganzen Kultur unserer Zeit.

Beide Bücher haben endlich im Aufbau und Stil Vorzüge von teilweise künstlerischer Art, so daß ihnen auch aus diesem Grunde allgemeine literarische Bedeutung zukommt.

Nur in aller Kürze kann hier noch auf einige andere politische und sozialpolitische Schriften hingewiesen werden, die ebenfalls von allgemeiner zeit- und kulturgeschichtlicher Bedeutung sind. Warm empfohlen und weithin beachtet zu werden verdienen die neuen von Dr A. R. v. Wotawa herausgegebenen „Flugblätter für Deutschösterreichs Recht" (Wien, Alfred Hölder, 1919). Sie wenden sich zugleich an das internationale Gerechtigkeitsgefühl und an unser deutsches Gewissen. Jedes dieser Flugblätter, die zum Teil stattliche Abhandlungen mit lehrreichen Kartenbeigaben sind, ist in aller Sachlichkeit und Schlichtheit ein flammender Aufruf für das Recht nationaler Selbstbestimmung. Neben Denkschriften von einzelnen Gauen, besonders mährischen Gebieten, stehen allgemeinere wertvolle Aufsätze, so von Franz Heiderich über „Die Wirtschaftskräfte Deutschösterreichs" und von Karl Gottfried Hugelmann über den „Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland". Besondere Aufmerksamkeit verdienen die genauen statistischen Nachweise in diesen Heften.

Eine Sammlung von „Beiträgen zur sittlichen und künstlerischen Kultur" wird unter dem Titel „Der Spiegel" von Robert Prechtl herausgegeben (Charlottenburg, Spiegel-Verlag). Sie verdient und findet auch wohl schon allgemeinere Aufmerksamkeit. Sie will am Wiedererstehen der deutschen Kultur mitarbeiten, der Verzweiflung und Selbstvernichtung entgegentreten, will zeitgemäß sein, aber nicht Tagesfragen schlechthin behandeln, sondern nur, was aus dem Tag hinaus in die Zukunft reicht. Flugblätter und umfangreichere Hefte, die jeweils einem Gegenstand gewidmet sind, so Heft 1 „Selbstbesinnung", Heft 2/3 „Das Problem Preußen", dienen diesem Zweck mit beachtenswerten Beiträgen.

Der Stimmung zwischen Trauer und Hoffnung, zwischen Niedergang und Aufgang, von der das deutsche Volk erfüllt ist, entspricht Titel und Inhalt der Betrachtungen von Gertrud Bäumer „Zwischen Gräbern und Sternen" (Jena, Eugen Diederichs, 1919). In schöner Form werden Eindrücke und Gedanken aus der zweiten Hälfte des Krieges mitgeteilt, Eindrücke, die aus den Erscheinungen das Wesentliche festzuhalten suchen, Gedanken voll von warmer Liebe zu den Mitmenschen und starkem Glauben an die Macht des Geistes und an das unbezwingbare Leben. Besonders gehaltvoll ist der Abschnitt „Helfer", der über Plato, Goethe, Hölderlin und andere Spender seelischer Kraft tiefdringende Betrachtungen enthält.

Die Rede, die der Rektor der Freiburger Universität, Heinrich Finke, „Unseren Gefallenen zum Gedächtnis" gehalten hat und die nun auch im Druck vorliegt (Freiburg im Br., Herder, 1919), ist so gedankenvoll und ergreifend, daß sie weit über den unmittelbaren Zweck hinaus Bedeutung hat. Es ist eine Gedächtnis- und Trauerrede zugleich für das gefallene Vaterland, und gerade die diesem Gegenstand gewidmeten Be-

trachtungen sind voll so starker Mahnungen, daß viele sie hören sollten.

Auch Ludwig Finckh, der warmherzige Minnesänger, der feinsinnige Erzähler, darf als Politiker und Volkserzieher auf unsere Aufmerksamkeit rechnen. („Wiederaufbau", Konstanz i. B., Reuß & Itta). Der Schwabe empört sich in ihm über den Geist des Zerfalls, der angeblich in Berlin herrscht. Lieber noch als diese übers Ziel hinausschießende Kritik hören wir das Bekenntnis: „Deutsch wollen wir sein, nicht in der Enge des Kleinstaats verkrümeln." Als entscheidend für das Schicksal Deutschlands im Kriege erkennt er „den grundlegenden Völkerrechtsbruch der Hungerblockade". Er mahnt zur Würde, zur Arbeit, zu mutigem Vertrauen trotz aller Not. Er vertraut auf den gesunden Kern unseres Volkes; er glaubt, daß der Übermut der Feinde den Keim des Verfalls in sich trägt. Und vor allem predigt er die frohe Botschaft von der Notwendigkeit und Möglichkeit, das Daniederliegende wiederaufzubauen, in Liebe einander zu helfen, die Arbeit und Volksgesundheit zu organisieren.

Eine sehr scharfe Kritik des russischen Sozialismus, von besten Kennern verfaßt, enthält das Sammelwerk „Rußlands politische Seele. Russische Bekenntnisse". Herausgegeben von Elias Hurwicz (Berlin, S. Fischer). Russische „Intellektuelle", die selber zum Teil der revolutionären Bewegung angehört haben, Schriftsteller von anerkannter Bedeutung, bieten hier Einblicke von volkspsychologischem und politischem Wert.

In elfter, bedeutend vermehrter Auflage ist eine der umfassendsten deutschen Kritiken des Sozialismus erschienen, „Der Sozialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und Durchführbarkeit" von Viktor Cathrein S. J. (Freiburg im Br., Herder, 1919). Wie man sich auch im einzelnen zu den Ausführungen des kenntnisreichen Jesuiten stellen mag, dafür jedenfalls verdient er Anerkennung, daß er knapp und zugleich annähernd vollständig den Stoffkreis der Geschichte des Sozialismus in Deutschland und im Ausland vor Augen führt und alle wesentlichen Gesichtspunkte zu seiner Beurteilung zusammenstellt.

Nun noch ein Blick ins Weite, Allgemeine! In dieser schweren Zeit, in der der Kampf um die inneren Werte, um Weg und Ziel der Seele doppelt schwer ist, will Paul Menzer („Weltanschauungsfragen", Stuttgart, Ferdinand Enke) den Ringenden helfen, indem er sie zu einer idealistischen Weltanschauung führt. Sein Werk, der deutschen akademischen Jugend gewidmet, umfaßt acht umfang- und inhltareiche Abhandlungen über grundlegende Fragen des Erkennens und Handelns und verbindet mit der Darlegung eigener Gedanken prüfenden Rückblick auf große Idealisten, besonders auf Kant. Der Verfasser entwickelt die Wandlungen im Weltanschauungsproblem, erörtert lichtvoll die alte und ewig neue Frage nach der Freiheit des Willens und ihrem Verhältnis zum sittlichen Leben, zieht die Grundlinien einer idealistischen Weltanschauung, in der scharfe Gedankenarbeit, sittlicher Ernst, künstlerische Begeisterung und lebendiges Menschentum zusammenwirken, in der sich alle bestimmenden Züge des deutschen Geistes vereinigen. Die sittlichen Forderungen Kants und Schillers werden klar dargestellt und scharfsinnig beurteilt in dem Aufsatz „Der kategorische Imperativ und die schöne Seele". Die doppelte Aufgabe des Menschen, sich im Handeln zu konzentrieren, im Fühlen ins Weite zu streben, wird zum Teil mit Seitenblicken auf Nietzsche als Weg zum Ideal der Persönlichkeit gezeigt. Optimismus und Pessimismus werden abgewogen:

„Der richtige Weg führt durch den Pessimismus und bleibt nicht in ihm stecken.“ Eine Auseinandersetzung der Philosophie mit der Erscheinung des Krieges wird auf breiter Grundlage durchgeführt. Endlich wird der Kreis der Betrachtungen wieder zum Allgemeinen erweitert und „der Lebenswert der Philosophie“ bestimmt. Begriffliche Ergründung und Bilder aus der Geistesgeschichte zeigen, welche Kraft die Philosophie der Seele zu geben vermag, wie sie nicht nach äußerem Nutzen, sondern nach ihrer Wirkung auf das innere Leben beurteilt werden muß, wie der Mensch sein eigentliches Ziel erst gewinnt und sich selbst erhöht, wenn er an sie glaubt und für sie kämpft. Auch darin hat der Verfasser recht, daß gerade jetzt wieder die Erschütterung, die in die Gemüter der Menschen gebracht ist, zu erneutem Fragen und Suchen drängt. Wenn Menzers Werk bequemen Lesern nicht immer leicht verständlich sein wird, so kann es ernsthaften um so förderlicher sein.

Nachdem die Maler der Romantik, vor allem Ludwig Richter, mit sicherer Einfühlung Bilder zu unsern alten Märchen geschaffen hatten, sank der zeichnerische Schmuck der Märchenbücher auf eine recht tiefe Stufe herab. Von erheblichem Grausen kann man gepackt werden, wenn man sieht, was geschäftliche Mache auf den Markt geworfen hat, welche erste künstlerische Anregung der Jugend oft geboten wurde. Um, hierin Wandel zu schaffen, hat sich der Verlag von Bruno Cassirer in Berlin mit hervorragenden Künstlern in Verbindung gesetzt und die Herausgabe einer beachtenswerten „Folge von Märchenbüchern für Kinder und Erwachsene“ „Das Märchenbuch“ begonnen. Sechs Werke liegen bisher vor. Max Slevogt hat das erste (Deutsche Märchen, erzählt von den Gebrüdern Grimm) und das letzte (Rübezahl, erzählt von J. K. A. Musäus) mit meisterhaften Zeichnungen geschmückt. Alles ist Leben und Bewegung, naturwahr und märchenhaft zugleich. Und welch glänzender und vielseitiger Humor herrscht hier, schelmisch und grausig, leicht schwebend und voll derber Wucht! Leopold von Kalckreuth (Zweites Buch, Deutsche Märchen, erzählt von den Gebrüdern Grimm) zeichnet kindlich schlichte, treuherzige Bilder. Hochdramatische Skizzen mit wilden Linien, aber doch treffender Bestimmtheit entwirft Walter Klemm im dritten Buch: Genovefa und Der arme Heinrich. Karl Strathmanns Zeichnungen zum vierten Buch (Aladdin oder Die Wunderlampe) sind am meisten von der Skizze zum fertigen Bild vorgedrungen, wirksame Schaustücke, die jugendlichen Lesern gewiß mehr gefallen werden als die andern Bilder, die eher den Beifall gereifter Feinschmecker finden dürften. Mit schrulligen Tuschzeichnungen endlich begleitet Karl Walser im fünften Buch das Märchen von Wilhelm Hauff „Zwerg Nase“. Es sind kindlich zarte Gebilde, mit deren hingehauchter Anmut und Heiterkeit Kinder doch vielleicht nicht viel anzufangen wissen.

Zum Schluß sei noch mit warmer Empfehlung auf die neuesten Reclambände (Ph. Reclam, Leipzig) hingewiesen. Sie bieten unter anderm das kulturgeschichtlich nicht unwichtige Buch „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ von August von Kotzebue mit einer Einleitung von R. Steinert. Was der Verfasser hier von seiner Gefangenschaft in Rußland und Sibirien, vom Leben am Hofe und im Volke des östlichen Reiches erzählt, kann gegenwärtig auf erhöhte Aufmerksamkeit rechnen. Drei weitere Stormbände mit je zwei Erzählungen, herausgegeben von Walther Herrmann, sind sehr willkommen: „Viola tricolor und Ein

stiller Musikant", „Beim Vetter Christian und Die Söhne des Senators", „Eekenhof und Zur Chronik von Grieshuus".

Geheimrat Professor Dr. Carl Ludwig Schleich, Berlin-Wilmersdorf, der bekannte Chirurg, Naturforscher und philosophische Schriftsteller, vollendete am 19. Juli sein sechzigstes Lebensjahr. Er ist einer der großen Ärzte, deren Wohltaten die leidende Menschheit segnet, ohne daß die meisten den Namen des Wohltäters zu nennen wüßten, den sie in ihren Segen einschließen sollten. Schleichs schöpferische Tat ist die Begründung der Lokalanästhesie — der örtlichen Schmerzbetäubung. Die Gefahren der Narkose hatten schon vorher zu dem Gedanken gedrängt, daß man Mittel finden müsse, um ohne allgemeine Betäubung die Schmerzempfindung an der Stelle auszuschalten, wo operiert werden soll. Französische Aerzte hatten das durch Cocaineinspritzungen erreicht. Aber die Nervenbetäubung durch die topischen (vergiftenden) Wirkungen von Mitteln wie Cocain oder Morphium ersetzt die Gefahren der Narkose durch andere nicht geringere. Da machte Schleich die Entdeckung, daß die Leitungsfähigkeit der Nerven unterbrochen, also die Schmerzempfindung aufgehoben wird, wenn man die Gewebe durch Einführung großer Mengen unschädlicher Flüssigkeiten zum Schwellen bringt. Er verwendete Kochsalzlösungen, die Cocain und Morphium in ungefährlichen Verdünnungen enthalten. Diese „Infiltrierung der Gewebe durch indifferente Flüssigkeiten" ist die Schleichsche Lokalanästhesie. Es hat schwere Kämpfe gekostet, den einfachen Grundgedanken einer Methode, die seither verschiedentlich ausgebaut worden ist, durchzusetzen. Heute ist die örtliche Betäubung ein Verfahren, das nicht nur bei geschwächten Personen — bei Herz- oder Nierenleiden, bei denen sich die Narkose vorweg verbietet, angewendet wird, sondern bei allen Operationen, an deren Ort schwellungsfähiges Gewebe sich findet. Der Schöpfer dieses Verfahrens ist einer der großen Schmerzenlinderer, die das menschliche Unglück vermindert haben.

Carl Ludwig Schleich ist aber auch einer der ersten chirurgischen Künstler Deutschlands, ein Meister der Operation und ein gütiger Arzt, dem die traurigen Jahre des Krieges als leitenden Chirurgen eines großen Lazaretts noch ausgedehntere Tätigkeit auferlegt haben. Und weit über die ärztlichen Fachkreise hinaus ist sein Name als Naturphilosoph und Schriftsteller gedrungen. Der Meister des Worts, dem wir Bücher wie „Vom Schaltwerk der Gedanken", die Essay-Reihe „Von der Seele" und „Lyrische Gedichte" verdanken, die ebenso Gedankliches zu gestalten wissen wie den Volkston im Ausdruck der Empfindung zu treffen, darf über dem Schmerzbefreier nicht vergessen werden.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6368.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20 (Fernruf: Zehlendorf 1017) — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.


NoRD
UND
SÜD



Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Erfinders des Vollbrot-Verfahrens Direktor Paul Groß.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein



Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 170. Heft 540. September 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das Wesen der Autorität.

IV. Grenzen der Autorität.

Die Überspannung des Autoritätsbegriffs kann ebenso große Übel im Gefolge haben, wie die völlige Preisgebung aller Autorität. In letzterem Falle geht die Gesellschaft unfehlbar atomisierender Auflösung entgegen, im ersteren läuft sie Gefahr, alle Persönlichkeit zu ersticken und das ganze Volkstum aus Mangel an ausgebildeten Individualitäten zu seelenloser Starrheit herabzudrücken. Hat nämlich das Autoritätsprinzip als oberster Kulturfaktor in der allgemeinen Wohlfahrt, die es gewährleistet, seine Begründung, so hat es darin zugleich auch seine Grenze. Haben wir die höchste Rechtfertigung der Autorität in dem Vernunftgrund gefunden, daß sie kulturfördernd wirkt, so gilt diese Motivierung natürlich nur dann und so weit, als sie den Fortschritt menschlicher Kultur in Wirklichkeit sichert. In dem Augenblicke aber, da die Autorität solche Dimensionen annimmt, daß sie nicht mehr kulturfördernd, sondern geradezu kulturhemmend wirkt, verliert sie ihr logisches Daseinsrecht. In solchen Fällen wird eben, mit Goethe zu sprechen, „Vernunft Unsinn, Wohltat Plage".

Die Geschichte ist unendlich reich an Beispielen, daß Völker, welche unter der absoluten Herrschaft der Autorität leben, geistig degenerieren und kulturlich den Krebsgang antreten. Wird also das Autoritätsprinzip, wie z. B. bei den despotisch regierten orientalischen Völkern, so übertrieben, daß für individuelle Eigenlebigkeit der Bürger, für die Entfaltung der Persönlichkeit kein Spielraum mehr übrig bleibt, so hat es aufgehört, Wohltat zu sein, und hat eben damit vor dem Forum der Vernunft sein Daseinsrecht eingebüßt. Dieselbe Vernunft fordert im Gegenteil die Aufhebung des starr und mechanisch gewordenen Autoritätsprinzips in dem Augenblicke, da es mit erdrückender Schwere auf der Volksseele lastet, und somit die Entfaltung von Leben und Energie hemmt und allen Unternehmungsgeist lahmlegt.

Abschreckende Beispiele dafür, daß die völlige Überschattung der Völker durch das Schwergewicht absolut gewordener Autoritäten ihren kulturlichen Untergang herbeigeführt haben, bilden im Altertum die Egypter, im Mittelalter Byzanz, in der Neuzeit Spanien. Unter der absoluten Anarchie (Faustrecht) verwildern, unter der absoluten Autorität verflachen die Völker. Bei den Semiten war die unnahbare Herrscherwürde bis ins Extrem durchgeführt. Die Könige gehören dem Kreise der Götter an. Der Kaiserkultus zeitigt im Orient Blüten, wie sie selbst in Rom unter der Tyrannei des Cäsaren-Wahnsinns kaum zu Tage getreten

sind. Der orientalische Despot saugt die ganze Volksseele in sich auf. Alles um ihn herum ist starr, leblos, unfruchtbar. Das Volk ist tot, ohne daß der Kaiser wirklich lebte. Das zeigt sich in der Religion, in den egyptischen Totenbüchern, die das Trostloseste an kulturlicher Verödung darbieten. Während die egyptische Feinkunst der Frühzeit ganz unbegreifliche Höhen erstiegen hatte, und die egyptischen Priesterkasten anfänglich die Geometrie und die ersten Anfänge der Astronomie begründen, verfallen Kunst und Wissenschaft von Dynastie zu Dynastie, bis endlich das ehemalige Kulturzentrum Egypten kulturlich zu einer griechischen Provinz herabsinkt, um durch die Befruchtung mit hellenischem Geist wieder aufzuleben. Die Kunst lebt sich in Pyramiden aus, die selbst weiter nichts sind, als versteinerte Substanzbegriffe — petrifizierter Cäsaren-Wahn. Wohin hat also der autoritative Absolutismus geführt? In Egypten nicht bloß, sondern ebenso in Persien, Babylonien, China — allüberall endete die absolute Autorität mit geistigem Tod der Völker und kulturlichem Stillstand. Um nur ein Beispiel, das auf selbsterlebter Beobachtung beruht, anzuführen. In der einzigen Hochschule, welche der Orient heute noch besitzt, der Al-Azhar in Kairo, welche von 10 000 Studenten besucht wird, wird heute noch nach den Lehrbüchern des 12. und 13. Jahrhunderts unterrichtet. Der ganze Unterricht reduziert sich auf ein mechanisches Eintrichtern des Korans und seiner Kommentatoren, sowie einen Gedächtnisdrill im Auswendiglernen der Gedanken — Anderer. Alles, was dort gelehrt wird, ist mumifizierte Wissenschaft. Der Geist der durch drückende Autoritäten entarteten Orientalen ist verknöchert — versteinert.

Nicht viel besser ging's im mittelalterlichen Byzanz. Die letzten Schattenkaiser der Palaeologen hatten da alle Attribute der Autorität bis hinauf zur Göttlichkeit an sich gerissen. Und wie waren die kulturlichen Zustände beschaffen? Ein ödes Trümmerfeld, ganz Byzanz eine kulturliche Ruine! Ruhe, Starrheit, Unbeweglichkeit war die Signatur in Byzanz ebenso gut, wie im Orient. Denn wo für die Entfaltung des Genies kein Raum übrig bleibt, wo die Autorität alle Ausstrahlungen des Volksgeistes monopolisiert und für ihre eigene Person in Beschlag legt, da wirkt sie unausbleiblich hemmend, störend, zersetzend. Diese seelische Leere zeigt sich, ähnlich wie in Egypten, am untrüglichsten in der byzantinischen Kunst, als welche in jedem Volke und zu allen Zeiten ein Barometer zur Feststellung des Kulturgrades abgeben kann. Die byzantinische Kunst ist das Spiegelbild der byzantinischen Volksseele. Ein „Bilderstreit" hält das ganze Reich während eines vollen Jahrhunderts in Atem. Wie sollte auch ein Fortschritt irgend welcher Art, besonders in der Kunst möglich sein? War doch alle Persönlichkeit erstarrt, in Fesseln gelegt, an Händen und Füßen gebunden! Der Kunst fehlte Licht und Luft, die für sie ebenso notwendige Lebensbedingungen sind, wie für jeden Menschen das Einatmen von Sauerstoff. Und wie war es damit bestellt? Auf dem zweiten nicäischen Konzil (787) wurde dekrediert: „nicht die Erfindung der Maler schafft die Bilder, sondern ein unverbrüchliches Gesetz — eine Tradition der katholischen

Kirche." So dachten die Bilderfreunde. Und nun erst die Bilderfeinde? Das Malerbuch des Kyrillos von Chios setzt fest, was und wie gemalt werden darf. Natürlich sinkt damit alle Kunst zu handwerksmäßiger Technik oder zu geisttötendem Kopistentum herab. Und was bleibt in einem solchen von der Zentnerlast der absoluten Autorität erdrückten Individuum anderes übrig, als sich zum „Kanal des Allgemeingültigen" zu degradieren? Und was war das Ende vom Lied? Die byzantinischen Kaiser hatten das ganze Volksmark ausgesogen, alle Frische, alle Unternehmungslust und alle Lebensenergie ihrer Untertanen vampyrmäßig verschlungen und den Mangel an Volkskraft durch prunkende Äußerlichkeiten hinwegzugaukeln versucht — ein vergebliches Bemühen! Der mohamedanische Orkan fegte das tausendjährige ruhm- und glanzlose Reich wie ein Kartenhaus hinweg. Auf der Hagia Sophia in Konstantinopel ward das Kreuz entfernt und der Halbmond aufgepflanzt. Das byzantinische Kaisertum mit seiner feigen Flucht vor der Fahne Mohameds birgt die bittere Lehre in sich, daß die Völker ebensowenig gedeihen unter der Herrschaft der absoluten Autorität wie unter dem Chaos der Anarchie. Plethora an Autorität ist ebenso verderblich wie Anämie. Die Autorität muß ihre Wurzeln im Volkstum haben, ihre Kraft aus dem ständigen Kontakt und der wechselseitigen Befruchtung mit der Seele des Volkes schöpfen, sonst läuft sie Gefahr, zur Schablone zu erstarren, zur dekorativen Kulisse herabzusinken.

Das parallele Beispiel aus der neueren Geschichte liefert uns Spanien, weiterhin die gesamte romanische Rasse. Der Autoritäten-Kultus ist unter den westlichen Kulturvölkern nirgends so heimisch, wie in der romanischen Rasse, besonders in Spanien. Ein Königspaar wie Ferdinand und Isabella, ein Herrscher von den Qualitäten Karls V. und ähnlich geartete Herrschergestalten erdrückten mit dem Prestige ihres Namens nicht bloß ihre eigenen Völker, sondern zwangen so ziemlich den gesamten christlichen Kulturkreis in ihren Bann. Spanien war die wirkliche Weltmacht, nicht wie Frankreich unter Ludwig XIV. nur eine Theater-Weltmacht. Heißt nämlich Autorität Geist der Bevormundung, so war Spanien eine geraume Weile tatsächlich ein Vormund der christlichen Kulturvölker. Nicht bloß ging im Reiche Philipps II. die Sonne nicht unter; die Staaten Europas rührten sich nicht, ohne auf den Wink von Spanien spannungsvoll zu lauschen. Der Geist der Bevormundung beschränkte sich unter Philipp II. und der von ihm geförderten Gegenreformation nicht bloß auf die politische Unterdrückung, sondern dehnte sich auch auf die seelische Knechtung aus. Eine so gewaltige, imposante kraftstrotzende und furchteinflößende Autorität hatte die Welt seit Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa nicht mehr gesehen. Als Machtzentrum überragte Spanien die alten Weltreiche, so daß diese Autorität eine wirkliche Weltmacht hinter sich hatte. Was hat nun diese Überfülle an Autorität Spanien genützt? An dieser Autoritäten-Plethora ist es schmählich zu Grunde gegangen. Das Herz braucht ja ein Quantum Fett, um in Bewegung zu bleiben, aber eine völlige Verfettung verträgt das Herz nicht, oder es hört zu schlagen auf. Ein gewisses Maß

von Autorität braucht jedes Volk, und zwar ein ebenso großes Maß, wie sein augenblicklicher Kulturzustand gerade fordert, aber ein Übermaß an Autorität hat überall tödlichen Ausgang. Buckle hat den überzeugenden Nachweis geführt, daß Spanien buchstäblich an seinem Autoritäten-Übermaß verblutete. Und wie Byzanz einst dem Ansturm Mohameds II. (1453) durch die Einnahme Konstantinopels unrühmlich erlag, so hat jüngst Spanien, das alte Kriegervolk, vor Amerika, dem jungen Krämervolk, schmählich kapituliert. Gewiß sind diese geschichtlichen Beispiele keine Beweise, sondern nur Analogien. Aber diese Analogien von Egypten, Byzanz und Spanien, wo die höchsten Autoritäten in unumschränkter Absolutheit herrschten und statt der Blüte nur den Ruin ihrer Völker herbeiführten, reden eine Sprache von nicht mißzuverstehender Deutlichkeit. Die mit absoluter Autorität ausgestatteten Staatswesen hatten ja Gelegenheit genug zu zeigen, wie weit man mit dieser Überspannung eines an sich gesunden und berechtigten Prinzips komme. Die egyptische Despotie endete mit der Vormundschaft des germanisch-protestantischen England, die byzantinische mit der Beugung des Kreuzes unter den Halbmond, die spanische mit Entnervung, Staatsbankerott und mit fast kampfloser Preisgabe der einstigen Kolonien an das germanische Amerika, und der große Sonnenkönig Ludwig XIV. führte zur großen französischen Revolution. In dieser Nebeneinanderstellung der vier Haupttypen von absolutistisch gefaßten Autoritäten liegt ein Rhythmus von verführerischer Beweiskraft.

Die Argumentation post hoc, ergo propter hoc ist aber logisch unzulässig. Deshalb können wir uns nicht genügen lassen, nur die negative Beweisführung zu versuchen, daß nämlich die absolute Gestalt des Autoritätsprinzips nie und nirgends zum bleibenden Segen der Völker geworden ist, sondern wir müssen das umgekehrte Verfahren einschlagen. An der Hand der germanischen Völker, welche mit der Wahrung des Autoritätenprinzips ein hohes Ausmaß individueller Freiheit zu verbinden wissen, soll jetzt der positive Beweis erbracht werden, daß in der germanischen Versöhnung von Autorität und Freiheit die Lösung des Problems liege. Die Germanen sind nicht, wie die Semiten, von der Autorität erzogen, sondern von der Geschichte erst allmählich zur Autorität erzogen. Ihr Gehorsam entspringt der Treue, und nicht der Furcht; ihre Unterwerfung unter Führer ist eine freiwillige, keine sklavische. Tacitus hebt bereits den Freiheitsdrang der Germanen als ihre charakteristische Eigenart hervor. Der Germane ziehe den Tod der Sklaverei vor. Der Staatsinstinkt, der zur absoluten Unterwerfung des Einzelnen unter den Kollektivwillen drängt, geht ihnen vollkommen ab, weil ihre Sonderheit ganz auf Individualität gestellt ist. Sie bilden Familien, Sippen, Clans, Gaue, aber keinen Staat. Erst die Berührung mit Rom läßt den Staatsgedanken in ihnen reifen. Rom ist ebenso universalistisch gerichtet, wie die Germanen individualistisch gestimmt sind. Rom siegt; der Universalismus überwindet den Individualismus. Der römische Staatsgedanke zwingt die germanischen Stämme in seinen Bannkreis; das römische Recht bleibt auf der ganzen

Linie Sieger und verdrängt allgemach das germanische; die römische Religion überwindet die letzten Überreste germanischer Göttergestalten.

Zwischen Romanentum und Germanentum spielt sich ein weltgeschichtlicher Kampf ab. Es ist im letzten Grunde der alte Urgegensatz im Menschengeschlecht, welcher zwischen diesen beiden Hauptträgern menschlicher Gesittung zum Austrag gebracht werden soll — der Gegensatz von Persönlichkeit und Gattung, von Individualismus und Universalismus, von Anarchie und Autorität. Die Semiten stellen alles ab auf die absolute Autorität des Despoten, wobei alle Sklaven sind, und nur einer frei ist, der Despot; der römische Weltbegriff steuert einem absoluten Staat zu, einem Moloch oder Leviathan, der alle Persönlichkeit verschlingt, wobei alle Freiheit der Bürger absorbiert wird von dem einzig Freien, dem absoluten, aber unpersönlichen Staat. Erst der germanische Weltbegriff stellt, wie Hegel schon ausgeführt hat, die Persönlichkeit in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses; er will die Freiheit aller. Der Staat ist den Germanen nicht letztes Ziel, sondern Durchgangspunkt und Mittel zur Herstellung und Sicherung der Freiheit aller. Das erbliche Prinzip der Germanen drückt dieses Verhältnis am schärfsten aus; denn es symbolisiert die über den Tod hinausgehende Treue. Der römische Weltbegriff fordert den knechtschaffenen Untertan; der germanische den treuen Vasallen; dort Wahlkaisertum, hier Erbkönigtum.

Wie auf politischem Gebiet, so kommt der Urgegensatz zwischen Romanen und Germanen auch auf religiösem zu schneidend scharfem Ausdruck. Der Katholizismus ist nur die religiöse Formel für romanischen Universalismus. Sein Lebensprinzip ist Autorität, und zwar absolute Autorität. Wie der römische Staat das politische Individuum zu völliger Bedeutungslosigkeit herabdrückt, so die römische Kirche das religiöse Individuum. Die Autorität befiehlt, und der Adept hat nur blind zu gehorchen. Alle Eigenart, alles Sonderleben, jeder Persönlichkeitsdrang wird erstickt durch die jedes Einzelleben auffaugende Allmacht der kirchlichen Autorität. Der weitaus hervorragendste Kopf des sich ausbauenden Katholizismus, der Kirchenvater Augustin, drückt dieses starre Autoritätsprinzip (gegen die Manichäer Kap. 6) in folgenden dürren Worten aus: Ego vero evangelio non crederem, nisi me catholicae ecclesiae commoveret auctoritas. Was heißt dies anderes, als blinde Unterwerfung der persönlichen Vernunft unter das Machtgebot der kirchlichen Autorität.

Solange das Germanentum der Erziehung zur Autorität vermittelst des römischen Staatsrechts und Religionsbegriffs bedurfte, fügte es sich willenlos dem römischen Universalismus. Als aber nach tausendjähriger Erziehung und Niederhaltung durch römischen Universalismus der alte teutonische Freiheitsdrang mit wildem Ungestüm erwachte, und eine besondere germanische Kultur im Herzen der angelsächsischen Rasse und in den deutschen Landen sich herausbildete, da sprengte er mit altem Reckentrotz die Fesseln des unerträglich gewordenen römischen Universalismus. Die deutsche Reformation ist ein flammender Protest gegen

den alle Eigenlebigkeit lähmenden kirchlichen Universalismus. Die Fehden zwischen Kaisertum und Papsttum, zwischen Ghibellinen und Welfen, der Kampf der beiden Schwerter — dies alles bedeutet in seiner tiefsten völkerpsychologischen Wurzel die Auflehnung des Germanentums gegen das Romanentum, der persönlichen Freiheit gegen die seelische Bindung seitens einer zur Unfehlbarkeit erstarrten Autorität.

Der Kampf wird auf allen Linien und mit allen Mitteln aufgenommen. Die aufgezwungene Vormundschaft der unerträglich gewordenen Autorität wird von allen germanischen Völkern nach und nach abgeschüttelt. Luther und Melanchthon führen die Sache des Geistes gegen das Dogma, der Gesinnung gegen die (vorgeschriebene) Tat, der sittlichen Freiheit gegen autoritären Zwang. Die Gesetzesreligion wird von der Gesinnungsreligion bekämpft. Deutsche und niederländische Kunst revoltieren gegen die römische, ausschließlich im Dienste der Kirche stehende Kunst. Die englische Philosophie bricht das Joch der scholastischen Denkweise. Die deutsche Wissenschaft zertrümmert mit Kopernikus, Tycho de Brahe und Kepler das ganze mittelalterliche Weltbild. So entdecken die Germanen nach und nach erst die richtige Gestalt der Erde (Kopernikus) und des Planetensystems (Kepler), sodann die richtige Gestalt des Menschen (Protestantismus). Darunter geht der mittelalterliche Autoritätenbegriff in die Brüche. Da man jetzt durch germanische Wissenschaft weiß, daß die Erde, das bisher festeste Symbol der Konstanz, sich bewegt und um die eigene Achse dreht, so beginnt jetzt das ganze mittelalterliche Weltbild, sich um seine Achse zu drehen. Selbst der fromme Römling Pascal gibt jetzt zu, wenn die Erde sich bewege, so werden alle Kirchendekrete der Welt sie nicht daran hindern. Die Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises durch die Umsegelung des Kap, Entdeckung Amerikas, Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers (beides germanische Erfindungen), Teleskop und Magnetnadel, Kompaß und Luftpumpe u. s. w. treten hinzu. Alles was bisher für wahr gehalten wurde, wankt, kracht, stürzt. Und der Buchstabe des Gesetzes allein sollte stille stehen? Alle bisherigen Autoritäten in der Wissenschaft werden durch die neu entdeckten und festgestellten Tatsachen in Grund und Boden gebohrt, und nur die kirchliche Autorität sollte unangetastet bleiben?

Jetzt beginnt der große Prozeß der Zersetzung des absolut gewordenen mittelalterlich-kirchlichen Autoritätsbegriffs. Das Germanentum weist den römisch-kirchlichen Universalismus in seine Schranken, indem es einen neuen Autoritätsbegriff konstruiert. Die beiden Grenzpfähle des von den Germanen eingezäunten Autoritätsbegriffs heißen: Vernünftige Einsicht und öffentliches Wohl.

Diesen neuen, auf „Einsicht und öffentliches Wohl" gegründeten Autoritätsbegriff hat Niemand so scharf umgrenzt und mit ehernem Griffel in das Herz seiner Völker eingegraben wie Friedrich der Große. Was Luther und Melanchthon für die religiöse, Kopernikus und Kepler für die wissenschaftliche,

Cranach und Holbein für die künstlerische, Leibniz und Kant für die philosophische, Lessing, Herder, Schiller und Goethe für die poetische Wiederbelebung der deutschen Volksseele geleistet haben, das bedeutet das Auftreten Friedrichs II. für die politische Bildung seines Volkes. Seiner Absicht nach war er der erste Diener des Staates, seiner Wirkung nach der erste politische Lehrer seines und weiterhin des gesamten deutschen Volkes — ein wahrhafter Praeceptor Germaniae. Friedrich II. begründet den neuen Autoritätsbegriff, der dazu bestimmt ist, den mittelalterlichen ganz abzulösen — die Autorität von unten. Der Staat wird souveränes Individuum und mit allen Hoheitsrechten der ehemaligen Fürsten-Autorität ausgestattet. Seit der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, an welcher besonders v. Stein, v. Schön und Scharnhorst mitwirkten, hat sich die Verantwortlichkeit aller am Wohl und Wehe der Nation immer schärfer herausgebildet. Damit die Freiheit aller gewährleistet werden konnte, wie es nach Hegel von jeher die geschichtliche Mission der germanischen Völker gewesen ist, mußte zunächst ein gleicher Pflichtenkreis und ein nationales Verantwortlichkeitsgefühl für alle geschaffen werden. Wollen alle an der Freiheit partizipieren, so müssen sie aber auch alle ihren Tribut in der Form der allgemeinen Dienstpflicht zollen. Die Soldheere werden nach dem Modell Preußens nach und nach in allen Kulturländern vom Nationalheer abgelöst, und wo man in unserem Kultursystem diesem Beispiele Preußens noch nicht gefolgt ist, da wird die Logik der Tatsachen die Völker zwingen, die allgemeine Dienstpflicht einzuführen.

Die nationale Armee ist nur der Typus des modernen Autoritätsbegriffs. Leitung und Disziplin beruhen in ihr auf vernünftiger Einsicht, und der Zweck der Armee ist kein anderer, als die Überwachung und Aufrechterhaltung der nationalen Wohlfahrt. Da bildet das ganze Volk die Basis und der oberste Kriegsherr die Spitze der Pyramide. Da wurzelt die oberste Autorität im Volke selbst, welches seine Verfassung, wie seine Fürsten respektiert, nicht weil man diesen Respekt von oben herab befiehlt, sondern man bringt ihn von unten hinauf freiwillig entgegen.

Es ist deshalb nur eine Teilwahrheit, daß wir den Respekt vor Autoritäten einzubüßen im Begriffe stehen. In Wirklichkeit war Europa, dank der allgemeinen Dienstpflicht, niemals besser diszipliniert als heute. Nur die patriarchalische Begründung der Autorität hat infolge der technischen und Verkehrsumwälzungen der letzten Jahrzehnte an Wirksamkeit und Gewicht verloren. Hat auch die Autorität von oben herab, die patriarchalisch begriffene, von kirchlichen oder weltlichen Souveränen diktierte, an Intensität abgenommen, so ist dies weder für die Souveräne, noch für das Volk ein Unsegen. Denn nur antiquierte Formen der Autoritäten überleben sich, während d i e Autorität bleibt, so lange es eine Kultur gibt, zumal sie, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, Voraussetzung aller Kultur ist.

Dr. J. P. Buß, Heidelberg:

Die Entwicklung des Arbeitsverhältnisses zum Tarifvertrag im Hinblick auf den wirtschaftlichen Wiederaufbau.

Innerhalb der Zunft, jener ältesten Organisationsform der gewerblichen Produktion, die die ganze Zeitspanne vom frühen Mittelalter bis tief ins 19. Jahrhundert hinein beherrschte, war das Arbeitsverhältnis ein öffentlich-rechtliches. Wie durch den Zunftzwang und die Normierung einer Höchstgrenze der Produktion jeder Zunftmeister in der Führung seines Betriebs an eine feste Ordnung gebunden war, so entzog auch eine statutarische oder gesetzliche Regelung des Arbeitsverhältnisses die Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen dem freien Willen der Gesellen und der Meister. *Was* produziert, *wie* produziert und *unter welchen Bedingungen* produziert wurde — das alles war obrigkeitlich geregelt. Neben dem patriarchalischen Einfluß der Zunftmeister auf die Lebensführung und das gewerbliche Fortkommen der Gesellen ist diese öffentlich-rechtliche Regelung des Arbeitsverhältnisses ein wesentliches Merkmal der Zunftverfassung. Vor allem waren Arbeitslohn, Arbeitszeit, Dauer der Lehrzeit und der Wanderschaft des Gesellen durch die Zunftordnung genau vorgeschrieben.

Das ganze Zunftwesen lag solange im Interesse der Allgemeinheit, als innerhalb der Stadtwirtschaft des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit der Verkehr gering und das Produktions- und Absatzgebiet zu überschauen war, als die Arbeits- und Produktionsverhältnisse jener Bedarfsdeckungswirtschaft den Ansprüchen der Produzenten, Arbeiter und Konsumenten gerecht wurden. Mit der Entstehung der Fabrik und dem Auftreten eines Massenbedarfs der sich in den Städten zusammenballenden Bevölkerung wurde der produktionsbeschränkende Charakter der Zünfte zu einer volkswirtschaftlichen Gefahr und mit der Ausnutzung des Zunftzwangs zur Förderung der Meisterinteressen waren die Gesellen wirklich die Ausgebeuteten, indem sich das Arbeitsverhältnis von seiner öffentlich-rechtlichen Grundlage zu einem tatsächlichen Herrschaftsverhältnis hin entwickelte. Immerhin war dem Arbeiter im Rahmen der Zunft, deren Mitglied er war, eine materielle Existenz und die Aussicht auf eigenen Geschäftsbetrieb gesichert.

Mit der Zeit des Zunftverfalls und des Zunftmißbrauchs und der damit in zeitlichem Zusammenhang stehenden Ausbreitung des Fabrikwesens entwickelte sich ein neues, vom Zunftrecht unabhängiges Arbeitsrecht. Zum einen Teil trat zunächst an die Stelle des Selbstverwaltungsrechts der Zünfte die staatliche Gewerbeaufsicht unter Beibehaltung der Zunftform, zum andern Teil reifte mit

dem Aufkommen der Großindustrie in England eine von aller Gebundenheit befreite Gewerbeverfassung, die in dem System der Gewerbefreiheit seit der französischen Revolution die Welt eroberte. Zuerst entstand in Manufakturen und Fabriken, seit Einführung der Gewerbefreiheit in allen Gewerben ein freier Arbeiterstand, der einer öffentlich-rechtlichen Regelung des Arbeitsverhältnisses entbehrte. Die patriarchalisch-obrigkeitliche Ordnung war abgelöst durch den freien Arbeitsvertrag, der das Arbeitsverhältnis zu einem rein vertragsmäßigen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gestaltete. Die volkswirtschaftlichen Folgen dieser rechtlichen Umwälzung sind gewaltig. Hier soll auf dieses Schulbeispiel der Wechselbeziehungen von Recht und Wirtschaft nicht eingegangen werden, es soll nur gezeigt werden, wie sich mit dieser Änderung des Arbeitsverhältnisses und dem Ausbau der privatkapitalistischen Wirtschaft die Stellung des Arbeiters zum Arbeitgeber verschob. Rechtlich bewirkte die neue Lage die Anerkennung der Gleichberechtigung von Arbeiter und Unternehmer. Ersterer ist nicht mehr der Diener und Letzterer der Herr, beide sind vielmehr vertragsmäßig berechtigt und verpflichtet. Faktisch bedeutete diese rechtliche Gleichstellung der vertragschließenden Teile bei der überlegenen wirtschaftlichen Machtposition des Arbeitgebers und bei der völligen Abhängigkeit des einzelnen Arbeiters von dem Arbeitsmarkt für den Arbeiter sehr wenig. Um überhaupt leben zu können, mußte er oft die elendesten Arbeitsbedingungen hinnehmen. In dieser ersten Epoche der Gewerbefreiheit ist es der Eigentümer der Produktionsmittel, der für sich das ausschließliche Recht in Anspruch nimmt, zu bestimmen, was und wie produziert werden soll und ganz besonders unter welchen Bedingungen produziert werden soll. Wenn auch der Staat durch Gebote und Verbote (Arbeiterschutzgesetzgebung) den Inhalt des Arbeitsvertrags zugunsten des schwächeren Teils beeinflußte, so blieb doch die Festsetzung des Entgelts für die Überlassung der Arbeitskraft stets dem Arbeitgeber vorbehalten. Es war klar, daß auf dieser Grundlage individueller Freiheit die ungünstige Lage des Arbeiters beim Abschluß des Arbeitsvertrags nicht verbessert werden konnte.

Wesentlich verändert wurde diese Sachlage, als in gewerkschaftlichen Fachverbänden sich starke Massen der Arbeiter zusammenschlossen, um durch das Mittel der Selbsthilfe in einheitlicher Front dem Unternehmer gegenüberzutreten mit dem Ziel, das Arbeitsverhältnis so umzugestalten, daß dem Arbeiter die Möglichkeit gegeben ist, entsprechend der ungeheuren Steigerung des Volksreichtums seinen Anteil am Produktionsertrag zu erhöhen. Die auf dem mächtig gewachsenen Machtbewußtsein der organisierten Arbeiterklasse ruhenden Koalitionen, die als Gegenwirkung die Gründung zentraler Arbeitgeberverbände auslösten, erzwangen einen neuen Zustand des Arbeitsverhältnisses, mit dem der individuelle Arbeitsvertrag überwunden wurde und den Arbeitern das Mitbestimmungsrecht bei der Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen eingeräumt werden mußte. Der

Individualvertrag ist nicht beseitigt, er ist aber in den Rahmen der kollektiven Vereinbarungen eingeordnet. Der Inhalt dieser neuen Arbeitsverträge beruht auf der übereinstimmenden Willenserklärung einer paritätisch zusammengesetzten Vertretung der organisierten Arbeiter und Unternehmer. Er ist gültig und verbindlich für die Personen, die den beiderseitigen Organisationen angehören und die zur Zeit des Abschlusses am Arbeitsverhältnis beteiligt sind oder während der Dauer seiner Gültigkeit hinzutreten. Da sie für Gesamtheiten abgeschlossen werden und die Arbeitsbedingungen für eine Zeit hinaus generell regeln, nennt man sie Kollektivverträge oder Tarifgemeinschaften. Sie entstanden zunächst überall da, wo die Machtverteilung im wirtschaftlichen Kampf der Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch die straffe Organisation der Arbeitermassen einigermaßen ausgeglichen werden konnte. In den Industrieen, in denen die natürliche Machtstellung der Unternehmer innerhalb der privat-kapitalistischen Wirtschaft eine unbezwingbare blieb, bestimmten diese immer noch allein die Bedingungen des Arbeitsvertrags. Aber auch da, wo es bisher zu Tarifverträgen kam, war diese Verständigung weniger das Ergebnis einer beiderseitigen Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Nützlichkeit solcher Gemeinschaften und eines Verantwortlichkeitsbewußtseins für die notwendige Versorgung der Allgemeinheit, als eine egoistische Waffenstillstandspolitik, während der man neue Reserven für bevorstehende aufreibende Kämpfe sammelte.

Es wird im folgenden insbesondere zu zeigen sein, von welch grundlegender volkswirtschaftlicher Bedeutung der Ausbau der Tarifverträge für die Wiederaufrichtung der deutschen Wirtschaft und eine gerechte Auseinandersetzung der Arbeiter und Arbeitgeber über den Produktionsertrag sein kann. Es bedarf als Voraussetzung dazu eines gewaltigen Opfergeistes auf beiden Seiten, aber auch einer gänzlich neuen Einstellung zu dem Faktor der Arbeiterklasse als solcher. Unsere innere Wirtschaftspolitik muß auf das Ziel höherer sozialer Formen hinstreben, denn allein auf der neuen Basis einer gerechten Verteilung des Arbeitsertrags kann die Arbeiterbewegung jene nur auf das Materielle gerichtete Stufe in ihrer Entwicklung überwinden.

In den Gewerbezweigen, wo es bisher zum Abschluß von Tarifverträgen gekommen ist, ist diese Entwicklung wesentlich von zwei privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten bestimmt. Die Arbeitgeber erwarten von den paritätischen Vereinbarungen über die Arbeitsbedingungen die Gewähr für einen ruhigen Geschäftsgang und die damit in Zusammenhang stehende Möglichkeit einer besseren Kalkulation der Produktionskosten. Die Arbeitnehmer erhoffen von der tariflichen Regelung des Arbeitsverhältnisses eine Garantie für die Beständigkeit der Arbeitsbedingungen und eine gewisse Unabhängigkeit von den Schwankungen der Konjunktur. Auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht war die Wirksamkeit der Tarifverträge durch die Erzielung einer periodischen Stetigkeit des Arbeitsverhältnisses nutzbringend. Die Idee der Selbstbestimmung der Arbeits-

bedingungen durch die am Arbeitsverhältnis beteiligten Faktoren hat sich trotz der anfänglichen heftigen Gegnerschaft der sozialdemokratischen Partei und der bis vor kurzem noch vorherrschenden Abneigung starker Schichten des Kapitals mit Macht durchgesetzt. Die oft von Unternehmern vorgebrachten Bedenken: Nivellierung der Arbeits- und Lohnbedingungen ohne Rücksicht auf die individuellen Leistungen, verschlechterte Anpassungsfähigkeit an die Konjunktur und Erschwerung der Geschäftsführung, sind tatsächlich nicht aufrecht zu erhalten, ganz abzusehen davon, daß seit der politischen Umwälzung überhaupt nicht mehr an eine andere Regelung des Verhältnisses von Arbeiter und Unternehmer als auf dem Boden des Tarifvertrags gedacht werden kann.

Es ist selbstverständlich, daß die Durchsetzung des Tarifvertrags mit dem Ausbau eines staatlichen Rechtsschutzes zusammengehen muß. Das, was die vertragschließenden Organisationen für einen Gewerbezweig des ganzen Reichsgebiets bestimmen, muß für ihre Mitglieder wirklich rechtsverbindlich sein. Dazu bedarf es eines Arbeitstarifgesetzes, das namhafte Sozialpolitiker wie Hugo Sinzheimer schon vor dem Kriege gefordert haben, auf Grund dessen die vertragschließenden Teile durch ihre Abmachungen unmittelbar Arbeitsrecht schaffen. Erst dann werden die Tarifämter die für die Rechtsprechung nötige Machtgrundlage besitzen. Es bedarf gleichermaßen einer Aufhebung des § 152 der Gewerbeordnung, wonach Verabredungen über die Gestaltung des Arbeitsverhältnisses rechtsunverbindlich sind, also Jeder jederzeit ohne nachteilige Folgen von ihnen zurücktreten kann. Ein Zwang zur Einhaltung der Vereinbarungen kann mit Erfolg erst dann ausgeübt werden, wenn hinter den Verträgen verantwortliche Rechtssubjekte stehen und Führer wie Vermögen der Organisationen für alle gegen die tariflichen Bestimmungen verstoßenden Handlungen haftbar gemacht werden können.

Bevor nun von dem Wert der Tarifverträge für den Wiederaufbau der Wirtschaft gesprochen werden soll, ist noch ein Wort über ihren Geltungsbereich zu sagen: Es kann heute gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Gültigkeit der Bestimmungen eines Reichstarifsvertrags sich nicht nur auf die Mitglieder der organisierten, vertragschließenden Parteien erstrecken darf, sondern wegen der Dringlichkeit einheitlicher Arbeitsbedingungen auch die nichtorganisierten Teile des betreffenden Gewerbes erfassen muß. Es wäre daher ein Passus ungefähr folgenden Inhalts in den Tarifvertrag aufzunehmen: „Die Mitglieder der Arbeitgeberorganisation sind verpflichtet, allen von ihnen beschäftigten Arbeitern, ob organisiert oder nicht, die tarifmäßigen Bedingungen zuzubilligen. Die Mitglieder der Arbeitnehmerorganisationen sind verpflichtet, bei sämtlichen Arbeitgebern, ohne Unterschied ob organisiert oder nicht, nur zu den tarifmäßigen Bedingungen in Arbeit zu treten." Auch der Ausbau der Schlichtungs- und Vermittlungsinstanzen (Tarifämter, Arbeitsnachweise) ist selbstverständlich nur auf paritätischer Grundlage vorzunehmen. Die Benutzung

der paritätischen Arbeitsnachweise muß obligatorisch gemacht werden.

Es bleibt nun noch die Frage zu streifen, welcher Wandlungen im Verhältnis von Arbeiter und Unternehmer es nach der Umsturzbewegung bedarf, um mit Hilfe von Tarifgemeinschaften den Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft zu organisieren. Dabei ist zunächst grundsätzlich festzustellen, daß die ganze Tarifvertragbewegung sich im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsform vollzieht, zu der Frage einer Sozialisierung der Wirtschaft also in keinem direkten Verhältnis steht. Die Gewerkschaften forderten seit mehr als 25 Jahren das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen und sie wirkten mit Erfolg dahin, der Arbeiterklasse den gerechten Anteil am Produktionsertrag zu sichern. Viele Unternehmerverbände gaben diesem Druck nach, stärkere widersetzten sich jeder Bestrebung, die Organisation der Arbeiter als gleichberechtigten, verhandlungsfähigen Faktor anzuerkennen. Die Tarifgemeinschaften, die bis zum Kriegsausbruch zustande kamen, waren Schöpfungen des wirtschaftlichen Zwangs, denen der Makel des Opportunismus und des gegenseitigen Mißtrauens stets anhaftete. Die tarifliche Regelung des Verhältnisses zur Arbeiterschaft bestimmte weniger das Verantwortungsgefühl für die Schaffung einer der Menschenwürde und dem nationalen Wohlstand entsprechenden Daseinsmöglichkeit, als reine Zweckmäßigkeitserwägungen. Soll die erste Errungenschaft der Revolution für die deutsche Volkswirtschaft: die tarifmäßige „Arbeitsgemeinschaft" der gesamten Industrie und der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft, wie man hofft, den Grundpfeiler des wirtschaftlichen Wiederaufbaus bilden, so darf man auf keiner Seite in ihr das notwendige Übel der Stunde sehen, die Gemeinschaftsbasis, um die man leider nicht herum kam, vielmehr müßte in ihr der Wille zur untrennbaren Zusammenarbeit der produzierenden Kräfte tief verankert sein. Die gewaltige Aufgabe der deutschen Wirtschaftspolitik kann nur gelöst werden, wenn neben der vertragsmäßig fixierten Einigung von Unternehmer und Arbeiter in Fragen des Lohns und der Arbeitszeit auf beiden Seiten ein menschliches Verstehen sich durchsetzt, wenn zum Wohl der Gesamtheit eine gründliche Abkehr von der Politik der privatwirtschaftlichen Rücksichtslosigkeit befolgt wird und wenn der Arbeiterschaft mit dem Wachsen der Aufgaben ein wachsender Anteil auch an der Verantwortung für den ganzen Produktionsprozeß übertragen wird.

Dr. N. Hansen-Berlin: Außenhandelsbanken und Exportfinanzierung.

In allen Welthandel treibenden Ländern läßt sich im Verlaufe des Weltkrieges, besonders aber in der letzten Hälfte des Jahres 1918 bis jetzt ein eifriges Bemühen um eine großzügige Exportfinanzierung durch Gründung von Export- und Außenhandelsbanken im Auslande feststellen. Am rührigsten haben sich in dieser Beziehung entschieden die Vereinigten Staaten betätigt. Aber auch die Exportbankenbemühungen Englands, Norwegens, Japans, Italiens, Frankreichs u. s. w. verdienen sowohl wegen der angewandten Methoden als auch wegen der Richtungen, in denen sie sich bewegen, eine erhöhte Beachtung der deutschen Exportkreise. Zeigt sich doch darin, wie der Ansturm gegen den deutschen Welthandel sich auf einem äußerst wichtigen Gebiete immer intensiver vorbereitet, und daß der deutsche Export mehr denn je für seine Finanzierung ein besonderes Institut benötigt; denn die deutschen Großbanken mit ihren ausländischen Filialen werden bei den enormen Ansprüchen des Inlandes kaum in bisherigem Maße in der Lage sein, eine überseeische Finanz- und Exportpolitik wie vor dem Weltkriege zu fördern. Was sie bis dahin mit ihren Filialen und Tochtergründungen für den Aufbau des deutschen Außenhandels geleistet hatten, wurde nicht nur vom Auslande lebhaft beachtet und respektiert, sondern wirkte in vieler Beziehung geradezu vorbildlich. Und wenn man jetzt liest, welche Leute an die Spitze der neuen ausländischen Außenhandelsbanken berufen wurden, so finden sich darunter manche Namen von Männern, die ihre praktische Ausbildung in deutschen Bankinstituten des In- und Auslandes empfangen haben. In den Pressenotizen, welche über die Neugründungen berichteten, wurde sogar häufig die deutsche Bankschulung der Leiter ausdrücklich erwähnt.

In den Vereinigten Staaten wird der Export in Zukunft nicht allein durch Banken, sondern durch einen Regierungsfonds in Höhe von einer Milliarde Dollar finanziert. Aus diesem Fonds werden an einzelne Personen, Firmen oder Ausfuhrvereinigungen (durch Webb-Pommerance-Acte gestattet) Beträge für einen Zeitraum von 5 Jahren ausgeliehen werden können. Der Verzinsungssatz ist auf 5¾% festgesetzt worden. In diesem Falle betätigt sich gewissermaßen der Staat selbst als Exportbank, wenn auch mit beschränkten Funktionen.

Der Hauptteil der amerikanischen Ausfuhr wird aber durch private Institute finanziert. Diese sind entweder als stark abhängige Zweigniederlassungen im Auslande begründet oder sie arbeiten gemischt, nationale selbständige ausländische Bankgesellschaften. Ein drittes Verfahren ist die Errichtung von Diskontierungsinstituten für den Umsatz der Papiere, den der Außenhandel mit sich bringt. Diese Form entspricht bis zu einem gewissen Grade dem sogenannten Clearinghouse in London. Von

den Banken, die in den letzten Jahren die zahlreichsten Filialen im Auslande errichtet haben, sind besonders zu nennen: die National-City-Bank in New-York mit nicht weniger als 60 Filialen im Auslande, ferner die Commercial-National-Bank in Washington, die First-National-Bank in Boston und die American-Foreign-Banking-Corporation. Die Mercantile-Bank of the America's, die erst während des Krieges, und zwar 1915 gegründet wurde, ist ein besonderer Außenhandelstypus, weil in ihr das amerikanische Auswärtige Amt vertreten ist. Sie befaßt sich einmal mit Valutaregulierungen süd- und mittelamerikanischer Staaten und ist an den Staatsbankinstituten einzelner dieser Länder kapitalistisch beteiligt. Andererseits fördert sie den direkten Bezug von süd- und mittelamerikanischen Rohstoffen. Sie wendet sich an die Pflanzer selbst, denen sie durch Bankniederlassungen im Lande Geld verschafft. Auch bei der Ausfuhr ist sie bemüht, Verkäufer und Käufer in unmittelbare Verbindung zu bringen.

Die International-Banking-Corporation ist die älteste amerikanische Außenhandelsbank. Sie wurde bereits 1901 gegründet und hat sich in der Zeit ihres Bestehens in erster Linie der Finanzierung des Handels in Ostasien, besonders in China und auf den Philippinen gewidmet. In den letzten Weltkriegsjahren hat die National-City-Bank of New-York fast das ganze Aktienkapital der International-Banking-Corporation erworben. Die Bank unterhält heute 24 Zweigniederlassungen, wovon 2 in Japan, 6 in China, 2 auf den Philippinen, 1 in Straits Settlements, 2 in Niederländisch-Indien, 2 in Britisch-Ostindien, 2 in Panama, 1 in Kolumbien, 4 auf St. Domingo und 1 in London arbeiten. Der Zentrale in New-York liegt es jetzt ob, für die nötigen finanziellen Erleichterungen Sorge zu tragen, Ausfuhrwechsel zu kaufen, die erforderlichen Gold- und Silberverschiffungen vorzunehmen, amerikanischen und ausländischen Firmen Kredit zu gewähren, die Filialen zur Kreditgewährung zu ermächtigen und allgemein die Aufsicht über die Zweigniederlassungen auszuüben. Durch die 1902 errichtete Londoner Filiale gehen sämtliche von der Zentrale und von den Filialen gekauften Sterlingwechsel. Sie steht in engster Fühlung mit den Silbermärkten, von deren Haltung die Kurse im fernen Osten in hohem Maße abhängen. Vor allem liefert sie in großem Umfange Auskünfte über die Kreditfähigkeit europäischer am Außenhandel beteiligter Firmen. Die im Laufe des Jahres 1919 gegründete Asia-Banking-Corporation ist von 5 amerikanischen Banken als ausgesprochene Exportbank für den Ostasienhandel mit einem Kapital von 2½ Millionen Dollar finanziert worden. Sie errichtet jetzt Filialen in San Franzisco, Hankau, Peking, Tientsin und Wladiwostok.

Für die gemischt-nationalen Bankgründungen im Auslande hat die Union in den letzten Jahren ebenfalls ein sehr reges Interesse bekundet. So wurde im Laufe des Jahres 1918 eine amerikanisch-kanadische Bank gegründet, die Zweigstellen in Yokohama, San Francisco und Seattle hat und den Export nach Ostasien finanzieren soll. Ferner sind eine amerikanisch-italienische, eine amerikanisch-

japanische, eine amerikanisch-spanische, eine amerikanisch-südslawische und eine amerikanisch-schwedische Bank inzwischen ins Leben getreten. Namentlich in Italien und Schweden sind die amerikanischen Finanzleute zur Zeit sehr rege, um mit Hilfe solcher gemischt-nationaler Banken große Industrie- und Handelsgesellschaften zu gründen, die Großabnehmer amerikanischer Erzeugnisse sind. Es handelt sich da nicht nur um Automobil- und Maschinenfabriken, sondern auch um Textilunternehmen aller Art. Anfang Februar fanden beispielsweise zwischen amerikanischen, schwedischen und dänischen Finanzgruppen Besprechungen statt, welche die Gründung einer großen Gesellschaft zur Förderung des Handels zwischen Amerika, den skandinavischen Ländern und Deutschland bezweckten und deren Kapital 300 Millionen Kronen betragen soll. Im Prinzip versucht Amerika mit diesen gemischt-nationalen Bankengründungen zunächst schnell in den einzelnen Ländern Fuß zu fassen und persönliche Verbindungen zu bekommen, um dann möglichst durch das „big business" seinen Export zu beleben. Diese Bankenexpansionsmethode wendet es vorwiegend in Europa an, während in den übrigen Teilen der Welt entweder Filialen oder Diskontbanken errichtet werden.

Der Typ einer vorwiegend das Wechsel- und Akzeptgeschäft pflegenden amerikanischen Auslandsbank ist z. B. die im Oktober 1918 gegründete First-National-Corporation in Buenos Aires. Übrigens legen die Amerikaner auf die Entwickelung des Handelsakzeptverkehrs auf dieser Grundlage ein immer größeres Gewicht; denn ihr Streben geht auf eine ständige Stärkung der Stellung New-Yorks als finanzieller Geschäftsmittelpunkt. Bereits vor 2 Jahren wurde ein von amerikanischen Kaufleuten und Bankiers gebildeter Akzeptrat geschaffen. Der Betrag der durch ihn vermittelten Wechsel stieg seitdem von 200 auf 800 Millionen Dollar.

In England erfolgt die Finanzierung des Exportes vorwiegend in der Form, daß sich verschiedene Banken zusammenschließen und eine Exportbank gründen. Das letzte Beispiel hierfür ist die British-Oversea-Bank. Die British-Trading-Corporation, die am 31. Dezember 1918 ihr erstes Geschäftsjahr abgeschlossen hat und 5 Sh. pro Aktie als Dividende zur Verteilung bringen konnte, ist Ende 1917 unter Mitwirkung der englischen Regierung ins Leben getreten. Aus ihrem Geschäftsbericht ergibt sich, daß sie sich vorwiegend als Finanzierungsgesellschaft betätigt hat. Im April 1918 wurde von ihr die Trade-Indemnity-Company ins Leben gerufen, um einem fühlbaren Mangel an der Möglichkeit, Versicherungen von Handelskrediten abzuschließen, abzuhelfen. Das 2,5 Millionen Mark betragende Kapital dieser Neugründung befindet sich ausschließlich in den Händen der British-Trade-Corporation. Diese Gesellschaft beteiligte sich ferner an der Portugese-Trade-Corporation mit 100 000 Pfund, um in Portugal erfolgreich den Wettbewerb der Engländer gegen den deutschen Export zu fördern. Die Anglo-Brasilian-Commercial und Agency Co. Ltd. ist eine gemeinsame Gründung der London-and Brasilian-Bank und der British-Trade-Corporation. Diese Gründung soll

den Engländern den Wettbewerb mit deutschen Kaufleuten in Brasilien erleichtern und durch Neugründungen und Beteiligungen an brasilianischen Firmen und Geschäftsabschlüssen die englische Ausfuhr fördern. An der Levant Co. Ltd., die mit einem Kapital von 1 Million Pfund Sterling begründet wurde, und die den Levante-Handel pflegen soll, ist die British-Trade-Corporation mit 200 000 Pfund beteiligt. Sie hat auch inzwischen das ganze Kapital der türkischen Nationalbank erworben. An der Inter-Allied-Trade und Banking-Corporation, die mit einem Kapital von 1 Millionen Pfund ins Leben trat und den Handel zwischen Großbritannien, Belgien und Nordfrankreich zu fördern bestimmt ist, hat sie ebenfalls einen maßgebenden Anteil. Die Aussichten der British-Trade-Corporation werden als recht günstig angesehen und die englische Geschäftswelt rechnet in wachsendem Maße damit, die finanzielle Unterstützung dieses Institutes zu finden, wenn die hereingebrachten Aufträge britischer Lieferanten zur Ausführung gegeben werden.

In Europa hat im Laufe dieses Jahres Lloyds Bank Filialen in Brüssel und Antwerpen eröffnet. Die London-City- und Midland-Bank Ltd. hat in London eine besondere Abteilung für das italienische Geschäft eingerichtet. Ihre Vertretung selbst hat die Banca Commerciala übernommen. Am lebhaftesten dehnen sich die englischen Auslandsbanken zur Zeit in Südamerika, in den eroberten deutschen Kolonien und im Kolonialreich aus, und zwar wählen sie meist die Form der Filialgründungen. Gemischt-nationale Gründungen wurden von den Engländern bisher wenig bevorzugt. Interessant ist die Tatsache, daß englische Banken im Mai 1918 in Argentinien sich zu einem Syndikat vereinigt haben, „um Handel und Industrie dieses Landes zu fördern", wogegen die Presse des Landes damals energisch Front machte. Dagegen haben die Engländer in Brasilien einen weit besseren Boden für ihre Außenhandelsbankenexpansion und Exportfinanzierung gefunden.

Das kleine Norwegen besitzt eine Exportbank, die mit einem Aktienkapital von 20 Millionen Kronen und 5,7 Millionen Kronen Reserven arbeitet. Im letzten Geschäftsjahr 1918 konnte sie 7% Dividende verteilen. Daneben ist von der Mehrzahl der größeren norwegischen Bankinstitute im Laufe des Vorjahres eine Überseehandelsbank gegründet worden, die inzwischen in Brasilien, Argentinien und Shanghai Niederlassungen errichtet hat. Das Kapital von 5 Millionen Kronen soll je nach Bedarf erweitert werden und kann bei der breiten finanziellen Grundlage leicht durchgeführt werden.

Japan bevorzugt in Europa die Gründung von gemischt-nationalen Bankgründungen, wie Beispiele in Frankreich, Italien und Belgien belegen. In Südamerika, wo die Jokohama-Specie-Bank in Buenos-Aires im August 1918 eine Filiale errichtet hat, wird von der japanischen Reichsbank, die an dem neuen Unternehmen beteiligt sein soll, eine finanzielle Beihilfe gezahlt.

Das neu gegründete italienische Außenhandels-Kreditinstitut wurde Ende Februar 1918 unter dem Protektorat des Handelsministers Ciufellis unter Be-

teiligung der 4 größten Bankinstitute des Landes ins Leben gerufen. Es konstituierte sich unter der Form einer Aktiengesellschaft mit Sitz in Rom und der Berechtigung, überall im Auslande Filialen zu errichten. Der Nennwert der Aktien beträgt 1000 Lire, jedoch ist das Kapital von 4 Millionen Lire durchaus unzureichend, um den Zweck des Unternehmens zu erfüllen. Nach seinem Programm soll die Exportbank den Neuaufbau des gesamten italienischen Außenhandels finanzieren, an der Gründung italienischer Handels- und Bankunternehmen für den Außenhandel im In- und Auslande mitwirken, die Einführung von Industriezweigen in Italien und im Auslande fördern, soweit deren Erzeugnisse den Außenhandel beleben können. Weiter soll das Institut jegliche Handelsexpansion und die Bestrebungen zur Gewinnung ausländischer Märkte unterstützen. Die italienischen Großbanken haben, wie sich jetzt herausstellt, jedoch nur wenig Interesse für die Bank. Nur unter einem gewissen Zwange haben sie damals die ihnen von der Regierung zugedachte Rolle übernommen. Heute sehen sie, weil sie selbst am Auslandsgeschäft interessiert und stark in der Expansion begriffen sind, sogar eine unbequeme Konkurrenz in ihr. Durch Interessengemeinschaften und Gründung von Zweigniederlassungen haben die italienischen Großbanken über die ganze Welt ihre Fühler ausgestreckt und fürchten natürlich den Wettbewerb von Neugründungen, die mehr oder weniger offiziellen Charakter haben und auf Regierungsschutz rechnen dürfen. Die gemischt-nationale „Italienisch-französische Bank für Südamerika" hat Ende 1918 ihr Kapital von 25 auf 50 Millionen Franks erhöht, um zwei südamerikanische Bankinstitute aufsaugen zu können. In Südamerika hat die Banca Italiana di Sconto in Rio Sao Paulo und Pelotas im Laufe des Vorjahres Filialen errichtet. Die Banca Commerciala Italiana hat in Marseille eine Niederlassung eröffnet, die den italienisch-französischen Handel fördern soll.

Die Finanzierung der französischen Exportbank, der Banque Nationale du Commerce Intérieur de France weicht von allen bisher geschilderten Formen völlig ab. Die Bank hat einen privaten Charakter. Sie erhält jedoch auf die Dauer von 20 Jahren eine staatliche Beihilfe von jährlich 2 Millionen Franks und ein zinsfreies Darlehen von 25 Millionen, das nach 20 Jahren rückzahlbar ist. An der Aufbringung des 250 Millionen Franks betragenden Kapitals sind der französische Staat in Gemeinschaft mit der Bank von Frankreich mit je 50 Millionen Franks und am Rest die französischen Großbanken und das Privatpublikum beteiligt. Ihr Hauptziel ist die Förderung des französischen Handels im Auslande, die sie wie die British-Trade-Corporation durch Kreditgewährung zu erreichen gedenkt. In den Ländern, in denen noch keine französischen Banken tätig sind, sollen Zweigniederlassungen errichtet werden. Ein einzurichtender Auskunftsdienst soll über die Kreditwürdigkeit fremder Handelshäuser und die Absatzmöglichkeiten für französische Artikel laufend berichten. Neben dieser neuesten französischen Exportbank arbeiten für die wirtschaftliche Erschließung abgegrenzter Gebietsteile die Banque

Française pour le Brésil, die Banque Argentine et Française, die Banque Industrielle de Chine, die Banque Franco-Japanois und eine ganze Reihe französischer Kolonialbanken in Indo-China, Martinique, Guadeloupe, Guyana und Réunion, deren Privilegien im Vorjahre um 25 Jahre verlängert wurden.

Ein Rückblick auf die hier geschilderten Grundsätze und Einzelheiten über die Außenhandelsbestrebungen und Exportfinanzierungsmethoden des Auslandes zeigt, wie vielseitig und umfangreich die Bemühungen in dieser Richtung geworden sind, und daß sie in erster Linie in solchen Ländern Raum gewinnen, wo die deutschen Bankfilialen entweder völlig zugrunde gerichtet oder zur Hauptsache lahmgelegt worden sind. Die Aufzählung macht keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie hätte noch auf schwedische Filialgründungen in England und den sonstigen Ententeländern, in Finnland, in der Levante und Ostasien eingehen können. Ferner hätten die niederländischen Kulturbankbestrebungen in Hinterindien, die Niederlassungen fremder Banken in Deutsch-Ostafrika, die Ausdehnungsbestrebungen der spanischen Banken in Südamerika, die Politik der belgischen Auslandsbanken u. s. w. besprochen werden können. Jedoch bieten sie in ihren Grundsätzen und Methoden so wenig Abweichungen, daß sich ein Eingehen auf Details in diesem Zusammenhange erübrigt. Soviel steht fest, daß die Amerikaner auf dem Gebiete der Welthandelsfinanzierung unter allen Ländern die größte Rührigkeit fortgesetzt entwickeln. Wohin sie steuern, sagt das Dezemberheft der Zeitschrift „Federal Reserve Board" ganz unverhüllt, indem sie ausführt: Es liegt im Interesse der Vereinigten Staaten, daß die amerikanischen Banken die Arbeit der Ausdehnung im Auslande so schnell wie möglich durchführen, denn sie ist notwendig, um den Vereinigten Staaten die Übermacht im Wettbewerb auf dem Weltmarkt zu sichern. Für die deutschen Exporteure ergibt sich aus allem die dringende Mahnung, auf dem Gebiete der Finanzierung der Ausfuhr sich nicht völlig ins Hintertreffen drängen zu lassen und zu überlegen, welche Form, ob reine Exportbank, Großbanken mit Auslandsfilialen, gemischt-nationale Banken, Finanzgesellschaften nach dem Muster der British-Trade-Corporation, Regierungsfonds oder irgend eine Kombination dieser Formen am besten den Anforderungen der heutigen Verhältnisse, die in erster Linie auf den Wiederaufbau des deutschen Exports gerichtet sein müssen, entspricht.

H. Seipp: Bodenrecht und Bodenunrecht.

Im Jahre 1910 hat die preußische Heeresverwaltung den als „Tempelhofer Feld" bekannten, im Süden Berlins gelegenen Truppenübungsplatz an die Ortsgemeinde Tempelhof für 72 Millionen Mark verkauft. Sie hatte ihn im Jahre 1839 für etwa 80 000 Mark erworben, mithin ist der Wert dieses Geländes in siebzig Jahren auf das neunhundertfache angewachsen. Die Tagesblätter berichten von Zeit zu Zeit ähnliche Fälle, in denen Grundstücke zu dem Mehrfachen, ja Vielfachen des Preises veräußert worden sind, zu dem sie gekauft wurden. Bisweilen erscheint die dabei zutage tretende Wertsteigerung auf den ersten Blick annähernd märchenhaft. Doch wird die Notwendigkeit einer Erhöhung des Bodenwertes schließlich sehr leicht verständlich durch einen Blick auf die Zunahme der Einwohnerzahlen in unseren deutschen Städten. Die Bevölkerung des Deutschen Reiches vermehrt sich gegenwärtig um jährlich 800 000 Menschen. Das bedeutet jährlich ebenso viele neue Bewerber um Raum für Wohn- und Arbeitsstätte. Die so stark vermehrte Nachfrage mehrt den Wert des Bodens, und das ist natürlich.

Überraschenderweise kommt es uns ebenso natürlich vor, wenn die vermehrte Nachfrage umgekehrt wirkt, wenn sie eine Ware verbilligt. Das tut sie in der Regel. Als Uhren oder Fahrräder oder Kraftfahrzeuge nur für eine beschränkte Zahl von Liebhabern hergestellt wurden, waren ihre Preise ansehnlich hoch; seitdem in jeder Wohnung eine Uhr hängt und nahezu ein jeder vom Tage der Konfirmation oder der Firmung ab eine Uhr in der Tasche trägt, seitdem die große Zahl der Arbeiter gern das Fahrrad benutzt, um in ihre von der Wohnung oft weit entfernten Arbeitsstätten mit geringerem Zeitaufwande zu gelangen, seitdem Militär, Post- und Geschäftsboten ohne Fahrrad kaum mehr denkbar sind, seitdem mit einem Wort die Nachfrage nach jenen Waren gegenüber der früheren Zeit sich ungeheuer vermehrt hat, sind die Preise für diese Erzeugnisse menschlichen Erwerbfleißes verhältnismäßig sehr stark gesunken. Das macht: Die Hersteller konnten mit der stetigen flotten Abnahme ihrer Ware rechnen und daher zum billiger arbeitenden Großbetriebe übergehen. Teilung der Betriebe zur Herstellung jeder einzelnen Teile durch eigens entworfene Maschinen im großen, Verminderung des auf das einzelne Stück entfallenden Teiles der allgemeinen Geschäftsunkosten, leichtere Beleihbarkeit der fertigen Ware auf dem Lager, weil der Geldgeber weiß, daß die lagernden Waren leicht Absatz finden werden, geringste Berechnung der Gewinne, um nach Möglichkeit die eigene Ware billiger auf den Markt zu bringen als die sich schnell der Erfolg versprechenden Anzeige zuwendenden Wettbewerbe — all das wirkt im Sinne der Verbilligung zusammen. Und das ist wieder natürlich.

Die Verteuerung des Bodens durch Nachfrage, die Verbilligung aller durch Menschenarbeit herstellbaren Waren durch Nachfrage: beides scheint in gleicher Weise natürlich. Dann ist es offenbar unnatürlich, wenn der Boden als eine Ware wie jede andere betrachtet und behandelt wird. Das geschieht im heute geltenden Recht. Jedermann kann nach diesem Recht ebenso wie jede andere Ware auch den Boden kaufen und verkaufen, verpfänden und verleihen, verschenken und vererben, kann Ware und Boden nach Willkür gebrauchen, darf sie aber beide in gleicher Weise — hier liegt der Schwerpunkt — auch ungehindert und ungestraft zurückhalten und ungebraucht liegen lassen, gerade als sei das eine ebenso harmlos oder bedeutungsvoll wie das andere für den Staat und seine Bürger. In Wirklichkeit besteht ein tief einschneidender Unterschied. Jede Ware, die stärker begehrt wird, als sie auf dem Markte vorhanden ist, kann in längerer und kürzerer Zeit vermehrt werden — der Boden niemals, für jede Ware, die ein übelgesinnter Händler einem Kaufwilligen vorenthält, kann Ersatz geschaffen werden — für Boden niemals. Verweigern einem Menschen alle Schuhmacher eines Ortes ihre Erzeugnisse, so läßt er sich seine Schuhe aus dem Nachbarort kommen, verweigert man ihm die Benützung des Bodens, so ist sein ganzes Dasein an diesem Orte unmöglich, er muß fortziehen. Der Boden ist unvermehrbar, der Boden ist unersetzlich, und dabei ist er uns unentbehrlich wie die Luft, die wir zum atmen brauchen. Der Grund und Boden ist nach seinem ganzen Wesen etwas völlig einzigartiges; in dem Rechte aber, das für ihn gilt, ist von dieser Besonderheit seines Wesens nichts zu merken. Es herrscht nicht Bodenrecht, sondern Bodenunrecht!

Hierin liegt ein Übelstand von garnicht zu ermessender Bedeutung. An der einen Tatsache, daß der Grund und Boden nicht die rechtliche Sonderstellung einnimmt, die der Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit seines Wesens entspricht, daran krankt die ganze heutige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Jeder fühlt, daß die heutige Wirtschaftsordnung nicht ist, wie sie sein soll, und doch nimmt jeder die nicht endenden Preissteigerungen aller Art und die schnellen Umschläge guter Geschäftszeiten in solche der Not, die damit gegebene wirtschaftliche Unsicherheit weitester Volkskreise und überhaupt die oft als gar zu ungerecht empfundene Ungleichheit der Güterverteilung als etwas unvermeidliches hin. Dabei hört er große Worte von der Lage des Weltmarktes, die er nicht versteht, oder von der Entwertung des Geldes, die nichts erklären, oder von gottgewollten Unterschieden, die das Gewissen nicht beruhigen. Er brauchte aber nur dem Kreislauf des Wirtschaftslebens bewußt zuzuschauen, um bald die wahre Ursache der heutigen Wirtschaftsunordnung, die kranke Stelle unseres Wirtschaftslebens zu entdecken. Die Dinge verlaufen folgendermaßen: Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs wecken den Unternehmungsgeist. Neue Betriebe entstehen, alte Betriebe werden verlegt oder erweitert. Die Neubauten brauchen Boden: der Bodenpreis steigt. Auch der Handel nimmt an dem Aufschwung teil: neue Zwischenlager, neue Ver-

kaufsstellen werden errichtet, alte erweitert. Die verstärkte Nachfrage steigert die Höhe der Ladenmieten, die der Hausbesitzer fordern kann: der Grundstückswert und -preis steigt. Der Neuanlage von Geschäftsräumen muß manche Wohnung, manches Wohnhaus in den Altstädten weichen, die für die Erweiterung und Neuerrichtung der Betriebe herangezogenen Arbeiter vermehren dagegen zu gleicher Zeit den Bedarf an Wohnungen; die Nachfrage nach Wohnungen treibt deren Preis in die Höhe und damit wieder den Wert des Bodens. Die Arbeiter und Angestellten erstreben begreiflicherweise in dieser Zeit guten Geschäftsganges, da ihre Arbeit am wertvollsten ist, eine Lohn- und Gehaltserhöhung und setzen sie leichter durch als zu anderen Zeiten. Nun können sie sich besser rühren, drängen aus gar zu dürftigen Wohnungen in bessere und gesündere; sie verstärken die Nachfrage und die Steigerung der Mietpreise. Diese Steigerung der Mietpreise geht nun aber gleichmäßig überall vor sich; sie trifft nicht nur den, der soeben eine Einnahmeerhöhung erfahren hat und nun, schmerzlich genug, oft das mühsam Errungene zum größeren Teil dem Vermieter abgeben muß, sie trifft vielmehr alle und kann im großen und ganzen nur dadurch ausgeglichen werden, daß der Betroffene an anderer Stelle seine Ausgaben einschränkt. So beginnt eine allgemeine Einschränkung des Verbrauchs, der Absatz in den Läden stockt, die Händler rufen aus den Fabriken die bestellten Waren nicht ab und machen keine neuen Bestellungen, die Fabriklager schwellen an: bald müssen die Unternehmer den Betrieb einschränken, die Arbeitszeit verkürzen, Arbeiter entlassen, und es ist begreiflich, wenn sie auch den bleibenden Arbeitern die zuvor zugestandene Lohnerhöhung wieder streitig zu machen suchen. Nun herrscht eine Zeit vollen wirtschaftlichen Niedergangs und letzten Endes bleibt von dem schnell vergangenen Aufschwunge für die Dauer nichts als eine Erhöhung des Bodenwertes. Die rechtliche Stellung unseres Bodens ist nicht die einzige, wohl aber die stärkste Ursache der endlosen Preisschraube, der Tatsache, daß, wenn Löhne und Gehälter einmal erhöht sind, sehr bald durch eine Preissteigerung der Wohnungen und aller Verbrauchsgüter, in deren Preis — wohlbemerkt — die Ladenmiete des Verkäufers, der Preis der Bodenfläche, auf der die Fabriken und Werkstätten stehen usw., enthalten sind, der vorübergehend gewonnene Vorteil wieder verloren ist.

Diese unausbleibliche Preissteigerung des frei veräußerlichen Bodens macht ihn zu dem geeignetsten Gegenstande des Glückspiels, der sogenannten Spekulation. Diese ist der Kauf und der Besitz des Bodens nicht zum eigenen Gebrauch, noch zum baldigen Verkauf an solche, die ihn gebrauchen wollen, sondern zur Zurückhaltung zum Zwecke der künstlichen Preissteigerung. Wenn der Spieler, der Bodenspekulant, nicht über alle Maßen gewagt vorgeht, ist im Gegensatze zu allen anderen Spekulationen, die oft große Verlustgefahren mit sich bringen, für ihn auf die Dauer ein Verlust nahezu ausgeschlossen, da eine Notwendigkeit für die stetige Steigerung des Bodenpreises besteht. Zahlreiche Bodengesell-

schaften kaufen daher in Deutschland den Boden um aufblühende Städte oder längs des zu erwartenden Laufes neuer wichtiger, eine Landschaft neu erschließender Verkehrswege auf und geben ihn an Boden Begehrende nur zu Preisen ab, die sie auf eine ansehnliche Höhe gesteigert haben und steigern können, weil die Nachfrage befriedigt werden muß, aber eben nur aus dem Besitz dieser Gesellschaft befriedigt werden kann. Auf diese Weise wird dann die natürliche Preissteigerung des Bodens noch künstlich beschleunigt.

Endlich wirkt in gleichem Sinne die Möglichkeit der Bodenverschuldung. Ein Grundstücksbesitzer kann sein Grundstück gegen eine ihm geliehene Summe verpfänden, d. h. er kann eine „Hypothek" aufnehmen. Mithin kann Grundbesitzer leicht auch der werden, der keine dem Werte des Bodens entsprechenden Barmittel besitzt, der Kreis der Bewerber um Grund und Boden ist damit sehr erweitert, die Neigung zur Preiserhöhung verstärkt. Dazu kommt dann noch, daß die sehr weitgehende rechtliche Sicherstellung solcher gegen Grundverpfändung hergeliehener Beträge, der sogenannten Hypotheken, es erlaubt, diese Bodenbeleihung zu einem sicheren und nutzbringenden Geschäft zu machen; ihm widmen sich die Hypothekenbanken, die ihre hierzu nötigen Mittel sich durch den Verkauf von Pfandbriefen verschaffen, Wertpapieren, mit denen deren Käufer einen Rechtsanspruch auf die im Besitze der Bank befindlichen Grundschuldforderungen erwerben. Diese vielfach durch Landesgesetz für mündelsicher erklärten Anlagepapiere sind aus mancherlei Gründen bei dem kleinen Vermögensbesitzer vorzüglich beliebt und hierin verbirgt sich ein neuer Übelstand für das Wirtschaftsleben der Gesamtheit. Denn 12 Milliarden solcher Pfandbriefe sind in Deutschland in Umlauf und entziehen so die entsprechenden Summen dem Reiche, den Einzelstaaten und den Gemeinden, weil deren Anleihen andernfalls von dem jetzt in Pfandbriefen angelegten Kapital als die einzig mündelsicheren Papiere in erster Reihe begehrt werden würden. Die öffentlichen Körperschaften in Deutschland müssen daher für ihre Anleihen Zinsen in einer Höhe zahlen und ihre Papiere so wenig begehrt sehen, wie es in keinem Verhältnis zur Sicherheit ihrer wirtschaftlichen Lage steht. Das hat zur Folge, daß auf dem Wege von Steuern und Umlagen eingebracht werden muß, was an höherer Verzinsung zu leisten ist. Auch diese Mehrbelastung des Staatsbürgers hat mithin ihre letzte Ursache im geltenden Bodenrecht.

Am schmerzlichsten empfindet der deutsche Bürger die Mißstände, die sich aus der unglücklichen Ordnung der Bodenbesitzverhältnisse ergeben, am eigenen Leibe in der Wohnungsfrage. Das Wohnungselend in Deutschland ist eines Kulturvolkes unwürdig, es ist bei weitem noch nicht genügend erforscht und bekannt. Was der deutsche Staatsbürger heute schon davon wissen könnte, müßte seine Scham erregen, wenn er es nicht vorzöge, sich über das Leben der Eskimos oder der Südseeinsulaner zu unterrichten. In Berlin gab es im Jahre 1895 fast 32 000 Wohnungen, die entweder aus einem einzigen unheizbaren Raum

bestanden oder aus einem heizbaren Raum, dabei aber von 6 oder mehr Menschen bewohnt waren; annähernd 300 000 Menschen wohnten in diesen trostlosen Verhältnissen. Bis zum Jahre 1900 war die Zahl dieser sogenannten Wohnungen auf mehr als 33 500 gestiegen. Diese überfüllten Einraum-Wohnungen betrugen in Berlin 12 vom Hundert aller vorhandenen Wohnungen, in Alt-Leipzig 13,6 v. H., in Breslau 14,8 v. H. In Hamburg waren im Jahre 1885 400 Wohnungen völlig unheizbar, im Jahre 1895 deren 850; im Cholerajahre wohnten dort mehr als 47 000 Menschen in übervölkerten Einraum-Wohnungen. In München gab es im Jahre 1907 306 ganze Anwesen ohne Abort, nahezu die Hälfte aller vorhandenen Wohnungen (46 v. H.) entbehrten des eigenen Abortes; 71 „Wohnungen" wurden gezählt mit weniger als 6 Geviertmeter Bodenfläche. Mehr als zwei Fünftel aller Wohnungen (43 v. H.) bildeten kein abgeschlossenes Heim, sondern bestanden aus Teilwohnungen oder nahmen Aftermieter auf. Mehr als ein volles Viertel der gesamten Bevölkerung Münchens schlief in unzureichenden Schlafräumen, d. h. in solchen, die weniger als 15 Raummeter auf jeden Schläfer maßen. Im Jahre 1909 gab es in einer ganzen Reihe bayerischer Städte auf 1000 Wohnungen nur sechs bis acht leerstehende und an vielen Orten Deutschlands verschlingt die Wohnungsmiete der Kleinwohnungen bis zu einem vollen Drittel das Einkommen der Bewohner. Die durchschnittliche Zahl der Bewohner eines Hauses, die sogenannte Behausungsziffer, betrug in Berlin im Jahre 1875 noch 58, im Jahre 1900 schon 77, in Charlottenburg im Jahre 1880 noch 24, im Jahre 1900 schon 60, weiter im Jahre 1900 in Breslau 40, in Hamburg 23, in München 28, hier dagegen im Jahre 1907 schon 35. Im Gegensatz dazu beträgt in England, das ein anderes Bodenrecht besitzt, die Behausungsziffer in London nur 7, in Liverpool 5, in Manchester 5, in Leeds 4. Das sind in bunter Folge einige Zahlen, die ahnen lassen, welche Abgründe des Wohnungselends in Deutschland klaffen.

Dieses Wohnungselend ist dabei nun wieder seinerseits die Haupt- und Mitursache einiger anderer bösartiger Schäden unseres Volkslebens. Die Alkoholkrankheit oder Trunksucht findet ihre Opfer gern unter denen, die nichts von einem behaglichen Heim wissen; die geschlechtliche Schamlosigkeit und Verwilderung mit ihrer Folge von Geschlechtskrankheiten hat ihren Nährboden in den menschenüberfüllten Kleinwohnungen, die eine Trennung der Inwohner nach Alter und Geschlecht nicht gestatten; die wachsende Zahl jugendlicher Verbrecher entstammt einem Volke, das ohne Würde in dumpfen, luft- und lichtlosen Behausungen vertiert; die bis zu einem Drittel der Zahl aller Geburten angewachsene Zahl der sterbenden Säuglinge gibt Zeugnis von der zerrütteten Gesundheit eines in unzureichenden Wohnungen kränkelnden Geschlechts. Es wäre nicht zu Zeiten in Deutschland ein Drittel aller im Alter zwischen 16 und 60 Jahren Sterbenden der Lungenschwindsucht erlegen, wenn nicht 90 bis 98 v. H. aller „Proletarier"-Leichen Herde dieser Krankheit aufzuweisen gehabt hätten: Die überfüllten Klein-

wohnungen, in denen die erwerbsunfähigen Schwindsuchtskranken mit zwei oder mehr, vielleicht bis zu sieben und acht anderen Menschen den gleichen Schlafraum teilen, in denen gar wohl annähernd ein Drittel von ihnen das Bett mit einem anderen Schläfer teilen muß, das sind die Brutstätten dieser Volksseuche.

Ein verfehltes Bodenrecht ist eine der wichtigsten Ursachen der Unsicherheit unseres Wirtschaftslebens wie die Quelle unseres Wohnungsjammers und der mit diesem verknüpften Mißstände. Dieses Bodenunrecht ist im Grunde der große Fortschrittsfeind. Das deutsche Volk hat ein Jahrhundert staunenswerten Aufschwungs hinter sich und hat doch keinen rechten Anteil daran gewonnen; die Massen sind auch heute noch in ihrem Einkommen nicht sehr weit über die Grenze des zum Leben und zur Aufzucht des heranwachsenden Geschlechts mindest Erforderlichen hinaufgekommen. Den in diesem Jahrhundert des Aufschwungs geschaffenen gewaltigen Neuwert — durch den Krieg leider verschlungen — hat der Boden im wesentlichen in sich aufgesogen; der Großteil des in blutigen Kriegen und in saurer Arbeit Errungenen ist gleichsam in den Boden hineingestampft worden. Ein weit verbreitetes sittliches Fehlurteil erkennt den einzigartigen heiligen Wert der Arbeit nicht; daran ist gewiß der Umstand vor allem anderen schuld, daß es inmitten aller Arbeitsmühe als sittlich erlaubt gilt, durch Schacher und Spiel mit dem heiligen Boden des Vaterlandes ohne Mühe und Verdienst, ohne ehrliche, schaffende Arbeit Vermögen zu erwerben. Diese bisher vom Allgemeinbewußtsein sittlich nicht beanstandete, dem sich verfeinernden Gemeinschaftsgewissen aber zunehmend als unsittlich erscheinende Möglichkeit der Vermögensbildung hat auch den als unzulässig empfundenen hohen Grad der Besitzunterschiede verursacht und damit den Haß irregeleiteter, nicht selbst urteilsfähiger Massen gegen das Vermögen überhaupt, gegen den „Kapitalismus" erzeugt.

Das herrschende Bodenrecht ist verfehlt: das ist die schmerzliche Erkenntnis, zu der eine bedächtige Überlegung führte. Es ist kein Recht, sondern ein Unrecht, weil es den jedem Menschen unentbehrlichen, den unvermehrbaren, unersetzlichen, nicht zu vernichtenden, durch keines Menschen Kunst in seinem Bestande wesentlich veränderlichen Boden zu einer frei veräußerlichen, unbegrenzt verschuldbaren Ware macht, wie jedes beliebige, von Menschen herstellbare, vermehrbare, ersetzbare Gut, weil es den Boden zu einem Teil des sogenannten „Kapitals" werden läßt, das sich sonst nur aus erspartem Arbeitsertrag bildet, weil es den Boden zusammenkoppelt mit den von Menschen herstellbaren, aber auch zerstörbaren Gebäuden. Dieses heutige Bodenrecht ist in seiner vollentwickelten Form in Deutschland eigentlich nicht viel älter als hundert Jahre. Keinem Volke eignet es als ursprüngliche, natürliche Rechtsanschauung. Noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein haben z. B. deutsche Gerichte richtig alle Baulichkeiten, weil das Feuer sie zerstören kann, als „fahrende Habe" im Gegensatz zum allein ganz unbeweglichen Grund und Boden angesehen. Als im Jahre 1667 der Große Kurfürst verordnete, daß wüst liegende Baustellen in Berlin, wenn der Eigentümer

sie nicht innerhalb bestimmter Frist bebaue, demjenigen kostenlos zufallen sollen, der sie bebaut, wußte und empfand er noch, daß „Bodenbesitz“ nur das Recht bedeuten kann, den Boden zu gebrauchen, nicht auch ihn willkürlich dem Gebrauche zu entziehen, daß es ein „Eigentum“, ein unbeschränktes persönliches Verfügungsrecht am Boden nicht in der gleichen Art geben könne wie an beweglichen Gütern. Das ursprüngliche und unverbildete Rechtsbewußtsein jedes Volkes sah im Grund und Boden ein Eigentum der Gesamtheit: wie Luft und Licht kann er nur allen gehören, die Gesamtheit muß ihn verwalten.

Nur die möglichste Annäherung an diese Grundanschauung kann diese Krankheit der heutigen Wirtschaftsordnung heilen. Die vollkommenst mögliche Besserung wäre darnach die Überführung des Bodenbesitzes in die öffentliche Hand, in erster Linie in den Besitz der Gemeinden. Schon jetzt kann eine weitschauende Gemeindeverwaltung dadurch, daß sie das Gemeindegrundeigentum planmäßig vermehrt, großes leisten; die Stadt Ulm an der Donau ist heute schon Besitzerin von vier Fünfteln, die Stadt Frankfurt am Main die der Hälfte ihres gesamten Weichbildes. Die mindeste Forderung des Tages ist, daß keine Gemeinde mehr aus ihrem Besitze an Boden auch nur einen Fuß breit verkaufe; die Rechtsform der „Erbpacht“ und des „Erbbaurechtes“ gestatten ihr eine Verwertung auch des umfangreichsten Grundeigentums.

Ein anderer, nicht minder gangbarer Weg zur Rückkehr zum natürlichen Bodenrechte ist der, die Eigentumsverhältnisse am Boden der Form nach unberührt zu lassen und nur die reinen Bodenwerte, d. h. den Ertrag des Bodens, den der Eigentümer nicht aus seiner landwirtschaftlichen Bearbeitung oder aus den auf dem Boden errichteten Gebäuden, sondern nur aus der Tatsache des Bodenbesitzes gewinnt, durch eine Steuer für die Allgemeinheit einzuziehen; damit würde sich der freie Bodenbesitz in eine Art Erbpacht verwandeln. Eine solche Bodenwertsteuer ließe sich so gestalten — und das erstrebt z. B. eine Reformbewegung in England — daß sie alle anderen Steuern entbehrlich machte; sie hätte den Vorzug, daß sie in der genauen Meßbarkeit der Bodenfläche eine Vorbedingung gerechtester Steuerverteilung besser erfüllte als jede andere Steuergrundlage, während alle geltenden Steuern infolge der Schwierigkeit gerechter Verteilung Härten nicht vermeiden können und ein Stückchen Widersinn in sich tragen, insofern sie Fleiß, Sparsamkeit, Regsamkeit, Unternehmungslust, Begabung, kurz, die wertvollen Vorzüge der Menschen, die in der Regel deren höheres Einkommen, größeren Geschäftsumsatz u. dgl. verursachen, gleichsam durch Steuererhöhung unter Strafe stellen. Der schweizerische Kanton Appenzell-Inner-Rhoden kennt noch heute nur eine einzige Staatssteuer, die auf Grund und Boden, und ähnliche Verhältnisse hat für das deutsche Kiautschau dessen „Landordnung“ geschaffen.

Bis die wachsende Erkenntnis von der Wichtigkeit dieser Frage im deutschen

Volke so an Boden gewonnen hat, daß gesetzgeberische Maßnahmen von ähnlich großem Zuge wie die im Vorhergehenden angedeuteten möglich sein werden, bis dahin muß schrittweise die jeweils bestmögliche Annäherung an das große Ziel versucht werden. Hierher gehört eine Änderung der Veranlagung der gegenwärtigen Steuer auf Grund und Boden. Sie wird bisher meist nach dem sogenannten Nutzungswerte des Bodens berechnet, d. h. nach dem Ertrage des Bodens oder der auf ihm stehenden Häuser, die ja die herrschende Rechtsanschauung noch als Einheit mit ihm ansieht. Diese Steuerverteilung ist ungerecht, denn nach ihr bezahlt der Besitzer einer im Innern einer Großstadt liegenden Baustelle im Wert von mehreren hunderttausend Mark seine Steuer nach der Höhe des Ertrages, den er von der als Acker kleinen Fläche etwa durch Kartoffelbau erzielen könnte, während der Nachbar, dessen kleineres Grundstück einschließlich der darauf stehenden Gebäude den gleichen Wert wie jene Baustelle allein ohne Gebäude hat, nach der Höhe seiner den landwirtschaftlichen Ertrag um ein Vielfaches übersteigenden Mieteinnahmen zur Steuer herangezogen wird. An die Stelle dieser ungerechten Steuerverteilung sollte nun allgemein die andere nach dem „gemeinen Wert", dem Verkaufswerte des Grundstücks treten. Nach dieser Veranlagung kommt dann der Besitzer jener Baustelle, der einstweilen der Allgemeinheit nichts leistet, sondern sich vielmehr durch ihre Arbeit den Wert seiner Baustellen hinaufschrauben läßt, wenigstens in die gleiche Steuerstufe mit jenen Hausbesitzern, deren Haus den gleichen Verkaufswert wie sein Grundstück hat. Als in Preußen vor mehreren Jahren an hunderten von Orten die Besteuerung nach dem Nutzungswert der anderen nach dem Verkaufswert weichen mußte, zahlte hier und da ein Spekulant, der vordem nach dem Ertrage einer auf seiner städtischen Baustelle als möglich berechneten Kartoffelernte der Allgemeinheit eine Steuer von 3 Mark geleistet hatte, nun nach dem wirklichen Werte seines Besitzes statt dessen 1000 Mark.

Eine zweite, ebenso wichtige und sogleich durchzuführende Maßnahme ist die Besteuerung des Anwachses des Bodenwertes, soweit er ohne Zutun und Verdienst des Besitzers erfolgt. Der Bodenwert steigt, wie eingangs ausgeführt ist, notwendig allgemein durch die Zunahme der Bevölkerung und durch die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland. Schon hieran hat der zufällige Besitzer des Bodens nur so weit ein Teilverdienst, wie er selbst an der Entwicklung seines Volkes mitwirkt, wie jeder andere Nichtbesitzer auch. Auf jeden Fall mangelt ihm aber jeglicher Anspruch auf die Wertsteigerung, die der Boden bestimmter Bezirke durch die besondere Entwicklung einzelner oder durch besondere Maßnahmen der Allgemeinheit erfährt. Wenn der 6 preußische Morgen große Besitz eines Bauern in Britz bei Berlin in einem Jahre nicht für 50 000 Mark zu verkaufen war, ein Jahr später aber 1 300 000 Mark im Verkauf einbrachte, weil inzwischen der Staat eine Eisenbahnhaltestelle neben diesem Besitz gebaut und dadurch zu Baustellen gemacht hatte, dann ist der Wertzuwachs von 1 250 000 Mark inner-

halb eines Jahres kein Verdienst des Besitzers, sondern ein Geschenk der Allgemeinheit an ihn. Wenn Staat, Provinz, Kreis und Gemeinden aus den Mitteln der Allgemeinheit mit einem Aufwande von vielen Millionen einen Kanal bauen und der durchschnittliche Bodenwert in allen von ihm berührten Gemeinden sich um das 1½fache bis 5½fache vermehrt, für einzelne Güter z. B. von 850 000 Mark auf 3½ Millionen, von 94 000 Mark auf 550 000 Mark steigt, wie das bei dem Bau des Teltowkanals geschah, so ist das wieder kein Verdienst der Bodenbesitzer, sondern ein Geschenk der Allgemeinheit an sie. Wenn ein Bürger, und stände er noch so hoch, solche verschwenderischen Geschenke machte, zugleich aber für seine eigenen notwendigsten Bedürfnisse Anleihen machen müßte, würde er sofort unter Vormundschaft gestellt werden; die Gesamtheit aller Bürger, der Staat, handelt so unverantwortlich, und jeder, der das erkennt, versäumt seine Pflicht, wenn er nicht hilft, dagegen einzuschreiten. Um welche Riesenwerte es sich beim Wertzuwachs des Bodens handelt, wird an einigen Zahlen klar: Ein Streifen Landes in Breite von 75 Meter auf beiden Seiten des Kurfürstendammes in Berlin war im Jahre 1860 etwa 100 000 Mark wert, 1898 schon 50 Millionen, 1904 etwa 65 bis 70 Millionen, bei 3 bis 4 Millionen Ausgabe für die Straßenanlage. Der Bodenwert der Stadt Charlottenburg hat sich von 45 Millionen im Jahre 1886 auf 300 Millionen im Jahre 1897 vermehrt. Der durchschnittliche Bodenwert der Stadt Halle an der Saale hat sich vom Jahre 1835 bis zum Jahre 1895 verachtfacht. Durch eine kräftige Steuer auf diesen Wertzuwachs läßt sich das Bodenunrecht in heilsamer Weise mildern. Mit der Annahme des allerdings noch sehr mangelhaften Wertzuwachssteuergesetzes im Februar des Jahres 1911 ist ein erster Schritt hierzu getan.

Die Frage nach dem letzten und nach dem nächsten Ziele der Umgestaltung unseres Bodenrechtes und nach der bestmöglichsten Art, wie diese Ziele zu erreichen sind, ist sehr schwierig und garnicht einfach zu beantworten. Der Boden hat eine mannigfach verschiedene Bedeutung. Nach der feinsinnigen Ausführung des Professors Frucht in Stuttgart will er zunächst gewürdigt sein als Stätte (Wohn- und Werkstätte), sodann als Scholle (Landwirtschaft), aber auch weiter als Schatzkammer (Kohle, Kali, Erze usw.), als Rinne (Wasserstraßen, Wasserkräfte), als Fährte (Straßen und Bahnen); er hat seine Bedeutung als Pfand (Hypothek), als Bild (Heimatschutz und Landschaftspflege) und als Zeuge (Denkmalschutz), ja er kann zur Pfründe werden (Schank- und Apothekenkonzession) und bedarf einer ganz besonders sorgfältigen Rechtsbehandlung als Neuland (Kolonieen). Schon diese Aufzählung allein läßt erkennen, welche Fülle von Einzelfragen schwierigster Art hier verborgen liegt; um so dringender ist die Pflicht für jeden Staatsbürger, jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau, an der Lösung dieser Aufgabe mitzuarbeiten. In Deutschland wirkt ein eigener Verband in diesem Sinne; er will die Erkenntnis von der Dringlichkeit jener Aufgabe in immer weitere Kreise tragen, die Einsicht in ihre Tragweite immer mehr vertiefen und

alle an ihrer Lösung arbeitenden Kräfte in einer stoßkräftigen Bewegung zusammenfassen. Es ist das der „Bund deutscher Bodenreformer" in Berlin.

„Er sieht in der Grund- und Bodenfrage den wesentlichsten Teil des sozialen Problems. Er tritt dafür ein, daß der Boden, die Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht."

Dr. Paul Ostwald, Berlin: Politik und öffentliche Meinung.

Es ist noch nicht allzulange her, daß der öffentlichen Meinung in der Politik der europäischen Staaten eine Rolle von Bedeutung zukommt. Denn es ist selbstverständlich, daß in dem europäischen Staatensystem sich die öffentliche Meinung erst von dem Zeitpunkte ab Geltung verschaffen konnte, als die Stützen des absoluten Regimentes zusammenbrachen. Die Aufklärung ist daher, wie Oncken mit Recht nachgewiesen hat, als die eigentliche Geburtsstunde der öffentlichen Meinung zu bezeichnen, und im 19. Jahrhundert hat sie dann ihren Siegeszug durch Europa angetreten. Das Wachsen des demokratischen Gedankens war die Ursache dazu und bedingte notwendigerweise das Wachsen der Bedeutung der öffentlichen Meinung für die Politik. Aus dieser geschichtlichen Tatsache ergibt sich daher für uns, daß als Folge der in den letzten Monaten bei uns eingetretenen Ereignisse eine noch weitere Steigerung der öffentlichen Meinung inbezug auf ihre Bedeutung im politischen Leben und ihren Einfluß auf die Politik eintreten muß. Es ist daher wohl an der Zeit, wenn wir uns einmal genauer mit dem Verhältnis zwischen öffentlicher Meinung und Politik beschäftigen und versuchen, uns darüber einige Klarheit zu verschaffen.

Als grundlegende Forderung haben wir, was das gegenseitige Verhältnis zwischen öffentlicher Meinung und Politik anbetrifft, ganz entschieden obenan zu stellen, daß zwischen der Politik der verantwortlichen Staatsmänner und der öffentlichen Meinung im Volke volle Übereinstimmung herrschen muß. Gegen diesen Grundsatz ist gerade bei uns bisher von den verantwortlichen Staatsmännern überaus stark gefehlt worden. Einige Beispiele werden das beweisen.

So gingen Volk und Regierung völlig auseinander in ihrer Stellung zu Rußland. Als nach dem Sturze Caprivis die Regierung wieder die Annäherung an Rußland betrieb, war das deutsche Volk durchaus nicht russenfreundlich, sondern

beharrte in seiner Feindschaft gegen das Nachbarreich, in die es seit den achtziger Jahren durch die panslawistische Bewegung getrieben war. Es ist ja bekannt, daß die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages, wenn sie wirklich nach Bismarcks Rücktritt erfolgt wäre, im Volke wenig Anklang gefunden haben würde. Und wie war es im russisch-japanischen Kriege? Jubel herrschte bei uns, wenn die Japaner gesiegt hatten und die Russen in einer Schlacht geschlagen wurden, und das zu einer Zeit, als gerade zwischen dem deutschen Kaiser und dem russischen Zaren Verhandlungen über ein eventl. Bündnis schwebten.

Nicht viel anders stand es mit uns inbezug auf unsere Beziehungen zu England. Stieß doch die von der englischen Regierung unter dem Einfluß von Chamberlain und Lansdowne betriebene Bündnispolitik mit Deutschland vor allem deshalb bei Bülow auf Ablehnung, weil die englandfeindliche Stimmung im deutschen Volke so überaus groß war. Es ist bezeichnend, wenn Hammann, der Mitarbeiter des damaligen Reichskanzlers und der Verteidiger der Bülowschen Politik, darüber im zweiten Teil seiner Erinnerungen schreibt: „Wer jene tief erregte Zeit miterlebt hat, oder wer sich nur klarmacht, was es heißt, wenn leitende Staatsmänner, gedrängt von dem Unwillen ihrer Völker, so gegeneinander reden, der wird den neuerdings gegen die deutsche Politik zur Zeit der Jahrhundertwende erhobenen Vorwurf, kurzsichtig und unbedacht das englische Bündnisangebot abgelehnt zu haben, nicht für durchaus gerechtfertigt erachten können . . . Welche Kämpfe im Reichstage, wenn ihm ein allgemeiner Bündnisvertrag mit England vorgelegt worden wäre." Hammann will verteidigen und doch klagt er an. Denn deutlicher, als er es tut, kann niemand hinweisen auf das schwere Versäumnis, die öffentliche Meinung in der richtigen Weise beeinflußt zu haben. Dadurch, daß die Regierung die durch den Burenkrieg und durch Hetzartikel einiger englischer Blätter hervorgerufene englandfeindliche Stimmung der deutschen öffentlichen Meinung so ins Kraut hatte schießen lassen, hatte sie sich selbst den Weg verlegt. Von dem Bismarckschen Rezept, das deutsche Reich durch immer neue Bündnisse zu sichern, konnte Bülow keinen Gebrauch machen, trotzdem er um das Bündnis mit England nicht hätte zu betteln brauchen, weil die Kluft zwischen ihm und der öffentlichen Meinung unüberbrückbar geworden war.

Von dem gleichen Mangel an Übereinstimmung zwischen Volk und Regierung spricht zu uns das ganze große Kapitel unserer Überseepolitik. Nur daß hier zu den beiden eben gegebenen Beispielen insofern ein Unterschied vorliegt, als die Überseepolitik der Regierung zeigt, wie wenig sie von ihrer Seite aus Wert gelegt hat, die öffentliche Meinung zu verstehen und als Faktor in ihren Berechnungen einzustellen. Die niemals verstummenden Klagen unserer Brüder im Ausland über das mangelnde Verständnis in der Heimat für die Schwere ihrer Pioniertätigkeit zugunsten deutscher Kulturpolitik zeigen uns deutlich, wie wenig man sich in der Wilhelmstraße darum kümmerte, ob für die weitausschauenden Pläne in dieser Richtung unser Volk schon reif war, ob der Resonanzboden in der Heimat

vorhanden war, ohne den alle die noch so schönen Pläne einfach in der Luft schwebten. Ebensowenig aber legte man auch am grünen Tisch genügenden Wert darauf, sich in seinen Plänen von der öffentlichen Meinung unserer Auslanddeutschen, d. h. von ihren aus der Praxis gesammelten Erfahrungen in der richtigen Weise beeinflussen zu lassen.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie stark bei uns Politik und öffentliche Meinung auseinandergingen. Daß wir darin mit eine der vornehmlichsten Ursachen zu unserem Niedergang zu suchen haben, wird jedem klar sein. Ein Hinweis auf Bismarck, daß nämlich gerade unter ihm Politik und öffentliche Meinung im stärksten Widerspruch gestanden haben, ist ohne Überzeugungskraft. Denn einmal war es eben ein Bismarck, der den Kampf mit der Macht der öffentlichen Meinung aufnahm und der sich ein siegreiches Durchfechten zutrauen konnte, und dann haben sich aber auch die Zeiten stark geändert, so daß vielleicht auch einem Bismarck um die Jahrhundertwende nicht mehr geglückt wäre, was er in den sechziger Jahren durchzusetzen vermochte.

Ebensowenig wird man den bei uns in so starkem Maße vorhanden gewesenen Mangel an Übereinstimmung zwischen Politik und öffentlicher Meinung damit entschuldigen können, daß diese Tatsache ja eigentlich in der Natur der Dinge liege. Gewiß, es ist zuzugeben, daß Politik und öffentliche Meinung infolge der ganz andersartigen Quellen, aus denen ihre Kenntnisse fließen, sehr leicht in die Lage kommen können, sich gegenseitig feindlich gegenüber stehen zu müssen. Denn es ist selbstverständlich, daß eine Regierung auf geheime Verhandlungen und geheime Abmachungen in der auswärtigen Politik nicht wird verzichten können, wenn sie sich nicht ohne weiteres in die Hand der Gegner geben will. Versuche in dieser Richtung, wie sie in Petersburg und auch in München in letzter Zeit gemacht wurden, haben klägliches Fiasko erlitten und mußten es erleiden. Eine öffentlich vor aller Welt geführte auswärtige Politik eines Staates ist eine Unmöglichkeit und wird solange eine Unmöglichkeit bleiben, als ein Völkerbund, wie ihn die Idealisten sehen, nicht Wirklichkeit wird. Immer wird also der öffentlichen Meinung und ihrer Sachkenntnis vieles entzogen bleiben, so daß sie auf Grund ihrer Quellen, die weder so zahlreich noch so klar und so hell wie die der Regierung fließen, leicht zu ganz anderen Urteilen und Schlüssen kommen kann, wie sie die für die Politik des Landes verantwortlichen Männer haben.

Doch das muß nicht so kommen, und daß es nicht so kommt, ist Aufgabe der Regierung. Sie muß Mittel und Wege finden, den Zusammenhang und die Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung nicht zu verlieren, sie in der richtigen Weise zu beeinflussen und zu lenken. Allerdings erfordert das von den Männern, die die amtliche Politik zu vertreten haben, mancherlei mehr, als wir bei unseren Diplomaten nach Bismarck beobachten konnten. In erster Linie wird es sich darum handeln, daß diese für die Politik verantwortlichen Staatsmänner nicht nur die Fähigkeit haben, irgend eine Politik zu machen, sondern daß sie auch verstehen,

das Volk zu führen. Seit Bismarcks Zeiten hat unserem Volke nichts mehr als solche politische Führung gefehlt. Aus dem Mangel an Führung erklärt sich das Auseinandergehen der Regierung und der öffentlichen Meinung bei uns, und die Folgen davon haben wir jetzt zu spüren. Führend aber mit seiner Politik kann ein Staatsmann nur sein, wenn er nach einem Programme handelt und nicht bloß Opportunitätspolitik treibt. Das ist eine weitere grundlegende Forderung, die wir stellen müssen und von der wir auch bisher nicht viel bei uns haben bemerken können.

Möchten solche Männer unserem Volke erstehen! Mehr als je brauchen wir jetzt eine starke, zielbewußte Führung, die getragen ist und sich tragen läßt von dem Willen der Nation. Lernen wir in dieser Beziehung von England, das durch nichts anderes groß geworden ist als durch die Übereinstimmung zwischen Volk und Regierung in allen großen nationalen Fragen. Auf diesem Boden sind die Erfolge einer Elisabeth, der Pitts, eines Eduard VII. erwachsen.

Paul Sorgenfrei, Dresden: Das Weltdrama.

Auf der Weltbühne spielt sich gegenwärtig das größte Drama der Weltgeschichte ab. Es ist eine Schicksalstragödie, deren Höhepunkt jetzt erreicht ist. Wie gewöhnlich, hat auch hier der „Intrigant" die größten Chancen. Wie werden die Schauspieler ihre Rollen spielen? Das sind Fragen, die die Zuschauerwelt in Spannung halten.

Die Szene spielt im Westen. Dort wird sich das Schicksal des alten Europa erfüllen. Eine Tragödie nicht bloß für Deutschland, das allerdings als das zunächst betroffene Opfer in Betracht kommt, sondern auch für alle anderen Staaten, nicht ausgenommen diejenigen der Entente, die gegenwärtig zwar noch das Heft in den Händen hält, aber es liegt in den über Europa hereingebrochenen Zeitverhältnissen begründet, daß ihr dieses Heft bald abgerungen werden wird, respektive ihren Händen entgleitet. Dann wird die „Rollenverteilung" eine andere werden. Regisseur und Schauspieler werden ihre Rollen vertauschen. Das wird das schließliche Ende dieser großen Tragödie sein!

Imperialismus und Kapitalismus, ja von letzterem sind selbst die Revolutionsmachthaber angekränkelt, führen jetzt noch eine große Sprache; im Gefühl einer Macht, die sie nicht selber erworben haben, sondern die ihnen in die Hand gespielt worden ist durch den von ihnen unbeeinflußten Gang der Ereignisse. Revolution auf Revolution folgte und ließ die äußere Politik in den Hintergrund

treten, ein Gebiet, auf dem die Entente um so eifriger „hamstern" ging. Im Trüben zu fischen, war ja von jeher Englands Lieblingsbeschäftigung.

Das war der sogenannte „Sieg" der Entente! Und da dies in Wirklichkeit gar kein Sieg ist, wird sie auch nicht die Lorbeeren eines solchen pflücken, wird nicht die Errungenschaften, die ein wirklicher Sieg mit sich bringt, einheimsen können. Das ist das Tragische, das Schicksalselement für die Entente, für die also das große Drama schließlich auch eine „Schicksalstragödie" wird.

Es handelt sich jetzt darum, daß die Akteure ihre Rollen fest in der Hand halten. Keiner darf rampenlichtscheu sein. Das gilt insbesondere von denen, denen eine gewisse Nebenrolle zugeschrieben worden ist, obwohl sie eigentlich eine Hauptrolle zu spielen hätten. Die Direktion ist eben parteiisch. Aber ein begabter und talentierter Schauspieler weiß sich durchzusetzen. Hoffentlich wird die Bühne, auf der das große Drama im Westen aufgeführt wird, nicht zur „Schmiere", auf der Räuber- und Banditenstreiche ein dankbares Publikum finden. Es hat freilich den Anschein, als ob ein Sensationsstück schlimmsten Schlages über die Bretter ging, die jetzt in der Tat die Welt bedeuten. Man denkt unwillkürlich an das englische Intrigendrama und das französische blutrünstige Revolutionsdrama. Sollen der modernen Kultur wieder solche Stücke dargeboten werden?

Kultur! Die Franzosen glauben, diese ganz allein für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Sie glauben immer noch an ihre Mission als „grande nation". Und wie tief stehen sie in Wirklichkeit, wenn ihr blinder Haß die Kulturwerke und Kulturwerte einer so hochstehenden Nation wie der deutschen zu zertrümmern trachtet. Wenn sich so die Völker Europas, die sich Kulturnationen nennen, zerfleischen, wie soll da der Asiate Achtung vor der Kultur haben, vor einer s o l c h e n Kultur? Der Russe, der Japaner und der Chinese werden triumphieren, asiatische Unkultur wird ihr Haupt von neuem erheben, und Europa, g a n z Europa wird darunter zu leiden haben.

Die Männer, die es wagten, Deutschland derartige sogenannte Friedensbedingungen zu unterbreiten, sind kurzsichtig und dünkelhaft genug, die Gefahr, die auch ihnen und ihrem Volke droht, zu übersehen. Die „asiatische Gefahr", vor der schon vor Jahren immer gewarnt worden ist, ist jetzt größer als je. Sie droht, Europa zu überfallen und zu ersticken, wenn sich die europäischen Staatsmänner nicht endlich besinnen und sine ira et studio die großen Fragen regeln, die jetzt die Welt in Atem halten. Mögen die Schauspieler auf der Weltbühne jetzt recht gut disponiert sein, damit sie einen allerseits wohlverdienten Beifall ernten!

Hans Emmerling: Der Anschluß Deutsch-Österreichs an Deutschland.

Die Deklaration der provisorischen deutsch-österreichischen Regierung, wonach Deutsch-Oesterreich dem Deutschen Reiche angeschlossen wird, wird jetzt vielfach in Wien angefeindet. Es sind von den oppositionellen Parteien wohl mit Absicht eine ganze Reihe von Vorkommnissen der letzten Tage übersehen worden, die deutlich beweisen, daß die Nationalstaaten es ablehnen, die ersehnte Donauföderation zu bilden, also einen wirtschaftlichen Gesamtkörper aus dem früheren Österreich-Ungarn herzustellen, insbesondere im Hinblick auf die Zollverwaltung.

Bekannt ist der starke Antagonismus der ungarischen Regierungen gegen alles, was deutsch ist. Das so sehr reduzierte Ungarn läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um seine Antipathie gegen Deutsch-Österreich zu zeigen. Wir brauchen bloß auf die Ernährungspolitik hinzuweisen, die von Ungarn Deutsch-Österreich gegenüber eingeschlagen worden ist, um sofort ein Argument an der Hand zu haben, das zeigt, wie bösartig die führenden Männer in Ungarn sich Deutsch-Österreich gegenüber aufgeführt haben. Und die jetzige kommunistische Regierung, bezw. die Erzherzog Josephs in Ungarn hat ihre deutschgegnerische Haltung nicht um ein Atom abgeändert.

Sieht man sich das südslawische Verfahren Deutsch-Österreich gegenüber an, so braucht man nur auf die Kleinigkeit hinzuweisen, daß die italienische Regierung die österreichischen Banken, die vor dem Kriege in Triest gearbeitet haben, aufgefordert hat, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. Die italienische Regierung wollte diesen Bankinstituten in jeder Beziehung entgegen kommen und weitgehende Garantien leisten. Der italienischen Regierung lag daran, daß die von der Triester Kaufmannschaft bei den Wiener Banken deponierten Kapitalien den Eigentümern wieder ausgefolgt werden, damit die kommerzielle Tätigkeit in Triest in Gang gebracht werden könne. Die Wiener Banken sind bereit gewesen, auf die italienischen Vorschläge einzugehen. Da aber die Eisenbahn von Wien nach Triest über südslawisches Gebiet führt, haben die Wiener Banken folgende Garantien verlangt: 1. Transport der Triester Gelddepositen von Wien nach Triest unter Garantie der italienischen Regierung und unter Bewachung italienischer Truppen, 2. Sicherstellung eines zweimal in der Woche zwischen Triest und Wien verkehrenden Kuriers.

Daraus kann man ersehen, wie die südslawische Regierung und Bevölkerung sich Deutsch-Österreich gegenüber stellt, wenn selbst die Postbeförderung von Wien nach Triest nur unter besonderer Bewachung von seiten italienischer Truppen

erfolgen kann, da andernfalls die südslawischen Regierungsorgane einfach die ihnen genehmen Postsendungen „beschlagnahmen".

Die Schlägereien zwischen Slowenen und Deutsch-Österreichern sind an der Tagesordnung, und das Blutbad, das die Slowenen in Marburg unter den Deutschen angerichtet haben, ist seit vielen Wochen eine ständige Rubrik in den deutsch-österreichischen Zeitungen. Daß die Regierungen in Laibach, oder in Agram, oder in Belgrad wenig geneigt sein werden, eine Verständigung mit Deutsch-Österreich einzugehen, dürfte nach diesem kleinen Musterbeispiel jedem vernünftig denkenden Menschen ziemlich klar sein. Geht doch jetzt sogar die Post und auch teilweise sogar der Güterverkehr von Wien nach Tirol und von Tirol aus auf den italienischen Strecken nach dem südlichen Österreich, soweit es von italienischen Truppen besetzt ist.

Was nun die Tschechen betrifft, so haben wir auch hier mehr als genügend Beispiele für den Antagonismus zwischen Tschechen und Slowaken einerseits und Deutsch-Österreich andererseits. Man hat zwar in Prag eine Staatsstelle für die Ausfertigung von Durchfuhrbewilligungen errichtet, dennoch aber ist es für die Post und für den Gütertransport zwischen Deutschland und Wien weit vorteilhafter, über Salzburg geleitet zu werden, auf welcher Route man der gütigen Einflußnahme der Tschechen völlig entrückt ist. Außerdem liegt eine sehr bezeichnende Äußerung des Prager Regierungsblattes „Narodni Listy" vor, die in jenen Wiener Zeitungen unterdrückt wurde, die sich gegen die Bildung eines Groß-Deutschlands ausgesprochen haben. Die „Narodni Listy" schreibt am 27. Dezember wie folgt:

„Um die klägliche Situation Wiens zu lindern, vertrösten die Wiener Blätter ihre Leser mit der Nachricht, daß Präsident Masaryk unter der Zustimmung der Entente ehetunlichst vertraulich mit der ungarischen und mit der südslawischen Regierung über die Schaffung eines Zollvereins der auf dem Boden der früheren Monarchie entstandenen Nationalstaaten zu verhandeln beginnen werde. Wir haben bereits einmal gesagt und wiederholen es aufs neue, daß diese und ähnliche Nachrichten bloße Erfindungen sind. Die tschecho-slowakische Republik als Mitglied der Entente kann und wird mit der österreichischen oder der ungarischen Regierung, die als besiegte feindliche Regierungen zu betrachten sind, nicht verhandeln. Es ist also geradezu ausgeschlossen, daß in irgendeiner Form über die Schaffung eines Verbandes mit Ungarn und Österreich verhandelt werden könnte."

Deutsch-Österreich ist also überall von ihm wirtschaftlich, politisch und kulturell feindlichen Elementen umgeben, die auf eine Verständigung keinen Wert legen. Die Bildung einer Donauföderation erscheint somit als ein Ding der Unmöglichkeit, falls Deutsch-Österreich das vielleicht verständliche Bestreben hat, der Donauföderation als gleichberechtigtes Mitglied beizutreten, nicht als Mitglied zweiten oder gar dritten Ranges, wie es die Herren in Laibach, Budapest und Prag gern sehen möchten.

Zusammenfassend wird man also zu der Ueberzeugung kommen, daß Deutsch-Österreich mit dem Anschluß an das Deutsche Reich einen Schritt macht, der sich in vieler Beziehung empfiehlt, wenn auch natürlich, wie es ja in solchen Sachen unvermeidlich ist, viele wirtschaftliche Interessen Deutsch-Österreichs dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden, eine Eventualität übrigens, die noch in weit größerem Maße vorhanden wäre, wenn Deutsch-Österreich der Donauföderation als „Geduldeter" beitreten würde.

Hans Brecht: Zur Gestaltung der weltpolitischen Lage.

Mit folgendem gebe ich einen Überblick über die gesamte politische Lage in Europa und anderwärts. Ich bin objektiv, soweit es ratsam erscheint, und subjektiv, soweit mir eine „höhere Objektivität gebietet, subjektiv zu sein".

Charakteristikum für Deutschland: Streiks, ungeklärte politische Lage (Parteien-Widerstreit, verhaltener Groll der Enttäuschten, der konservativen Elemente, ihr Versuch, die militärischen Maßnahmen zur „Einkreisung" der Streiks als Mittel zum Zweck — Wiederherstellung der Reaktion — auszunützen; naives Erstaunen, Neutralität, Biederkeit der Mehrheitssozialisten: freie Bahn den Tüchtigen, wir tyrannisieren niemand, wir sind gute Demokraten, wir hören auch die andern Parteien, sogar die Deutschnationalen, sogar das Zentrum, wir sind zufrieden, wir haben die Macht — unser Ebert, unser Noske! — und wer uns stürzen will, gegen den schicken wir unsere Soldaten; redliches Bemühen der „reinen Demokraten", Deutschland in ihrem Sinne zu organisieren, neu aufzubauen u. s. w.) Alles in Allem eine dumpfe Spannung, ein geheimes Bangen der Rechtsstehenden und Nationalen vor dem Ausbruch der zweiten Revolution! Alle bisherigen Ereignisse sollen nur Vorboten gewesen sein. Unbestimmte Haltung der Arbeiter. Die eine Gruppe: Friede und Brot kommt ins Land, die Regierung hat Konzessionen gemacht, unsere Forderungen sind, wenn auch nicht ganz, so doch im wesentlichen erfüllt, die „Streikleitung beschließt, die Arbeit wieder aufzunehmen"; die andere, radikalere Gruppe: wir sind um die Früchte der Revolution betrogen worden, statt des Kommunismus, der uns als Ziel vorschwebt, triumphiert die Demokratie und der Kapitalismus feiert nach wie vor seine Orgien. Die Hauptfrage bleibt: Wird diese Gruppe, die einen nicht unbeträchtlichen Teil des Proletariats hinter sich hat (die Revolutionen in Hamburg, Berlin, München), ihre Forderungen durchsetzen, oder wird der Wille der Regierung ausschlaggebend sein? Erst nach Ablauf einiger Monate kann Positives hierüber gesagt werden. Außerdem bezeichnend für die innerpolitische Lage: ablehnende, beinahe feindliche

Haltung des Zentrums gegen die Sozialdemokratie. Für die Konservativen (Deutschnationalen) eine willkommene Gelegenheit, den Zwiespalt zu eigenem Nutzen ins Treffen zu führen. Das Zentrum ist bekanntlich grundsätzlicher Gegner der Volksaufklärung, die Sozialdemokratie grundsätzlich nicht; erstere wehrt sich gegen jeden Erlaß, der dem Volk, insbesondere der Landbevölkerung, in Religions- und Bildungsfragen die Augen öffnen könnte, die Sozialdemokratie ist eine Fürsprecherin aller Bestrebungen, die sich Humanität, Bildung und Aufklärung zum Ziele setzen. So ist es nicht verwunderlich, daß es schon einmal zu heftigen persönlichen Zusammenstößen kam, als das Zentrum Artikel 107 der Verfassung („Die Grundrechte und Grundpflichten bilden Richtschnur und Schranken für die Gesetzgebung, die Verwaltung und die Rechtspflege im Reich und in den Ländern") durch Gesetzeskraft dauernd gesichert sehen wollte. Jedenfalls fand dieser Vorschlag nicht allseitige Billigung, und die Bestimmungen über die Grundrechte der Deutschen wurden einstweilen zurückgestellt. Wir stehen im Zeichen der Kabinettskrisen, und unsere Politik nach außen läßt nach wie vor auf die Unkenntnis der Völkerpsychologie schließen. Schon deswegen, weil es gefährlich ist, mit dem Feuer zu spielen, und verletzend und dumm zugleich, wenn nationalistische Blätter auf den „bösen Feind" hetzen. Müßiges Beginnen! Man nehme, nachdem die Blockade aufgehoben, die Handelsbeziehungen zum Auslande in größtem Maßstabe auf! Man befleißige sich einer neutralen Politik für die kommenden Jahrzehnte, beobachte leidenschaftslos die Entwickelung der ausländischen Politik, und man wird, im gegebenen Augenblick, nicht versäumen dürfen, die eigenen Interessen wahrzunehmen. Die Taktik der Deutschnationalen und verwandter Gruppen, die Tendenz der Reden ihrer Abgeordneten in der Nationalversammlung, die Erklärung Brockdorff-Rantzaus, „wenn" die Heimat der diplomatischen Front nicht in den Rücken gefallen wäre (indem die Regierung für bedingungslose Unterzeichnung eintrat), läßt die Entente unseren aufrichtigen Willen, die neugeschaffene Republik auf sozialer und demokratischer Grundlage gegen alle Bestrebungen reaktionärer Elemente durchzusetzen, zweifelhaft erscheinen. „Chassez l'Empire, il revient au galop", so sagt der Franzose, so schreiben Zeitungen nationalistischer Prägung, und wir können ihnen einstweilen nur mit Taten antworten, Taten, die ihm beweisen, daß die Wiederkehr des Kaiserreichs für immer unmöglich geworden ist.

Frankreich. Der Franzose ist in erster Linie Patriot; man könnte Frankreich das „Vaterland des Patriotismus" nennen. Alle Segnungen einer reichen und gediegenen Kultur wurden diesem Volke seit jeher zuteil. Wer im Umgang mit Menschen gewinnen wollte, las nicht den Knigge, sondern ging nach Paris, dem „cerveau de France". Lebensart, erlesene Eleganz, höfische Sitten, auch jene in Deutschland nur allzu seltene Höflichkeit des Herzens — der unverfälschte Deutsche ist weniger höflich als herzlich und „bieder", derb, grob oder nichtssagend — das alles fand man in Paris, und ich bezweifle, ob die berühmte babylonische

Sündhaftigkeit der Pariser größer ist als beispielsweise die der Berliner oder Londoner.

Bei Ausbruch des Weltkrieges zeichnete sich das französische Volk durch eine ähnliche Geschlossenheit, einen ähnlichen Siegeswillen und Opferfreudigkeit aus wie das deutsche Volk. Ganz Frankreich kannte nur ein Ziel: Das Vaterland vor dem drohenden Verderben zu retten! „Toujours vouloir“, nur wollen und wieder nur wollen, dann wird der Feind von Frankreichs heiligem Boden vertrieben werden — so konnte man täglich in allen Zeitungen lesen. Und die Verwüstung blühender Städte und Dörfer durch deutsche Kanonen zeugte Haß und Verbitterung im französischen Volke. Da erstand ihm in Clémenceau, dem „greisen Tiger“, der rechte Mann. Fest, unzweideutig und zielbewußt blieb unter seiner Führung die Regierung. Ihm gelang es, während der vier Kriegsjahre in bestem Einvernehmen mit den Bundesgenossen zu bleiben — bis sein Wille siegte, bis der Feind am Boden lag!

Solange Deutschland nicht mehr zu fürchten ist, hat Frankreich keine Ursache, defensive Politik zu treiben. Mit der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens sind seine Wünsche für die Ostgrenze befriedigt.

Seit einiger Zeit geht das Gerücht, die Franzosen trügen sich mit der Absicht, im Saargebiet die Frankenwährung einzuführen. Das hat mit der „Völkerbundsmoral“ nichts zu tun, sondern entspringt lediglich realpolitischen Erwägungen. Schon heute macht sich der französische Einfluß im okkupierten Gebiet geltend, und vom französischen Standpunkt ist das nicht mehr wie recht und billig.

Es ist zu verstehen, daß Frankreich die „schwarzen Diamanten“ des Saargebiets für seine Industrie voll und ganz nutzbar machen wird; auch Glasfabriken, Blech- und Panzerplattenwerke, Vieh- und Getreidehandel kommen dabei in Betracht.

Kohle ist ein begehrter Artikel; wie begehrt, werden wir im kommenden Winter selbst spüren, zumal wir noch kurz vor Ausbruch der Revolution ungezählte Tonnen an Holland lieferten, um zweckdienlichen Austausch zu erzielen und den westlichen Nachbarn in neutraler Stimmung zu erhalten. Es entgeht meiner Kenntnis, ob und wie weit bei den rheinischen Loslösungsbestrebungen französischer Einfluß im Spiele ist; daß aber Frankreich, wenn die Rheinprovinzen, dem unverhohlenen Wunsche eines Teils der Zentrumspartei gemäß, unter autonome Verwaltung kämen, eine derartige Entwickelung offen begrüßen und unterstützen würde, ist außer jedem Zweifel.

Mit regstem Interesse verfolgt Frankreich die politische Gestaltung in Deutschland. Ob es in Zukunft zu einer Verständigung kommen wird, hängt ganz von der politischen Strömung ab, deren Quelle die Regierung ist und die je nach Charakter, Färbung, Intensität das Volk ergreift und Heil oder Unheil stiftet,

entsprechend dem geistigen Niveau, der Fähigkeit ihrer Urheber. Es liegt in unserer Hand, die Tendenz der französischen Politik in einem uns günstigen Sinne zu beeinflußen, sobald Jaurès' Gedanken ihre Wiederauferstehung feiern, das zerstörte Nordfrankreich wieder hergestellt ist und Deutschland sich redlich bemüht, seine durch den Friedensvertrag ihm auferlegten Pflichten soweit zu erfüllen, als es seine Ehre gebietet und soweit es in seinen Kräften steht.

England. Es genügt zur Kennzeichnung der englischen Politik, mit dem Charakter, der Wesensart und Rasseeigentümlichkeit des englischen Volkes vertraut zu sein. Fällt zufällig das Wort „Engländer" im Gespräch, so tritt sofort eine Persönlichkeit aus dem Kreise der Vorstellungen in den Vordergrund, die zunächst ganz bestimmte, unzweideutige Merkmale erkennen läßt: eine ruhige, abgeklärte Natur, nüchtern, ohne Leidenschaft, zäh, energisch, zielbewußt; eine Persönlichkeit, die von der „großen Mission" ihres Vaterlandes überzeugt ist, und die weiß, daß in allen Jahrhunderten der englische Gedanke in allen Kämpfen und Kriegen um die Vormachtstellung in Europa siegreich durchdrang. So hat Napoleon, so haben die Buren, hat Indien und Deutschland an England „glauben" müssen; so werden noch andere Völker an England glauben müssen. Ein Sprichwort sagt, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; seitdem es eine Geschichte Europas gibt, hat England dafür gesorgt, daß kein Volk, kein Rivale über den anderen emporwuchs! England hat Männer hervorgebracht, deren geniale Politik sie zu welthistorischer Berühmtheit stempelte: Chamberlain, Asquith, Balfour, Grey, Lloyd George, — jeder ein englischer Bismarck oder zum mindesten eine Persönlichkeit, die einen Markstein in der englischen Geschichte bedeutet. Es liegt mir fern, ein Loblied auf englische Staatskunst anzustimmen; indem ich aber eine objektive Darstellung dieser speziell englischen Kunst gebe und das Vorbildliche an ihr dem Leser vor Augen führe, glaube ich der Allgemeinheit mehr zu nützen als durch Haß und Neid entstellte voreingenommene Darstellung.

Nur Kurzsichtige konnten bei Ausbruch des Weltkrieges wähnen, England bleibe neutral. Es wußte, was auf dem Spiele stand! Siegte Deutschland auf zwei Fronten, so war Englands Weltmachtstellung erschüttert! In denkbar kürzester Zeit, kalkulierte man, würde Deutschland, unerschöpflich in seinen materiellen Hilfsquellen, seine Kriegsflotte dermaßen verstärkt haben, daß es jederzeit den Kampf mit der englischen Flotte aufnehmen und Truppen an der Ost- oder Nordküste landen könne. Also blieb, als einzige Möglichkeit, Krieg bis zur Entscheidung.

Nach vier harten, an Siegen und Opfern reichen Kriegsjahren ziehen wir die Bilanz: Deutschland hat „gesiegt", England den Krieg gewonnen. Unbeirrbar in seiner Politik, hat es sich bereits neue Ziele gesteckt. Es gilt, sich die Herrschaft über die ungeheuren Kolonialreiche, vornehmlich aber über Indien, das nach Selbständigkeit strebt, mit allen Machtmitteln zu sichern. Auf das Bündnis mit Japan,

das nur den Zweck hatte, uns durch japanische Truppen Kiautschau entreißen zu lassen und die in den atlantischen Gewässern kapernde deutsche Südseeflotte mit Hilfe japanischer Dreadnoughts in den Grund zu bohren, legt man heut weniger Wert denn je. Im Gegenteil! Da man die Aspirationen Japans auf Indien und jene Inselgruppe zwischen Siam und Nord-Australien (Philippinen, Borneo, Sumatra, Java) sehr wohl kennt; da man, weitsichtiger als andere europäische Mächte, nach der „deutschen Gefahr" die japanische für unausbleiblich hält und weiß, welch katastrophale Folgen die Invasion eines mit allen modernen Waffen ausgerüsteten chinesisch-japanischen Millionenheeres für ganz Europa und nicht zuletzt für England selbst nach sich ziehen würde, so schließt man sich enger denn je Amerika an. Die künftigen Ereignisse werden die Richtigkeit meiner Behauptung bestätigen.

Die Türkei ist für englisch-französische Interessen bereits gewonnen, und Bulgarien ist zufrieden, wenn es sich mit heiler Haut aus der Affäre ziehen kann. Auch das Balkanproblem ist gelöst, solange das Machtwort der Entente letzten Endes den Ausschlag gibt; ob Griechen und Türken oder Griechen und Italiener in mehr oder minder ernsten Konflikt geraten, ist und bleibt doch nur ein Intermezzo in dem welthistorischen Schauspiel des Auf- und Niedergangs der großen Nationen.

Amerika. Dieses nüchterne, geschäftstüchtige und ewig profitgierige Volk hat im Grunde genommen nie ein Verständnis für die europäische Völkertragödie gehabt. Erst als ihm nach Beginn des U-Bootkrieges offenbar wurde, daß sein Handel lahmgelegt werden könnte, erst als unbedachte deutsche U-Bootkommandanten mit böser Schadenfreude friedliche amerikanische Passagierdampfer versenkten, da fühlte es sich bewogen, diesem Treiben ein Ende zu machen. Das leidenschaftliche Drängen Frankreichs und der Beweis Englands von der Notwendigkeit der amerikanischen Hilfsaktion haben das ihrige dazu beigetragen. Und daß eben dieses Amerika einen Mann wie Wilson hervorgebracht hat, ist selbst für einen Amerikaner erstaunlich. Wilson ist, seinem Geiste nach, eher Deutscher, eher Europäer als Amerikaner; daß er die Mehrzahl „seines" Volkes hinter sich hatte, als er Deutschland Fehde kündigte, ist auf die seinerzeit vielleicht nicht ganz unbegründete deutschfeindliche Stimmung der Amerikaner zurückzuführen. Nun, da der Friede geschlossen und die deutsche Gefahr beseitigt ist, hat Wilson seine glorreiche Mission beendet. Solange ihm Gelegenheit gegeben ist, wird er für seine Ideale weiterkämpfen; bestimmt aber kommt in nicht allzu ferner Zeit der Tag, da er, hochgeehrt vom dankbaren Volke, gleich Roosevelt und vielen seiner Vorgänger als homo privatus weiterpräsidiert.

Und Amerikas Politik? Einstweilen konstant, korrekt, neutral. Der Völkerbundgedanke ist überzeugend und faszinierend. Alle Bundesgenossen jubeln ihm zu, und wenn Italien eigene Wege gehen sollte, dann wehe ihm! Dann zieht

das Präsidium der Völkermoral seine schützende Hand von ihm zurück, und Italien bleibt seines Glückes eigener Schmied. Deutschland ist eine Prüfungszeit auferlegt. Zeigt es sich nach Ablauf dieser Zeit würdig, in den Bund aufgenommen zu werden, wird niemand ein Veto erheben. Vergessen wir nicht, daß dieser Völkerbund auch ein Wirtschaftsbund ist, und uns neben ideellen auch materielle Vorteile aus seiner Aufnahme erwachsen können. Die amerikanischen Rüstungen zu Lande und zu Wasser haben einmal den Zweck, in dem großen Kriege mit Japan, der nicht ausbleiben wird, Sieger zu sein, und sodann Amerikas Großmachtstellung im allgemeinen „nachdrücklicher" zu gestalten. Ein deutsch-amerikanischer Konflikt ist ausgeschlossen, solange Deutschland Republik bleibt, Rüstungen im großen unterläßt und seiner Politik eine friedliche und neutrale Richtung gibt. Graf Bernstorff, der frühere deutsche Botschafter in Washington, trat unlängst für eine Politik ein, die „uns ganz von selbst an die Seite der Vereinigten Staaten führen würde". Eine derartige Politik wäre speziell vom handelspolitischen Standpunkt zu befürworten; gleichzeitig aber darf nicht vergessen werden, daß wir auch anderen Ländern gegenüber Pflichten haben.

Sowjet-Rußland. Rußland ist der erste sozialistische Staat der Welt! Ist der Hort der Revolution und das Land der Zukunft für den, der an den Sozialismus glaubt. Von hier aus spinnen sich Fäden über ganz Europa — es sind die geistigen, sozialrevolutionären Strömungen, und die Träger ihrer Ideen agitieren in Deutschland, Frankreich, England, Amerika für den „russischen Gedanken"; sie bereiten in Reden, Broschüren und Schriften jenen ungeheuren Aufstand des Proletariats aller Länder vor, dessen Ziel ist: die Diktatur des Proletariats, die Entmachtung der bisher herrschenden Stände, ihre soziale Nivellierung mit dem Proletariat.

Sowjet-Rußland verzichtet auf territoriale Eroberungen; es treibt keine Außenpolitik. Die Entente hat die Entsendung russischer Regierungsvertreter bolschewistischen Glaubens in ihre Länder abgelehnt; wo aber Russen ausnahmsweise zugelassen, werden sie beinahe wie Feinde betrachtet und heimlich bewacht; oder bei Unruhen verhaftet, bestraft, ausgewiesen.

Zur Sicherung der Sowjetmacht hat Trotzki rote Armeen gebildet; man ist entschlossen, die junge Republik bis zum äußersten zu halten. Ceterum censemus — gedulden wir uns noch ein wenig!

H. Wega:
Kulturaufgaben nach Krieg und Revolution.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Als der Krieg vor nun beinahe fünf Jahren über uns hereinbrach, haben sich im Anfang wohl die wenigsten Menschen die Bedeutung dieses schlichten Wörtchens klargemacht. Und erst, als wir uns im Laufe der Jahre mit Leid und Schmerzen, Sorgen und Grauen immer tiefer hineinarbeiten mußten in den Begriff, als wir unter Hunger und Tränen verstehen lernten, welche Gefolgschaft er nach sich zog, dieser grimme Feind aller menschlichen Kulturerrungenschaften, da sind uns in dem Maße die Augen aufgegangen über das, was wir besessen und erst richtig eingeschätzt hatten, als es uns unwiederbringlich verloren ging. So selbstverständlich war es uns erschienen, eine geachtete Stellung unter den Kulturvölkern einzunehmen, den Kopf hoch tragen zu können als ein auf allen Gebieten arbeitsames, vorwärtsstrebendes Volk. So selbstverständlich schienen uns Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit im Lande: unsere vorbildliche Beamtenschaft, unsere gesunde Rechtspflege, unsere guten Schulen und Hochschulen, unser vom Ausland vielgeschmähtes, weil g e n e i d e t e s Militär, — unser Innen- und Außenhandel, der immer größere Ausdehnung und Bedeutung gewann. So selbstverständlich hatten wir es hingenommen, daß für jeden Raum und Brot war im deutschen Vaterland, wenn er nur den ernsten Willen zur Arbeit zeigte.

Grausam riß der Krieg uns aus allen Träumen, hart verfuhr er mit der Menschheit im allgemeinen und mit jedem einzelnen im besonderen! Und auch die Errungenschaften, die die ersten Kriegswochen uns unzweifelhaft gebracht haben, fegte er bald hinweg. Sie konnten der langen Dauer des Krieges und — dem H u n g e r nicht standhalten, zu dem unsere Feinde uns verdammten. Es steht wohl heute, wo wir mit einiger Klarheit zurückschauen können auf die Begebenheiten der letzten Jahre, für jeden, der Augen hat zu sehen, fest, daß es der H u n g e r war, der die größten Verheerungen bei uns angerichtet hat. Schieber-, Wucherer-, Hamsterunwesen, Unehrlichkeit in allen Ständen, Korruption unserer einst so treuen, unbestechlichen Beamtenschaft, Neid und Mißgunst der Menschen unter einander, Demoralisierung, Verwahrlosung unserer Jugend, — letzten Endes ist an allem der Hunger schuld. Und wenn über ein von Natur ruhiges, ein bis in die untersten Schichten g e b i l d e t e s Volk d i e Revolution hereinbrechen konnte, die wir während der letzten Monate durchgemacht haben, wenn in unserem hochkultivierten Lande ein Bruderkrieg von ungeahnter Widerwärtigkeit möglich war, Schuld auch daran ist nur der Hunger. Aber grade, weil durch ihn unsere Feinde uns immer näher dem Abgrund entgegentreiben wollten, den sie für uns bereit hielten, sollten wir darin, wie so oft, ihre Erwartungen enttäuschen. Sollten

all ihre Bemühungen, uns aus der Gruppe der Kulturvölker, mit deren Konkurrenz man rechnet, dauernd auszuschließen, an dem festen Vorsatz zunichte werden lassen, uns niemals ganz zu verlieren, uns niemals selber aufzugeben. Und dieser Vorsatz schließt Aufgaben für uns ein, die ich im folgenden zu behandeln gedenke. Mir wollte nur scheinen, als ob es nötig sei, erst die Wunden und ihre Ursachen aufzudecken, ehe ich von einer möglichen Heilung sprach. —

Wenn der Krieg einmal wirklich zu Ende und Frieden bei uns eingekehrt sein sollte, — auch der innere, — werden wir einem gähnenden Nichts gegenüberstehen. Wir haben viele Feinde und keinen einzigen Freund gewonnen. Unser Innen- und Außenhandel ist lahmgelegt, unser Kredit überall erschöpft. Keine hilfreiche Hand wird sich uns entgegenstrecken, wieder wird es heißen: hilf dir selbst!

Wie wir nun die Riesenaufgabe, die uns nach außen bevorsteht, zu lösen hätten, dies zu erörtern sehe ich heut nicht als meine Aufgabe an, da ich mich selber den Ereignissen noch nicht fern genug fühle, um sie objektiv überschauen zu können. Was ich aber auch jetzt schon mit voller Überzeugung sagen kann, das ist:

Sollten wir Deutschen wieder in Beziehungen zu andern Völkern treten, dann in erster Linie mehr Würde im Verkehr mit ihnen! Mehr Würde, als wir sie vor Ausbruch des Krieges bewiesen haben, wo alles uns genehm war, wenn es vom Ausland kam. Nackenschläge genug haben wir während des Krieges und jetzt dafür bekommen. Mehr Würde, als wir sie während der letzten unheilvollen Wochen zeigten! Nie wird der Deutsche mit seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner stark ausgeprägten Kritikfähigkeit, seinem Anpassungsvermögen es sich nehmen lassen, die Eigenschaften seiner Feinde ebenfalls wohlwollend zu beurteilen. Und er soll es auch nicht lernen! Das, was uns selbst im eigenen Lande so häufig zum Vorwurf gemacht wird, ist deutsche Eigenart und hat als solche ihre Existenzberechtigung. Die blinde Arroganz des Briten, der auf seiner Insel abseits des großen Verkehrs sitzt, und die chauvinistische Einseitigkeit des Franzosen wären in unserm Lande, das so vielen Völkern als Durchgang dienen muß, eine Unmöglichkeit, ein Hemmnis sondergleichen. Nur die liebedienerische Art, mit der wir dem Ausland mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, mehr Konzessionen machen als uns selber, können wir uns ruhig abgewöhnen. Denn wir sollen ja der übrigen kultivierten Menschheit beweisen, daß wir aus diesem Zusammenbruch, wenn nichts anderes, so doch unser Ehrgefühl, unsere Selbstachtung gerettet haben. Das wird unsere Hauptkulturaufgabe nach außen sein. —

Was die inneren anbetrifft, so sehe ich eine lange Reihe von solcher Wichtigkeit vor mir, daß ich sie einzeln behandeln muß. Wenn wir heut unter der Schwere dessen, was uns betroffen, fast zusammengebrochen sind, so können wir die Hauptschuld auf unsere innere Uneinigkeit und Zerfahrenheit, auf jenen unerquicklichen Zustand schieben, den ein zu langer Krieg und eine zur Unzeit einsetzende Revolution uns gebracht haben. Als der Krieg ein Ende nehmen mußte, waren wir seelisch und körperlich erschöpft. Die Revolution mit ihren Folgeer-

scheinungen hat diese Erschöpfung vollendet. Wir sind heute bettelarm, weil wir so arm an innerem Frieden, an menschlichem Glücke sind. Wir stehen uns im eigenen Lande nicht als Brüder, als Menschen eines Stammes gegenüber, sondern als Feinde in verschiedenen Lägern, von denen jedes mit den schärfsten und grausamsten Waffen kämpft. Wollen wir uns wieder heraufarbeiten, wollen wir wieder zu Ehre und Ansehen gelangen nach außen und zu Friede und Glück nach innen, so müssen wir die Gegensätze überbrücken und Menschenliebe, nicht Menschenhaß verbreiten lernen.

Wen die größte Schuld an der Verhetzungspolitik trifft, die seit Monaten bei uns getrieben wird, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist sie eine schlechte Waffe und kann niemals zu guten Resultaten führen. Wer Haß und Neid zwischen die Menschen sät, kann nicht erwarten, daß er friedliche Arbeit erntet. Wir aber wollen, daß die Menschen sich in friedlichem Neben- und Miteinanderarbeiten wiederfinden, daß sie sich verstehen und gegenseitig achten lernen. In dem Lande, das künftig eine demokratische Republik sein will, ist es unzulässig, von dem einen Stand zu verlangen, daß er sich einseitig der Herrschaft eines andern beugt. In jedem, der produktiv schafft, auf welchem Gebiet es auch sei, und der in seinem Fach etwas Tüchtiges leistet, achte man den Menschen und nicht den Stand. Das schließt jede engherzige Bevorzugung einzelner Menschengruppen aus und führt uns segensreichem Indiehändearbeiten zu. Jeder aber, der heute die verschiedenen Läger gegen einander hetzt, bringt uns immer weiter in der Kultur zurück. Jeder, der in uns den Glauben nährt, daß wir auch ohne diese gegenseitige Achtung, dies gegenseitige Verständnis, groß und glücklich werden könnten, belügt uns und treibt uns immer tiefer in die Unkultur hinein, die wir jetzt zur Genüge kennen gelernt haben und deren wir nachgerade überdrüssig sind. —

Haben wir es erreicht, daß die Menschen sich wieder zu friedlicher Arbeit zusammenfinden, so heißt es, in erster Linie die sittlichen Schäden heilen, die Krieg und Revolution uns geschlagen. Daß wir moralisch nicht besser geworden sind durch diese, und daß sie auch an den Grundfesten eines Staates, dem Familienleben seiner Bürger, mehr als gut gerüttelt haben, liegt klar auf der Hand. Und zwar aus folgenden Gründen:

Der Krieg führte die Männer hinaus, ließ sie vier Jahre und mehr ein Abenteuerleben führen, wie keiner von ihnen es bisher gewöhnt war. Ich will gewiß nicht sagen, daß sie es draußen leicht und bequem hatten, — im Gegenteil. Aber die regelmäßige Arbeit, die Gebundenheit des Kulturmenschen, fehlte. Und auch für die Frauen daheim nahm der Alltag plötzlich ein anderes Gesicht an. Sie durften nicht mehr ruhig am eigenen Herd sitzen, Mann und Kinder versorgen und darin ihre Lebensaufgabe sehen, — auch sie trieb der Krieg hinaus ins feindliche Leben. Die einen, um den Ernährer zu ersetzen, an seiner Stelle für sich und die Kinder zu arbeiten, die andern, um Hilfsdienst am Vaterland zu tun. Und wer es sich leisten konnte oder aus Familienrücksichten leisten mußte, nur Haus-

frau zu bleiben, der hatte auch nicht das bessere Teil erwählt. Denn schwer lag die Wirtschaftsführung während dieser letzten Jahre auf den Schultern der Hausfrau.

Mann und Frau, in so veränderte Verhältnisse und vor Aufgaben gestellt, die von den bisherigen grundverschieden waren, lebten sich auseinander. Das Familienleben litt, m u ß t e leiden unter der Abwesenheit des Vaters, der Berufs- oder erschwerten Wirtschaftstätigkeit der Mutter. Jetzt heißt es, dem Volk sein Familienleben wiedergeben, es ihm wieder lieb machen. Das geht aber nicht so einfach dadurch, daß wir den Mann nach Hause schicken, die Frau aus ihrem Beruf hinausdrängen und es nun dem Zufall überlassen, daß alles wieder werde wie einst. Wie verkehrt das ist, haben wir jetzt wohl zur Genüge erfahren. Der für ein regelmäßiges Leben verdorbene Mann konnte sich an ruhige, eintönige Arbeit nicht gewöhnen. Als Resultat: Streik, Demonstrationen, Arbeitsscheu. Der durch Selbständigkeit und guten Verdienst verwöhnten Frau grauste vor dem Einerlei des Haushalts. Beide fanden sich nur in dem Wunsch nach lange entbehrtem Lebensgenuß, nach Sinnentaumel zusammen, nicht aber nach einem geregelten, vertieften Familienleben. Daher die unter den traurigen äußeren Verhältnissen sonst unverständliche Freude an Tanzlustbarkeiten, die Überfüllung aller Vergnügungsstätten, Theater, Kinos, Konzerte, — die Sucht, sich durch äußere Reizmittel, ganz gleich welcher Art, zu betäuben.

Der Staat, der sich bewußt ist, daß ein auf sittlicher Grundlage beruhendes Familienleben zu seinen festesten Stützen gehört, hat in erster Linie ein Interesse daran, es seinen Bürgern wieder lieb zu machen. Aber wie? Er schaffe gesunde soziale Verhältnisse, die es den Menschen ermöglichen, zu heiraten, wenn sie noch jung und unverbraucht sind, noch Aussicht haben, ihre Nachkommenschaft selber heranzuziehen. Er schaffe gesunde Wohnverhältnisse, an denen es gerade jetzt besonders mangelt, und für deren Hebung daher schleunigst etwas getan werden müßte. Spielt sich das Familienleben in menschenunwürdigen Behausungen ab, so kann es keinem der Beteiligten zu dem werden, was es ihm werden sollte: zu einem sicheren Zufluchtsort in allen Stürmen des Lebens, zu einem festen sittlichen Halt. Außerdem wird es zu einer schweren moralischen Gefahr für die in solchen Verhältnissen heranwachsende Jugend, die vieles hört und sieht, was ihr besser erspart bliebe.

Ferner sorge der Staat dafür, daß die Mädchen wohlvorbereitet in die Ehe hineingehen, denn das Glück vieler Familien scheitert nur an der Unfähigkeit der Frau, sich in ihren Pflichten zurechtzufinden. Ob diese Vorbereitung nun Frauendienstjahr heißt, oder ob sie sich als praktisches Lehrjahr der Schule angliedert, mag ich hier nicht erörtern. Dem Frauendienstjahr steht nach meiner Meinung die Schwierigkeit entgegen, in welchem Alter es zu verlangen wäre? Denn selbst ein Verbot, vor dem 18. Jahr oder vor Vollendung des Frauendienstjahres zu heiraten, hätte keinen großen praktischen Wert, da wir es der Frau nicht verbieten

können, vom vierzehnten Jahr an Kinder zu bekommen. Menschliche Gesetze gegen natürliche aufzurichten, wird stets eine Sache von zweifelhafter Wirkung bleiben.

Wie dem aber sei, und wie hoch den Staat die Pflichtvorbereitung für Frauen belasten mag, — keine Ausgabe ist zu groß, die diesem Zweck dient. Denn was dem Staat durch schlechte Wirtschaftsführung, mangelhafte Ernährung des Mannes, unverständige Kindererziehung mittelbar und unmittelbar an Werten verloren geht, ist so ungeheuerlich, daß Vorbeugungsmaßregeln niemals gleich teuer werden könnten.

Hierher gehört auch die Aufklärungsarbeit an jungen Menschen, die heiraten wollen, über das, was sie sich als Geschlechtswesen schuldig sind, über Krankheiten und andere Dinge, an denen das Familienleben so häufig scheitert. Man fordere Gesundheitsatteste vor der Eheschließung, damit derjenige Teil, der rein und gesund in die Ehe hineingeht, wenigstens die Möglichkeit hat, eine Ansteckung durch den kranken Partner abzulehnen, — damit eine unschuldige Nachkommenschaft bewahrt bleibe vor dem unseligen Erbe, das belastete Eltern ihm so häufig mitgeben.

Zur Festigung des Familienlebens gehören ferner: ausgedehnter Schwangerenschutz, Säuglingsfürsorge, Mütterberatungsstellen, sowie Erleichterungen für den kinderreichen bedürftigen Familienvater: Mietsunterstützung, Steuererlaß, Schulgeldfreiheit. Säuglingsheime, Kindergärten, Horte, Ferienkolonien gehören ebenfalls dazu. Es soll den Eltern die Verpflichtung, für ihre Kleinen zu sorgen, durchaus nicht abgenommen, sie sollen nur in richtiger und sachgemäßer Weise darin unterstützt werden. Sorgt man dafür, daß sie ihre Kinder für Tage oder Wochen unter guter Aufsicht fortgeben können, so ist ihnen dadurch ebenfalls die oft sehr nötige Erholung möglich gemacht. Das Auslandschicken der Kinder, wie es während des Krieges, und der Austausch von Stadt- und Landkindern, wie er schon vor dem Krieg hier und da angeregt und ausgeführt wurde, sollte weiter im Interesse der Jugend recht rege gepflegt, auch müßten von Staats wegen mehr Erholungsheime für Kinder aller Stände an der See und im deutschen Mittelgebirge errichtet werden. Kleine Reisen, Wanderungen, Sport, — das sollte nicht nur jungen Leuten, nicht nur einzelnen Klassen zugänglich sein, sondern, wie es z. B. in der Schweiz gehandhabt wird, dem gesamten Volk. Viel größer ist die Arbeitsfreude nach sorglosem Genießen, die Spannkraft des Menschen viel weniger schnell verbraucht, wenn er sich hin und wieder seine vom Einerlei des Alltags müden Lebensgeister bei der schönen Mutter Natur auffrischen kann. Und viel weniger werden die seichten Vergnügungsstätten, die Lokale mit schlechter Luft und schlimmen Verlockungen besucht werden, wenn wir an ihre Stelle edle Anregungen, harmlose Belustigungen setzen. Billige, aber gute Theatervorstellungen Konzerte, die Möglichkeit, sich in öffentlichen Lesehallen bequem geistige Nahrung zu verschaffen, — das alles gehört zu den Kulturaufgaben, die uns heute beschäftigen sollen. Denn wir können dem Volk nichts nehmen, können es für

die Abwege, auf die seine lebenshungrige Natur es treibt, nicht zur Verantwortung ziehen, ehe wir ihm nichts Anderes, Besseres geben, und, wenn es geschaffen ist, seine Sinne für diese Art von edleren Genüssen aufnahmefähig machen. Ich glaube, daß das gerade beim deutschen Volk keine undankbare Aufgabe ist. Versuche mit billigen Opern, Volksbühnen und dergleichen haben es zur Genüge bewiesen. —

Dann aber steht uns noch eine besonders schwere, aber auch besonders lohnende Kulturarbeit bevor: die an unserer Jugend! Kein Zweifel, daß sie am meisten durch Krieg und Revolution gelitten hat, am schwersten körperlich und geistig geschädigt worden ist. Wir können ruhig von einer physischen und psychischen Unterernährung der heutigen Jugend reden. Und beides hat zu schlimmen Resultaten, zu Verwahrlosung und Verrohung, seelischer Erschlaffung und körperlicher Widerstandslosigkeit geführt. Jetzt heißt es, Gegenmaßregeln treffen, ehe es zu spät ist.

An erster Stelle steht für mich immer die Erziehung zuhause. Keine Anstaltserziehung kann diese ersetzen, wenn Eltern im richtigen ehelichen Verhältnis zu einander leben und ihre Stellung zu den Kindern sich auf gegenseitiges Vertrauen stützt. Aber das fehlt leider in vielen Fällen, und daher fehlt dann auch den Kindern im späteren Leben die sittliche Grundlage, auf der sie weiterbauen können. Haben wir das Familienleben reformiert, wie vorhin angedeutet, so wäre auch der Rahmen für eine bessere Kindererziehung geschaffen. Sie soll frei sein von seelischer Verweichlichung, von Pedanterie und jener Willkürherrschaft, die Eltern früher mit ihren Kindern zu treiben pflegten, die aber immerhin noch lebenstüchtigere Menschen geschaffen hat als die Zeit übergroßer Nachsicht und seelischer Verweichlichung, die das „Jahrhundert des Kindes" uns brachte. Es ist ein Unding, jemand für frei zu erklären, der noch auf Schritt und Tritt über seine eigenen Unvollkommenheiten und Unerzogenheiten stolpert. Der sich nicht einmal in sich selber, geschweige denn im Leben zurechtzufinden vermag. Wer wirklich frei werden will von den Ketten, die seine Natur, sein Temperament ihm aufzwingen, der muß entweder durch eine zielbewußte Erziehung oder durch eine harte Lebensschule gegangen sein. Und wer sein Kind lieb hat, der möchte natürlich das erstere. —

Hat während des Krieges die Schulerziehung unter denselben ungünstigen Bedingungen gestanden wie die häusliche, indem Mangel an Lehrkräften herrschte, der Unterricht durch Raum-, Beleuchtungs-, Kohlennot ein unvollständiger sein mußte, — so sollen auch diese Schäden mit beginnender Friedenswirtschaft möglichst schnell gebessert werden. Schulreformen von weittragender Bedeutung sind uns versprochen worden, die Schaffung der Einheitsschule wird geplant. Und wenn ich dieser auch nicht sympathisch gegenüberstehe und der Meinung bin, daß sie in den Großstädten kaum den Erwartungen entsprechen kann, die gerade das Volk darauf setzt, weil es seine Kinder unter weit ungünstigeren Bedingungen zur Schule schickt, als die oberen Stände, — als Reformbestrebung begrüße ich jedenfalls auch diesen Gedanken. Denn unser Schulwesen ist während

der letzten beiden Jahrzehnte nicht vorwärts geschritten, sondern, von früheren Erfolgen geblendet, stehen geblieben. Wir haben herrliche Schulpaläste gebaut, unser Möglichstes getan, den Kindern Lehrmittel und Anschauungsgegenstände in greifbare Nähe zu rücken, — aber der Bau war morsch, auf den wir eine neue Außenseite klebten, der Untergrund schwankend und veraltet, auf dem wir weiterbauen wollten.

Veraltet ist der Grundsatz, Lehrer und Schulleiter nur dann von einer Anstalt entfernen zu können, wenn irgend ein Verschulden sie trifft, während es doch schon eine schwere Versündigung an unserer Jugend sein kann, wenn sie zu alt, mißtrauisch und übellaunig sind, wenn sie sich bei den Kindern keine Autorität zu verschaffen wissen, wenn sie stehen bleiben in ihren Anschauungen, ihrer Entwicklung, den Unterricht zu keinem lebendigen, frischen modernen Geist übermittelnden gestalten können. Veraltet ist das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, das mit wenigen Ausnahmen kein ersprießliches genannt werden kann. Gewiß gibt es auch heute schon Lehrer, die der Jugend mit Liebe und Vertrauen entgegenkommen, in ihr trockenes Schulwissen selbsterworbene Lebenserfahrung einfügen. Aber im großen und ganzen sieht es traurig aus, besonders in unsern höheren Schulen, wo Lehrer und Schüler meist auf ganz verschiedenen Wegen wandeln, die niemals zusammenführen, — wo unsere Jugend mit totem Wissen geplagt wird, aber an lebendiger Lebenskunde bitter Mangel leidet. Wo der Lehrer ihm nicht Vorbild und Führer, sondern bestenfalls ein gerechter Richter ist.

Wenn das in vielen Fällen nicht an den Lehrern, sondern an den Lehrplänen liegt, so müssen eben diese geändert und mehr auf unser modernes Leben zugeschnitten werden. Und ich hoffe, daß die Revolution uns auf diesem Gebiet manche Kulturerrungenschaft bringen wird, die für das geistige Wohl unserer Jugend von größter Wichtigkeit ist. —

Kurz berühren möchte ich noch die Frage der „Schülerräte" und der „Elternbeiräte". Erstere lehne ich ab, nicht nur, weil sie zu Auswüchsen führen könnten, sondern weil sie den Kindern eine Verantwortung aufpacken der diese nicht gewachsen sind. Einen andern Standpunkt jedoch nehme ich gegenüber den „Elternbeiräten" ein, da diese den Eltern, die es ernst mit der Erziehung ihrer Kinder meinen, endlich eine neutrale Stelle schaffen würden, an der sie berechtigte Beschwerden über Schulbetrieb, Lehrer oder Schulleiter anbringen könnten. Andererseits wären die Elternbeiräte auch imstande, mit einigem Takt von der Schule ungerechtfertigte Wünsche oder Beschwerden fernzuhalten.

Noch besser würde ich es finden, diesen „Elternbeiräten" „Jugendberatungsstellen" anzugliedern, da auch Kinder manchmal das Bedürfnis haben, sich Rat und Hilfe bei einem Erwachsenen zu holen, der gewissermaßen über der Sache steht. Manch schwerer Mißgriff Jugendlicher könnte auf diese Weise noch geheilt, mancher Selbstmord verhütet werden.

Wir sollten eben stets versuchen, unserer Jugend in den für sie schwersten

Jahren, wo alles in ihnen gärt und ringt, Hilfe angedeihen zu lassen. Hierfür wäre auch eine Reform des Naturgeschichtsunterrichts dringend erforderlich. Man hat soviel von Aufklärung gesprochen während der letzten Jahre, aber im Grunde genommen ist es immer bei schönen Worten geblieben. Die Eltern scheuen sich davor, und die Schule, nach deren Mitarbeit wir so gern rufen, wenn wir uns einer Sache nicht mehr gewachsen fühlen, umgeht in der Naturgeschichtsstunde gerade das Wichtigste mit einer unverständlichen Scheu. Sie bricht ab, wo des Kindes Phantasie am regsten wird.

Wollen wir eine in jeder Beziehung gesunde Jugend heranbilden, so müssen wir sie frühzeitig mit allem vertraut machen, was mit ihrem Geschlechtsleben zusammenhängt, müssen von jeder Lüge und Heimlichkeit absehen. Denn schließlich dienen doch beide nur dazu, die Phantasie in ungesunder Weise anzuregen, das Blut zu erhitzen. Wird klar und wahr mit ihnen besprochen, worüber sie früher nur heimlich tuscheln durften, wird ihnen als selbstverständlich und natürlich hingestellt, was sonst mit dem Schein des Anstößigen umgeben war, so verliert es sehr bald an Reiz. Geschlechtliche Verirrungen sind ein trauriges Produkt mangelhafter Aufklärung. Geschlechtskrankheiten, wie sie sich gerade der junge Mensch so häufig zuzieht, können wir meist als Folgeerscheinung jener bedauerlichen Unwissenheit bezeichnen. —

Auch zu den unehelichen Geburten müssen wir in unserem neuen Kulturstaat in ganz anderer Weise Stellung nehmen wie bisher. Wir dürfen die uneheliche Mutter nicht mehr mit einer mitleidigen oder herablassenden Handbewegung beiseite schieben, dürfen das uneheliche Kind nicht mehr mit einem ungerechtfertigten Makel belasten. Denn wir brauchen beide. Und da wir sie brauchen, sollen wir sie auch in unserem eigenen Interesse zu nützlichen und geachteten Gliedern der menschlichen Gesellschaft machen.

Denn etwas Durchgreifendes ist bisher kaum geschehen, und wir dürfen uns nicht engherzig hinter veralteten Anschauungen verschanzen, wenn es sich um Fragen von so großer volkswirtschaftlicher Bedeutung handelt. Mit dem unehelichen Kinde, das durch schlechte Pflege oder schon vorher durch mangelhafte Geburtshilfe zu Siechtum, zu frühem Sterben verdammt, oder das, ohne sittlichen Halt herumgestoßen, dem Verbrechen in die Arme getrieben wird, gehen dem Staat unersetzliche Werte verloren. Und mit der unehelichen Mutter, die wir aus der anständigen Gesellschaft ausschließen, schaffen wir uns ebenfalls einen staatsgefährdenden und kulturhemmenden Faktor.

Gewiß sollen wir die unehelichen Geburten nicht begünstigen, aber wir haben, wie ich vorhin schon ausführte, kein wirksames Mittel, gegen natürliche Gesetze menschliche aufzurichten. Es gibt überwiegend Frauen bei uns, und dies Verhältnis hat sich durch das Massensterben blühender junger Männer während des Krieges noch zuungunsten der Frauen verschoben, hat die Heiratsmöglichkeiten verringert. Stets dasselbe geblieben ist aber im Gegensatz dazu das Bedürfnis

jeder normal empfindenden Frau nach Liebe, nach Mutterglück, und es sind durchaus nicht immer die schlechtesten, die diesem Naturtrieb so völlig unterliegen, daß auch uneheliche Mutterschaft sie nicht schreckt. Wohl können wir unsere jungen Mädchen aus allen Ständen aufklären und belehren, können sie warnen und ihnen einen so hohen Begriff von ihrer Frauenehre und Würde beibringen, daß sie sich nicht wahllos an jeden Mann wegwerfen, nicht achtlos ihre ganze Zukunft opfern. Aber wenn es trotzdem geschehen ist, so sollen wir ihnen mit warmer Menschlichkeit dazu verhelfen, daß sie auf den rechten Weg zurückfinden. Viel besser wäre es für das Kind, könnte es unter den Augen der Mutter, vielleicht sogar in deren Familie, aufwachsen, anstatt heimat- und liebelos durch die Welt gestoßen zu werden! Neben allem, was Gesetz und Wohlfahrtspflege für Mutter und Kind tun können, müßten wir Menschen im allgemeinen uns daran gewöhnen, sie als gleichberechtigt anzuerkennen, damit sie nicht erst, verhetzt und verbittert, auf die schiefe Ebene geraten. Jede Mutter, die für ihr Kind eintritt, sei uns als wertvolle Bereicherung der menschlichen Gesellschaft willkommen. Jeder Mensch, ganz gleich, wo und in welchen Verhältnissen er geboren, sei mit derselben Sorgfalt zu einem tüchtigen Staatsbürger erzogen. Solche Elemente aber, die sich unseren Bemühungen zum Trotz als kulturfeindlich entwickelt haben, mögen wir mit gerechter Verachtung strafen. Und diese werden wir in allen Ständen, unter Ehelichen und Unehelichen, finden. —

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die sozialen Aufgaben, die uns bevorstehen, und eine Forderung, die mir am dringendsten scheint: jede Frau sollte diesen in Zukunft das Wenige oder Viele, das sie an freier Zeit erübrigen kann, widmen, und ich bin sicher, mit einigem guten Willen kann sie es tun. Unsere sozialen Einrichtungen waren schon vor dem Krieg gut, aber nicht ausreichend für die Not, die es zu lindern galt. Jetzt ist die Not ins Ungeheure gestiegen, die soziale Arbeit braucht auf all ihren Gebieten freiwillige Mithilfe von Frauen aller Stände. Im Fürsorge- und Vormundschaftswesen, in der Armen-, Waisen-, Schul- und Kriegshinterbliebenenpflege, für Mütter- und Jugendberatungsstellen, Heime für jugendliche Arbeiter beiderlei Geschlechts, in der Gefangenen-, Trinker-, Tuberkulose-, Wohnungsfürsorge, — überall bieten sich weite Tätigkeitsfelder für uns. Und die deutsche Frau, die während des Krieges mit wenigen Ausnahmen nicht versagt hat, wird auch hier nicht versagen. Sie wird dem Ruf des bedrängten Vaterlandes Folge leisten. —

Es mag heute manchem schwer fallen, noch an Deutschlands Größe zu glauben, und daß ihm eine bessere Zukunft beschieden sei, als wir jetzt unter dem Druck der Verhältnisse annehmen dürfen. Aber wenn wir uns alle — Männer und Frauen — in dem festen Vorsatz zusammenschließen, unser Vaterland nicht aufzugeben, so wird das schwere Werk gelingen und dermaleinst auch deutsches Wesen, deutsche Kultur sich ihren berechtigten Platz in der Welt zurückerobern! — — —

Dr. Bernhard Münz: Ein Patriarch der deutschen Demokratie.

Johann Jacoby, der von den humansten Gesinnungen für das politische und soziale Wohl der Staatsbürger erfüllte bekannte Königsberger Arzt und Politiker, gewann durch ein rechtes Wort zu rechter Zeit, sowie durch nachhaltig kühne Geltendmachung zeitgemäßer Forderungen den ungemessensten Beifall der Zeitgenossen. Er ward sich nie untreu, ließ sich auf keine Kompromisse ein, die Wahrheit ging ihm über alles. 1838 suchte er durch die Schrift „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Zensur in Preußen", wie er sich ausdrückte, „Galle" hervorzurufen, um „über solch anmaßende Vormundschaft sich zu entrüsten, und Mut, dagegen zu kämpfen, damit endlich einmal die deutsche Presse von den schwächlichen Zensurwindeln befreit werde". In den 1841 erschienenen „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen", welche in ganz Deutschland größtes Aufsehen erregten und ihm eine Untersuchung wegen versuchten Hochverrats, Majestätsbeleidigung sowie frechen und unehrerbietigen Tadels und Verspottung der Landesgesetze eintrugen, nahm er die Teilnahme der Bürger am Staatsleben nicht als Begünstigung, sondern als klar erwiesenes Recht in Anspruch und in der den preußischen Ständen 1845 überreichten Denkschrift „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.", welche dieselbe Anklage zur Folge hatte, legte er dar, daß das von diesem König durch das Gesetz vom 22. Mai 1815 gegebene, aber in den darauf folgenden 25 Jahren seiner Regierung nicht erfüllte Versprechen einer auf Volksvertretung begründeten Verfassungsurkunde für seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. gesetzlich und moralisch verbindlich sei, daher den Provinzialständen die Pflicht obliege, neuerdings auf Erfüllung anzutragen. Denkwürdig ist seine Erwiderung auf den ihm von dem Staatsanwalt 1842 in der Verhandlung vor dem Kammergerichte gemachten Vorwurf maßloser Opposition: „Jawohl, ich gehöre zur äußersten Opposition gegen Unrecht und gegen Unwahrheit", und der Ausspruch, den er am 2. November 1848 als Mitglied der von dem Romantiker auf dem Throne empfangenen Deputation der Berliner Nationalversammlung getan: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!"

Der Eindruck der französischen Julirevolution gab ihm für sein Leben die politische Richtung. Er träumte begeistert von der Freiheit Europas und meinte, von nun an dürften die humanen und zeitgemäßen Bestrebungen keine Zurückdrängung mehr erfahren. Seinerseits war er sofort mit größtem Eifer bei der Hand, hierzu beizutragen. Am 8. Mai 1848 vom vierten Berliner Wahlbezirke in die preußische Nationalversammlung gewählt, erkannte er die Revolution als solche an und stellte den Antrag, es solle erklärt werden, daß sich die Kämpfer

vom 18. und 19. März um das Vaterland wohlverdient gemacht haben; denn der Märzkampf sei die großartigste Volkstat der preußischen Geschichte seit 1813. Und die republikanische Staatsform erklärte er „für die eines freien, politisch gebildeten Volkes würdigste, geeignet, die soziale Frage der Zukunft zu lösen". Am 13. November 1863 äußerte er sich vor Berliner Wählern: „Soll Preußen als Rechtsstaat erstehen, muß notwendig der Militär- und Junkerstaat Preußen untergehen"; dies sei aber nur möglich, wenn das Volk zur Selbsthilfe schreite. Am 12. Juni 1865 führte er im Abgeordnetenhause aus, daß Bismarcks „verwerfliches Regierungssystem die rechtlichen und sittlichen Grundlagen des Staates aufs tiefste erschüttere". Auch die Ereignisse des Jahres 1866 vermochten Jacobys Sinn nicht zu ändern, vielmehr trugen sie nur dazu bei, denselben noch mehr zu festigen. In der Stadtverordnetenversammlung zu Königsberg trat er am 22. Mai 1866 für eine an den König zu richtende Bitte um Aufrechthaltung des Friedens und gründlichen Wechsel der Personen wie des Systems der Regierung auf. Als nach der siegreichen Durchführung von Bismarcks äußerer Politik ein Ausschuß des Abgeordnetenhauses am 23. August 1866 durch Virchow eine Adresse an den König mit der Erklärung beantragte, es sei dem In- und Auslande gegenüber Wert auf die Konstatierung zu legen, daß die Parteien in Preußen sich in großen Augenblicken auf dem Boden der Verständigung zusammenfinden könnten, opponierte Jacoby dagegen, weil der Krieg ohne, ja gegen den Willen des Volkes unternommen sei und der Sieg nur dem unumschränkten Herrscher zugute komme. Ein andermal, in einer am 30. Januar 1868 vor seinen Berliner Wählern gehaltenen Rede über „Das Ziel der deutschen Volkspartei" tat er dar, solange nicht in allen Angelegenheiten des Staates der Gesamtwille zur vollen Geltung komme statt des Willens eines einzelnen, sei das Volk nicht Herr seines Geschicks; ein wirklicher, einmütiger Volkswille wäre nicht möglich, solange nicht eine gewisse Gleichmäßigkeit in der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebenshaltung der Volksklassen vorhanden sei; ohne Teilnahme des Arbeiterstandes gebe es keine dauernde Besserung der politischen Zustände, die demokratische Partei müsse daher aufhören, eine bloß politische zu sein, und müsse die Umgestaltung der sozialen Mißverhältnisse sich zur Aufgabe machen. In einer Antwort an den demokratischen Verein zu Hamburg stellte er am 24. Mai 1868 als Ziel der Volkspartei hin: „Umgestaltung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustände im Sinne der Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt". Sein förmlicher Übertritt zur Sozialdemokratie erfolgte 1872, wenn er auch schon am 20. Januar 1870 in einer Rede über das Ziel der Arbeiterbewegung vor seinen Wählern tatsächlich als Sozialdemokrat aufgetreten war. Auf seinen Antrag sprach eine Versammlung von Königsberger Urwählern am 20. Mai desselben Jahres die Erwartung aus, daß die Abgeordneten den Etat solange nicht genehmigen werden, bis gleiches Recht für alle und eine volkstümliche Reform des Heerwesens durchgeführt sei.

Jacoby war der erste, der das Selbstbestimmungsrecht der Völker verkündet hat. Er beantragte schon im vereinigten Landtag 1847, durch den Bundestag bei der preußischen Regierung dahin zu wirken, daß mit möglichster Wahrung der deutschen Interessen die gerechten Forderungen der Polen im Posenschen erfüllt, eine selbständige nationale Verwaltung mit einem selbständigen Ministerium in den überwiegend polnischen Gebietsteilen eingeführt und sobald als möglich ein posenscher Landtag berufen werde. Nach dem deutsch-französischen Kriege erregte er gewaltiges Aufsehen durch eine heute wie eine Prophezeiung anmutende Verwahrung, die er am 14. September 1870 in der Versammlung der Königsberger Volkspartei gegen die Politik des eisernen Reichskanzlers und den Anschluß von Elsaß-Lothringen erhob. Es sei, sagte er, der barste politische Unverstand, zu glauben, aus Unrecht und Gewalttat könne den Völkern irgendein Heil erwachsen. Die Rede, welche die unseligen Ergebnisse des furchtbaren Weltkrieges im Grunde vorauskündet, ist politisch und ethisch viel zu bedeutsam, als daß wir ihr hier nicht Raum geben sollten. Sie hat folgenden Wortlaut: „Meine Herren! Im Jahre 1866 — am 25. August — sprach Graf Bismarck in der Annexionskommission des preußischen Abgeordnetenhauses die denkwürdigen Worte: ‚Greifen wir rasch zu! Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück. Machen Sie es der Regierung nicht zu schwer mit dem Annexionsgesetz; seien wir lieber heißhungrig nach nationaler Einheit und Macht, ohne lang zu streiten, wie das Gericht serviert werde!'"

„Vier Jahre sind seitdem verflossen, — und in dieser kurzen Spanne Zeit haben unsere Nationalliberalen so große Fortschritte gemacht, daß die Schüler fast den Meister übertreffen. Weit entfernt, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, sind sie selbst es, die zu immer neuen Annexionen drängen: so heißhungrig sind sie nach nationaler Einheit und Macht, daß die Regierung ihnen gar nicht genug annektieren kann."

„Kaum ist von Berlin die Parole ausgegangen, und schon sehen wir, wie allerorten — in der Presse, in Versammlungen, in Adressen — ein tausendstimmiger Chor sich erhebt, die Annexion von Elsaß und Lothringen zu verlangen. Vor wenig Tagen noch war es ein Verteidigungskrieg, den wir führten, ein heiliger Kampf für das liebe Vaterland; und heute — wenn man die Zeitungen liest — ist es ein Eroberungskrieg, ein Kampf für die Oberherrschaft der germanischen Rasse in Europa!"

„Ich werde nicht die Frage erörtern, welche Folgen die Annexion haben würde. Sie wissen, unsere Nationalliberalen versprechen sich goldene Berge davon. Was aber auch diese Herren zugunsten der Annexion sagen mögen, wie immer ihr National-Heißhunger „das Gericht servieren" mag, — der barste politische Unverstand ist es, zu glauben, aus Unrecht und Gewalttat könne den Völkern irgend ein Heil kommen".

„Die Hauptfrage, auf deren Entscheidung allein es hier ankommt, ist

die: Hat Preußen oder Deutschland das Recht, Elsaß und Lothringen sich anzueignen? Man sagt uns, Elsaß und Lothringen haben früher zum deutschen Reiche gehört. Durch List und Gewalt hat Frankreich sich dieser Länder bemächtigt. Jetzt, da wir die Franzosen besiegt, ist es nicht mehr als recht und billig, daß wir ihnen die Beute wieder abjagen, das uns geraubte Eigentum zurückfordern. Meine Herren! Lassen Sie sich nicht in Versuchung führen durch schönklingende Worte! Und böte man Ihnen die Reiche der Welt, lassen Sie sich nicht verleiten, den Götzen der Macht anzubeten! Prüfen Sie jene schönklingende Phrase, — und Sie werden finden, daß sie nichts weiter ist, als — eine Bemäntelung des alten barbarischen Kanonenrechts."

„Elsaß und Lothringen — sagt man — waren deutsches ‚Eigentum' und müssen wieder deutsch werden! Wie, — fragen wir — hat denn Elsaß und Lothringen keine Bewohner? Oder sind etwa die Bewohner dieser Länder eine willenlose Sache, die man so ohne weiteres in Besitz nehmen, mit der man nach Belieben schalten und walten kann? Sind sie durch den Krieg rechtlos — sind sie Sklaven geworden, über deren Geschick der Sieger willkürlich verfügen darf? Selbst der eifrigste, eingefleischteste Annexionist räumt ein, daß die Elsässer und Lothringer mit Leib und Seele Franzosen sind und Franzosen bleiben wollen. Und hätten sie sich auch noch so schwer gegen uns vergangen, — wider alles menschliche Recht wäre es, wollten wir sie zwangsweise zu Deutschen machen, sie — gegen ihren Willen — Preußen oder einem andern deutschen Staate einverleiben."

„Meine Herren! Es gibt ein altes deutsches Sprichwort, das — um seiner Wahrheit willen — zu einem allgemeinen Sittengesetz erhoben ist:

Was du nicht willst, daß dir geschieht,
Das tu auch einem andern nicht!

Wie würde es uns, wie unseren Nationalliberalen gefallen, wenn einst ein siegreiches Polen — auf Grund des Kanonenrechts — die Provinzen Posen und Westpreußen zurückfordern und annektieren wollte? Und doch ließen sich dafür ganz dieselben Gründe geltend machen, die man jetzt für eine Annexion von Elsaß und Lothringen vorbringt."

„Nein, meine Herren! Unsere Pflicht ist es, solchen Bestrebungen nationaler Selbstsucht entgegenzutreten. Halten wir fest an den Grundsätzen des Rechts — wie im Privatleben, so im öffentlichen Leben! Sprechen wir es aus — als unsere tiefinnerste Überzeugung, daß jede Einverleibung fremden Ländergebiets wider den Willen seiner Bewohner eine Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und daher ebenso verwerflich wie verderblich ist."

„Unbeirrt durch den Siegestaumel des Augenblicks lassen Sie uns Protest erheben gegen jede Vergewaltigung der Bewohner von Elsaß und Lothringen. Nur wer die Freiheit anderer achtet, ist selber der Freiheit wert."

Auf Grund dieser Rede wurden am 20. September 1870 der Vorsitzende der Versammlung, Kaufmann Herbig, und der Redner auf Befehl des Generals Vogel von Falckenstein verhaftet, unter militärischem Geleit in die Feste Boyen bei Lötzen abgeführt und dort wider Gesetz und Recht bis zum 26. Oktober als Staatsgefangene festgehalten. Eine Vernehmung hat weder vor noch nach der Verhaftung stattgefunden. Das Verlangen der Beteiligten, ihrem ordentlichen Richter vorgeführt zu werden, ward von der königlichen Staatsanwaltschaft und in letzter Instanz von dem Justizminister als unzulässig zurückgewiesen; denn — wie die „Times“ im Januar 1872 bemerkten — „Deutschland sucht sein Heil in Loyalität und Disziplin“.

Aber nicht nur der lebende Jacoby, der als ein Vorbild reinen Sinnes, echten Mannesmutes und hoher Bürgertugend erstrahlte und von dem kategorischen Imperativ des „aus dem zweiten Testamente ins dritte hinüberdeutenden“ praeceptor Germaniae erfüllt und durchglüht war, war den Verfolgungen der Regierung ausgesetzt, auch der tote Jacoby ließ die Regierung nicht zur Ruhe kommen. Als die Büste des aufrechten, edlen Volksmannes auf Beschluß der Stadtverordneten seiner Vaterstadt Königsberg 1877 in ihrem Beratungssaal aufgestellt war, ordnete die dortige Regierung die Entfernung derselben an, weil der Beschluß „das Staatswohl verletze“. Auf eine Beschwerde wurde diese Verfügung vom Oberpräsidenten bestätigt, weil die Ovation für einen hervorragenden Vertreter der Sozialdemokratie als staatsfeindliche Kundgebung angesehen werden müsse. Und auf eine weitere Beschwerde beließ es der Minister des Innern im April 1879 bei dieser Entscheidung. Doch Jacoby bedarf keines Monumentes, er hat sich durch seine Reden und Taten ein monumentum aere perennius gesetzt; war er doch ein rastloser und unentwegter Vorkämpfer und Werkmeister des heutigen freien deutschen Reiches.

Dr. Karl Arns, Bochum: G. B. Shaw.

Zu dem Friedensentwurfe der Entente macht George Bernard Shaw die ironische Bemerkung, daß England mit seinen Alliierten Deutschland die ganze Last des Imperialismus abzunehmen gesonnen sei, um sie auf die eigenen Schultern zu nehmen. Beweist der jetzt Dreiundsechzigjährige, welcher selbst eingestand: „Als Irländer konnte ich auf Vaterlandsliebe keinen Anspruch erheben: ich konnte weder das Land lieben, das ich verlassen habe, noch jenes, das eben dieses Land ruiniert hat“, mit jener Äußerung, daß er sich wirklich frei gemacht hat von natio-

nalen Vorurteilen? Bei diesem englischen Iren läßt sich schwer sagen, was an ihm Natur, was Künstelei, was echte Überzeugung, was gewollte Paradoxie ist. Dieser Sozialist, Fabier, Teetotaler, Vegetarianer, Antivivisektionist, Pamphletist und Volksredner war stets unruhig, wechselnd, leidenschaftlich, leicht hingerissen und begeistert für alle neuen Ideen und Bestrebungen, wenn sie nur gegen das Alte, Überlieferte, Überlebte frisch und frei vorgingen. Im Kriege ist er in der englischen Presse oft angegriffen worden wegen seiner tawdry epigrams auf die Grundsätze, für welche die britische Jugend ihr Leben ließ. Er gilt nicht als ein so unentwegter Verfechter des „Prinzipienkrieges" in dem Sinne wie so viele seiner literarischen Zeitgenossen, welche er alle durch seinen Geist, seinen Witz und seine Rücksichtslosigkeit übertrifft. Wenn er auch, besonders zu Kriegsanfang, lange Artikel schrieb über die Notwendigkeit, den Kaiser, Potsdam, Preußen zu zerschmettern, so bleibt er sich doch anscheinend getreu in seinem Kampfe wider den englischen cant und die englische Selbstgerechtigkeit; in seiner Kriegsbroschüre Common sense about the war (November 1914) sagt er: „Wir wissen, daß selbst in Kreisen, die dem englischen Volke am meisten wohlgesinnt sind, eine Meinung im Umlaufe ist, die dahin geht, daß unsere ausgezeichneten Eigenschaften entstellt werden durch eine unverbesserliche Heuchelei". Er wagt es sogar, auf Deutschlands kulturelle Zugehörigkeit zu „Westeuropa" hinzuweisen, welches daher Deutschland gegen Osteuropa zu schützen verpflichtet sei (vergl. das Septemberheft 1914 von Nash's Magazine) und will nichts wissen von den auf das Niveau des edelsten, reinsten Patriotismus erhobenen Handlungen und Gedanken des britischen Volkes; an anderer Stelle jedoch gibt er der Überzeugung Ausdruck, daß der Sieg des Militarismus über die Zivilisation dem Menschengeschlechte buchstäblich die Gnadentür verschließen werde, tritt er also für Englands moralische Überlegenheit ein. Schon vor dem Kriege kennzeichnet er den britischen Vernichtungswillen: Vom Tatzenschlage gegen Napoleon habe der britische Löwe sich hundert Jahre auf seinem Waterloodenkmal ausgeruht, bis ihn der Flügelschlag des deutschen Adlers an einen neuen Rivalen erinnerte; zum Sprunge bereit warte er auf die erste Gelegenheit, um sich auf sein Opfer zu stürzen und nicht loszulassen, bis er selbst tot am Boden liege oder sich als Sieger wieder auf seinem Denkmal sonnen könne; in seinem Aufsatz: „The last spring of the old lion" vom 12. Dezember 1914 sagt Shaw von diesem Löwen, daß er jahrhundertelang an dieser einzigen Idee festgehalten habe, daß zu Lande keiner größer sein soll als England und zur See keiner so groß wie England; die Zeit zwischen Waterloo und Sedan kannte keinen Feind, „den nicht ein Schlag der Tatze des Löwen hätte vernichten können"; von Sedan aber ertönten die Klänge des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles" über den Kanal herüber — und der Löwe knurrt: „Solange, wie ich lebe , nicht!" Wie Steffen (Weltkrieg und Imperialismus, S. 131) betont, hält Shaw, der vorzügliche Kenner deutscher Sprache und Literatur, das deutsche Vaterlandslied für eine imperialistische Er-

obererhymne. In seinem Artikel The Peril of Potsdam (Daily News 11. August 1914) bezeichnet Shaw den Krieg nur als einen Krieg um das Machtgleichgewicht zwischen den Großmächten; die Verletzung der belgischen Neutralität sieht er nur als einen Kriegsvorwand für Britannien an; er wettert gegen den preußischen Militarismus, der vierzig Jahre lang den Großtuer gespielt habe; er verabscheut mit der ganzen Welt Bismarcks Deutschland und wünscht Goethes und Beethovens Deutschland, das keinen Feind auf Erden besitze, erneuert zu sehen; andererseits will er nichts wissen von den Redensarten über Frieden, Antimilitarismus und Reform, die Britannien schon großen Schaden zugefügt hätten; doch verkennt er nicht, daß Militarismus, Kriegsdrohung und Krieg ihren kapitalistischen Hintergrund haben.

Aus all diesen Ausführungen lassen sich zwei Merkmale seines schwer definierbaren Temperaments als sicher hinstellen: der Widerspruchsgeist, der schriftstellerisch als Paradoxon erscheint, und die keltische Redseligkeit, das talking, talking, talking. Wie Lloyd George in der Politik, so ist er in der Literatur der typische Vertreter des Neukeltentums, das sich seit geraumer Zeit im öffentlichen Leben Britanniens breit macht und eine ganz eigenartige Regsamkeit und Betriebsamkeit entwickelt, die aber eher zersetzender und kritischer als schaffender und aufbauender Art ist. Diese keltische Redseligkeit hat bei Shaw sogar eine dramatische Ausprägung erfahren. Seine Lustspiele sind voll beißender Anspielungen auf die englischen Schwächen und greifen alles an, was dem Engländer heilig ist, sein Land, seine Verfassung, seine Vaterlandsliebe. Daher ist er beim britischen Publikum, dem er auch im Kriege oft unangenehme Wahrheiten gesagt hat, wenig beliebt. Seine Komödie aus dem Anfange dieses Jahres: „Augustus does his bit" erregte bei der Aufführung große Entrüstung; der Einakter, der eine Wette zwischen einer verführerischen jungen Frau und einem hohen Beamten des englischen Kriegsministeriums behandelt, ist eine bittere Satire auf das englische Heer. Wie seine älteren Stücke wirkt auch dieses, weil Shaw, der mit seiner Keckheit, seinem Witz, seinem Sarkasmus unwiderstehlich ist, jeden Schauspieler als Sprachrohr benutzt; seine Stücke nämlich, die er selbst problem plays, propagandist dramas nennt, sind dramatisierte Volksreden, Thesendramen, welche seine Ideen in die Masse tragen sollen, wobei er aber so toll karikiert, daß er oft nicht ernst genommen wird.

Shaws theoretische Ansicht ist also die, daß das Drama notwendig didaktisch sein müsse. Er verlangt überhaupt von jedem Autor, daß er vom eignen moralischen Standpunkte ausgehen müsse; jedes Buch müsse ebenso gut ein Beitrag für Sittenlehre, Religion und Soziologie sein wie für die Belletristik. Weil Shakespeare dieser Forderung nicht entsprochen habe, lehnt er ihn ab und teilt diese Abneigung mit anderen sozialistischen Autoren. Das literarische England hat gerade in diesem Kriege Shakespeare für sich in Anspruch nehmen wollen, wie z. B. die günstige Aufnahme des Buches „English History in Shakespeare" von J. A. R. Marriot

(1918) zeigt, während im kriegerischen Deutschland Stimmen laut wurden, die Shakespeare in Bann tun wollten, weil er nur Engländer war und sein wollte, nur Menschen mit materiellem Streben und ohne Ringen nach Wahrheit darstelle. Zu des Dichters 300. Todestage riet Shaw seinen Landsleuten als Händlern ihre Handelsgrößen zu feiern und die Shakespeare-Feier lieber Berlin zu überlassen; um das in London zu errichtende Shakespeare-Nationaltheater habe sich niemand gekümmert mit Ausnahme eines Deutschen, der den Grund und Boden dafür hergab; wie richtig Shaw seine Landsleute in dieser Beziehung beurteilte, zeigt ein Vergleich der wissenschaftlichen Leistungen deutscher und englischer Gelehrter zur Ehrung von Shakespeares Gedächtnis, von denen nur das politische, wissenschaftlich wertlose Tendenzwerk: A book of homage to Shakespeare von J. Gollancz und L. L. Schückings ausgezeichnete Gesamtwürdigung des Dichters im Deutschen Bühnenjahrbuch (1916) hervorgehoben seien.

Shaws Zorn gegen den „feinen Herrn" in Shakespeare, gegen dessen aristokratisch-selbsüchtige Moral ist letzten Endes puritanisches Erbteil. Seine Feindseligkeit gegen die Renaissance überhaupt ist echt, da ihm, dem Nüchternen, Enthaltsamen die Üppigkeit des 16. Jahrhunderts wider die Natur ist. So ist er auch hierin das Widerspiel anderer Kriegsliteraten, die das moderne England gern in Parallele stellen zu dem nicht minder glanzvollen elisabethanischen Zeitalter. Von diesen Literaten betont der erwähnte Marriot, daß die Hohenzollern im 20. Jahrhundert wie ehedem die spanischen Habsburger die Freiheit der dem Schutze Britanniens anvertrauten kleinen Nationen bedrohten; diesen Glauben an die freiheitliche Mission Englands, die als einer der alten puritanischen Bestandteile des britischen Imperialismus zu deuten ist, scheint Shaw nicht rückhaltslos zu teilen. So steht er auch in einem gewissen Gegensatze zu dem politischen Vertreter des Neukeltentums, dem Puritaner Llord George, der sich aus einem sozialistischen Staatsmann der Mittelklasse zum Verfechter des modernen Imperialismus entwickelt hat, eines Imperialismus, welchem ohne Zweifel viele religiös-puritanischen Elemente (der Krieg ein Kampf zwischen Gut und Böse, das Rächeramt des auserwählten Volkes, die Schmähung des Gegners und des feindlichen Gottes) als das Erbe von Jahrhunderten eigen sind. Und doch steckt in Shaw ein echteres puritanisches Element; er gehört zu den puritanischen Eiferern, welche der Ich-Anbetung das altruistische Ideal entgegengestellt haben. Daß dieser Anglo-Ire, welcher in Deutschland mehr anerkannt und richtiger gewürdigt wurde als in seinem Vaterlande, dazu beitragen wird, die durch den Krieg gelösten geistigen Beziehungen mit Deutschland wieder anzuknüpfen, ist wohl zu erwarten.

Im letzten Kapitel seiner Broschüre: „Winke zur Friedenskonferenz" (S. Fischer, Berlin 1919), wo er warme Worte findet für seine Empfindungen über das ganze Kriegselend und insbesondere über das Unglück Deutschlands, fordert er die Briten auf, die Kriegstrompete endlich in die Ecke zu legen und die Friedenshymne anzustimmen und nicht zu vergessen, daß die edelsten und

lieblichsten Melodien dieser Hymne (im Messias, der Zauberflöte, der Neunten Symphonie, dem Parsifal) von so notorischen Hunnen wie Händel, Mozart, Beethoven, Wagner komponiert worden sind. Shaw spricht hier im Sinne vernünftiger, vorurteilsfreier Männer wie des Musikkritikers der „Daily News", A. Kalisch, der jüngst in einem längeren Aufsatz: „Sollen wir deutsche Musik spielen?" die lächerliche Anklage widerlegt, die Deutschen hätten mit ihrer Musik eine gefährliche nationale Propaganda getrieben, und der darauf hinweist, daß Beethoven, Wagner, Brahms trotz des Krieges die Konzertprogramme beherrschten, wie ja Deutschland seine frühere Handelsstellung nicht durch unanständige Mittel, sondern durch die Güte und Billigkeit seiner Waren errungen hätte. Es sei hier daran erinnert, daß noch vor kurzem die „Times" in einem ihrer sonst nur den großen politischen Problemen gewidmeten Leitartikel in dem in London stattgefundenen tschecho-slowakischen Musikfest den Beginn der Erlösung von dem „deutschen musikalischen Alpdruck" begrüßte, wobei dem Verfasser als erstrebenswertes Vorbild wohl Paris vorschweben mag, wo man selbst die Werke des früher vergötterten Wagner nicht mehr zu geben wagt.

Shaw erscheint die moralische Restauration Europas noch wichtiger als die wirtschaftlichen Wiederherstellungen. Der Greuelpropaganda und der Blockade gegen die wirklich hinreichend bestraften Deutschen, deren U-Bootkrieg nur ein verzweifelter mißlungener Abwehrversuch gewesen sei, will er ein Ende gesetzt wissen. Das Märchen vom deutschen Teufel erklärt er für ebenso absurd wie das vom britischen Engel. Bezüglich der geistigen Urheberschaft und der Kriegsvorbereitung stehen ihm alle Parteien auf der gleichen moralischen Stufe. England war 1914 auf den Krieg sogar am besten vorbereitet und siegte nur durch den Hunger und das Elend der Nichtkämpfer. Die kapitalistischen Jingos schätzt er nicht höher ein als die preußischen Junker. Deutschland erscheint ihm vom englisch-amerikanischen Standpunkte als Mitglied des Völkerbundes durchaus erwünscht. Durch das Bündnis mit dem russischen Zarismus setzte sich Britannien moralisch ins Unrecht. Kein Engländer, ob Imperialist oder Nicht-Imperialist, verhinderte den Krieg durch eine Warnung an Deutschland vor der sicheren englischen Intervention. Die belgische Neutralität erklärt Shaw als eine Fiktion, Englands Vorgehen gegen Griechenland für moralisch noch angreifbarer. Die Doktrin, daß England über das Gleichgewicht der Mächte entscheiden müsse, ist durch die Lebensnotwendigkeiten geboten. Die Hauptaufgabe des Völkerbundes besteht darin, die Flotten Englands und Amerikas am gegenseitigen Wettstreit und so den künftigen Krieg mit allen Schrecken zu verhindern. Zum Schlusse seines wohl als aufrichtigen politischen Bekenntnisses zu wertenden Buches sagt Shaw warnend von dem Löwen von Waterloo, (welchem er, wie er sich an mehreren Stellen rühmt, den Schafspelz heruntergezerrt hat): „Der alte Löwe steht triumphierend auf der Bergesspitze. Aber die Spitze des Berges ist zugleich der Rand des Abgrundes."

Alex von Frankenberg: Herder und Friederike von Frankenberg.

Zur 175. Wiederkehr von Herders Geburtstag 25. August 1919.

„Viel Ehre genossen, aber wenig Erquickung gefunden“ — diese an Hamann brieflich übermittelten Worte, die einen Gothaer Besuch von Ende Juli 1780 zu beleuchten hatten, schweben leitsternartig über der ganzen irdischen Laufbahn ihres Verfassers, des Kantorsohnes Johann Gottfried v. Herder. Ein Leben, dessen menschlichste Ausgestaltung zum Propheten seiner Größe wurde — ein Wirken, das zum wenigsten der eigenen Literatur, mehr noch den aus Philosophie und Theologie scharf entsprungenen Bildungstaten, ganz überragend aber dem Menschentum seines Jahrhunderts angehörte. Wie nie zuvor und selten nach ihm, ist Herders Ruhm ein Spiegel seiner Persönlichkeit — auch in den erhabensten seiner vielfachen Werke.

So mitbestimmend an dem Schicksal seiner Jahre, gab die Welt, die ihn quaderhaft an Leib und Seele umgab, in greifbarster Weise irgendwie Ursächliches zu allen Handlungen, gab Treibendes zu den Produkten geistig-gelehrter und schöpferisch-nachbildender Arbeit. Das ließe sich mühelos durch alle Städte, über Königsberg, Riga, Nantes, Straßburg, Darmstadt, Bückeburg bis nach Weimar und Italien verfolgen, ließe sich durchpeitschen in allen Hof-, Dom-, professoralen und Konsistorialstellen, die eine Kette der Sehnsucht nach Empfängnis bildeten und doch nur ein kärgliches Besoldungsinstrument für den ewig ums Dasein kämpfenden Menschen waren.

Umsomehr treten natürlich die drei Faktoren der eigenen Wesensoffenbarung, der mannigfachen durch die Umwelt bedingten Lebensverhältnisse, und der Menschen, die ihn umgaben oder den Kreis Einfluß gewinnender Wahlverwandtschaft bildeten, in den Vordergrund aller Betrachtungen, die ein Spiegelbild von der Wirksamkeit dieses Mannes geben sollen.

Der 20. Oktober 1776 hatte, äußerlich, durch die von Goethe vermittelte Anstellung als Generalsuperintendent und Mitglied des Oberkonsistoriums zu Weimar, die ersten, auf Dauer zu berechnenden stabilen Verhältnisse in Herders Leben gebracht. Daß er schon im kommenden Frühjahr seiner angegriffenen Gesundheit wegen die Bäder von Pyrmont aufzusuchen „fast gezwungen werden mußte“ *), bewies nicht nur, wie kränklich er schon nach Weimar gekommen war, sondern mehr noch, daß innere Affekte, von jeher durch eine geradezu hypochondrische Reizbarkeit ausgezeichnet, auch durch die neue Weimarer Umgebung nicht das erforderliche Gleichgewicht gefunden hatten.

*) Herders Briefe an Johann Georg Hamann, Berlin 1889.

Pyrmont aber brachte Erholung. „Da habe ich wieder auf eine Zeit Gesundung gefunden", schreibt Herder, frei von Mißtrauen, in der Obhut eines neuen fürstlichen Gönners, des feinsinnigen Prinzen August von Gotha. Ihm verdankte er auf der Rückreise eine für sein Leben hochbedeutsame Erweiterung seines Bekanntenkreises: den Hofzirkel von Gotha. Erlesenes an Geschmack und Konzentrierung jeglicher Art Lebenskultur bot sich ihm dar. Die treffliche Herzogin Louise Dorothea hatte hier bis vor 10 Jahren den territorialen Aufschwung des Landes mit einer Pflege des Geistes umgeben, der in der Folge den Ruhm einer ausgeprägten Blütezeit in Anspruch nehmen konnte. Und Ernst II. hielt mit seinem Kreise an dieser Tradition fest. So konnte es nicht ausbleiben, daß Herders sensible Empfänglichkeit auf diesem Boden reichlich Nahrung fand und, begleitet wohl von dem Anflug einer befruchtenden Neigung, an einer Frau haften blieb, die damals mit der „maman" Buchwaldt zusammen den geistigen Mittelpunkt der Gesellschaft bildete: der Gattin des Staatsministers Sylvius, Freifrau Friederike von Frankenberg*), „die Gotha, wie sie in der Jugend zu den schönsten ihres Geschlechtes zählte, im Alter zu den letzten rechnen muß, welche von dem Siècle de la Duchesse Louise noch aus eigener Anschauung erzählen konnte." **) Mit dieser geistreichen, hochgebildeten Frau, als „Lady Frifri" dem engeren Goetheschen Kreise zugehörig, als „edle, zartsinnige Freundin" vom Prinzen August verehrt und dem Dichterkreis unter Gotter noch die letzten Inspirationen verleihend, errichtete Herder „die treueste Freundschaft" ***), die ihn durch äußere Mühsal, durch innere Verworrenheit, über Länder hinweg bei seinen Reisen, stets begütigend und befruchtend, bis zu seinem letzten Atemszuge begleitete.

Wieder in Weimar trat Herder mit Frau v. Frankenberg in regen Briefwechsel, von dem uns leider nur wenige, von ihrer Hand geschriebene Blätter aus späterer und spätester Zeit erhalten sind, oft Proben dichterischer Übung oder feine Bemerkungen zu seinen Stücken enthaltend †). Aber in vielen anderen Quellen, bisher kaum noch verwertet, ist ein Füllhorn wichtigster Nachrichten über persönlichste und literarische Dinge aus Herders Beziehungen zu dieser Frau ausgeschüttet, und schon ein liebevoller Gang durch diese Blätter läßt uns, nur kurz verweilend, Bedeutendes erkennen. Dies eine vor allem: daß als Ausgleich für die damals nur durch die umständlichen Tagefahrten im Post- oder Fouriérwagen zu überbrückende örtliche Trennung, für die starke berufliche Inanspruchnahme Herders und seine ausgeprägte Abneigung gegen Besuche, Zeremoniell

*) Sie war eine geborene von Rüxleben (die Weimarer Sophienausgabe, sowie die gesamte Goethe-Literatur geben fälschlicherweise „von Wangenheim" an), geb. 5. März 1746, heiratete 1768 den gothaischen Staatsminister Sylvius Friedrich Ludwig Freiherrn von Frankenberg u. Ludwigsdorf und starb hochbetagt am 27. Nov. 1832 zu Gotha.

**) H. A. O. Reichardt, Selbstbiographie, Stuttgart 1877, S. 105.

***) M. C. v. Herder, „Erinnerungen", Stuttgart 1830, II/229.

†) Herder, dargestellt von R. Haym, Berlin 1880, II/52.

und Etiquette ein Gedankenaustausch in Versen und Prosa, oft bei Gelegenheit der Übersendung von literarischen Kostbarkeiten, Platz griff.

Auch die Beziehungen zur Familie wurden enger: als Herder am 25. August 1779 ein Sohn geboren wurde und in der Taufe den Namen Adalbert Friedrich erhielt, stand Friederike von Frankenberg Taufpatin. Auf diesen Herderschen Sohn übertrug sie später die ihr selbst in langer Ehe versagt gebliebene mütterliche Liebe und Sorgfalt. „Eben, da wir zu Tische saßen — schreibt Herder am 25. August 1781, seines Sohnes zweitem Geburtstage, an Hamann — bekam Adalbert ein hübsches Kleid zum Geschenk von seiner Pathin, der Geheimräthin von Frankenberg aus Gotha". Die Geschenke wiederholen sich, Herder weiß ihren Sinn zu deuten, und auch der junge Adalbert ist in kindlicher Zuneigung voller Begeisterung für die sorgende Freundin des Vaters. Als dieser später in Italien weilt und ihm einen Brief „von lauter Tieren" schreibt, weiß Adalbert nichts eiligeres, als ihn an Frau von Frankenberg nach Gotha zu senden, „denn sie hat einen Babakei, ein Rothkelichen und einen Spietz", wie er in kindlicher Logik und Rechtschreibung hinzusetzt. Geschenke treffen ein, besonders reichlich in des Vaters ferner Abwesenheit, Kostbarkeiten aller Art für Adalbert und seine Geschwister — dies alles mit dem ausdrücklichen Votum an Caroline von Herder: „damit sie (die Kinder) zuweilen an mich denken, und sich an den Gedanken gewöhnen, daß sie auch mir zugehören".

Rückwirkend war dies: daß die Freundschaft mit Herder schon in jenen noch guten Jahren zutiefst auf dem Gefühl unbedingter geistiger Zugehörigkeit beruhte, die für ihn zur Ergänzung seines Wesens und zur Kritik an seinen Werken notwendig war. Als er ihr 1784 den ersten Band seiner monumentalen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zusandte, legte er seiner „weisen Lieblichen" diese Widmung bei:

Ideen, wenn es nicht Phantome sind,
Sie schleichen sich, in etwas schwerer Tracht,
Zu Deiner Abendlampe. Mustre sie,
Du weise Liebliche, und wähle Dir,
Wenn Ein' und Andre sich das Glück verdient,
Zur stillen Freundin diese, jene zu
Rathgeberinnen, Trösterinnen und
Wozu Du ihren treuen Dienst sonst magst.
Die andern sende mit Protest zurück
Mir, oder laß sie Schwätzerinnen seyn,
Die Dir die Stunden kürzen. — Wie es sey:
Nur ihrem kühnen Autor bleibe hold,
Und lebe, edle Weise, lebe wohl!"

Und später (1787) ist sie, bei Übersendung der dritten Sammlung der „Zerstreuten Blätter", die Frühlingsgöttin, die das Verwelkte zu neuem Leben auferwecken läßt und ihm durch ihre süße Phantasie neues Leben und neuen Reiz zu verleihen vermag.

Glückte es Herder, die Verpflichtungen am Gothaer Hofe umgehend, in weiten Zwischenräumen der persönlichen Begegnung mit seiner Freundin die Note ungestörten Zusammenseins zu verleihen, so war ihm dies mehr wert, als alle Ehrungen, die er empfing. Nach seiner Rückkehr aus Karlsbad 1785 scheint ihm dies, einer Notiz an Knebel zufolge, besser geglückt zu sein, wie in den verpflichtungsreichen Besuchen der früheren Jahre. Aber auch späterhin tritt dies Merkmal in den Vordergrund. Als er Anfang August 1788 auf seiner Reise nach Italien in Gotha ersten Aufenthalt nahm, schrieb er an seine Gattin Caroline „am Schreibtisch der Frau von Frankenberg": „Alles, was ich gefürchtet habe, ist eingetroffen, primo, daß ich mit ihr noch fast kein Wort habe reden können". Und ein Jahr später, da er vom Prinzen August nach Gotha eingeladen war: „er hat mich ständig begleitet, sodaß ich nur einzelne Minuten mit dem armen Engel allein sprechen kann"; dazu an anderer Stelle dieses Briefes: „Wir haben einige Minuten, da wir allein waren, von Dir und von anderen Sachen so herzlich geredet, daß ich solche einzelne Minuten Rede und Verständigung für genugsamen Zweck meiner Reise halte." Eine gleichsam abschließende Charakteristik der nun 10 jährigen Freundschaft aber enthalten diese Worte des nämlichen Briefes: „Sie ist gar gütig, liebreich wie ein Kind, zart und gesetzt in ihrem Betragen. Die Freundschaft unserer Freundin gegen uns ist außerordentlich wahr und edel, wirklich ein Phänomen in ihrer Art; denn je mehr ich sie kennen lerne, desto schöner finde ich sie, ohne allen Eigennutz, gütig und liebend, sodaß ich immer mehr den Zwang abwerfe, der dieser guten Seele ganz unwert ist".

Herders in den Jahren 1788/1789 unternommene italienische Reise, die im wesentlichen durch das Gefühl weiter räumlicher Trennung erst das Bewußthafte dessen emportrieb, was an notwendigen, unzerstörbaren Werten seiner Freundschaft mit Friederike von Frankenberg innewohnte, brachte die wohl längst als notwendig empfundene Klarlegung dieser Beziehung seiner Gattin Caroline gegenüber. Die Briefe, die schon auf der Hinreise aus Gotha, Nürnberg, Bamberg Augsburg, später aus Verona, Rom und Neapel nach Weimar eilen, die spontanen Äußerungen und die Gegenbriefe von hier aus sind durchwoben von der seltenen Frau in Gotha, die schüchtern sich oft an Caroline wendet, Näheres über Herders Befinden zu erfragen, die den Mann in Gedanken begleitet und zu der alles und jedes in Beziehung steht. „Sonderbar ist's — schreibt Caroline an Herder, da sie wieder einen Brief der Frau von Frankenberg erhielt — (um Dir nichts zu verhehlen) jetzt könnte ich eifersüchtig über sie werden." Aber nicht nur wies Herder diese Empfindung mehrmals mit aller Entschiedenheit als völlig grund- und haltlos zurück — selbst Caroline rang sich bald aus eigener Erkenntnis dazu

durch, daß Eifersucht — „ein häßlich Wort" — in diesem Falle weniger denn bei allen Frauen aus dem engeren Kreise ihres Mannes am Platze sei. „Die wenigen Worte, die wir uns schreiben, haben unsere Herzen so rein und gut zusammengebracht, daß ich innig gern an sie schreibe. Sie hat eine goldene Treue und Liebe." Ja, noch weiter geht sie später, nach gewissenhafter Prüfung, in ihrem tief weiblichen Empfinden, wenn sie Herder rückhaltlos bekennt: „Ich empfinde es tief, daß die Frau ohne Dich nicht leben kann. Sei ihr, was Du sein kannst". Und wieder an anderer Stelle: „Wenn wir diese Frau hier haben könnten, das wäre ein Schatz unseres Lebens".

So wirkt das Bündnis beider Frauen, harmonierend und sich ergänzend, dem abwesenden Gatten und Freunde in gleichfördernder Weise dienlich zu sein. Denn Herder findet auch in dem sonnigsten Süden nicht die Ruhe, deren sein zersplittertes Wesen zur Kräftigung des Körpers und zu neuer Tatkraft des Geistes bedarf. Was an produktiver Arbeit den Briefen beiliegt, „um ihre entsetzliche Leere einigermaßen auszufüllen oder zu vergüten", sind einzelne Gedichte, Stanzen, ein paar Einfälle über Kunstwerke, die nur an Caroline und Frau von Frankenberg mit dem ausdrücklichen Hinweise gehen, daß sie sonst keiner in Weimar sehen dürfe. Da aber kommt, zu Anfang 1789, gänzlich unerwartet, Herders Berufung für den theologischen Lehrstuhl der Universität Göttingen. Das Ehrenvolle und die wirtschaftliche Seite werden abgewogen, Freunde um Rat gefragt. Da ist als erste wieder Frau von Frankenberg, die von dem Antrag zuerst wohl befremdet wird, dann aber in einem zweiten Briefe unter Hintanstellung all ihrer persönlichen Gefühle an Caroline äußert, sie hoffe gar viel Gutes davon, besonders daß Herder glücklicher und freier handeln könnte, und überhaupt seine ganze Lage dadurch besser werde. Und zur Bekräftigung dieser ihrer selbstlosen Wünsche übermittelt sie, in aller Verschwiegenheit, an Caroline eine größere Geldsumme, von der sie unter keinen Umständen ihrem Manne etwas sagen dürfe. Goethe aber, der in dem Wegzug Herders eine schwere Schädigung für Weimar und Jena erblickte, suchte als Staatsmann und wohl damals noch als aufrichtiger Freund, Herder an Weimar zu fesseln, und stellte ihm durch den Herzog sowohl Rangerhöhungen wie Tilgung seiner Schulden, Gehaltsverbesserungen und Übernahme der Erziehungskosten seiner sieben Kinder in Aussicht. „Ich mußte — schreibt Caroline sechs Jahre später, am 20. August 1795, an Frau von Frankenberg — ihm (Herder) ein vom Herzog eigenhändiges Billet der Punkte, die er ihm zu halten versprach, wenn er bleiben wollte, nach Italien schicken, nebst einer mündlichen Bitte unserer Herzogin, er möchte sich doch nicht mit Göttingen einlassen, bis er hier sein würde."

Wenn auch mit Widerwillen, ließ sich Herder schließlich doch zum Bleiben bestimmen; und wenn auch die ersten Jahre unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien trotz unwesentlicher Besserung seiner Lage und seines Gesundheitszustandes noch erträgliche Verhältnisse in seinem Beruf und zu Hause brachten,

so verschlimmerten sich diese doch zusehends von 1793 an. Seine Gegner wuchsen, Freunde fielen von ihm ab, des Herzogs Gunst war verscherzt, und, was als drückendstes empfunden werden mußte: dessen einstige Versprechungen schienen vergessen. Schuld daran trugen wohl vor allem — neben seiner dem Herzog nicht passenden „Revolutionsmeynung" — die vielen Verdächtigungen, die sogenannte Freunde und Freundinnen am Hofe über ihn vorbrachten. Allen voran die geschwätzige und rachsüchtige Emilie Gore. Viele Briefe — später nur als bescheidene „Winke" dargestellt — trafen zu dieser Zeit aus Gotha bei Herder ein: Friederike von Frankenberg warnte. Sie, die in einer ihrer letzten Zeilen zugab, es selbst erst unter Not und Opfern („die bittersten Kelche habe ich geleert") gelernt zu haben „mit unseren Fürsten zu leben, wie wir sie finden, nicht wie wir sie wünschen", gab Ratschlag und Aufklärung, besonders über den durch die Gore angerichteten Schaden. „Vielleicht haben Sie beide geglaubt — schreibt sie später an Caroline — ich gäbe sie nur aus Furcht, daß mich Emilie bei Ihnen ausstechen könnte — ach, sie waren ganz uneigennützig."

Aber die Lage blieb gespannt, ja wurde dadurch noch verschärft, daß Herders Söhne nun fast mittellos vor ihrem Universitätsstudium standen, daß der eigenhändige Brief des Herzogs Carl August mit seinen Versprechungen unauffindbar war, und daß schließlich Herders Verbitterung zu einem unheilbaren Bruche mit Goethe geführt hatte, der jede Vermittlung beim Herzog durch kalte Nichtbeantwortung der an ihn gerichteten Bittgesuche ablehnte. In diesem Zustande höchster Not wandte sich Caroline von Herder am 20. August 1795 in ausführlicher Klarlegung aller Verhältnisse an Frau von Frankenberg nach Gotha, sie auch im Namen ihres Mannes in rückhaltlosem Vertrauen um Hilfe und Beistand bittend*). „Jetzt ist uns der Rath eines dritten um so nöthiger, da unser Gemüth krank und bitter ist und wir leicht die rechte Maßregel verfehlen könnten." Diesem Briefe folgte als Nachtrag ein zweiter vom 24. August.

In zwei langen Schreiben vom 26. August und 6. September 1795**) legte Friederike von Frankenberg nach eingehenden Besprechungen mit ihrem Manne die ihr notwendig erscheinenden Schritte dar, begründete ihre mögliche Aussicht und gab darin in allen Punkten ihr ebenso offenes Vertrauen kund, mit dem sie ihre „auch fernerhin unwandelbare Freundschaft" zum schwergeprüften Herderschen Hause bekräftigte. Caroline übernahm in ihrem vom 21. September dieses Jahres datierten Bittgesuch an die Herzogin im wesentlichen wörtlich die ihr von Frankenbergs übermittelten Ratschläge. Kaum kann man diese Briefe wie auch den späteren Briefwechsel des Jahres 1796 zwischen Caroline von Herder und Friederike von Frankenberg durchlesen, ohne einen traurigen Nachklang aus dieser beklagenswerten, trüben Zeit im eigenen Herzen zu verspüren.

*) Erstmalig von Bernhard Suphan in den „Preußischen Jahrbüchern" 1879, S. 145 ff. veröffentlicht.

**) Bei Suphan, jedenfalls irrtümlicherweise, mit „Anfang September 1789" datiert.

Aber weder der wenig erfolgreiche Ausgang der ganzen Angelegenheit, noch die widerspruchsvollen späteren und letzten Jahre von Herders Weimarer Tätigkeit vermochten irgend eine Änderung in seiner Beziehung zu Friederike von Frankenberg eintreten zu lassen. Zu ihrem 50. Geburtstage, am 5. März 1796, widmete er ihr unter dem Titel: „An die Königin des 5. März" ein längeres Gedicht von 15 Strophen, in dem ihr symbolisch zwei junge Mädchen im Namen eines alten Freundes zu diesem Tage Glück wünschen. Und noch ein Jahr vor seinem Tode, 1802, kurz vor seiner Aachener Reise, sendet er seiner alten Freundin das Melodrama „Ariadne" mit einer letzten, alles umfassenden Widmung, mit der auch wir diese Betrachtungen schließen wollen:

„Auch Dir leuchtet der Kranz Ariadnens unter den Sternen,
Den mit großem Gemüth Güte der Frauen erstrebt.

Denn von den Sternen hinab floß manche himmlische Gabe,
Reifer Verstand in Dich, Größe des Herzens und Huld.

Leidend warst Du dem Himmel nah; er ließ Dich der Erde,
Daß Du der Menschheit hier wie eine Himmlische seist."

R. Hübner:
Das Lebensrätsel.

Wie Spermen sich dem Ei entgegensehnen,
so eilen durch den Weltraum Lebenskeime,
vom Strahlendruck des Sonnenlichts getrieben,
den reifen Sternen zu und senken sich begierig
in vieler Erden Mutterschoß. Der nimmt sie auf,
gebiert das Leben freudig; und vielartig sproßt,
gestaltet sich und wächst und blüht und fruchtet
und pflanzt sich weiter fort, steigt immer höher
in reicher Wesensart das bunte Leben!
Warum, wodurch, aus welcher innern Kraft? . .
Wir wissen's nicht, woher das rührt, was in ihm schafft.
Nur, daß wir höher wollen, haben wir erkannt,
und das gibt frischen Mut: Der Lebenswille spannt
all seine Kraft . . Bleibt's auch ein Rätsel, dieses Leben,
so laßt uns doch bewußt empor zum Lichte streben
und glauben, daß auch uns des Lebens Wille bannt!

August Niemann:
Gut und Böse.

Man sollte nur mit guten Menschen umgehen, das empfehlen nicht nur die höchsten Gesetze der Ethik, sondern auch die niedrigsten Erwägungen des Egoismus, weil die bösen Menschen ihrem Umgang schaden, die guten aber nützen. Auch sind alle Menschen immer bestrebt, nur guten Verkehr zu haben, und tadeln sehr oft an ihren Bekannten das, was sie als schlecht erkannt haben. Die Schwierigkeit ist nur, zu unterscheiden, wer gut und wer böse ist. Daran irren wir alle uns leicht, wie wir schon daraus erkennen, daß wir so oft unsere Freunde und Bekannten ganz verschieden beurteilen. Zunächst werden wir dadurch verführt und irre gemacht, daß wir den Bekannten für gut halten, der uns angenehm ist, indem er unsere Ansichten und Absichten für richtig erklärt und unsere Pläne fördert, denjenigen aber für böse oder schlecht halten, der uns tadelt, verspottet und unsere Pläne durchkreuzt. Aber auch noch andere Ursachen verwirren unser Urteil über unsere Mitmenschen, nämlich unsere eigene Unsicherheit über das Wesen von Gut und Böse. Deshalb kommt es vor, daß wir einen Freund und Bekannten heute für gut halten, den wir vor einem Jahre für böse hielten, und den für böse halten, den wir vielleicht nach einem Jahre für gut erklären. Es geht uns da mit unserm Urteil ähnlich wie den Ärzten, die bei ihren Patienten die Symptome bemerken und behandeln, in der Diagnose der eigentlichen Krankheit aber fehl greifen. Nach dem Erfolge allein darf man in seinem Urteil über Gut und Böse ebensowenig gehen wie in der Beurteilung von klug und töricht. Mancher Mensch hat durch törichte Spekulationen Millionen verdient, mancher mit feinster Berechnung alles verloren. So hat auch mancher Mensch mit der edelsten Absicht, seinem Nächsten zum Glücke zu verhelfen, großes Unheil angerichtet, mit dem Plane aber, großes Unglück herbeizuführen, ein ganzes Land zur Blüte gebracht. Was wollten die Religionsstifter anderes als richtige Erkenntnis verbreiten, um womöglich die ganze Menschheit zu beglücken? Und was ist die Folge davon gewesen, daß Jesus und Mohammed gelehrt und gewirkt haben? Unzählige Millionen unschuldiger Menschen sind durch das Christentum und den Islam zu dem größten Elend und qualvollem Tod verdammt worden. Noch heutigen Tages sind in Europa die christlichen Ideen der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit aller Menschen lebendig und liegen den furchtbaren Umwälzungen zugrunde, die der Kultur der weißen Rasse den Untergang drohen, indem sie eine Atomisierung der menschlichen Gesellschaft bezwecken.

Unmöglich ist es, die Wirkung einer menschlichen Handlung vorauszusehen, unmöglich ist es deshalb auch, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, unmöglich

ist es auch, stets die Gründe einer Handlung zu erkennen. Von Shakespeare ist das treffende Wort: an sich ist nichts weder gut noch böse, erst unser Denken macht es dazu. Aus diesem Satz können wir einen Teil der allgemeinen Bedeutung auf die vorliegende Schwierigkeit anwenden, indem wir sagen, daß eigentliche Gründe für eine Handlung durchaus nicht immer vorliegen, sondern daß das meiste durch bestimmte Triebe veranlaßt wird. Gründe lassen immer auf Vernunft schließen, aber mit der Vernunft haben die menschlichen Handlungen selten etwas zu tun. Oder was haben Neid, Eifersucht, Ärger, Haß, Zorn, Liebe, Freundschaft, Zuneigung usw. mit der Vernunft zu tun? Ein schlagendes Beispiel für das Widerspruchsvolle und Unlogische des Menschen ist die Tatsache, daß Liebe zu einem Menschen da herrschen kann, wo Verachtung vorwiegt. Wie beim Magnetismus zieht eine bestimmte Kraft, die nichts mit der Vernunft zu schaffen hat, denn die Vernunft verhält sich nicht etwa nur passiv, sondern sträubt sich und kämpft mit aller Macht gegen die unbezwingliche, schließlich siegreiche Liebe. Gerade dieser Fall ist in sehr interessanten Romanen und Dramen behandelt worden.

Irgend ein sophistischer Kopf hat den Begriff oder vielmehr das Schlagwort „Jenseits von Gut und Böse" aufgebracht. Das ist ja unlogisch, denn alles fällt unter die Begriffe Gut und Böse, aber was gesagt werden sollte, war eben, daß die Unterscheidung zwischen Gut und Böse höchst schwierig, ja unmöglich sei, weil die menschliche Seele auf der einen und das Schicksal auf der anderen Seite gar zu verwickelt sei. Unter Schicksal ist hier nicht zu verstehen, was die Alten fatum nannten und was eine entscheidende Rolle in den berühmtesten griechischen Tragödien spielt, sondern die Summe des Geschehens außerhalb unseres Einflusses, also zum größten Teil das Denken und Handeln unserer Mitmenschen.

Der geistvolle Fechner erklärt, daß die Erde selbst mit umfassender Engelsmacht alles das denke und tue, was scheinbar von ihren Bewohnern, dem Menschengeschlecht gedacht und getan würde. Aber um bei dieser Auffassung den Kampf der Widersprüche im Innern des Engels zu verstehen, muß man sehr tief in die geistige Arbeit der denkenden Menge eindringen, die als Menschengeschlecht die Oberfläche der Erde bewohnt und gewissermaßen das Gehirn des Engels sein würde. Mit der gewöhnlichen Psychologie kommt man da nicht weit. Die üblichen Kategorien der Wahrnehmung, des Urteils und des Willens sind für alles unterschiedslos gültig und lassen keine Differenzierung zu. Eher noch bringt uns die buddhistische Mythologie weiter, die z. B. damit, daß die Gottheit der Zeugung auch zugleich die Gottheit des Tötens ist, auf die klaffenden Widersprüche in den Erscheinungen hinweist, die sich in Harmonie auflösen. Innerhalb des vielfältig gegliederten Makrokosmos steht als Mikrokosmos der Mensch, und um ihn zu verstehen, müssen wir ebenfalls die Widersprüche in Harmonie zu bringen verstehen.

Und wir werden das Gute und das Böse in der Weise begreifen müssen, daß es etwas Wirkliches und Universelles ist und es nichts geben kann, was jenseits desselben läge. Das Gute erscheint alsdann als alles, was die menschliche Wesenheit erhält, das Böse als das, was sie schädigt und zu zerstören trachtet. Ohne auf die Veranlassung und ohne auf die Folgen zu sehen, werden wir das Gute da erkennen, wo wir die körperliche und geistige Gesundheit erblicken, das Böse da, wo das Gegenteil stattfindet. Trügerisch sind aber die unzählig variierten Bilder des täglichen Lebens. Ein richtiges Gefühl für die Wahrheit bekunden wir, wenn wir dem Untergange ganzer Völker nachforschen und dann fragen, woran die Schuld dieses Vergehens liegt. Denn im Leben des ganzen, die Erde bewohnenden Geschlechts findet ein beständiges Blühen und Verwelken statt wie bei den Pflanzen. Kleine Völker stehen auf, werden groß und gehen zugrunde. Von den ältesten Völkern wissen wir gar nichts mehr, bis auf ihr Andenken sind sie ausgelöscht, aber wir haben deutliche Spuren vom Dasein großer Völker, bei denen wiederum Spuren jener ganz vergessenen Völker zu finden sind. Diese neueren Völker der Vergangenheit, die noch eine Tradition der älteren Völker besaßen, sind die asiatischen Völker der Babylonier, Assyrier und andere weniger bedeutende Stämme. In Amerika sind es die von den Spaniern ausgerotteten Bewohner von Peru, Mexiko und Paraguay, bei denen allen sich noch Spuren großer Völker der Vorzeit finden. Von den Bewohnern zweier Kontinente, die der Sage nach in vorgeschichtlicher Zeit vom Meere bedeckt worden sind, finden sich keine Überbleibsel als einige seltsame Bauwerke in Australien. Gegenwärtig ist ein ehedem großes Volk, das Amerika von Feuerland bis über die nordamerikanischen Seen hinaus bewohnte, die Indianer, im Aussterben begriffen und schon nahezu völlig tot, während ein anderes Volk, die Türken, nicht eigentlich ausstirbt, aber doch verschwindet, indem es aufgesogen wird. Diese beiden Völker fallen den Angelsachsen zum Opfer. Ein drittes großes Volk, das deutsche, ist gegenwärtig in ein solches Unglück geraten, daß mancher Deutsche sich mit Befürchtungen hinsichtlich seines Unterganges trägt. Die Millionen, die in früheren Zeiten nach Amerika ausgewandert sind, haben infolge ihres geringen Nationalgefühls den festen Zusammenhang mit der Heimat verloren und sind Ausländer geworden, denen selbst die deutsche Sprache abhanden gekommen ist. Das in Deutschland wohnende besiegte Volk wird auf allen Grenzen bedrängt und eingeschnürt, so daß es seinen Besitzstand kaum wird behaupten können. Vielfach herrscht die Besorgnis, daß die feindlichen Nachbarn ihm seine Nationalität ganz rauben könnten. Indessen ist zu bedenken, daß Deutschland von einem Volke bewohnt wird, das seine Kultur aus sich selbst entwickelt hat, während die an Zahl überwiegenden östlichen Nachbarn, Russen, Polen, Tschechen, Slowaken und alle die Stämme, die von Osten her Deutschland bedrohen, der geistigen Kraft entbehren, die zur Entwicklung einer eigenen Kultur erforderlich ist, und die Kultur, die sie besitzen, fast ganz den Deutschen verdanken. So ist begründete Aussicht vorhanden, daß das deutsche

Volk sich behaupten und in späteren Zeiten wieder zu einer politischen Macht entwickeln wird.

Wenn, wie wir gesehen haben, das Gute das Erhaltende, das Böse das Zerstörende ist, so können wir wohl fragen, inwiefern Gut und Böse in diesem Untergange ganzer Völker entscheidend wirkt. Die Erscheinung, die Erfahrung zeigt zunächst, daß die Hautfarbe das Kennzeichen der bestehenden und der vergehenden Völker und der eigentliche Unterschied zwischen ihnen ist. Das Dunkle vergeht, das Helle arbeitet sich empor zum Licht. Die Schwarzen kann man ja nicht als Volk bezeichnen, weil ihnen die staatliche Organisation fehlt. Die schwarze Rasse tritt in vielen Scharen, Stämmen und Völkern auf, die als Sklaven derjenigen Völker leben, die sich die Mühe geben, sie zu beherrschen und zur Arbeit anzuhalten. Nordafrika ist fast ganz zur französischen Kolonie geworden und stellt Frankreich eine große Armee. Man kann nicht sagen, daß die Schwarzen ausstürben, doch liegt die Rasse als kulturunfähig völlig darnieder und es ist keine Aussicht auf ihre Erhebung, weil das Gehirn immer in Übereinstimmung mit der Hautfarbe steht und das Gehirn des Schwarzen kleiner und leichter als das des Weißen ist. Am niedrigsten von allen Menschen steht der Schwarze, noch niedriger als der zum größten Teil ausgerottete Drawide, auch als der Rote und als der Gelbe. Das Gehirn aber gibt den Ausschlag. Es ist das Organ der Geisteskräfte, und wo das Gehirn klein und leicht ist, sind die geistigen Kräfte gering. Der Gang der Entwicklung des Menschen geht vom Dunkeln zum Lichten, und immer ist die Hautfarbe das Kennzeichen der Beschaffenheit des Gehirns. Schlau, findig, zum Nachahmen fähig kann der Dunkle sein und ist es namentlich der Gelbe, aber das Schöpferische fehlt ihm. Schöpferisch sein heißt alle die hohen großen Eigenschaften besitzen, durch die aus tiefem Kulturstande die jetzt herrschenden Nationen sich emporgeschwungen haben, vor allem der Ordnungssinn, der staatenbildende Einheitstrieb, der Drang zur Ausbildung aller Fähigkeiten des einzelnen Bürgers und viele andere Qualitäten. Diese alle fehlen den dunklen Rassen oder sind ihnen nur in geringem Maße eigen. Vor allem zeigen dies die Schwarzen, die, so weit die Geschichte zurücksieht, auf derselben Stufe geblieben sind. Das zeigen auch die Drawiden, die in ihrer Heimat Indien von den arischen Einwanderern besiegt, unterjocht und in ihren Stammeseigentümlichkeiten nahezu ganz vernichtet worden sind. Bei den Gelben ist ein solcher Niedergang noch weniger zu bemerken, aber China zeigt auch keine Spur der Entwicklung und scheint ganz unter die Faust des Japaners gebracht zu werden, der Japaner selbst aber hat, was er errungen hat, nur durch den Beistand und Unterricht seiner weißen Allierten errungen und ist der sklavische Nachahmer europäischer Kriegskunst und Staatskunde.

Deutlich sehen wir auch die Minderwertigkeit der Farbigen bei den Mischlingen, den Kreolen, Mulatten usw. Diese haben die gesunden, wenn auch pri-

mitiven Instinkte der Neger und Indianer verloren und die schlechten Instinkte der Weißen angenommen. Wo die Schönheit der Mischlingsfrauen zu näherer Verbindung mit Franzosen und Spaniern geführt hat, da bildet sich moralischer Niedergang aus, der gewissermaßen den Stahl im Blut der Weißen zum Verrosten bringt. Die Engländer, die stets die richtige Verachtung und Abneigung gegenüber den Farbigen nicht nur, sondern auch den Mischlingen gezeigt haben, sind von der Korruption durch die weiblichen Einflüsse der gelblichen Sprossen weißer und dunkler Rasse vielmehr verschont geblieben. Wir Deutschen sind durch unsere Weltfremdheit vor solcher Gefahr geschützt, unsere Auswanderer leben bei den Angelsachsen in so untergeordneter dienender Stellung, daß es niemand kümmert, welche Verbindungen sie eingehen, und sie sind durch ihren Mangel an Stolz sowieso für das Deutschtum verloren.

Diese großen Erscheinungen im Leben des Menschengeschlechtes machen uns im größten Maßstabe klar, was es mit Gut und Böse auf sich hat. Das Erhaltende, das Fördernde ist das Gute für den einzelnen Menschen wie für eine ganze Rasse. Die Geisteskraft ist es, die recht eigentlich das Gute ausmacht, und das gilt auch für die Annahme, daß, wie die Buddhisten lehren, ein immer wiederholtes Leben das Vergehen, den Tod, ablöst. Denn die Geisteskraft wird der Persönlichkeit die Auferstehung gewährleisten, wie sie einer Nation die Beständigkeit verleiht.

Else Wohlgemuth †: Schicksal.

Schicksal, Du rollst Deine Wogen her,
brausendes, wellendes, türmendes Meer.
Stark, unerbittlich treibst Du zum Land,
zerreibst und zerwühlst geduldigen Strand,
stürzest Steine in Deiner Wut,
wälzt sie wieder zu felsigen Massen,
legst Deine spritzende, gischtende Flut
in die stillen entfernten Gassen.
Brandest weithin — wieder zurück,
türmst hoch und zerschlägst menschliches Glück.

Schicksal, Du rollst Deine Wogen her,
ewig ruhelos wallendes Meer.

Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a. D.: Journalistische Beiträge.

Das lebhafte Interesse, welches in der gegenwärtigen tiefernsten Periode deutscher Geschichte jedermann ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters in ununterbrochener Steigerung den Zeitungen und Zeitschriften entgegenbringt, äußert sich nicht bloß in passiver Lektüre, sondern in zahlreichen Fällen durch den Versuch aktiver Mitarbeit, mittelst Lieferung von Artikeln und Aufsätzen, ohne daß berufsmäßige Tagesschriftstellerei vorliegt. Es dürfte aber garnicht unwichtig sein, das Rechtsverhältnis eingehender zu betrachten, wie es sich zwischen der freiwilligen, außerordentlich zahlreichen Heerschar geistiger Mitarbeiter und den durch Massenproduktion beschriebenen Papiers oft schwer bedrängten Redaktionen und Verlegern gesetzlich gestaltet; glauben doch viele, durch Überreichung eines als Tertianerextemporale mit kaum genügend beurteilten Elaborats das Anrecht auf Veröffentlichung, Anerkennung und Bezahlung erworben zu haben.

Die Enttäuschung folgt meist sehr bald, wenn entweder, nach mehrtägigem oder längerem qualvollen Warten, gar keine Antwort eintrifft, — ist doch keine Schriftleitung verpflichtet, ohne Beifügung von Porto, und selbst wenn dies beiliegt, sich der Mühewaltung der Rücksendung zu unterziehen oder besonderen Aufbewahrungseifer zu entfalten — oder die kostbare Gabe mit diplomatisch höflichen, formularmäßig ein für allemal feststehenden Wendungen dem schmerzlich berührten Autor wieder zugestellt wird. Wer sind nun die gefürchteten Persönlichkeiten, die so häufig „Genie und Talent" noch nicht entdeckter Sterne am literarischen Himmel böswillig verkennen sollen? Weit entfernt, uns auf bestimmte und durchaus nicht überall zutreffende Definitionen festlegen zu lassen, ist es doch wünschenswert, die „Hauptschuldigen" etwas näher kennen zu lernen.

Da ist zunächst der Verleger, sehr häufig gleichzeitig Eigentümer der Zeitung oder Zeitschrift, eine physische Person, eine Gesellschaft oder juristische Person, bei dem die Druckschrift erscheint, der auch regelmäßig die Kosten und das Risiko der Herstellung, der Vervielfältigung, des Vertriebes, des Absatzes und der Verbreitung trägt, sowie die Ausgaben für das Personal zu bestreiten hat. Als zweites wichtiges Element kommt, namentlich bei tonangebenden Blättern, der große Generalstab der Schriftleiter oder Redakteure in Betracht, an deren Spitze der Chefredakteur steht, der kommandierende General, wie ein erlauchter Mund ihn bezeichnet hat, dessen Entscheidungen in allen wichtigen Dingen einzuholen, und der von einer reichen Anzahl Fachgenossen, inländischer und ausländischer Sonder-Berichterstatter, Tag- und Nachtredakteure und — bleiben wir mal im militärischen Bilde — oft von einem starken Unteroffizierkorps lokaler Reporter unterstützt wird.

Mitunter ist auch noch ein besonderer Herausgeber tätig, besonders bei Journalen, der das Erscheinen mehrerer miteinander stofflich oder sachlich verbundenen Schriften oder Korrespondenzen zu veranlassen bezw. zu vermitteln pflegt. Der Herausgeber vertritt dem Verleger gegenüber das Interesse der einzelnen Mitarbeiter. Bei jedem Sammelwerk, das aus den getrennten Beiträgen mehrerer besteht, wozu Kalender, Zeitungen, Journale und ähnliche Werke gehören, wird für das Werk als ganzes der Herausgeber als Urheber angesehen. Ist ein solcher nicht genannt, so gilt der Verleger als Herausgeber.

Eine scharfe Unterscheidung zwischen Zeitungen und Zeitschriften ist bei dem jetzigen Stand der Dinge nicht mehr gut möglich, wenn auch zuzugeben ist, daß erstere viel häufiger, meistens täglich ein oder gar mehreremal, erscheinen, aktuell interessante Gegenstände politischen und lokalen Inhalts, nebst allerhand vermischten Anzeigen, behandeln, während die in längeren Zwischenräumen erscheinenden Zeitschriften ein besonders wissenschaftliches, technisches, künstlerisches oder novellistisches, oft durch Illustrationen bereichertes Gepräge an sich tragen. —

Der Verlauf der Verhandlungen zwischen „geistigen" Arbeitnehmern und Arbeitgebern gestaltet sich nun ungefähr folgendermaßen.

Der einsendende Verfasser, übrigens sehr häufig dem schönen Geschlechte angehörig, übermittelt dem Verleger, dessen Gewerbebetrieb zum Leidwesen aller Musen stets als nüchternes kaufmännisches Handelsgewerbe gilt, sein Elaborat mit der Bitte um Annahme und Publikation. Diese Bitte wird freilich meistens an die Redaktionen oder Herausgeber gerichtet, weil diese erfahrungsmäßig vom Verlag mit umfangreicher Vertretungsvollmacht für Annahme oder Ablehnung von Artikeln, Aufsätzen, Romanen, Novellen etc. versehen sind. Ob der Einsender Druck- und sonstige Kosten zu tragen oder umgekehrt eine Vergütung zu beanspruchen hat, alles das ist kein wesentliches Moment für den Verlagsvertrag. Ebensowenig besteht eine Vermutung dafür, daß bei der Annahme das Urheberrecht an den Beiträgen der Mitarbeiter ohne weiteres auf den Verleger übergeht.

Jedenfalls bleibt der Einsender zunächst an sein Gesuch gebunden, selbst wenn er die Arbeit gleichzeitig mehreren Redaktionen zugesandt hat, (was zur Vermeidung von unliebsamen Kollisionen stets ausdrücklich hervorzuheben sich empfiehlt), es sei denn, wie das B. G. B. ausdrücklich vorschreibt, daß er die Gebundenheit ausgeschlossen hat. Lehnt nun Verlag oder Redaktion oder Herausgeber den Antrag ab oder wird er nicht rechtzeitig akzeptiert, so ist die Unterhandlung als beendet anzusehen und der Verfasser kann über sein literarisches Produkt, das vielleicht aus einem endlosen Roman oder nur aus wenigen Zeilen oder gar aus einem zweifelhaften lyrischen Erguß bestand, anderweit verfügen.

Nimmt eine Zeitung die Arbeit an, so darf nur mit ihrem Einverständnis der gleichzeitige Abdruck in anderen Presseerzeugnissen erfolgen, falls eine Vergütung, worauf wir später zurückkommen, von beiden Teilen vorausgesetzt wird.

Was unter rechtzeitiger Annahme zu verstehen ist, auch darüber belehrt uns der Gesetzgeber. Sind nämlich die Beteiligten in Person oder durch Bevollmächtigte vertreten anwesend, so kann, falls nicht entgegenstehende Abreden getroffen, der Antrag nur sofort akzeptiert werden; dies gilt auch für den Fernsprecherverkehr, wenn Redaktion und Verfasser am Empfangsapparat vertreten sind und so von Person zu Person der Verlagsvertrag zustande kommt. Hat, wie dies wohl häufig der Fall, der Antragende für die Annahme seiner Arbeit eine Frist gestellt, so kann sie nur innerhalb dieser Frist erfolgen. Ohne uns hier weiter in die Finessen verspäteter Annahme und verklausulierter Akzeptation zu verlieren, verhelfen wir dem Autor zu seinem Erfolg, indem wir davon ausgehen, das gewünschte Einvernehmen sei durch Annahme seines opus zustande gekommen. Dazu reicht schon hin, daß die Arbeit abgedruckt wird, ohne daß dies vorher dem Verfasser gegenüber erklärt zu werden braucht, wenn eine solche Erklärung nach der Verkehrssitte nicht zu erwarten ist oder der Antragende ausdrücklich oder den Umständen nach stillschweigend auf sie verzichtet. Sollte der Verfasser das Unglück haben, vor der Annahme zu sterben oder geschäftsunfähig zu werden, so wird trotzdem das Zustandekommen des Vertrags nicht gehindert, es sei denn, daß ein anderer Wille des Autors anzunehmen ist.

Freilich, ob dieses als Vertrag bezeichnete, mit Worten oder in vernünftigen logischen Handlungen sich dokumentierende Übereinkommen grade stets als Verlagsvertrag im strengen Sinne unseres deutschen Verlagsrechts angesprochen werden kann, das dürfte sich nur von Fall zu Fall beurteilen lassen. Denn will der Verfasser lediglich die Erlaubnis zur Veröffentlichung seines Artikels geben, ohne daß der Zeitungs- oder Zeitschriftenverlag ein ausschließliches Recht auf ihn erlangt und ohne daß er selbst an dessen anderweitige Verwertung im Wege der Vervielfältigung und Verbreitung behindert werden soll, so kann, weil eben die Hauptkriterien des Verlagsrechts fehlen, auch von einem Verlagsvertrag keine Rede sein. Das Gesetz spricht sich sogar zugunsten der Verfasser solcher Beiträge dahin aus, daß, sofern nicht aus den Umständen zu entnehmen, daß der Verleger das ausschließliche Recht zur Vervielfältigung und Verbreitung erhalten soll, ersteren die anderweitige Verfügung über ihren Beitrag verbleibt.

Ergibt sich aber aus den Umständen oder aus dem Vertrag, daß dem Verleger das bezeichnete ausschließliche Recht zusteht, so darf der Verfasser über seinen Beitrag erst anderweit verfügen, wenn seit dem Ablaufe des Kalenderjahrs, in welchem der Beitrag (gleichviel ob mit oder ohne Vergütung) in

einer Zeitschrift erschienen ist, ein volles Jahr verstrichen ist. Falls der Beitrag für eine Zeitung geliefert ist, so steht diese Befugnis dem Verfasser alsbald nach dem Erscheinen zu, immer vorausgesetzt, daß nicht anderweite Vereinbarungen zwischen den Beteiligten getroffen sind. Die Kürze der Schutzfrist rechtfertigt sich hier, weil bei den rasch aufeinander folgenden Zeitungsnummern das aktuelle Verlagsinteresse mit dem Abdruck der eingegangenen Artikel regelmäßig erlischt. Unter „Erscheinen" ist die Herausgabe im Verlagshandel in Form des an das Publikum durch Ausruf, Auslegen, Bekanntmachungen und dergleichen Willensäußerungen gerichteten Angebots von Vervielfältigungen zu verstehen. Ist der Verleger zwar in der Zahl der von seiner Zeitschrift oder Zeitung, die den Beitrag enthalten, herzustellenden Abzüge nicht weiter beschränkt, so darf er doch eine Sonderausgabe des abgedruckten Beitrags ohne Zustimmung des Autors (man denke an spannende Romane und Novellen) nicht vornehmen. Ebensowenig ist ihm gestattet, an der Arbeit selbst, an deren Titel und an der Bezeichnung des Urhebers etwas zuzusetzen, zu kürzen oder zu ändern. Nur solche Änderungen sind zulässig, für die der Verfasser seine Einwilligung nach Treu und Glauben nicht versagen kann. Hierfür ist das redaktionelle Herkommen, die politische, soziale, lokale und wirtschaftliche Richtung eines Journals entscheidend.

Soll der Beitrag, für dessen Korrektur übrigens lediglich der Verleger zu sorgen hat, (einen Abzug braucht er dem Verfasser zur Durchsicht nicht vorzulegen), ohne den Namen des Autors erscheinen, worüber der Beitragende allein zu entscheiden hat, so darf der Verleger an der Fassung solche Änderungen vornehmen, die bei Sammelwerken derselben Art üblich sind. Denn bei derartigen anonymen Beiträgen bleibt die Persönlichkeit des Verfassers stets im Hintergrund und deshalb kann die redaktionelle Tätigkeit in weiterem Umfange, als es sonst gestattet ist, einsetzen, ohne jedoch mit dem sachlichen, rein materiellen Inhalt in Konflikt zu geraten.

Während Freiexemplare nicht verlangt werden können, wenn der Beitrag in einer Zeitung erscheint, ist dieser Anspruch den Zeitschriften gegenüber nicht ausgeschlossen, doch dürfen hier Sonderabzüge der Beiträge als Freiexemplare geliefert werden (auf 100 Abzüge 1 Exemplar, im ganzen 5 bis höchstens 15). Herkommen, ausdrückliche oder stillschweigende Vereinbarung sprechen dabei natürlich mit.

Wird der Beitrag nicht innerhalb eines Jahres nach der Ablieferung an den Verleger veröffentlicht, so kann der Verfasser, unbeschadet seines vermeintlichen Anspruchs auf Vergütung, das Vertragsverhältnis kündigen; doch steht ihm ein Recht auf Vervielfältigung und Verbreitung seines Beitrags oder auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung nur zu, wenn ihm der Zeitpunkt, in welchem der Beitrag erscheinen soll, seitens des Verlegers zugesagt ist.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist natürlich die Honorarfrage. An sich kein wesentlicher Bestandteil des Verlagsvertrages, gilt ein Vergütung, soweit sie nicht ausdrücklich ausbedungen, freilich dann als stillschweigend vereinbart, wenn die Überlassung des Beitrags den Umständen nach nur gegen eine Gegenleistung zu erwarten ist. Es spricht also nicht etwa eine Rechtsvermutung dafür, daß eine Vergütung gewährt wird. Aus der ganzen Sachlage kann dies indessen gefolgert werden, beispielsweise wenn der Beitragende ein regelmäßiger, auf Entgelt angewiesener Korrespondent, Berichterstatter oder Berufsjournalist ist oder wenn er von der Schriftleitung um seine Mitarbeit besonders angegangen wird, oder wenn der Verlag gewohnheitsmäßig Berichte, Erzählungen, Aufsätze, Artikel u. dergl. nebst glaubhaften Auslagen anstandslos zu honorieren pflegt. Handelt es sich nur noch um die Höhe der Vergütung, so ist sie, mangels anderweiten Übereinkommens, selbstredend stets in Geld, also nicht etwa in Naturprodukten, Büchern und sonstigen mehr oder weniger nützlichen Dingen zu gewähren; ebenso muß sie von angemessener, dem Ansehen des Autors und der Bedeutung seiner Arbeit entsprechender Höhe sein, soweit nicht von vornherein feste Sätze nach Wort und Zeile als „Normallohn" vereinbart sind. Nicht allzu selten ist Einsendern und Verfassern, namentlich in Zeiten strammen Polizeiregiments, statt des erhofften Lorbeerkranzes der wenig behagliche Platz auf der Anklagebank zu Teil geworden, wenn sie die Veröffentlichung von Beiträgen bedenklichen, gegen moralische, kirchliche oder staatliche Vorschriften ernstlich verstoßenden Inhalts schuldhaft verursacht, oder wenigstens nach der Ansicht des Staatsanwalts vorsätzlich veranlaßt haben. Nach den jeweilig bestehenden Strafgesetzen über die durch die Presse begangenen Verfehlungen sind bisher in Deutschland regelmäßig der Reihenfolge nach der verantwortliche Redakteur, dann auch Verleger, Drucker und Verbreiter haftbar, was aber keineswegs ausschließt, daß auf Verfasser und Einsender wegen Mittäterschaft, Beihilfe, Teilnahme oder Anstiftung zurückgegriffen wird oder, je nach der Sachlage, sie ganz allein, resp. mit einzelnen der anderen Übeltäter gefaßt werden. Alles Nähere ergibt das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874 (§§ 20 ff. das).

Daß eine lange Reihe kleiner Lokal- und Winkelblätter ihre wirtschaftliche Existenz in schmarotzerhafter Weise durch Abdruck oder mehr oder weniger geschickte Umstellung von Artikeln aus tonangebenden Zeitungen und hervorragenden Journalen zu fristen suchen, ist hinlänglich bekannt. Unter diesem Übelstand haben denn auch die Verfasser von Beiträgen öfters zu leiden. Eine nicht unwesentliche Abhilfe hiergegen gewährt freilich unser literarisches Schutzgesetz, wonach der Abdruck einzelner Artikel aus Zeitungen in anderen Zeitungen nur gestattet ist, soweit diese Artikel nicht mit einem Vorbehalt der Rechte versehen sind; aber selbst in den danach zulässigen Fällen darf der Sinn nicht entstellt werden und ausnahmslos ist die Quelle, aus der geschöpft worden, deutlich anzugeben. Handelt es sich nur um vermischte Nachrichten tatsächlichen Inhalts

und Tagesneuigkeiten, so ist deren Abdruck aus Zeitungen oder Zeitschriften unbegrenzt zu jeder Zeit und in jeder Form gestattet, soweit nicht allgemein strafrechtliche Gesetze eingreifen. Für sie gibt es also keinen literarischen Sonderschutz. Als springender Punkt aber gilt die Vorschrift, daß der Abdruck von Ausarbeitungen wissenschaftlichen, technischen oder unterhaltenden Inhalts untersagt ist, auch wenn ein Vorbehalt der Rechte fehlt. Wer dem entgegen handelt, ohne die Genehmigung des Autors bezw. seiner Rechtsnachfolger und sonstiger Berechtigter (Verleger etc.) zu besitzen, macht sich strafbar und zivilrechtlich haftbar. Von einigen vom Gesetzgeber ausdrücklich zugelassenen Ausnahmen mag hier nur erwähnt werden, daß einzelne Stellen oder kleinere Teile eines Schriftwerkes nach deren Veröffentlichung in einer selbständigen literarischen Arbeit angeführt werden dürfen. Ferner ist es gestattet, einzelne Aufsätze von geringem Umfang oder einzelne Gedichte nach dem Erscheinen in eine selbständige wissenschaftliche Arbeit aufzunehmen. —

Es würde den Rahmen der uns gestellten Aufgabe allzusehr überschreiten, auf weitere Einzelheiten und auf den Inhalt der für die internationalen Verhältnisse bedeutsam gewesenen, revidierten, durch den Weltkrieg stark durchlöcherten „Berner Übereinkunft zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst" näher einzugehen. Unser Zweck ist erreicht, wenn der Nachweis erbracht ist, daß den Verfassern von Beiträgen für die Presse ein wirksamer Schutz zur Seite steht und daß ihnen wirtschaftlich und pekuniär alle Rechte gewährt sind, auf die jede sachentsprechende Leistung, mag sie geistiger oder sonstiger Natur sein, nach unserer modernen Anschauung vollen Anspruch hat. Wir wollen uns hier weder mit der politischen, noch mit der literarischen Zensur und Vorzensur befassen, die beide durch die staatliche Umwälzung fast völlig (bis auf die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit u. dergl.) beseitigt sind, noch über die Vorteile und Nachteile zu Gericht sitzen, welche die Autoren von der Revolution zu erwarten haben, die wie ein gewaltiges, plötzliches Naturereignis über alle Deutsche, in erster Reihe über seine Kopfarbeiter, mit unwiderstehlicher Gewalt hereingebrochen ist. —

Walter Wolff: Maschine und Mensch.

Ein literaturgeschichtliches Essay.

Immer größer wird die Rolle, die im Leben des Menschen „die Maschine" spielt. Mit dem Bestreben, alles in vorbestimmte Bahnen zu leiten, für alles Maschinen, Formeln und Regeln zu finden, wird auch die Menschheit selbst in Formeln und Regeln gezwängt, wird selbst zur Maschine. Von einer „Mechanisierung des Geistes" spricht deshalb Walther Rathenau.

Diese Tragik, daß jeder neue Erfolg, den der Mensch durch die Maschine über die Materie erringt, gleichzeitig ein Erfolg der Maschine ist, die den Menschen, der sich Sieger glaubt und scheinbar Herrscher ist, in Wirklichkeit mit jedem Male mehr zum Sklaven der Maschine macht — diese Tragik haben auch die Dichter gefühlt; und sie haben, jeder auf seine Weise, gegen das crimen laesae humanitatis der fortschreitenden Mechanisierung, Industrialisierung und Scientifizierung des menschlichen Lebens Einspruch erhoben.

Es ist deshalb wohl verständlich, wenn gerade in den technischen und wissenschaftlichen Romanen der Held bei allem äußeren Erfolge doch die innere Leere spürt, weil er über dem Techniker, dem Wissenschaftler, vergessen oder verlernt hat, M e n s ch zu sein.

*

Einer der ersten großangelegten technischen Romane moderner Schriftsteller war „Der Tunnel" von Bernhard Kellermann: Mac Allan, der Mensch der Tat, der sich vom Pferdejungen in den Kohlenbergwerken von Uncle Tom aus eigener Kraft zum Ingenieur emporgearbeitet und das Allanit erfunden hat — Mac Allan will den Tunnel zwischen Amerika und Europa bauen. Und er weiß: er kann, was er will. Weiß, daß er sich und seine Pläne durchsetzen wird, w e i l er will.

Und so erleben wir den Bau des Tunnels in diesem Buche, das mit der gleichen rasenden Eile vorwärts stürmt wie ganz Dollarika auf seiner Jagd nach dem goldenen Glücke — den Atem raubend, nicht Zeit lassend, auch nur einen Augenblick stillzustehen. Das Unerhörte, das nie Dagewesene, triumphiert: Summen, für die vor dem Kriege jeder Begriff fehlte; Massen von Stahl, Eisen, Holz, ausgeschachtetem Gestein, die über jede Vorstellungsmöglichkeit hinausgehen; Arbeiterheere, die denen des Weltkrieges nicht nachstehen — das alles wirbelt durcheinander, zusammengehalten von dem Kitt des hastenden, abgehackt raschen englisch-amerikanischen Slang.

Und der Tunnel **wird**. Wird trotz aller Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen. Wird in sechsundzwanzig langen Jahren. „Die Menschen haben ihn unternommen, die Menschen haben ihn vollendet. Aus Schweiß und Blut war er gebaut, rund neuntausend Menschen hatte er verschlungen, namenloses Unheil in die Welt gebracht, aber nun stand er." Die Menschheit hatte dank der von ihrem Geist erfundenen Maschine den Sieg über die rohe Kraft davongetragen.

So wähnte sie. Aber in Wirklichkeit ist der eigentliche Sieger: die Maschine. Denn sie hat die Menschen unterjocht, ihnen Herz und Gemüt geraubt, Maschinen aus Fleisch und Blut aus ihnen gemacht. — Auch Mac Allan hat „der Maschine", dem Tunnel, das Opfer seines blutwarmen Lebens bringen müssen. Frau und Kind hat ihm der Tunnel verschlungen. In freudloser zweiter Ehe ist er zum toten Erfolganbeter und Rekordmenschen geworden. Darüber ist sein Leben, seine Schaffenskraft verwichen. „Als junger Mann hatte Allan den Bau begonnen und nun stand er da, schneeweiß, verbraucht . . ." Sein Traum ist erfüllt. Aber hat es den Einsatz — das eigene Herz — gelohnt? Der Dichter selbst läßt die Antwort darauf ahnen: „Bleich und erschöpft sah er aus, mehr nachdenklich als freudig: viele Dinge gingen ihm durch den Kopf . . . "

*

Das alte Problem der Pille, die in konzentrierter Form alle für die menschliche Ernährung notwendigen Stoffe enthält — ein Problem, über dem die Ernährungsphysiologen noch heute grübeln, weil sie von ihm Großes für die Menschheit erwarten — hat in Alfred Bratts „Die Welt ohne Hunger" zum ersten Male Stoff zu einem großangelegten Roman gegeben:

Alfred Bell hat den „Nahrungswürfel" erfunden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die Idee aufgegriffen. Fortan erhält jeder Arbeitslose, gleichgültig, ob er durch eigene oder fremde Schuld ohne Beschäftigung ist, von Staats wegen seine Nahrung in dieser konzentrierten Form zugesichert: Die Welt ohne Hunger. Das Ideal. Anbruch einer goldenen Zeit. Die Menschheit atmet auf.

Aber es ist ein Schein-Paradies.

Denn der Hunger ist die Triebkraft zur Arbeit. Mit dem Hunger wird auch das Arbeitenmüssen, mehr noch, das Arbeitenwollen aus der Welt geschafft, ohne das unsere industrialisierte Welt nicht mehr auskommen kann. Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an die Jetztzeit, die mit ihren überhohen Erwerbslosen-Tagegeldern den Hunger und mit ihm automatisch die Arbeitslust beseitigt hat? Die heutigen Zustände sind geradezu eine Probe auf Bratts Exempel.

„Gerecht ist — was man erwirbt, erkämpft. Sie aber wollen schenken . . . Sie wollen den Hunger töten, dem wir alle Entwicklung verdanken . . . Gesunder

Kampf auf gesunder Grundlage — das ist das einzige Ideal." So lautet der Grundgedanke des ganzen Buches. —

Irgendwo, aus irgend welchen Ursachen, entsteht ein Streik. Diesmal aber springt nicht, wie sonst, das Millionenheer der Arbeitslosen ausgleichend ein. Sie brauchen's nicht mehr: sie sind ja satt. Und der Streik wächst. Wächst zu einem Generalstreik der Stahlarbeiter. Ohne Stahl keine Industrie. So wächst er zum Generalstreik der gesamten Arbeiterschar Amerikas zuerst, der ganzen Welt sodann. Die großen Trusts antworten mit der Aussperrung. „Der Streik der Unternehmer gegen den Streik der Arbeiter! Es war die unerhörteste Wendung in der Geschichte des Klassenkampfes." Und auch hier wieder das ganz moderne Analogon: die „Errungenschaft" der Revolution, der Gegenstreik des Bürgertums. — Es war kein Streik wie die anderen. Man ging nicht zugrunde. Man hatte ja das Präparat. Aber „konnte man mit dem Präparat Kleider kaufen, konnte man damit die Öfen heizen, Medikamente beschaffen? . . . Nein — das konnte man nicht — das Präparat war kein Allheilmittel! . . . Die Männer aber, nicht wie einst durch die lähmende Nahrungssorge an Weib und Kind gefesselt, hockten in den Bierhallen . . . Sie tranken . . . Da stieg ein Groll in den Frauen auf. Der Groll gegen das Präparat." Ja, gegen das Präparat! Als käme von ihm alles Unheil. Mit der Unlogik des großen Haufens erblickt die Menge nun mit einem Male im vielgefeierten Nahrungswürfel den Feind, die Wurzel allen Übels: ohne ihn wäre es nicht so weit gekommen — also fort mit ihm. So wird denn das „Nahrungsamt" gestürmt, verbrannt — Bell kommt in den Flammen um. — Die Menschheit hat sich instinktiv von dem Danaergeschenk der Hungerlosigkeit befreit.

Das paradiesische „Nicht-hungern-Müssen" ist nichts mehr für diese industrialisierte Welt . . .

*

Das Gegenstück zu Bratts Roman bildet Georg Kaisers soziales Drama „Gas", das Winter 1918/19 zum ersten Male aufgeführt wurde. Hier hat „die Maschine" in einem Gas, das gleichsam der Inbegriff aller Energiequellen ist, ihre potenzierte Ausdrucksform gefunden. Und mit der Triebkraft hat auch Arbeitsform und Arbeitsweise sich ins Ungemessene gesteigert. Allen gehört alles; je mehr das Werk hervorbringt, desto mehr hat der Einzelne. Und die Arbeiter schuften in blindwütiger, unerhörter Fron, sind nur noch auswechselbare Stücke der Maschine geworden; für sie ist es gleich, ob Tag ist oder Nacht, Morgen, Mittag oder Abend. Da fliegt — niemand weiß, wodurch — das Gaswerk in die Luft; Tausende verlieren ihr Leben. Man sollte meinen, dies Unglück müsse allen das Unsinnige, Naturwidrige, Lebensabgewandte ihrer Arbeitsweise, dieses Arbeitens um der Arbeit willen, ins Bewußtsein bringen. Aber nein. Sie wollen weiter Sklaven

sein und sich Herrscher träumen. Nur der Sohn des Besitzers hat erkannt, „daß der wahnsinnig übersteigerte Betrieb allein die Ursache alles Unglücks, der äußeren Katastrophen und der inneren Entmenschung, ist; er muß aufhören, damit der Mensch gerettet werde. Kein märchenhaftes Gas mehr, keine Schlote und Maschinen, sondern befreite Menschen auf ihrem freien Grund, in ihren Häusern und Gärten!" Das zerstörte Werk soll nicht wieder aufgebaut werden. — Aber dieselbe Menge, die bei Bratt den Nahrungswürfel opfert, ohne sich Rechenschaft zu geben, weshalb, und die in der Tat durch dieses Opfern des Nicht-mehr-hungern-Müssens nicht ihr Mensch-Sein zurückerobert, sondern neue Sklaverei — dieselbe Menge versteht auch hier nicht den Sinn des alten Spruches: „Arbeite, um zu leben, aber lebe nicht, um zu arbeiten." Sie will neue Fron. Und sie siegt mit dieser Forderung, die der (kapitalistische) Staat zu der seinen macht, weil er Arbeitssklaven braucht und keine freien Menschen . . .

*

Im Jahre 1947 geht die Erde durch den Giftgase bergenden Schweif eines Kometen; alles, was eben noch lebte, ist ausgelöscht, alles: Menschen und Tiere. Nur ein paar Leute, die just auf der Probefahrt eines Unterseebootes begriffen waren und die der japanische Professor Keigo Sotuma, der einzige, der das Ereignis vorahnend berechnete, am verfrühten Wiederauftauchen verhindert hatte — sie allein bevölkern jetzt die Welt, sind Stammväter einer neuen, wissenschaftlich aufzubauenden Menschheit. So stellt Werner Scheff in seinem Buch „Die Arche" das Problem. Unter des weisen Sotuma Leitung wird alles, was man bisher an Theorien aufgestellt hatte, in großzügiger Weise in die Praxis umgesetzt: Sozialwirtschaft, Rassenhygiene, Zuchtwahl, Auslese — auch beim Menschen. Sotuma schließt den Trinker Volkert aus der neuen Gemeinschaft der Menschen aus; und als es sich herausstellt, daß der Verlobte eines der beiden weiblichen Wesen, die es allein noch auf Erden gibt und die darum die Stamm-Mütter neuer Geschlechter werden müssen, erblich belastet ist, stellt Sotuma die Forderung, der Verlobte, Walter Fahr, müsse sein persönliches Glück opfern, wo die Zukunft der ganzen Menschheit auf dem Spiele steht. Fahr beugt sich diesem kategorischen Imperativ und flieht in die Einsamkeit, hinaus zu dem anderen Ausgestoßenen, dem Trinker. Nicht so Helga, seine Braut. Die setzt der kalten Vernunft das lebenswarme Gefühl entgegen — und siegt. An dem Glückswillen des Lebenden muß das errechnete und konstruierte Eventualglück des Zukünftigen, muß Sotumas übergenaue Wissenschaft scheitern: der Mensch ist keine mathematische Formel und Blut kein chemisches Reagens.

*

„Wer einmal Druckerschwärze gerochen hat, bleibt dabei." Diese alte Weisheit, die eine Form der Knechtung der Menschheit durch die Materie versinnbildlicht,

liegt dem Buche „Die rasende Rotationsmaschine“ zugrunde, mit dem uns Ludwig Winder in die Welt der Zeitungstechnik einführt. Theodor Glaser, der jüdische Kantorssohn aus Brody, ist nach Wien gekommen, um „seine Transaktion“ zu machen, eine Zeitung zu gründen, die ihm die Macht in die Hände gäbe. Es gelingt ihm auch, einen Geldmann für seine Pläne zu gewinnen. Seine Zeitung, DIE ZEITUNG, wie sie herausfordernd betitelt wird, ist gegründet, der Aufstieg zu Glück, Erfolg, Macht möglich. Und Glaser beginnt, „mit rasender Wucht und tierischer Unermüdlichkeit“ zu arbeiten. „Erreiche ich mein Ziel, war's Größe; erreiche ich's nicht, war's Wahnsinn“ — so beantwortet der Kantorssohn aus Brody, der immer noch Freude hat an talmudistischen Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien, den Vorwurf des Größenwahnsinns, den man ihm und seinem maßlosen Streben macht.

Auf dem Umschlag des Buches ist als Sinnbild ein Rad gezeichnet, das sich wie rasend dreht und alles, was in seinen Bereich kommt, dem Gesetze der Zentrifugalkraft gehorchend, wegschleudert. Solch' Rad wird auch Glaser. Was und wer in seinen Bannkreis gelangt, wird verwertet, ausgesaugt und dann weggeworfen: die Geliebte, der Bruder, eine neue Geliebte; Untergebene, Politiker, Finanzmänner. — Glaser steigt. Steigt zwei Jahre lang. Aber je höher er steigt, desto einsamer wird er innerlich. Er möchte sich nach Zärtlichkeit sehnen und bleibt doch kalt — aus Berechnung. Selbst eine neue Geliebte ist ihm nur Mittel zum Zweck: eine Ablenkung, um sich desto ungeteilter der Rotationsmaschine zu ergeben. Als diese zwei Jahre des Aufstiegs um sind, ist Glaser, weil er nicht verstanden hat, der Rotationsmaschine Leben einzuflößen, ihr Sklave geworden. „Früher hatte er immer aus den leisen und lauten Stimmen der Maschinen eine Musik herausgehört, die einzige, die er verstanden hatte. Nun sangen die Maschinen nicht mehr.“ Glaser ist kein Mensch mehr, sondern „ein geistreich ersonnener Automat, der mechanisch Gedanken formte, wenn eine Anregung eingeworfen wurde“. Sein faustischer Drang ist in der Materie stecken geblieben, statt vom Geiste belebt zu werden. An dieser Erkenntnis scheitert er: „Ich war eine Setzmaschine, und ich bildete mir ein, Schöpfer zu sein“ . . .

*

Ähnlich geht es dem Helden in Robert Saudeks „Dämon Berlin“. Hier erfaßt ein junger Zeichner instinktiv das Wesen des Warenhauses, seine Organisation, seine Reklame, die beide Künste sind, aus dem fruchtbaren Boden wissenschaftlicher Statistik entsprungen. Er führt das Warenhaus Brüggemann, dem er als Reklameberater angegliedert ist, dessen Leitung aber dank der Wucht seiner Persönlichkeit immer mehr in seine Hände geglitten ist, zu unerhörter Blüte. Von der Zahl in ihrer tausendfältigen Zusammenstellung in statistischen Tabellen ging er aus; zur Zahl, der Riesenzahl der Besucherschar, der Tageseinnahme geht sein

Weg. Sein ist die Zahl, die er sich untertan gemacht hat! Der Tor — nicht ihr Herr, ihr Opfer ist er. Die tote Zahl hat sich zwischen ihn und seine junge Frau gestellt, die ein freudloses Leben an seiner Seite führt; die Zahl reißt ihn aus den Armen der Geliebten, treibt ihn hinaus in die Nacht, jagt dämonengleich hinter ihm her, umkrallt sein Hirn. . .

*

Und auch der nachdenklichen grotesken kleinen Geschichte sei gedacht, die Fritz Müller in seiner Sammlung „Fröhliches aus dem Kaufmannsleben" veröffentlicht hat: „Keine Zeit". Der Geschichte des Generaldirektors Weiermann, der so gar keine Zeit hat; der sich vom Geschäfte die Freunde und die Familie verschlingen läßt; der sich vom Mechaniker einen Ersatzmann „mit Herz" bauen läßt, damit der ihn zuhause vertreten und ihm selbst dadurch die Zeit für Geschäfte freimachen kann. Am Ende war der Automat „mit Herz" zum Menschen geworden, und der Generaldirektor Weiermann „starrte vor sich hin, wie Automaten starren: Ziffern sah er, Ziffern, Riesenziffern, weiter nichts als Ziffern. Und von den Ziffern sah er in sein Inneres hinab. Und das war leer."

Else Wohlgemuth †:
Seele.

Alles will meine Seele umfassen,
bis zum letzten die Tropfen trinken,
die in der Welt verbluten;
mit den Wogen zum Himmel fluten,
mit den Sternen die Erde berühren,
alles will meine Seele umfassen.

Lief sich müde und sah sich blind,
wurde von Durst und Schmutz gepeinigt,
war wie ein stilles fremdes Kind,
von den Buben des Dorfes gesteinigt.
Immer entsteigst Du, Seele, stärker
Deinen zuckenden Wunden,
trägst die brennenden Male stolzer
aus den erloschenen Stunden.

Schwinge, flammende Seele, schwinge
in die flackernde Welt!
Banner der ewigen Jugend schwinge
über verfallender Welt!

Oscar Wilda, Breslau:
Die schwarze Stunde. Schauspiel in einem Akte.

Schluß.

Erna: Ja, — was ich weiß, habe ich von einer Schulfreundin — ganz zufällig. Sie hat in deiner Heimat geweilt, erzählte davon und nannte den Namen deines Vaters — der ist ja dort in Aller Munde — und du wirst ja mein Verlangen begreifen, so viel von ihm und den deinen zu erfahren, als möglich war. Du kannst mir glauben, es war viel zu wenig für meine Wißbegierde — und meine Liebe —

Ernst (nachdenklich): Für deine Liebe — gewiß.

Erna: Du zürnst mir doch nicht?

Ernst (etwas, das ihm aufsteigen will, entschlossen niederringend): Wie sollte ich! Es ist ja alles so begreiflich, so natürlich! Komm', erfrische dich. (Er legt den Arm um sie und führt sie zu dem gedeckten Tisch.)

Erna: Ach, wie hübsch es bei dir ist ... Aber das — das sollte nicht sein — ich fürchte mich — Wein —! Mein Vater hat uns Mädel immer davor gewarnt — im Wein sitzt der Teufel — d. h. für uns Mädel —'er selbst aber trinkt wohl gern ein Gläschen, wenn er einmal Gelegenheit dazu hat — aber er hält streng auf Zucht und Sitte bei uns — Er sollte mich nur hier wissen! Ach, Ernst, ich schäme mich doch so — es ist wohl nicht gut, daß ich zu dir gekommen bin.

Ernst: Es wäre wohl schlimmer, wenn du nicht gekommen wärest!

Erna: Und dort in dem Kübel, — das ist gewiß Champagner! . . . Das ist so großartig, Champagner. Der Inbegriff alles Festlichen. Du darfst aber nicht denken, daß ich ihn trinken will. Gott behüte. Aber der Gedanke, ihn trinken zu können, der ist schön und berauschend. Das denke ich mir doch als das eigentlich Herrliche! Nicht das Genießen, aber das Genießenkönnen! Ich kann es mir als Wonne vorstellen, es dann zu verschmähen! Champagner trinken bedeutet wenig, aber Champagner trinken können, das ist was! — Weißt du, ich muß da an das Wort jenes jungen Leutnants denken, der, um die gehobene Stimmung einer fröhlichen Sitzung zu kennzeichnen, kein höheres Wort fand, als: beinahe Sekt getrunken. Spaßig, was (sie lacht)?

Ernst (hat inzwischen die Gläser mit Wein gefüllt): Ja, früher hätte ich auch so gedacht — aber jetzt, glaube ich, würde mir ein Beinahe nicht überall genügen. (Er stößt mit seinem Glas an das Ernas) Unserer Liebe!

Erna: Nur um dir Bescheid zu tun . . . Unserer ewigen Liebe. (sie trinkt, schaut sich dann mit leuchtenden Augen um) Ach, mir ist, als ob ich hier in einer ganz anderen Welt wäre — und doch in der Welt, in der ich eigentlich heimisch wäre . . .

Ernst: Das sollst du auch sein . . .

Erna: Doch das macht nur deine Gegenwart — ohne sie würde ich mich in ihr fremd fühlen.

Ernst: Wahrhaftig? . . . Doch willst du nicht etwas genießen? Kaviar — Lachssemmel — Trüffelwurst —?

Erna: Nur einen Bissen. Ich fürchte, daß mir der Wein sonst übel bekommt. Ich bin ihn nicht gewohnt. (träumend) Zu Hause sitzen sie jetzt beim

Abendessen. Ich sehe sie deutlich — es ist wie eine Vision. Aus dem verschwimmenden Halbdunkel des Zimmers taucht hell, vom milden Licht der Petroleumlampe bestrahlt, der Speisetisch auf — er ist ausgezogen, damit alle Platz haben. Das hindert aber nicht, daß die beiden Jungen, der Herr Obertertianer und der Quartaner beständig mit den Ellenbogen karambolieren und sich kampflustige Blicke zuwerfen. Aber der Respekt vor dem gestrengen Familienhaupt läßt keinen Ausbruch offener Feindseligkeit zu. Aus der großen Suppenterrine schenkt die Mutter jedem einen großen Teller Mehlsuppe ein — und dann beginnt der Wettbewerb um die ja nicht zu stark gestrichenen Butterschnitten, deren Dicke sich nach dem Alter abstuft, und deren Wahl in der Rangordnung der Jahre erfolgt. Der Hausherr erfreut sich des Vorzugs, von der Mehlsuppe dispensiert zu sein, und genehmigt dafür einen Schoppen Bier zu seiner Bratwurst, die neidische Blicke auf sich zieht — heute, am Sonnabend, gibt's nämlich Bratwurst, sonst kalten Aufschnitt, oder gehacktes Fleisch. Und wenn das Dankgebet gesprochen und man sich gesegnete Mahlzeit gewünscht, dann steckt der Vater sich seine Siebenpfennig-Zigarre an — am Sonntag darf sie acht kosten — und dann darf ich ihm vorlesen . . . Das ist meine Welt . . . Und ich sitze nun hier wie eine Fürstin und schlürfe Wein und genieße Kaviar . . . und ich schwatze und schwatze und langweile dich.

Ernst: Plaudere nur weiter . . . Mir ist alles neu und interessant, was du von daheim erzählst . . . Von deinen Jugendjahren, von deinem inneren Leben möchte ich hören. Siehst du, mir ist, als ob mein ganzes bisheriges Leben nur ein Warten, ein Warten auf dich gewesen ist. . . . Ach, es ist Vermessenheit, und es wäre doch so beseligend, zu glauben, daß bei dir das Gleiche der Fall sei. In dein Leben trat wohl einmal schon die Erfüllung?

Erna (beunruhigt): Wie meinst du das, Ernst?

Ernst: Ich habe mich immer gescheut, daran zu rühren; ich Feiger fürchtete den Schmerz. Ich bin natürlich nicht der Erste, den du liebst.

Erna: Ernst — was sagst du da?

Ernst: Ich weiß es!

Erna: Du weißt? — Ah, man hat dir eine heimtückische anonyme Zuschrift in die Hände gespielt?

Ernst: Aber, Erna, wie kommst du darauf?

Erna: O, der Neid der lieben Freundinnen verschmäht dergleichen Schändlichkeiten nicht, man kennt das!

Ernst: Beruhige dich!

Erna (sich vergessend): Ich brauche nicht nach dem Urheber zu suchen, das ist kein anderer als . . . .

Ernst (ihr mit mißtrauischem Befremden ins Wort fallend, scharf): Nenne keinen Namen! Beflecke dich nicht durch einen unwürdigen Verdacht!

Erna (sich zusammennehmend): Du hast Recht, du Edler, der von den Menschen so groß und gut denkt — besser, als sie es verdienen.

Ernst (halb für sich): Du magst Recht haben.

Erna: Wenn du nicht alles weißt — so sollst du es von mir wissen —. Es ist nicht viel, kaum daß es des Erzählens lohnte. . . . Willst du es wirklich hören?

Ernst: Sprich.

Erna: Also — ja, ich war bereits einmal verlobt — das heißt heimlich nur — es sollte zunächst nicht in die Öffentlichkeit —

Ernst: Du liebtest ihn?

E r n a: Nicht so wie dich — Ernst, nicht so wie dich —

E r n st: Nicht so wie mich — natürlich. Und er verließ dich?

E r n a (zögernd): Den Eltern war er nicht recht gewesen — er war ein bescheidener Lehrer — und er hatte Unglück mit dem Examen. Die Verlobung sollte, wenn er es bestanden, angezeigt werden — aber er bestand es nicht — er sollte es später noch einmal versuchen — aber die Eltern litten nicht, daß ich darauf wartete — sie hatten kein Vertrauen, und so machten sie der Sache ein Ende. — Das ist alles —

E r n st: . . . Alles . . . . . ?

E r n a (erregt): Hat dir der anonyme Briefschreiber etwa noch mehr zu sagen gewußt?

E r n st (bestimmt): Ich sagte dir schon, ich habe keine Zuschrift erhalten! . . . . Und was tatest du?

E r n a: Ich fügte mich als gehorsame Tochter mit schwerem Herzen.

E r n st: Natürlich — du liebtest ihn ja auch nicht so wie mich. Wenn es sich um mich handelte, würdest du den Gehorsam der Tochter vergessen, nicht wahr?

E r n a: Aber Ernst, ich bitte dich, der Fall ist undenkbar — was sollten meine Eltern wohl gegen dich haben?

E r n st: O, das ist durchaus nicht so undenkbar!

E r n a: Du beunruhigst mich! Was hast du?

E r n st: Lassen wir das vor der Hand. Aber sage mir offen: du würdest doch, dem Widerstreben deiner Eltern zum Trotz, ebenso fest an unserer Liebe halten, wie ich sie gegen jeden Einspruch meiner Eltern verteidigen werde!

E r n a (betroffen): Du meinst, deine Eltern könnten deiner Verbindung mit mir ihre Zustimmung weigern? Aber du sagtest doch . . . .

E r n st: Ich sagte, daß deine Armut kein Hindernis sei. Das schließt nicht aus, daß meine Eltern andere Pläne mit mir haben, die sie mir aufzuzwingen versuchen könnten.

E r n a: Und wenn du dich nicht fügst, so würden sie ihre Hand von dir abziehen? Dich enterben? . . .

E r n st: Wohl möglich!

E r n a: Aber das wäre ja schrecklich! Das . . .

E r n st: Ich hielt bis heute nichts für so schrecklich, als den Untergang unserer Liebe, als die Unmöglichkeit unserer Vereinigung.

E r n a (von einer ahnenden Erkenntnis erfaßt): Und glaubst du, daß ich anders empfinde? Das Schicksal möge unsere Liebe auf die Probe stellen. An deiner Seite ist mein Platz, und keine Macht soll unsere Vereinigung hindern.

E r n st: Aber wenn dir zugemutet würde, auf sie zu warten — wie bei deinem ersten Verlobten?

E r n a (bestürzt): Sprichst du im Ernst?

E r n st: Sieh', Kind, — ich setz' den Fall, daß meine Eltern sich deinetwegen von mir abwenden — sollen wir es wagen, unser Glück auf dem schwachen Fundament einer dürftigen, unsicheren Existenz zu errichten? Unsere Liebe ist so echt, so tief, daß sie jedem Schicksal gewachsen scheint. Und doch — man sagt: die Not, die dauernde, nagende Not zerstört die ewigste Liebe — ein jäher leuchtender Untergang, der auf ein ganzes Leben einen verklärenden Schein wirft, kann herrlich sein, wie die Erfüllung! — Aber wenn das Heiligste und Größte unseres Lebens sich nach und nach in Staub und Kot wandelt, das ist das trostlose Elend, der tiefste Jammer! Wollen wir davor nicht unsere Liebe bewahren? Höre mich an. Ich

habe einen reichen, kinderlosen Oheim, — er hat mich zu seinem Universalerben eingesetzt, und sein Leben zählt nur noch wenige Jahre; als sein Erbe bin ich von dem Willen meiner Eltern unabhängig. (lauernd) Meinst du nicht, daß wir warten?

Erna: Ach Ernst, so schwer soll es uns gemacht werden?

Ernst (dringlicher): Sollen wir warten?

Erna: Wir müßten wohl! Aber, du bleibst mir treu? Du schwörst es mir!

Ernst: Zweifelst du? So treu, wie du mir.... Aber (sie heftig umfassend) Mädchen, weißt du auch, was das bedeutet für mich — Warten — Warten — ? Ich bin jung, und mein Blut ist heiß, meine Sinne drängen nach dir hin — glaubst du, daß diesen Brand ein eisiges Warten kühlen und zwingen kann! Wenn du es vermagst — bei all deiner Liebe zu mir vermagst — ich kann es nicht. Erna (ihren Mund mit leidenschaftlichen Küssen bedeckend) sei mein — komm, gewähre — beglücke — (er hat sie vom Sitze emporgezwungen und will Erna, die halb willenlos in ihrer Erregung, in das Nebengemach, durch dessen Portiere der rote Schein einer Ampel glüht, hineinziehen.)

Erna: Ach, Ernst, Lieber — was tust du?

Ernst: Mein Weib sollst du sein, mein süßes Weib — in dieser Stunde —

Erna (zur Besinnung kommend): Nein, Ernst, — das darf nicht sein, das kannst du nicht wollen — bedenke, du gabst mir dein Wort —

Ernst: Ich gab's, und ich werde es halten — aber du wirst mich seiner entbinden.

Erna: Ernst, ich beschwöre dich — mache mich nicht unglücklich!

Ernst: Mein Glück soll nicht dein Unglück sein! Traust du mir nicht?

Erna: Aber du bist nicht Herr des Schicksals! Das Los einer Unglücklichen — einer Verwandten — warnt mich. (stockend wie in Scham) Sie war verlobt, und sie gab dem Drängen des Geliebten vertrauend nach — am Tage vor der Hochzeit war der Bräutigam eine Leiche — das Opfer eines Unfalls — und die Schande des Mädchens ward später offenbar — Ernst, schone mich.

Ernst (ernüchtert, sarkastisch): Ja, die Liebe soll sich mit der Vorsicht beraten und in der Ehrbarkeit ihre Göttin verehren!...

Erna: Sprich nicht so, Ernst, ich ertrag es nicht!

Ernst: Und wenn ich nun an der Tiefe deiner Liebe, die das versagt, was die meine fordert, zweifelte? Wenn ich nun deine Hingabe als Beweis forderte, als einzigen untrüglichen Beweis, daß deine Liebe zu mir in Wahrheit dir das Höchste ist, ein heiliges Feuer, in dem alle Bedenken kleiner Seelen, alle Vernünftelei, alle Rücksicht und Vorsicht und alle Scham zerschmelzen, ein Feuer, wie es in meiner Brust loht? Und wenn mir dein kühles Verweigern die Gewißheit bedeutet, daß ich ein Betrogener bin und der Narr eines Weibes, dem die Liebe ein Spiel, vielleicht ein schöner Aufputz des Lebens und nicht sein tiefster Inhalt? Und wenn ich dann sagen müßte: Geh, Weib, ich habe nichts mit dir zu schaffen?

Erna: Ernst, du folterst mich und beschimpfst mich. Meine Seele liegt vor dir auf den Knien und beschwört dich; und du trittst sie mit Füßen. Alles kann ich für dich tun — mein Leben kann ich dir geben, mit Freuden geben, aber nicht meine Ehre. Für dich, den künftigen Gatten, muß ich sie bewahren. Verstehst du das nicht? Ihr Männer verachtet im Grunde das Weib, das euch voreilig zu Willen war, die Leidenschaft, die ihr geweckt, entwertet euch ihre Liebe und erkältet die eure. Daß ich dich nicht verliere, weigere ich mich dir, auf dem Weibe Ernst von Hohenthals darf kein Flecken haften — und sei es auch nur ein Fleck.

den kein ander Auge als das seine sieht. Mein Leben fordere, das gehört dir jetzt schon.

Ernst (seine Kälte verbergend): Du hast Recht, verzeih' mir — ich war unbesonnen — komm, setzen wir uns nieder — —

(Sie nehmen wieder Platz, Ernst füllt die Gläser von neuem.)

Ernst (das Glas hebend): Der Tugend.

Erna: Der Liebe!

Ernst: Der behördlich sanktionierten.

Erna (bittend): Spotte nicht! (Ernst stößt so heftig mit seinem Glase an das Ernas, daß das letztere zerbricht.)

Erna (stößt einen leisen Schrei aus).

Ernst: Scherben — bedeutet das nicht Glück? Ich hole ein anderes Glas — (er erhebt sich, um an das Büfett zu gehen).

Erna: Dein Wein ist herb —

Ernst: Es ist ein edles Gewächs.

Erna: Davon versteh ich nichts, Lieber, ich möchte ihn süßen.

Ernst (von einem Gedanken ergriffen): Ich werde etwas Zucker in dein Glas tun. (Er steht am Büfett, öffnet eine Dose, entnimmt ihr ein Papier, dessen Inhalt er in das Weinglas schürtet, steckt ein zweites Papier zu sich, dann kehrt er an den Tisch zurück und füllt das neue Glas mit Wein.)

Erna (kostet): Ich weiß nicht, — der Wein schmeckt so komisch.

Ernst: Ja, das Edle verträgt keine Verzuckerung. Doch hilft nichts — nun mußt du mir ordentlich Bescheid tun. Das Glas geleert auf einen Zug. Auf ein langes glückliches Leben!

Erna: Auf dein Glück! (sie trinkt.)

Ernst (schüttet vor Ernas Augen in sein Glas den Inhalt seines Papieres).

Erna: Was tust du da?

Ernst (nachdem er getrunken): Ein Beruhigungspulver! Der Arzt hat's mir verordnet gegen nervöse Erregungen — du mußt verzeihen, dieses Zusammensein hat mich gewaltig angegriffen.

Erna (ihm über das Haupt streichelnd): Du Armer — Lieber — und daran bin ich schuld — aber einst, wenn wir ganz glücklich sein dürfen, dann wirst du mir auch für diese Stunde Dank wissen —

Ernst (ihre Hände ergreifend und sie küssend): Nicht dann erst — ich danke dir jetzt schon, du Strenge, Reine, — — — — — — — — Nie hab' ich mich deiner so unwürdig gefühlt, wie jetzt.

Erna: So mußt du nicht sprechen, Ernst.

Ernst: In dieser Stunde soll Wahrheit zwischen uns sein. Erna — ich habe dich getäuscht — o, nicht mit Worten, nicht mit plumper Absichtlichkeit, — nein, mit feiner, raffinierter Unbewußtheit. Mein ganzes Wesen mußte den Glauben in dir erwecken, daß das Weib mir fremd geblieben sei. (Erna macht eine Bewegung.) Erna — ich bin nicht der, für den du mich hieltest, ich habe gesündigt — gegen dich — gegen deine Reinheit, die ich begehrte, ich, der die Göttlichkeit des Weibes in den Verworfenen des Geschlechts besudelt hat —

Erna: O Gott, Ernst — warum mußt du mich mit so unbarmherziger Wahrheit martern!

Ernst: Verträgst du nicht die Wahrheit, du Ehrbare, Keusche? Und doch mußt du alles wissen, meiner Seele letzte Falten sollen offen vor dir liegen, Und wenn ich dich verlieren müßte, — — nicht ein mal, hundertmal bin ich gefallen —

und ich Wahnsinniger wollte mich von dir aufrichten lassen — das ist nun vorbei, vor meiner Verworfenheit muß sich deine Reinheit schaudernd abwenden. Ich fühl's, daß du nicht verzeihen kannst, ohne dir selbst untreu zu werden.

Erna: Das ist das Schwerste, ach, Ernst, Ernst, dein Geständnis ist schlimmer, als dein Vergehen.

Ernst (erstaunt): Wär's möglich? Das klingt ja fast, als ob du verzeihen könntest? — Du, die Strenge, Reine, Keusche —

Erna: Ihr Männer wißt nicht, was die Liebe des Weibes vermag —

Ernst: — Wenn es so liebt, wie du mich liebst —; nicht wahr, den Andern, den Ersten —, den hast du nicht so geliebt, dem hättest du nicht verzeihen können.

Erna: Ernst, es ist so verwirrend, was du sprichst — laß die Vergangenheit! Vergessen sei, was hinter uns liegt —

Ernst: Und so soll alles wie früher sein —? Als wäre das Alles nicht gewesen, was diese Stunde enthüllt hat —? Erna, küsse mich, damit ich fühle, daß das alles ein böser, häßlicher Traum gewesen ist, und daß ich nun erwacht bin zu dem alten Glück.

Erna: Du lieber, böser Mann! (Sie küßt ihn, indem sie seinen Kopf zwischen ihre Hände nimmt, auf die Stirn.)

Ernst: Nun bin ich entsühnt! Dein Leben wolltest du für mich hingeben, und nun hast du ein schwereres Opfer gebracht, indem du deiner Seele die Verzeihung abrangst. Nun weiß ich, du wirst mich nicht den letzten, schweren Gang in's ewige Dunkel allein gehen lassen.

Erna: Deine Rede ist düster — Noch haben wir eine lange, sonnige Wanderung vor uns, Geliebter — aber wenn einst das dunkle Tor sich dem Einen öffnet, (sich an ihn schmiegend) dann gehen wir Beide Hand in Hand wie ein paar glückliche, zufriedene Kinder hinein. (träumend) Doch das ist noch fern! —

Ernst (sich von ihr losmachend): Nein, Erna, nicht fern — die Stunde ist da! Das dunkle Tor ist offen —

Erna (beklommen): Was sind das für wirre Worte — was soll das bedeuten!

Ernst: Du sollst furchtbare Klarheit haben! Erna, ich bin ein todgeweihter Mann!

Erna: Um Gottes willen, Ernst, — das ist ja unmöglich — das ist ja Wahnsinn —

Ernst: Ich muß sterben!

Erna (krampfhaft aufweinend): Aber Ernst, erkläre mir — was soll denn aus mir werden —

Ernst: Ich Tor, ich Schwächling, ich dachte dem Verhängnis zu entfliehen, ich wollte mich an das heiße Leben klammern, an dich — auf die Gefahr hin, als ein Feiger angespien zu werden. — Du hast wohl einmal etwas von einem amerikanischen Duell gehört — ich zog das Todeslos — heute ist der Tag, der über meine Ehre entscheidet. Ich wollte sie preisgeben, weil ich dich und das Leben zu innig liebte — deshalb beschwor ich dich, zu mir zu kommen, in deinem Arm wollte ich vergessen — wollte ich mich über die schwarze Stunde ins süße Sein hinüberretten. — Umsonst. Deine Reinheit ließ mich schaudernd meine ganze Erbärmlichkeit fühlen — ich empfand, daß du einen ehrlosen Feigling nicht lieben könntest, und dann kam die große Seligkeit, die den düstern Augenblick zum Fest gestaltet: Die Gewißheit, daß ich nicht allein den schweren Pfad ins Nichts wandern würde!

Erna (in wilder Erregung): Das ist Verbrechen — das ist Mord! Ernst,

du bist von Sinnen — ich lasse dich nicht — (sie klammert sich heftig an ihn an. Du darfst dir nicht das Leben nehmen — das gehört mir.

Ernst: Du kannst mich nicht daran hindern.

Erna: Das werde ich!

Ernst: Es ist zu spät!

Erna: Barmherziger Gott!

Ernst: Ein gutes Schlafpulver war's, was ich genommen. Es wird ein langer, langer Schlaf werden . . . .

Erna (aufschreiend): Gift! Hilfe! Du darfst nicht sterben. (Will hinaus.)

Ernst (vertritt ihr den Weg): Bleib! Hier ist keine Rettung vonnöten.

Erna: Ich will einen Arzt holen.

Ernst: Dein Platz ist jetzt an meiner Seite! Freue dich der Seligkeit des gemeinsamen Todes! Der Augenblick ist da, wo wir Hand in Hand als beglückte, zufriedene Kinder durch das dunkle Tor gehen. Jetzt heißt es sterben!

Erna (schreiend in Angst): Ich will nicht sterben! Ich will leben, leben, leben! Laß mich hinaus! (Er tritt vor die Tür; sie will ihn fortdrängen, sie ringen mit einander, Erna bricht in die Knie). Teufel, Mörder, gib mich frei — (Sie macht sich los, stürzt ans Fenster, reißt es auf und schreit wie sinnlos hinaus) Hilfe! Hilfe! Mord! Hilfe!

Fritz (hinter der Szene, vom Garten her): Gnädiger Herr — ich komme!

Karl (hinter der Szene): Was gibt's da. Ernst — halt ein!

Ernst (springt hinzu, zerrt Erna zurück, preßt ihr die Hand auf den Mund): Hast du noch so viel Atem? Doch das Zehnfache würde nicht hinreichen, die Rettung herbeizurufen. — Ergib dich in dein Schicksal. — Dein Wein hatte die gleiche Würze wie der meine —

Erna: Ich bin verloren! (Auf den Knien.) Barmherzigkeit! Sei ein Mensch und laß mich leben. Was habe ich verbrochen, daß ich so jung sterben soll! Laß mich hinaus! Bei unserer Liebe beschwör ich dich!

Ernst (lacht schneidend): Haha! Bei unserer Liebe! — Ein fröhlich Sterben! (Man hört draußen ein Krachen und Klirren von der gewaltsam geöffneten Entreetüre. Fritz und Karl erscheinen.)

Fritz (atemlos, angstvoll): Um Himmels willen — gnädiger Herr —

Karl: Ernst, was hast du getan?

Ernst (voll Hohn): Ich habe dir als Heilkünstler ein wenig ins Handwerk gepfuscht; habe mich selbst von der ewigen Liebe kuriert und meiner Patientin (auf Erna deutend, die erschöpft, halb ohnmächtig, zu Boden gesunken, an einem Sessel lehnt) ein wirksames Pulver verschrieben. (zu Erna, beißend) Beruhigen Sie sich, Verehrteste, es war unschuldiger als Sie — es tötet keine Schlangen.

Erna (sich aufraffend, starrt ihn an, von einem Blitz des Verstehens getroffen): Ah!

Ernst (zu Fritz, auf Erna hin): Führ die Dirne hinaus! (schneidend) Ich habe sie nackt gesehen und mir ekelt vor ihr!

Erna (jetzt, da sie alles verloren gibt, mit entschlossener Schamlosigkeit): Du Narr, ich habe dich nie geliebt! (In Eile ab.)

Ernst (eine gellende Lache aufschlagend): Hahaha! (Greift die Champagnerflasche aus dem Kübel) Wein her! Laßt uns trinken!!!

Vorhang fällt.

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Mit dem Abschluß des Versailler Vertrages hat trotz allem das deutsche Erwerbsleben einigen neuen Mut geschöpft. Vielfach glaubt man schon, daß der gefährliche Wendepunkt überschritten ist und daß nun, wenn auch allmählich, eine Besserung der Lage eintreten muß. Dem genauen und objektiven Beobachter der wirtschaftlichen Begebenheiten muß der teilweise stark auftretende Optimismus sehr mißfallen, da dem Volkswirt wirklich aussichtsreiche Grundlagen nicht vorhanden scheinen, denn trotz aller guten Hoffnung muß festgestellt werden, daß unsere wirtschaftlichen Verhältnisse fortgesetzt eigentlich nur Verschlechterungen erfahren. Von ganz besonderer Bedeutung ist es für das deutsche, wie auch für das internationale Wirtschaftsleben, daß wir nach wie vor heftige Kämpfe zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern erleben, die zum Zweck haben, der Arbeit einen größeren Anteil am Produktionsertrag zu verschaffen. Das sind sehr harte Interessentenkämpfe, in denen sich nunmehr eine starke Unbill entladet, und die, da die große Masse der Arbeiterschaft bisher nur politisch erzogen wurde, naturgemäß leicht auf das Gebiet der Politik überspringt. Die proletarischen Massen leben in dem Glauben, durch einen vollkommenen Umsturz und Schaffung eines neuen politischen Systems endlich einen gerechten Ausgleich herbeiführen zu können. Die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit sind nicht nur eine Folge der Revolution, sie mußten sich naturnotwendigerweise nach dem Kriege auf jeden Fall abspielen; nunmehr hat die Enttäuschung der Revolution für die proletarischen Schichten die Krisis nur verschärft.

Die noch Mitte Juni in den größten Teilen der Landwirtschaft herrschende Befürchtung, daß die vorangehende Trockenheit und Dürre eine Mißernte für die Futterpflanzen und

das Sommergetreide hervorrufen würde, ist glücklicherweise infolge der inzwischen stattgefundenen Niederschläge nicht eingetroffen. Während noch Mitte Juni 88 Prozent der Berichterstatter meldeten, daß die Regenmenge ungenügend sei, wird dies Mitte Juli nur noch von 10 Prozent derselben berichtet. Seit Ende Juni und im Laufe des Juli sind in den meisten Produktionsgebieten mehr oder weniger ergiebige Regenmengen gefallen und haben das Wachstum der zurückgebliebenen Pflanzen in starkem Grade gefördert. Nur das Sommergetreide, besonders der Hafer, hat in manchen Gegenden die durch die späte Bestellung und Dürre erlittenen Schäden noch nicht ganz überstanden. Immerhin ist auch beim Sommergetreide eine Besserung zu verzeichnen. Indes sind die Niederschläge keinesfalls überall gleich niedergegangen. Verschiedene Bezirke, wie insbesondere Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Oldenburg und Baden, melden mehrfach, daß sie noch nicht ausreichend gewesen sind. Fast überall ist der Regen während der Heuernte im Juli zur Unzeit gekommen. Namentlich in Ost- und Westpreußen, Hinterpommern, im Staate Sachsen und im südlichen Bayern sind gegen Ende Juni und in der ersten Hälfte des Juli außerordentlich starke Regengüsse vorgekommen. Im Osten, besonders in Ost- und Westpreußen, haben die Niederschläge mehrfach Hochwasser hervorgerufen und dazu beigetragen, daß die Futterernte auf dem Felde schon zum Teil verfault ist. Auch hat die andauernde Regenmenge vielfach ein starkes Lagern des Getreides verursacht. Fast überall wird jetzt trockenes und sonniges Wetter für die Beendigung der Heuernte und für das Reifen des Getreides gewünscht. Vielfach wird über starke Verunkrautung der Hackfrüchte geklagt, die auf den Mangel an Arbeitskräften für das Hacken zurückgeführt wird; stellenweise mußten die Zuckerrübenfelder umgeackert werden; ihr Stand wird häufig als nicht zufrieden bezeichnet, während die Kartoffeln besser beurteilt werden.

Die Nachrichten über die Lage im Kohlenbergbau lassen erkennen, daß eine kleine Festigung der Situation Platz gegriffen hat. Aus dem Ruhrgebiet wird berichtet, daß in den letzten Wochen die arbeitstägliche Förderung 225 000 Tonnen betragen hat. Große Schwierigkeiten macht nach wie vor die Wagengestellung. In Oberschlesien sind die Preise ab 15. Juli um 5 Mark für die Tonne Rohkohle erhöht worden. Hierdurch soll bekanntlich zwischen den Preisen der oberschlesischen und Ruhrkohle ein Ausgleich geschaffen werden.

Auch die Eisenindustrie läßt eine kleine Steigerung der Produktion erkennen. Der Mangel an Rohstoffen und Kohlen, sowie bei den einzelnen Hochofenwerken Mangel an Arbeitskräften wirken immer noch hemmend auf die Erzeugung ein. Im einzelnen ergaben sich folgende Zahlen (in Tonnen):

1919	Roheisen-	Flußstahl- Gewinnung	Walzwerks-
Januar	499 352	—	—
Februar	469 209	—	—
März	545 939	655 296	557 028
April	434 328	426 717	365 093
Mai	524 986	598 377	507 068
Juni	527 035	643 780	500 661

Am internationalen Metallmarkt hat der Friedensschluß eine gewisse Hausse ausgelöst, da man im Auslande mit einer recht beträchtlichen Einfuhr Deutschlands in Metallen, besonders Kupfer, rechnet. Die Notierungen für Kupfer z. B. betrugen in:

	London Tonne in £	New York Cts in lb
2. 1. 19	112	$21^1/_2$
11. 4. 19	$76^5/_8$	$15^3/_8$
30. 6. 19	87	$18^3/_4$
11. 7. 19	$95^3/_4$	20
16. 7. 19	$105^1/_2$	22

In Deutschland ist ab 1. Juli wiederum eine Erhöhung der Roheisenpreise eingetreten, die pro Tonne eine Heraufsetzung von 33.50 bis 42.— Mark ausmacht. Die Erhöhung wurde motiviert mit der kürzlich erfolgten Steigerung der Erzpreise.

Das Schmerzenskind der deutschen Volkswirtschaft ist die Textilindustrie. Die Beschäftigung in dieser Industrie ist nach wie vor höchst ungenügend. Schwierigkeiten macht hier obendrein noch das System der Zwangswirtschaft. Nachstehend folgen die Preise der Textilrohmaterialien (in Mark):

a) Höchstpreise	9.5.	21.6.	19.7.
Rohbaumwolle (1 kg)			
Fully middling amerik.	2.66	2.66	2.66
Bengal fine ostind.	2.10	2.10	2.10
b) Marktpreise			
Wolle per 1/2 kg			
Cap Schweiß	2.20-3.20	2.28-3.40	2.25-3.45
Cap snow white	3.—-3.65	3.10-3.90	3.05-4.—
La Plata im Schweiß	3.80-4.40	4.15-5.—	4.15-5.08
per 100 kg:			
Neubunt Thybet	200	200	200

Hiernach läßt sich auch für die Textilrohstoffe nur eine fortgesetzte Preissteigerung feststellen.

Die Arbeitsmarktlage hat — wenn man die Zahlenergebnisse der Reichsstatistik gelten lassen will — eine Verschlechterung erfahren. Allerdings können für diese Übersicht erst die Ergebnisse der Maistatistik verwendet werden, sodaß der aktuelle Wert der Betrachtung schon erheblich eingebüßt hat. Um einen geschichtlichen Rückblick zu ermöglichen, seien hier die Ziffern der Vorjahre mit aufgeführt. Auf 100 offene Stellen meldeten sich arbeitsuchende Männer:

	1912	1913	1914	1915
Januar	193	191	234	125
Februar	178	190	217	113
März	147	167	174	97
April	150	160	161	100
Mai	153	166	173	99
Juni	145	168	168	96
Juli	139	175	157	98
August	145	178	248	98
September	141	160	200	89
Oktober	148	178	154	88
November	173	219	140	89
Dezember	175	218	124	89

	1916	1917	1918	1919
Januar	84	61	62	169
Februar	86	62	58	148
März	81	60	56	168
April	86	56	62	155
Mai	88	53	59	169
Juni	80	47	53	
Juli	77	47	48	
August	72	49	48	
September	72	50	46	
Oktober	64	54	46	
November	60	56	74	
Dezember	58	54	131	

Trotz alledem muß aber doch ein kleiner Rückgang der Arbeitslosigkeit konstatiert werden. Nach den Feststellungen der Fachverbände ergibt sich sogar ein recht erheblicher Rückgang. Im April berichteten so 33 Verbände über eine Arbeitslosigkeit von 5,2 v. H., während im Mai 34 Organisationen eine Arbeitslosenzahl von 126155 oder 3,8 v. H. meldeten. Selbstverständlich geben diese Ziffern nicht das genaue Bild der Arbeitslosigkeit wieder. Hier müßte sich doch aber auf Grund der Erwerbslosenfürsorge eine zutreffende Berichterstattung durchführen lassen.

Die Geldmarktlage bietet nach wie vor ein Sonderinteresse. Mehr denn je gilt es heute für den Kapitalisten, besonders wenn er sein Kapital in einer werbenden Anlage stecken hat, seinen Besitz zu sichern und ihn vor unangenehmen Eingriffen zu schützen. Der Tanz um das goldene Kalb wiederholt sich allzumal. Der außerordentliche Finanzbedarf des Reichs läßt in den verantwortlichen Köpfen manche Idee aufkommen, die der Schwierigkeiten Herr werden soll, da man auf jeden Fall einen Staats-

bankerott vermeiden will. Es ist fraglich, wer hierbei der Stärkere bleiben wird. Auf jeden Fall hat der Glauben, daß der Staat zur Deckung seines Finanzbedarfs irgendwelche durchgreifenden und erfolgreichen Maßnahmen treffen kann, starke Einbuße erlitten. Es zeigen sich hierbei die Erfolge der Kriegswirtschaftspolitik. Die einmal begonnene Zwangswirtschaft fordert immer größere Opfer, ohne daß ein Ende abzusehen ist. — Die allgemeine Ungewißheit vor der Zukunft macht sich besonders stark mit an der Kapitalbewegung bei den Sparkassen bemerkbar. Es betrug die Zunahme der Spareinlagen bei den gesamten deutschen Sparkassen (ohne die Abschreibungen auf die Kriegsanleihe) in Millionen Mark:

	1917	1918	1919
Januar	600	1250	1250
Februar	300	600	800
März	160	400	400
April	300	600	700
Mai	300	450	160

Für den Juni ist mit einer weiteren Verminderung zu rechnen. — Der Stand unserer Valuta fordert nach wie vor ein besonderes Interesse. Gegenwärtig beschäftigt sich das Reichskabinett eingehend mit der Frage der Aufhebung der Devisenordnung. Mit einem einfachen Dekret ist es naturgemäß nicht getan, da eine Fülle von Verordnungen hier ineinander greift und selbstverständlich der Kapitalabwanderung kein Vorschub geleistet werden darf. Folgende Aufstellung zeigt den Stand der deutschen Währung:

	Amsterdam	Kopenhagen	Stockholm	Zürich
1. Mai	21.08	37.—	35.—	43.75
10. „	—	29.25	32.50	38.—
26. „	18.20	32.75	29.75	36.50
3. Juni	17.82 1/2	30.50	27.60	—
17. „	16.30	27.50	25.50	35.—
27. „	19.90	—	—	41.50
3. Juli	18.15	32.—	29.25	39.25
16. „	—	29.—	27.50	37.50
25. „	16.—	26.25	25.—	34.75

Damit haben unsere Devisen einen ganz außerordentlichen Tiefstand erreicht. Zum Teil rührt der erneute Rückgang von der Bekanntgabe unserer neuen Steuerpolitik her, die im Auslande sehr ungünstig aufgenommen wird, da man eine starke Einschränkung der Privatinitiative im deutschen Wirtschaftsleben erwartet. Dies nützt nun aber einmal nichts; der Krieg und sein Ausgang hat eben Deutschland wirtschaftlich vollkommen niedergedrückt. Um die Verpflichtungen zu erfüllen, die uns insbesondere der Friedensvertrag auferlegt hat, wird kein Finanzmann daran herumkommen, die Privatinitiative an den Stellen, an denen sie verderblich wirken kann, mit natürlichen Hilfsmitteln zurückzudrücken. Von eminenter Wichtigkeit ist es hier nur, daß auch tatsächlich aussichtsreiche Wege eingeschlagen werden.

Durch eine Verstärkung der Wareneinfuhr ist es im Konsum etwas günstiger geworden. Soweit der Handel durch eigenes Wirken tätig sein konnte, hat er schon in recht annehmbarer Weise zur Belebung des Marktes und teilweise auch zu einer Verbilligung beigetragen. Auch die Bemühungen des Reiches, die Lebensmitteleinfuhr zu fördern, haben Erfolge aufzuweisen. Es fragt sich hier nur, wie es um die Bezahlung dieser Einfuhr steht und zu welchen Preisen das Reich die Waren übernimmt. Hier muß mit allem Nachdruck eine Bekanntgabe der Einfuhrziffern verlangt werden, damit sich auch weitere Kreise eine Vorstellung von der Lage machen können. Vor allem schützen wir uns dadurch vor trügerischen Illusionen, denn es ist wohl klar, daß über kurz oder lang unsere Lebensmitteleinfuhr nicht nur mit der Aufnahme von Auslandskrediten vorläufig beglichen werden kann. Gleichzeitig kann durch diese Bekanntmachungen das Reich in seinen Einfuhrgeschäften entlastet werden, was doch Selbstverständlichkeit in einem

demokratischen Staatswesen sein soll. Hier zeigt sich wiederum recht unangenehm der Mangel einer festen Konsumentenorganisation, die selbständig einsetzen könnte, um dem einseitigen Interessententum entgegentreten zu können.

Geschichtliche Rundschau VIII.

Von Dr Kurt Ed. Imberg.

In gleichem Verlage wie das Jagow'sche Buch (Reimar Hobbing) ist der 1. Band der „Betrachtungen zum Weltkriege" des ehemaligen Reichskanzlers Th. v. Bethmann-Hollweg erschienen, der mit nicht geringer Spannung erwartet worden ist. Auch Bethmann will keine Geschichte der letzten Jahre schreiben, auch er will nur darlegen, wie sich die Ereignisse der letzten Jahre immer mehr zuspitzten, wie das europäische Pulverfaß immer mehr mit Zündstoff gefüllt wurde, das dann im Sommer 1914 die gewaltige Explosion, den Weltkrieg, zur Folge hatte. Bethmann schildert in diesem Bande die Jahre seiner Kanzlerschaft von 1909 bis zum Ausbruche des Krieges. Auch er legt vollkommen klar und sachlich dar, daß die deutsche Politik stets bemüht gewesen ist, den Frieden zu erhalten, die drohenden Gewitterwolken am politischen Himmel Europas zu verscheuchen, selbst auf Kosten seiner und seiner Verbündeten berechtigten Ansprüche. Etwa die Hälfte dieses Bandes beschäftigt sich mit der Zeit unmittelbar vor dem Kriegsausbruch, mit den Tagen seit dem Morde von Serajewo. Auch während dieser Zeit hat Deutschland nichts unterlassen, um den Weltbrand zu verhüten, und hat alle Anregungen auf Erhaltung des Friedens, von welcher Seite sie auch kamen, mit Freuden aufgegriffen und mitgearbeitet an ihrer Verwirklichung, soweit es nur irgendwie mit den Lebensinteressen des deutschen Reiches vereinbar war. Mit Recht kann man daher das Bethmannsche Buch als eine Rechtfertigungsschrift des Reichskanzlers bezeichnen; denn es rechtfertigt seine Politik in den kritischen Tagen, die ja von vielen seinerzeit angegriffen worden war. Mit Spannung kann man dem Erscheinen des 2. Bandes entgegensehen, der die Politik während des Krieges selbst darstellen wird. —

Von der im Juniheft besprochenen Sammlung unveröffentlichter Dokumente „Zur europäischen Politik", die im amtlichen Auftrage von Bernhard Schwertfeger bei Reimar Hobbing (Berlin) herausgegeben wird, liegt nunmehr auch der 5. Band vor. Dieser Band, der wiederum von Wilhelm Köhler bearbeitet ist, behandelt „Revanche-Idee und Panslawismus", er zeigt, wie die belgischen Staatsmänner über die Entstehung des Zweibundes und über seine Bedeutung für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens gedacht haben. Wie seine Vorgänger ist auch dieser Band eine außerordentlich wichtige Quelle für die Geschichte der europäischen Politik in den letzten drei Dezennien vor dem Weltkriege. Auch er bietet reichliches Material für die Entscheidung der Frage nach der Schuld am Kriege. Die Einleitung, die der Bearbeiter den Dokumenten vorausgeschickt hat, ist eine interessante Studie über die Entstehung des Zweibundes, bei der er sich — abgesehen von den „Erinnerungen" des langjährigen französischen Ministers des Äußeren C. de Freycinet — fast ausschließlich auf das in Brüssel gefundene amtliche Material stützt. Im übrigen können wir uns auf das im Juniheft Gesagte berufen und die Sammlung dieser Dokumente aufs wärmste zum Studium empfehlen.

Ein ganz ausgezeichnetes Buch ist das von Philipp Hiltebrandt: „Das europäische Verhängnis. Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen", das im Verlage Gebrüder Paetel (Berlin) erschienen ist. In geradezu meisterhafter Weise, die das Lesen des Buches wirklich zu einem Genuß macht, schildert der Verfasser die treibenden Gründe und die geschichtlichen Kräfte, die „in langer Entwicklung zur Schürzung des Knotens geführt haben, den die Politik der Großmächte im Sommer 1914 mit dem Schwerte durchhauen zu müssen vermeinte." Außerordentlich gut ist dem Verfasser die Charakterisierung der traditionellen Politik der einzelnen Großmächte Europas gelungen. Die Unbefangenheit, mit der Hiltebrandt seine Aufgabe angefaßt, die Gründlichkeit und Klarheit, mit der er sie ausgeführt hat, geben seiner Arbeit einen großen Wert gleichviel für den Politiker wie für den Historiker.

„Die parlamentarische Kabinettsregierung" betitelt sich ein neues Werk des bekannten Kieler Universitätsprofessors Dr. Wilhelm Hasbach, das bei der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist. Es ist eine außerordentlich wertvolle Arbeit, die von grundlegender Bedeutung ist. In eingehender, nicht immer leicht verständlicher Untersuchung legt der Verfasser die Vor- und Nachteile der Kabinettsregierung dar, wobei er selbstverständlich des längeren bei der Entwicklung der parlamentarischen Kabinettsregierung in England verweilt, die ja wohl das beste Beispiel dieser Staatsform ist. Gerade heute, wo man in unserem Vaterlande nach einer neuen festen Staatsform sucht, ist das Buch auch von erheblichem praktischen Werte und Nutzen, das durch Vielseitigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit ausgezeichnet ist. —

Ein ganz eigenartiges Buch liegt aus dem Verlage von Friedrich Andreas Perthes (Gotha) vor. „Unserer Kinder Deutsche Geschichte", erzählt von Margarete Vorländer. Es ist kein Geschichtswerk und nicht für den Historiker geschrieben. Sein Zweck ist, unseren Kindern die Geschichte unseres Vaterlandes, seine glorreichen Zeiten und die Tage seines Unglücks vor Augen zu führen. Es ist eine „Erzählung"; in packender, leicht verständlicher Form weiß die Verfasserin die jungen Leser zu fassen, ihnen in wahrheitsgetreuer Darstellung Bilder zu geben von Deutschlands Vergangenheit von der Vorzeit bis auf unsere Tage. Möge dieses Buch seinen Zweck erfüllen, möge es unserer Jugend an Hand der Geschichte zeigen, daß sich das deutsche Volk stets wieder aus Schmach und Niedergang emporgearbeitet hat, und möge es ihr die Hoffnung eingeben auf eine neue, bessere Zukunft.

Im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) sind zwei neue Bändchen der bekannten und geschätzten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen: Der 700. Band ist dem Lande der tausend Seen, „Finnland", gewidmet. Johannes Öhquist hat es verstanden, hier einen klaren Überblick zu geben über Land und Volk, Geschichte, Verfassung, Wirtschaft und Kultur jenes Landes, das vielen infolge Fehlens fast jeglicher Literatur in deutscher Sprache erst während der letzten Kriegsmonate bekannter geworden ist.

Eine Einführung in die böhmische Frage gibt Prof. Dr. Raimund Fried. Kaindl im folgenden Bändchen: „Böhmen". Gerade jetzt, wo der neue tschechische Staat von der Entente Gnaden ins Leben tritt, ist diese Arbeit eine willkommene Gabe, die es jedem ermöglicht, sich schnell und doch sachgemäß über diese wichtige Frage zu unterrichten.

Der Entwicklung unserer Ostmark

ist ein neues Buch von Dr. Paul Ostwald gewidmet, der ja unseren Lesern ein alter Bekannter ist. Es schildert: „Die wirtschaftliche Entwicklung Preußens unter dem Deutschen Ritterorden" (Wartburg-Verlag, Berlin-Schöneberg), die wirtschaftlichen Verhältnisse, „wie diese sich unter der Leitung und Führung des Deutschen Ritterordens entfalteten und wie durch sie starke Kräfte ausgelöst wurden, die für die politische Zukunft des Ordenslandes verhängnisvoll werden mußten." Es ist eine allgemein verständliche Darstellung, die sich nicht nur an Fachkreise wendet, sondern einem weiteren Kreise zeigen will, was deutsche Arbeit und deutsche Tüchtigkeit im Osten des Weichselstromes geschaffen hat.

Auch auf eine neue Zeitschrift für auswärtige Politik, die im Verlage von Hans Robert Engelmann in Berlin von Dr. Walther Schotte herausgegeben wird, glauben wir unsere Leser kurz hinweisen zu sollen: „Gerechtigkeit". Sie enthält eine Menge politischen und historischen Materials, das von den bedeutendsten Schriftstellern hier bearbeitet worden ist. Schon die wenigen bisher vorliegenden Hefte geben ein Bild von dem, was der Herausgeber dieser Zeitschrift will: das deutsche Volk bilden für die auswärtige Politik, die es selbst jetzt in die Hand genommen hat, und — von der es doch so wenig noch versteht.

* * *

Eine neue „Weltgeschichte" ist im Verlage von Friedrich Andreas Perthes (Gotha) im Erscheinen begriffen. Ihr Herausgeber ist Professor Dr. Ludo Moritz Hartmann, der bisher als Gesandter den Deutsch-Österreichischen Volksstaat in Berlin vertrat und als Historiker einen guten Namen hat. Eine „gemeinverständliche Darstellung" soll diese Weltgeschichte werden, das ist der Wunsch des Herausgebers. Jeder Gebildete soll in der Lage sein, die großen fortlaufenden Linien in der Entwicklung der Weltgeschichte zu verfolgen und zu verstehen, ohne daß er ein besonderes, langjähriges Studium darauf verwenden muß. „Gemeinverständlich" soll sie sein, d. h. für jeden verständlich, aber darum nicht weniger wissenschaftlich und gründlich. Daß dies der Fall ist, dafür legen die beiden bisher erschienenen Bände vollen Beweis ab. Nicht auf kriegsgeschichtliche und politische Einzelheiten, sondern auf das wirtschaftliche und soziale Moment wird das Hauptgewicht gelegt und erstere nur soweit herangezogen, als sie zur Erläuterung und zum Verständnis der großen Entwicklung notwendig sind. Dadurch erhält die Darstellung etwas Flüssigeres, Leichtverständlicheres, da die beschwerende Masse von Zahlen, Namen usw. fortfällt.

Im ersten Bande schildert zunächst Erwin Hanslik die natürlichen Vorbedingungen für die Entwicklung der vorderasiatisch-europäischen Kultur, die geographisch-historischen Einheiten und die geographischen Faktoren in ihrer historischen Wirksamkeit. Es folgt eine Einführung in die Urgeschichte der Menschheit von Emerich Kohn, der den Zustand der Menschheit beschreibt, bevor sie in das Licht der Geschichte eintritt. Den Hauptteil des Bandes bildet dann die „Geschichte des alten Orients" von Ernst Georg Klauber, der die Hauptzüge der dreitausendjährigen Geschichte des vorderen Orients darlegt, die gewaltigen Völkererscheinungen, die hintereinander den Sumeren, Semiten, Chetitern, Ariern die Herrschaft in die Hände gaben. Das Entstehen und Vergehen der verschiedenen Staatenbildungen wird geschildert, wobei auf ihre politische und gesellschaftliche Organisation Nachdruck gelegt und ihre Kultur durch knappe, klare Darstellung ihrer Hauptleistungen

auf dem Gebiete der Literatur, Religion und Kunst veranschaulicht wird.

Der zweite Band, der die „Griechische Geschichte“ schildern soll, liegt noch nicht vor; wohl aber der dritte Band, die „Römische Geschichte“. Nach kurzer Darlegung der geographischen und ethnischen Voraussetzungen, der griechischen und etruskischen Kultureinflüsse zeigt der Herausgeber Professor Hartmann, „wie auf Grundlage der Bauernbefreiung durch die einzigartige politische Organisation des Ständekampfes sich die Ausgleichung der Stände vollzog und das geeinte Staatswesen ... zum Herrn der ganzen Halbinsel wurde“, da die Römer es verstanden, sich immer größere Teile Italiens zu assimilieren. Daran anschließend schildert Joh. Kromayer das Zeitalter von den Punischen Kriegen bis zum Prinzipat des Augustus und weiter die Kaiserzeit bis auf Diokletian. In kurzen, aber nichtsdestoweniger klaren Strichen, die die Gesamtentwicklung in trefflicher Weise anschaulich machen, wird die äußere und vor allem die innere Geschichte Roms in dieser Zeit dargestellt und gezeigt, wie die allmählich immer fortschreitende Zersetzung des Römerreiches seinen schließlichen Untergang früher oder später unabwendbar machte. Diesen „Untergang der antiken Welt“ schildert dann der Herausgeber wieder selbst. Die wirtschaftlichen Grundlagen, die Entwicklung bis zur Ausbildung der Grundherrschaft, sowie die politischen Grundlagen, der auf den wirtschaftlichen Grundlagen entstandene bureaukratische Absolutismus werden in meisterhafter Form dargelegt. Daneben her geht die Entstehung des Christentums und die Entwicklung der katholischen Kirche. Eine neue, geschichtlich junge Völkergruppe tritt in den römischen Kulturkreis ein: die Germanen, denen es leicht wird, bei der allgemeinen Zersetzung eine immer größere Macht an sich zu bringen und sich zu Erben der Weströmer zu machen. Etwas später drängen von Süden die Araber, „in der neuen Weltreligion des Islams zusammengefaßt“, gegen das Römerreich vor, bis es gelingt, ihren Ansturm abzuschlagen und den sich immer mehr vom Osten trennenden Westen des Römerreiches unter christlich-germanischer Führung zusammenzufassen.

Schon die beiden bisher erschienenen Bände geben ein klares Bild von dem, was der Herausgeber dieses Werkes zu geben sich vorgenommen hat: eine allgemeinverständliche, streng wissenschaftliche Darstellung, die auf knappem Raum doch alles zum Verständnis der großen Epochen der Weltgeschichte Erforderliche in klarer, gefälliger Form bietet. Dies ist auch in den beiden Bänden vollkommen gelungen, und man kann nur wünschen, daß auch die folgenden Bände, die hoffentlich recht bald erscheinen, von demselben Geiste beseelt sein mögen wie die beiden bisher erschienenen; dann wird diesem Werke eine freundliche Aufnahme sicher sein. Aber schon jetzt wollen wir unseren Lesern diese wichtige Neuerscheinung, die in der bekannten schönen äußeren Ausstattung des Perthes'schen Verlages erscheint, wärmstens empfehlen. —

Von dem großen Quellenwerke „Die Römische Frage“, das von Professor Dr. Hubert Bastgen bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. herausgegeben wird, liegt nunmehr auch der III., der Schlußband vor. Wie die beiden vorhergehenden Bände bietet auch dieser Schlußband, der in zwei Teile zerfällt, ein überaus reichliches Material zur Beurteilung der Römischen Frage. In außerordentlich fleißiger Arbeit hat der Herausgeber alle Dokumente und Stimmen zu dieser Frage aus der neuesten Zeit gesammelt und in geschickter, übersichtlicher Weise geordnet. Diese Materialiensammlung ist eine reiche Quelle,

eine fast unerschöpfliche Fundgrube für alle diejenigen, die sich für die Römische Frage interessieren, die immer noch nicht gelöst ist und immer von neuem aufgeworfen wird. Besonderes Interesse dürfte der 2. Teil dieses Bandes finden, der die Zeit des Weltkrieges enthält. Ein ausführliches Personen-, Sach-, Orts- und Literaturregister schließt das Werk ab, dessen Wert hierdurch als Nachschlagewerk nicht unbedeutend erhöht wird. Es ist eine wertvolle Bereicherung unserer Literatur über das Papsttum, seine Politik, seine Stellung und seine Beurteilung in der Welt, das sehr zu begrüßen ist.

* * *

„Über die Zusammenhänge zwischen äußerer und innerer Politik" handelt ein sehr interessanter Vortrag des bekannten Heidelberger Historikers Prof. Dr. Hermann Oncken, der als 4. Heft des IX. Bandes der „Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden" im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) erschienen ist. Es ist eine lesenswerte Studie, die sehr viel Lehrreiches bietet und zum Nachdenken anregt.

Dasselbe kann man von einem anderen Büchlein sagen, das von dem Nachfolger Hammanns als Pressechef im Auswärtigen Amte und ehemaligen Leiter des Kriegspresseamts Erhard Deutelmoser unter dem Titel „Zwischen gestern und morgen" im Verlage von Hans Robert Engelmann in Berlin veröffentlicht worden ist. Auch hier findet der Leser manche politische Anregung, und wir wollen uns vorbehalten, später noch ausführlich auf diese kleinen Skizzen zurückzukommen. —

In einer Schrift „Am Ausgang der deutschen Sozialdemokratie", die bei S. Fischer in Berlin erscheint, beschäftigt sich der bekannte sozialdemokratische Schriftsteller Paul Lensch, dessen Buch „Drei Jahre Weltrevolution" vor wenigen Jahren einen großen Erfolg erzielt hat, mit der Krisis der deutschen sozialdemokratischen Partei und drängt zu einer Revision des sozialistischen Programms nach den Erfahrungen des Krieges und den Erlebnissen der deutschen Revolution. Er legt dar, wie über die eigentlichen Aufgaben der sozialdemokratischen Partei ein Netz von Lügen gebreitet wird, weil das Beharren in opportunistischen Gedankengängen unendlich bequemer ist als der Versuch, das System des Sozialismus, die Praxis einer sozialistisch-demokratischen Politik, nach den Erlebnissen und Erfahrungen der Epoche umzubilden und werbend zu machen.

„Einige Gedanken zur Soziologie der Revolutionen" veröffentlicht der Heidelberger Professor Emil Lederer im Verlage „Der Neue Geist" in Leipzig. Obwohl wir dem Verfasser in vielen Punkten nicht beizupflichten vermögen, so sind doch seine Ausführungen recht lesenswert und verdienen Beachtung.

Aus demselben Verlage liegt uns eine neue Schrift von Professor Dr. Leopold von Wiese vor: „Freie Wirtschaft". Es ist eine Auseinandersetzung mit Walther Rathenau und seiner Theorie, die die staatliche Regelung aller Wirtschaft predigt. In treffender Weise zeigt von Wiese, welche Gefahren und Schäden die Durchführung der Rathenauschen Vorschläge für unsere Wirtschaft haben muß, daß diese Knebelung und Mechanisierung, die vielleicht während des Krieges — wenn auch in bescheidenerem Maße — angebracht war, das gesamte Wirtschaftsleben über kurz oder lang zugrunde richten muß. Die Kritik ist vollkommen sachgemäß und objektiv, nirgends Schärfe und Überhebung, wie man sie sonst leider allzu oft bei wissenschaftlichen Auseinandersetzungen findet. Um so mehr wird diese Arbeit dem Leser gefallen und ihn von den Darlegungen Wieses überzeugen.

Endlich sei noch kurz auf eine Veröffentlichung des Osteuropa-Instituts in Breslau hingewiesen, die in dessen „Quellen und Studien" als 1. Heft der Abteilung „Recht und Wirtschaft" bei B. G. Teubner in Leipzig erscheint. An der Hand der russischen Zeitungen, die sehr schwer zugänglich sind, schildert Dr Kaplun-Kogan das „Russische Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki". Man ersieht aus dieser Zusammenstellung von Aufsätzen aus der russischen Presse, die sicherlich nicht antibolschewistisch schreiben durften, wohin der Bolschewismus die Wirtschaft eines Landes bringt. Vielleicht kann uns diese Darlegung bolschewistischer Wirtschaftskultur ein Mene-Tekel sein und denen, die noch immer blind sind, Heilung von ihren „Idealen" bringen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr Heinrich Brömse.

„Die größte Angelegenheit des Menschen ist zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung gehörig erfülle und recht verstehe, was man sein muß, um ein Mensch zu sein." Mit diesen Worten Kants als Leitspruch wird ein Sammelwerk „Der Leuchter. Weltanschauung und Lebensgestaltung" (Darmstadt, Otto Reichl, 1919) eröffnet, das den ersten Band einer kulturpolitischen Bücherei bildet. Vierzehn Männer, Philosophen und Künstler, vereinigen sich hier, um die Rätsel des Daseins zu ergründen, in den Leiden der Gegenwart die Wurzeln des Übels und im Dunkel der Zukunft ein tröstendes Licht zu suchen, zur Selbstbesinnung und zum Wiederaufbau zu mahnen. Denen, die sich mit Ernst in das Buch vertiefen, können sie wohl vierzehn Nothelfer sein. Wenn es nicht möglich ist, an dieser Stelle die Tiefe und den Reichtum des Werkes auszuschöpfen oder gelegentlichen Einspruch zu begründen, möge doch ein kurzer Hinweis dazu beitragen, ihm prüfende Freunde zu werben. So verschiedenartig die Stimmen auch sind, die hier ertönen, so bilden diese Betrachtungen — um einen Ausdruck Max Schelers in dem Werk zu gebrauchen — doch keine „Buchbindersynthesen von Fachabhandlungen", sondern „geistige Synthesen von Personen". Es sind Gedanken, geboren aus demselben heiligen Geist der Wahrheitsliebe und des wesenhaften Denkens, hinstrebend zu dem gleichen Ziel höherer Lebensanschauung und -gestaltung. Alexander von Gleichen-Rußwurm, der als Herausgeber zeichnet, spendet den ersten Beitrag „Vom kommenden Menschen". Fünf Richtungen zeigt er, mehr andeutend als eingehend: Politik, Geselligkeit, Wandel und Handel von Volk zu Volk, Durchdrungensein des Lebens von künstlerischer Kraft, sittliche Verantwortlichkeit. Voll tiefer Weisheit ist die Abhandlung des Grafen Hermann Keyserling „Unser Beruf in der veränderten Welt". Unser Beruf: der Beruf des Deutschen — trotz aller gegenwärtigen Nöte — als des Vertreters der Universalität und Spiritualität. (Wofür wie für manchen tiefsinnigen Gedanken deutscher Art der Verfasser auch wohl deutschen Ausdruck hätte finden können.) Ergänzung und Gegenstück hierzu ist in gewisser Weise der Aufsatz von Leopold von Wiese „Europa als geistige Einheit". („Es kann nur ein praktisches Zukunftsideal der Politik geben: Europa!") Ausgezeichnet durch Gründlichkeit und durchweg überzeugend ist die Abhandlung von Jakob von Uexküll „Der Organismus als Staat und der Staat als Organismus", besonders der Abschnitt über das Verhältnis von Volk und Staat

und die stets vorhandenen und auszugleichenden Widersprüche zwischen den Forderungen beider. „Der Staat fordert: Zwang — das Volk: Freiheit — der Staat verlangt: Verschiedenheit, das Volk: Gleichheit — der Staat fordert: Unterordnung, das Volk: Brüderlichkeit.“ Zwei Mitarbeiter vertreten den Standpunkt des Katholizismus, Hermann Hefele in dem Aufsatz „Der politische Katholizismus“ und Max Scheler in der Betrachtung „Von zwei deutschen Krankheiten“. Was der letztere lebhaft und unmutsvoll, anregend und oft zum Widerspruch herausfordernd, vorbringt, gehört trotz oder vielleicht wegen seiner Einseitigkeit zu den am meisten fesselnden Teilen des Werkes. Seine Ausführungen über die erste Krankheit, die „Abwechslung von Protest und Servilismus, . . . Frechheit im Erfolg und Würdelosigkeit in der Niederlage“ sind sehr beachtenswert trotz mancher Übertreibung und trotz der falschen Schlußforderung, es sei „die deutsche Grundirrung Luthers“ gewesen, „daß er eine neue Religion gründete, die nur aus dem Protest gegen schwere Schäden der damaligen Kirche entsprang, nicht aber aus einem positiven, neuen, vom Kampfe gegen die Hierarchie unabhängig gewachsenen religiösen Bewußtsein“. Fast noch mehr ereifert sich der Verfasser gegen die zweite angebliche Krankheit des deutschen Geistes, die sonst als hohes Gut gepriesene „Innerlichkeit“, die keinen Ideengehalt habe, Verzicht auf Verwirklichung bedeute und verheerende Wirkungen in der Religion, der Philosophie, der Politik Deutschlands gehabt haben soll. Der protestantische Philosoph Ernst Troeltsch gibt in großen Zügen ein Bild der deutschen Bildung mit ihren drei Grundkräften, dem antiken Humanismus, der christlichen Seelenwelt des Abendlandes und der nordisch germanischen Geistesrichtung. Carl Hauptmann spricht in philosophischer Lyrik über das — vor allem widerstreitende — Verhältnis von Seele und Geist. Von den Beiträgen der andern Mitarbeiter, Wichert, Niebergall, von Delius, Bonus, Driesch und Liebert, sei noch besonders auf die Abhandlung des letzteren, „Unsere Zeit und die Philosophie“, hingewiesen. Er untersucht die wichtigsten Gründe für das allgemeine Bedürfnis der Gegenwart nach Philosophie, die Zersplitterung der Einzelwissenschaften, aus der sich die Notwendigkeit einer philosophischen Vereinheitlichung ergibt, die Überwindung des analytischen Zeitalters in der Philosophie durch das Streben nach neuer Synthese, vor allem aber die „Problematik unserer Zeit“, deren nähere Bestimmung den Hauptteil und Hauptwert der Arbeit ausmacht. Gerade darum streben wir „nach vernünftiger Zusammenschließung des Ganzen unseres Lebens“, „weil wir so ungeheuer zerrissen, mit Widersprüchen und Unausgeglichenheiten so stark behaftet, von Gegensätzen so tief zerfasert sind“. Einheitliche Welterkenntnis, einheitliche Weltdeutung, einheitliche Weltbewertung, das ist das dreifache Ziel des neu erwachten metaphysischen Geistes. Mit Recht kann der Verfasser feststellen, daß die Gesinnung, die in der Kunst, der Religion, der Wissenschaft lebendig zu werden beginnt, philosophischen und metaphysischen Geistes ist. „Wer an dieser Gesinnung teilhat, nur der kann zu den charakteristischen Vertretern unserer heutigen Lebensstimmung und unserer gegenwärtigen Willensstellung und Bewußtseinshaltung gerechnet werden.“ Die gediegene und vornehme Ausstattung des Werkes ist seines Inhalts würdig.

*

Als Bestätigung dafür, daß die neue Kunst voll philosophischer Ge-

sinnung ist, können manche der folgenden Dramen dienen. Wenn nur dem Wert solcher Gesinnung immer die Stärke der dichterischen Gestaltung entspräche!

In einem polnischen Dorf, das von den Russen zerschossen und verwüstet worden ist, soll nach den Gebeinen eines Heiligen gesucht werden, dessen Kapelle bis zur Unkenntlichkeit zerstört ist. Dies ist der Auftakt des Dramas „Der heilige Candidus“ von Robert Michel (Berlin, S. Fischer, 1919). Keiner der Dorfbewohner kann oder will Auskunft geben. Die militärisch-geistliche Abordnung, die mit dem Auftrag betraut ist, gerät in große Verlegenheit. Da erscheint ein vom Volk verehrter Bettler und Pilger, Konstanty, als rettender Engel. Aber auch aus seinem Gedächtnis scheint das Geheimnis ausgelöscht zu sein. Er will es durch Gebet dem Heiligen abtrotzen. Zwei Nächte lang betet er umsonst. Wenn ihm in der dritten die ersehnte Offenbarung nicht zuteil wird, mag man ihn am nächsten Morgen töten. Der Heilige erscheint ihm wirklich und verkündet das Ersehnte. Als der Pilger es am nächsten Tage mitteilt, wird er mißverstanden, und da man — ganz wie Candidus es vorausgesagt hat — den Sarg, aber nicht die an anderer Stelle vergrabenen Gebeine findet, steinigt die Menge, von blinder Wut gepackt und dem Beispiel einer rasenden Jüdin folgend, den sonst so hoch verehrten Mann. Diese Jüdin, anfangs nur eine Nebenfigur, wird im Laufe der Handlung zur Hauptgegenspielerin des Helden. Zuerst von Widerwillen und Trotz gegen ihn erfüllt, wird sie von einer Mischung heiliger Inbrunst und wollüstiger Sehnsucht zu ihm gezogen, Versucherin und Opfer zugleich. Die Legende des gotterfüllten Gläubigen, der die schöne Botschaft predigt: „Zuerst müßt ihr glauben, dann werdet ihr würdig sein, den Heiligen zu finden. Öffnet ihm erst die Herzen, daß er einziehe!“ — sie verknüpft sich seltsam mit dem Gedanken von den zwei Seelen in einer Brust. Die derbe Liebeslust, die das Fasten und Beten unterbricht, hindert nicht, daß der Pilger von dem Heiligen erhört wird. Welches ist der Sinn dieser durcheinander wogenden Leitgedanken? Ist eine Einheit überhaupt möglich? Der Dichter scheint solchem Einwand von vornherein begegnen zu wollen, indem er in einer Bühnenanweisung Konstantys Wesen so beschreibt: „er ist kraftvoll und schwach, mutig und ängstlich, heftig und sanft, hart und kindlich, unbeugsam und weich, zornig und mild, hoffärtig und demütig, lüstern und keusch, von scharfem Verstande und einfältig.“ Wenn die Natur in demselben Menschen starke Gegensätze zeigt, so überzeugt sie uns eben durch die Wirklichkeit von der Möglichkeit sie zu vereinigen. Der Kunst steht ein so einfaches Mittel nicht zu Gebote, und die in dieser Dichtung angewandten Mittel erscheinen mir nicht überzeugungskräftig genug. Selbst wenn man sich aber überzeugen läßt, bleibt die Frage nach dem tieferen Sinn noch offen. Wird diesem einst von maßlosem Ehrgeiz verzehrten, dann zum bedürfnislosen Bettler gewordenen Menschen die himmlische Offenbarung zuteil, obwohl er der Versuchung anheimfällt, und soll sein Tod ein Sühnetod sein? Oder gewinnt er gerade aus der Berührung mit dem Irdischen neue seelische Kraft, und ist sein Tod nur das Verbrechen eines wahnsinnigen Mädchens und einer stumpfen Menge? Trotz solcher Fragezeichen soll das kräftige Leben und die mystische Tiefe des Werkes nicht verkannt werden.

Eine „Tragödie der Eitelkeit in vier Aufzügen“ „Der Schreiber“ von Moritz Engel (Berlin, Vertriebsstelle des Verbandes deutscher

Bühnenschriftsteller) läßt im ganzen die Erwartungen unerfüllt, die durch einen guten Grundgedanken und glückliche Einzelheiten der Ausführung geweckt werden. Die Handlung spielt im spanischen Judentum des dreizehnten Jahrhunderts. Ein armer, verachteter Schreiber, Mose di Leon, verfaßt „aus seinem eigenen Geist heraus, gepaart mit Demut vor dem Höchsten und begnadet mit der Gabe tiefsten Schauens", weisheitsvolle Betrachtungen, gibt diese für die Abschrift aus einem verschollenen Werk des berühmten Rabbis Simon ben Jochai aus und wird durch die Hergabe der vielbegehrten Blätter ein hochgeachteter und reicher Mann. Aber mit der käuflichen Preisgabe unter falscher Marke schwindet auch die innere Kraft. Seine letzte Erkenntnis ist: „Mit reinen Händen nur und nur mit reinen Sinnen kann sich das Reine rein gestalten." Zu spät kommt die Reue. Der Tod ruft einen innerlich Vernichteten. Die aber ein Opfer seines Betrugs geworden sind und ihrer eigenen eitlen Gier, Besitzer der kostbaren Blätter zu sein, senden ihm ihren Fluch nach und geloben einander zu schweigen, damit die Menge weiter an deren Echtheit glaube. In diesem Stoff stecken fruchtbare Keime zu dramatischem Leben. Sie haben sich nur spärlich entwickelt. Zu zeigen war die Entwicklung des äußeren und besonders des inneren Zwiespalts, der für den begnadeten und zugleich unglückseligen Schreiber aus seinem Betrug entsteht. Statt dessen wird unnötig breit an mehreren Fällen dargestellt, wie die Täuschung, aus Eitelkeit geboren und durch die eitle Käuferschar erleichtert, vor sich geht und dem Betrogenen Ehre und Reichtum bringt. Dort aber, wo endlich der Zwiespalt zu wirken beginnt, wird er auch schon durch den ziemlich unbegründeten, jedenfalls nicht aus der Handlung des Stückes begründeten Tod des Schreibers erledigt. Das Nachspiel der Betrogenen ist dramatisch gelungen. Als Mängel erscheinen mir auch manche breiten Schilderungen und schleppenden Reden, und die wenig ansprechende Komik einiger Nebenpersonen. Anderes zeigt eine geschickte Hand. Sie hat ein gutes Spiel, versucht aber, anstatt die Trümpfe richtig zu spielen, das Glück mit Nebenkarten und versäumt dadurch den Gewinn.

Eine immerhin nicht alltägliche Abwechslung im dramatischen Stoff bringt Raphael Ed. Liesegang in seinen „Szenen aus der Zeit der Tell-el-Amarna-Briefe" „Sintflut" (Leipzig, Gustav Brauns, 1919). Ein Stück dramatisierter Religionsgeschichte bildet das Kernstück. Ägyptische und babylonische Gottheiten, Wolkenjungfrauen und Dämonen kämpfen um die Herrschaft und bereiten grausen Tod denen, die nicht glauben. Der Schauplatz ist ein wallendes Wolkenmeer, und wolkenhaft dunkel und fern bleiben die Vorgänge und Reden. Ins Menschenland führen Vor- und Nachspiel, nach Ägypten zur Zeit der Könige Amenhotep des Dritten und des Vierten. Bei weitem am besten gelungen ist das Vorspiel. Wir sehen die lächerlichen Rangstreitigkeiten zwischen Höflingen und Priestern, ihre Empörung gegen das Verhalten des Königs, der allem Herkommen zuwider die Ehe mit seiner Schwester verweigert, und den Liebesbund des Königs mit einer Fremden, die wegen Ketzerei zum Tode verurteilt werden sollte und statt dessen auf den Thron erhoben wird. Mag das übrige Werk fratzenhaft erscheinen, in diesem Vorspiel steckt künstlerischer Wert, und hier und da zurechtgestutzt, würde es sich auch auf der Bühne — vielleicht mit Unterstützung durch die Musik — sehen lassen können.

In dem dramatischen Erstlingswerk von Waldemar Jollos „Esau

und Jakob" (Berlin, S. Fischer, 1919) ist das Auffallendste der Gegensatz zwischen der stark erregten Sprache und dem schwerflüssigen Inhalt. Jakob in Reichtum und Glück trifft mit Weib und Kindern auf dem Weg ins gelobte Land Esau wieder, den von ihm einst ums Recht der Erstgeburt getäuschten Bruder. Alter Groll mischt sich in des letzteren Seele mit dem Neid auf das neue Glück des Jüngeren, den nicht nur der Vater gesegnet, den auch Gott mit seiner Gegenwart und Verheißung begnadet hat. Rahel, gütig, glücklich und beglückend, sänftigt den Sinn des Rauhen, stiftet Versöhnung. In Dankesworten und Segenswünschen klingt der Abschied aus. Die dramatische Verwicklung, die der erste Aufzug vermuten läßt, spielt sich ganz im Innern der Personen ab, und die höchsten Wellen, zu denen sich die Handlung erhebt, ein Angriff Esaus auf Jakob, eine Aufwallung seiner Sinne im Gespräch mit Rahel, glätten sich schnell. Die Sprache ist oft schwülstig, gelegentlich voll dunkel glutender Pracht. Es scheint mir, als ob Lyrik — Gedankenlyrik — das eigentliche Feld dieses Dichters sei.

Die Tragödie „Der Zweite" von Reinhard Goering (Berlin, S. Fischer, 1919) ist von der Stimmung eines Gewittertages beherrscht: zuerst drückende Schwüle voll ungewisser Furcht, dann harte Wetterschläge, dann kurze Beruhigung, aber die Luft bleibt ungeklärt und wartet auf neue Entladungen. In zögernden Worten und jähen Taten zieht das Drama an uns vorüber. Ein Geschwisterpaar steht im Mittelpunkt. Der Bruder klagt in dunklen Worten der Schwester das Leid seiner jungen liebeleeren Ehe, verläßt in verzweifeltem Trotz sein Haus. Sein Schwager, ein roher Teufel, stellt sich alsbald ein und schändet die Ehe des Unglücklichen. Von schnellem Schauder über sich selbst gepackt, legt die Frau Feuer ans Haus. Der Ehemann, von Liebe zu der Verlassenen zurückgeführt, löscht das Feuer, vertreibt den Liebhaber und wird aus unglaublich edelsinnigem Verzeihen in neues Entsetzen gestürzt durch den Leichtmut, mit der seine Gattin, ein kindlich, ganz dem Augenblick hingegebenes Geschöpf, das Geschehene betrachtet. Das Werk ist eine Folge von dramatischen Stimmungsbildern, die zum Teil voll stärkster Spannung sind; Begründung, Klarheit, Entwicklung, Geschlossenheit aber darf man hier nicht suchen.

Wer die ansehnliche Reihe der Dramen von Georg Kaiser mit aufmerksamem Blick verfolgt hat, wird in den beiden letzten, dem Schauspiel „Gas" und dem „Nachtstück" „Der Brand im Opernhaus" (Berlin, S. Fischer, 1919) Grundlinien seiner früheren Werke wiedererkennen. In beiden, soweit auch ihre Stoffkreise auseinanderliegen, ruft ein erschütternder Schicksalsschlag eine Wendung hervor, durch die Altes in Welt und Seele zusammenbricht und neues Menschentum ans Licht tritt. In „Gas" wird der soziale Gedanke der „Koralle" weiter entwickelt. Was dort Sehnsucht eines einzelnen, des Milliardärs, war, die Rückkehr aus dem seelenmordenden Getriebe des Großgewerbes in ein Land reinen Kinderglücks, wird hier gesteigert zu dem Entschluß seines Sohnes, das Riesengaswerk, ein Werk von ungeheurer Ausdehnung und Wirksamkeit, nach einem furchtbaren Sprengunglück nicht neu aufzubauen, sondern an seiner Stelle den Arbeitern ein Gartenheim als freien Besitz und als Stätte edlen Menschentums zu errichten. Aber wie die andern Fabrikherren, deren Werke von dem geheimnisvollen Gas abhängen, diesen der Ausbeutungskultur feindlichen Plan zu hintertreiben suchen, so weigern sich auch die Arbeiter selbst, die gewohnte Welt zu verlassen und für Not und ständige Lebensgefahr ein Dasein still-

zufriedenen Glücks einzutauschen, dieselben Arbeiter, die kurz zuvor ein Weh- und Wutgeschrei über das entsetzliche Unglück angestimmt haben. Derselbe Ingenieur, gegen den als angeblich Schuldigen sie getobt haben, ruft sie zum Widerstande gegen den Weltbeglücker auf und führt sie in den Bann der Fabrik zurück. Der Aufzug, in dem dieser Umschwung der Volksstimmung dargestellt wird, gehört zu den größten Leistungen im Schaffen Kaisers. Der letzte Aufzug, der das enttäuschende Ende der Zukunftspläne bringt, ist matt unter dem Gesichtspunkt der Bühnenwirkung, aber doch nicht unangemessen unter dem Gesichtspunkt des künstlerischen Gedankens: der gewaltige Plan sinkt in sich zusammen. Der Schluß scheint auf einen dritten Teil dieser sozialen Dramenreihe hinzuweisen. Stark und stärker, als für die dichterische Bestimmtheit vorteilhaft ist, tritt in der Charakterdarstellung die dem Verfasser eigentümliche Neigung zum Allgemeinen, in der Sprache kunstvolle Stilisierung hervor.

Glänzender zum Teil in der Bühnenwirkung, aber nicht so reich an Gehalt ist „Der Brand im Opernhaus". Immer neue überraschende Wandlungen blenden, aber verwirren auch. Ein Lebensglück wird zertrümmert. Der Mann, der ein ganz reines Wesen als Gattin gefunden zu haben glaubt, erlebt vernichtende Enttäuschung. Die Frau, die jetzt erst seine Liebe erkennt, stürzt sich in die Flammen, um als Tote wieder von ihm geliebt zu werden. Es ist ein Spiel mit Worten, mit Empfindungen, mit Begriffen, immer neu aufschreckend, spannend, wirbelnd, ein Spiel, in dem der Ernst, der große Entschluß der Frau, zu sterben, um zu leben, nicht zur vollen Geltung kommt.

„Der Tempel der Erinnerung", ein Akt von Sigurd Ibsen (deutsch von Julius Elias, Berlin, S. Fischer, 1918) ist eine schwache Leistung. Alles ist sauber gearbeitet, aber das Ganze doch eine taube Nuß. Eine herz- und geistlose Person, „der bösartigste, infamste kleine Teufel", läßt sich als angeblich ertrunken vier volle Wochen lang von ihrem Mann betrauern, um zu erproben, welchen Eindruck ihr Tod auf ihn machen werde. Der Gatte steigert, von Trauer durchwühlt, ihr Bild zu einer Gottheit. Plötzlich kehrt die Liebliche zurück. Das Ergebnis ist gegenseitige Enttäuschung, Zank, endlich wechselseitige Erziehung zu einem Zustand, in dem der Mann zur Wirklichkeit zurückkehrt und die Frau, ein wenig anspruchsloser geworden, lieber seine kleine Gans als seine Göttin sein will. Der Tempel der Erinnerung wird zum Gänsestall. Ein tiefsinniger Leitgedanke! In der Ausführung erscheint mir besonders die Wandlung des Mannes, mit der das ganze Werk steht und fällt, wenig glaubwürdig.

Mehr Witz und Spott als dramatische Entwicklung gibt auch Raoul Auernheimer in dem Lustspiel „Die große Leidenschaft" (Leipzig, Ph. Reclam jun.). Ein Ehemann heilt seine Frau von der Verliebtheit in einen malenden Schwerenöter. Viel Kunst braucht er nicht aufzuwenden, um den Listigen zu überlisten. Die Dinge machen sich von selbst. Daß sie es tun, daß wir die Wandlung nicht miterleben, sondern mehr das fertige Ergebnis sehen, ist eine Schwäche des Stückes.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6368.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20 (Fernruf: Zehlendorf 1017). — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.

^isis cisutsclis I^onatssoiirift. Ksraus
l.uciwiß Stein

8ü6elcum
Iiänklize Untere.
proke»«r Dr. Stein: 0»« VV>»e„
clsr^,it«rit!it. II. I ^i^,ilg gll«, .^„torit,it,.
Mil kZieKter: Oie dsr Revolution.
0r. ^»Iter Drenke«: 7n„ ?kiIo«opKis
ci>>« Streik«.
Or. dl. N»n5«n, t>sr!,„: NI« ckioiiencks
^msriksnisierung ci«z Luropslisnitsls.
xebisl,
N. >Vez«: Oitl Prodis,,,. Lins 7«it.z,>Miil!s
L«trsolNun«.
> uu<il)«ut»ek
Q, XssarvK.
ösl« reioliertum in Briest.
LeKeimr»t ^6. XKnig, Sonn: vi« religiion,
loss Selmle, ikrs pkilosopliisoke linli
päckägogi?«l>e Lgrevktissun?
pr«ke»«r k?«,I SieKel: Oer I',,n»t,iK«,,
prokessor vr ««kek«e> SirKendiKI, » i,
r>r. jur. ^mil k^riek ttÄl»eK«r: proi lsm«
il>;r T'oxtil^ii'KiLliSlst.
l>r. Os>v,I6 l>»mm»nn, ?reib„rß ig
0ottkr1s<I tOIIer sl» Politiker,
Dr.
preis proi-tstt 2 IVIK., pro Quarts! (3 r^stt«) 6 IVIK., pro ^alirg. (12 l-lstts) 24 IV1K.
Vsrlssclsr LcKlss. SucticirucKersi v. L. LcKotttasn6sr ^ ><z.. Srssisu t!l.
In»»«t«NknnäKm» (juroti QssoKäftsstsII«, ösrlin 1O, 6uroK unssrn Vsrlg
örsslsu III, »o«i« «^jurok k?u«lo>f ^/loss», Ssrlin un6 6is b»K»nnt«n ^ririoriosnsxpso'ition«

1919.

«« »«»l^in »»d Süd- «Ich«« a» l. Vi««».
6u«d ur»«rs «»okSkt«t«Us. verlin ^V. t0. I^üt!c,vuk«r 5s; ckuron un«rn V«^
Sr»Isu III; kern» «iurod «ti, rirms ttu<i«Ik Uos»« unc k 6i« delc»nnteii
^na«ne«i-Lzcp«<jitisner>.
Io»ertK»»r>«i», pro 4b mm dr«ii«2e«s Mu<j«tk Uc,?««'5 «ormst-^sil»»«,«
««. b> 7« t>k.
I

Inhalt öes 170. Vanöes:

?uli/flugust/September 1Y1Y

Druck von Th. Schotiky S. m. b, H., Breslau III,

Professor Dr. Ludwig Stein:
Das Wesen der Autorität.
II. Ursprung aller Autorität.

Die Tendenz zur Herausbildung von Autoritäten läßt sich bis in das Tierreich zurückverfolgen. Ie wilder das Tier, d. h. je stärker sein Affektleben und je geringer seine Fähigkeit zur Überlegung ist, desto regelloser (anarchischer) gestaltet sich sein Zusammenleben. Mit wachsender Intelligenz der Tiere, deren Kennzeichen eben die Überlegung ist, tritt die Tendenz zur Herausbildung von Autoritäten immer schärfer zu Tage. Schon im Mechanismus des Gehirns ist eine solche Hierarchie der Über- und Unterordnung vorgebildet. Es gibt befehlende und gehorchende Zellen, dirigierende und dienende Zentren. Wird doch der ganze menschliche Organismus von einer Zentralstelle, dem Ich, dem Mittelpunkt der Persönlichkeit aus, so geleitet, daß beim normalen Menschen sämtliche Gliedmaßen gleichsam den Befehlen gehorchen, welche ihnen die Zentrale, das Ichbewußtsein, erteilt.
Und so ist schon der menschliche Organismus Prototyp und Modell für den sozialen Organismus. Die Gesellschaft ist in gewissem Sinne ein Makroanthropos — ein Mensch im Großen. Soll der menschliche Organismus gesund bleiben, so müssen die dienenden Zellen oder Organe jenen Befehlen unweigerlich gehorchen, welche die Zentrale ihnen als wohlerwogene hygienische Präventivmaßregel erteilt, ansonst der ganze Organismus in Tumult gerät, sein Gleichgewicht verliert und dem Siechtum verfällt. Ahnlich ergeht es einem gesellschaftlichen Organismus. Auch hier bilden sich bestimmte Funktionen, Berufe, Klassen, Stände, herrschende und dienende Gruppen heraus, wie etwa im Gehirn befehlende und gehorchende Zellen, Ganglienknoten oder Sinnes- bzw. Assoziationszentren. Die befehlenden Organe stufen sich nach oben ab, so zwar, daß sie eine förmliche Stufenleiter oder richtiger eine Herrschaftspyramide darstellen.
Diese Analogie zwischen der Konstitution des einzelnen Menschen und der Verfassung des Gesellschaftszustandes ist mehr als bloße Redefigur — sie ist Modell. Wie der gesunde Mensch seine bestimmte Konstitution hat, seine Natur, seinen Charakter, so hat eine gesunde Gesellschaft ihre Verfassung, ihre feste Gliederung, ihre gesetzmäßig geregelte Ordnung. Iede Gesellschaft hat notgedrungen ihre herrschenden und gehorchenden Schichten. Wie der entwickelte Mensch

von einem ganzen Netz von Nerven, Venen, Adern und Muskeln durchsetzt ist, wobei jedoch jeder Strang an seinein^Orte seine feste Stellung und Funktion hat, so ist in einem entwickelten Gesellschaftszustand alles von einem Netz von Gebräuchen, Sitten, Vorschriften und Gesetzen durchsetzt, wobei jedes Individuum in jeder Situation Maßstäbe seines Verhaltens vorfindet. Funktioniert der Nerven- oder Muskelapparat nicht mehr normal, so ist der Organismus krank, und funktionieren in einer Gesellschaft die ihr gegebenen Gesetze nicht mehr normal, so ist die Gesellschaft krank. Sogenannte Revolutionen sind nichts anderes, als Erkrankungen der Gesellschaft. Die Autoritäten nun, welche den Gesellschaftszustand ebenso zu überwachen und zu regulieren haben, wie etwa die dirigierenden Zellen beim Menschen den ganzen Organismus, haben mehr die Aufgabe, solchen Krankheiten vorzubeuegen, als die schon zum Ausbruch gelangten zu heilen. Ihre Vorbeugungsmaßregeln heißen Gesetze. Die soziale Hygiene ist aber wirksamer als die Therapie. Deshalb werden die obersten Autoritäten, welche gleichsam den Abschluß der Autoritätenpyramide im Staatswesen darstellen, beizeiten darauf bedacht sein müssen, wirksame Mittel zur Verhütung von Gesellschaftserkrankungen zu ersinnen, ebenso wie beim einzelnen Menschen, der ja selbst einen Zellenstaat in sich repräsentiert, die oberste Autorität, das Ich, über dem Wohl und Wehe des ganzen Organismus zu wachen hat.

Den Aufstieg zur Autorität bei wachsender Geistigkeit beobachten wir in der gesamten organischen Natur. Wenn ein Schwarm von Vögeln im Fluge die Luft durchschneidet, so wird ein Vogel die Führung übernehmen, während die anderen sich dieser Führung blindlings überlassen. Der führende Vogel wird durch Umsicht, Erfahrung und Tüchtigkeit im Auskundschaften der günstigst gelegenen Orte und im Herauswittern drohender Gefahren das Zutrauen der ihm folgenden Masse gewonnen haben. Bei der Masse wirken zwei Motive mit, welche ihr Verhältnis zur Unterordnnug unter die Befehle des führenden Vogels bestimmen: Furcht und Nachahmungstrieb. Die Furcht besteht in der Gefahr des Zurückbleibens, der Vereinzelung. Der Nachahmungstrieb (p,lu^al;) ist, wie schon Platon gesehen hat, aller Kreatur eigen. Ein hervorragender französischer Soziologe, Gabriel Tarde, sieht in der Nachahmung einen Grundtrieb der Lebewesen. Diesen Trieb haben Mensch und Tier von den oberen bis zu den untersten Sprossen der Lebewesen gemein. Besonders gilt dies für den Übergang vom Raubtierzustand zum Herdentierzustand. Überall dort, wo sich die Lebewesen im Kampfe ums Dasein in ihrer Vereinzelung nicht mehr behaupten konnten, weil sie als Einzelexemplare zu schwach waren, um den Kampf gegen überlegene Feinde allein aufzunehmen, schlossen sie sich zu Gruppen zusammen, um gemeinsam auf Beute auszugehen und sich gegen drohende Unbill zu verteidigen. An die Stelle der Anarchie tritt die Organisation. In dem Augenblicke aber, da die Interessen Vieler zu einer Einheit zusammenschmolzen, stellte sich das Be-

dürfnis heraus, diese Einheit der Interessen auch nach außenhin zum Ausdruck zu bringen. Alle Herdentiere haben die Tendenz, sich einem Führer unterzuordnen, sie alle haben ihre Leithämmel. Ob sie nun an der stolzen Mähne oder an der Schelle kenntlich sind — gleichviel: „Wer der Vorderste ist, führt die Reihe", heißt's im Schillerschen Wallenstein.

Die gleiche Beobachtung wie bei der Tierwelt machen wir bei den tiefstehenden Menschenrassen. Wir greifen hier als Typen Feuerländer, Eskimos und Buschmänner heraus, weil diese Menschenrassen wohl zu den primitivsten gehören, die ethnographisch erschlossen sind. Die Feuerländer leben in einem Zustand vollständiger Herrschaftslosigkeit (Anarchie). Sie besitzen keinerlei Organisation und entbehren deshalb der Rudimente aller Gesellfchaftsbildung. Nur Greise genießen etwelches Übergewicht. Die Eskimos haben für „Herr" oder „Gebieter" noch gar kein Wort, so daß die Missionare, die sie zuerst aufsuchten, ihnen mit dem Begriff der Überordnung auch das Wort erst beibringen mußten. Ahnliches gilt von den Buschmännern. Immerhin treten selbst in diesen zurückgebliebensten Rassen? dieser pardie Konteu5e des Menschengeschlechts, gewisse Rudimente der Autorität wie punktiert zu Tage. Gehen ihnen auch alle Herrschaftsverhältnisse und Klassenbildungen ab, so respektieren sie doch zum mindesten die elterliche Autoritär. Befragen wir daher die Ethnographie nach dem Ursprung aller Autorität, so müssen wir, wie billig, bei den an Intelligenz tiefststehenden Rassen einsetzen. Nimmt man nun diese zum Ausgangspunkt, so ergibt sich ein Doppeltes. Auf der einen Seite werden wir inne, daß alle Autorität äußerlich mit der elterlichen beginnt. Wenn auch die Feuerländer statt der Eltern eher die Greise respektieren, so kommt dies im Prinzip auf das Gleiche hinaus. Was im Primitivzustande, wo alle äußerliche Regelung durch religiöse Gebote und staatliche Gesetze fehlt, an Keimansätzen zu einem System der Über- und Unterordnung besteht, ist zunächst das höhere Alter. Denn auch in der Anerkennung des Übergewichts der Eltern schwingt dieses Motiv stillschweigend mit; Eltern sind eben nicht bloß blutsverwandt, sondern auch älter, d. h. erfahren, worauf schon die deutsche Wortverwandtschaft hinweist. Und diese elterliche Autorität, welche somit den Ausgangspunkt zur Entwickelung aller Formen der Autorität bildet, zeigt schon dieselben psychologischen Stufengänge auf, welche wir im Eingang unserer Untersuchungen als seelische Wurzeln aller Auroritätsformen aufgedeckt zu haben glauben, nämlich: Furcht, Glaube, Einsicht. Auch die elterliche Autorität beginnt beim Kinde mit der Furcht, setzt sich fort und befestigt sich beim Iüngling durch den Glauben an die Superioritiit der Eltern oder Greise, verdichtet sich in der Religion zum Ahnenkultus, bis endlich bei Erwachsenen die Autorität sich nur noch auf Einsicht stützt, indem sie Eltern und Greise respektieren, weil und sofern sie in ihnen die Gereiften, Erfahrenen, Weisen ehrfürchten.

Eine zweite Beobachtung drängt sich hier unabweislich auf. Rassen, welche im Zustand des primitiven Anarchismus verharren, sind kulturunfähig.

Sie können sich daher im Kampfe ums Dasein gegen andere, besser organisierte Rassen unmöglich behaupten. Als Rudel für sich können sie Iahrtausende anarchisch dahin vegetieren, aber wo es den Kampf um die Behauptung ihresBodens gilt, müssen sie der durch Autoritäten erzogenen und organisierten weißen Rasse gleich auf den ersten Wink weichen. Denn wo der Kampf den Ausschlag gibt, da ist die Disziplin die Seele des Kampfes und die Autorität
wieder die Seele der Disziplin. Dehnt sich also die weiße Rasse,
wie anzunehmen ist, immer weiter aus, so wird sie mit allen diesen Überresten des primitiven Anarchismus tabuig, rssa machen und sie mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Orkans hinwegfegen.
Die Konstatierung dieser ethnographischen Tatsachen ergibt eine soziologische Schlußfolgerung von nicht zu unterschätzendem Belang. Die genannten Rassen sind nämlich nicht deshalb anarchisch geblieben, weil ihnen die Intelligenz zur Erzeugung höherer Kulturformen abging, sondern umgekehrt: sie haben keine höhere Intelligenz erreicht, weil sie im anarchischen Zustande verharrten. Die Gemeinschaft, das Zusammenwirken, der Ausbau der Solidarität, der gemeinsame Kampf und die gemeinsamen Autoritäten — sie wirken zusammen, um die menschliche Intelligenz zu erhöhen und zu erweitern. Nicht die Vernunft schafft den Staat, sondern umgekehrt: der Stadt bildet die Vernunft.
Insulaner, Bergbewohner, schweifende Nomadenstämme erreichen nie und nirgends höhere Intelligenz. Die Menschen unterliegen eben dem geistigen Trägheitsgesetz; sie bilden nur diejenigen,Funktionen schärfer heraus, welche ihnen der Daseinskampf aufnötigt. Nicht bloß Boden und Klima, auch Beruf und Stand wirken zusammen, um den Charakter des Einzelmenschen sowohl, als auch den Volkscharakter auszubauen. Iägervölker bilden den Mut, Fischervölker die Geduld, Seefahrer Kühnheit und Stolz, Hirtenvölker Dressur und Gehorsam, Handelsvölker Verschlagenheit und Gewandtheit am typischsten aus. Die Stadtbevölkerung aber, welche die mannigfaltigsten Bevölkerungsschichten in sich vereinigt, bildet vorzugsweise jene Funktion der Menschen heraus, welche als Waffe im Kampf ums Dasein unter friedlichen Städtebewohnern am tauglichsten ist: Intelligenz und Wissen. Nicht umsonst ist der Städtebewohner allüberall lebhafter, beweglicher, gewandter und gewiegter als der Durchschnitt der ländlichen Bewohner. Das enge Zusammenleben von Menschen treibt besonders geistige Eigenschaften aus ihnen heraus, weil nur diese Erfolg verheißen. Die komplizierten Beziehungen, welche sich aus dem Nebeneinanderwohnen Tausender von Menschen stündlich ergeben, fordern Geistesgegenwart, rasches Handeln, Umsicht, Kombinationsgabe und Überlegung. Ein Hirte auf den Alpenhöhen, ein Fischer auf unseren Binnenseen, ein Kossäte auf seinem entlegenen Vorwerk braucht keinen Geist, deshalb erzeugt er ihn auch nicht. Ein Städtebewohner aber muß alle seine Sinne in Bewegung setzen und seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen, sonst wird er überritten oder überfahren, gestoßen oder geschoben. Deshalb haben nur

Städte bzw. die ersten Stadtstaaten eine höhere Geisteskultur erzeugt. Oder ist es etwa zufällig, daß die großen Dichter, Denker und Künstler von Hellas sich gerade in Athen zusammenfanden? Oder später in Rom, Konstantinopel, Florenz, Paris? Erst der entwickelte Stadtstaat Athen erzeugt die Hochblüte in Kunst, Wissenschaft und Philosophie. Ein Platon ist unter Hottentotten ebenso undenkbar, wie etwa ein Phidias unter Eskimos. Aber Platon und Phidias haben nicht Athen gemacht, sondern umgekehrt: Athen hat Platon und Phidias erzeugt. Das städtische Zusammenleben, weiterhin das staatlich geordnete Zusammenwirken zwingt die Menschen im Interesse ihrer Selbsterhaltung, diejenige Waffe am nachhaltigsten zu üben und am geschicktesten auszubilden, welche ihnen den Daseinskampf erleichtert, und das ist im friedlich geordneten Staatswesen die Intelligenz.

So ist der Satz zu verstehen, daß der Staat die Vernunft bildet. Ohne Staatenbildung, ohne Autoritäten, ohne festes Gefüge der Über- und Unterordnung hätten wir heute noch nicht die Intelligenzstufe der Eskimos oder Feuerländer überschritten. Die Vernunft ist eben wie die Sprache ein soziales Produkt, ein mit Notwendigkeit sich einstellendes Erzeugnis menschlichen Zusammenwirkens.

Ist aber die Vernunft nur soziales Produkt, und kann also feinere Geisteskultur nur auf dem Boden staatlicher Ordnungen erwachsen, so ergibt sich von selbst, daß Autorität die unerläßliche Voraussetzung oller Kultur, insbesondere aller feineren Geistigkeit ist und bleibt. Denn staatliche Ordnung ist ohne Autoritäten weder zu begründen, noch aufrecht zu erhalten. Kann nun der Sinn der Menschheitsentwickelung kein anderer sein, als Herausarbeitung eines Maximums an Intelligenz und Tatkraft, so war dieses Ziel nur durch ein staatlich geordnetes Zusammenwirken der Menschen zu erreichen. Die staatliche Ordnung war wieder ihrerseits nur durch die erzieherisch-suggestive Macht der Autoritäten (Gott, Königtum, Verfassung) herzustellen. Nach dem logischen Schlußverfahren des sogenannten Syllogismus ist damit der Beweis erbracht, daß das Erzeugen, Einsetzen und Respektieren von Autoritäten Voraussetzung und Bedingung aller menschlichen Kultur von jeher war und darum wohl auch in aller Zukunft bleiben wird.

Mildere Mittel zur Respektierung werden nach und nach ersonnen. ' An die Stelle der Furcht vor höheren Gewalten tritt allmählich der Glaube an sie und zuletzt die Liebe für sie. Selbst aus dem Gottesbegriff werden die Attribute der Rache allgemach ausgeschaltet; der Glaube an Gott wird somit von allen Furcht-Schlacken gereinigt, bis man Gott zuletzt als Liebe faßt. Ganz parallel läuft die Stellung der höchsten weltlichen Autoritäten. Der orientalische Despot ist im Besitze aller Macht; er wird gefürchtet, weil man an seine Macht glaubt; aber man liebt ihn nicht. Weder liebt er sein Volk, noch das Volk ihn. Das ist der TypuS der seßhaften Halbkulturvölker (Iapaner, Chinesen, Ägypter, Sudanvölker, Inkaperuaner usw.).

Der Typus der Vollkultur hingegen, wie er sich im westeuropäisch-« merika-
nischen, d. i. unserem Kultursystem ausprägt, hat den Autoritätenbegriff ve»
feinert, geadelt, indem sie ihn in die höchste Region der Intelligenz emporgehoben
hat. Hier wird Gott nicht mehr, wie bei den östlichen Halbkulturen, gleich einem
Tyrannen gefürchtet, aber auch nicht mehr, wie bei der, unbedingten Gehorsam
fordernden, mittelalterlichen Kirche blind angebetet und kritiklos an ihn geglaubt,
sondern das Dasein Gottes durch Gründe erwiesen und zum Bestandstück der
religiösen Überzeugung herausgebildet. Auch hier ergibt sich eine enge
Analogie zwischen weltlicher und überweltlicher Autorität. Wie der Gottesbegriff,
so wird allmählich auch der Fürstenbegriff von den Schlacken der ursprünglichen
Tyrannei und Despotie geläutert. Dem kirchlichen Absolutismus macht die
germanische religiöse Reform und dem romanischen staatlichen Absolutismus,
wie er sich zuletzt im Sonnenkönigtum Ludwigs XIV. ausgelebt hatte, bereitet
der Staatsbegriff des großen Preußenkönigs ein entscheidendes Ende. Auch die
weltlichen Autoritäten schöpfen seit Friedrich II. ihre Kraft nicht mehr, wie bei
Naturvölkern, aus der Furcht, aber auch nicht mehr, wie bei den Halbkulturvölkern,
aus dem mythischen Glauben an ihre Macht, sondern aus der Einsicht aller Denk-
fähigen und Denkreifen. Nicht mehr die Mystik^ sondern die Logik ist der Born
des modernen Autoritätsbegriffs. Die Notwendigkeit der Erhaltung und Ro
spektierung von Autoritäten wird heute nicht mehr, wie in der grauen Vorzeit,
herrisch befohlen, oder wie im Mittelalter im milden Kanzeltone ge-
predigt, sondern von der Wissenschaft als kategorischer Imperativ der Selbst-
erhaltung unseres Kultursystems mit eiserner Logik bewiesen.
Wer sich despotisch befehlen läßt, der bedarf weder des Glaubens noch^
der Liebe, um zu gehorchen; wer wieder glaubt oder liebt, der bedarf keiner Gründe.
Iene denkende Oberschicht aber, welche nur glaubt, wo sie prüft, nur liebt, n>5
sie wieder geliebt wird, endlich nur für das einsteht, was man ihr mathematisch,
logisch oder vergleichend-geschichtlich demonstriert hat, muß durch Gründe über-
führt werden, daß und warum Autoritäten im Gefüge unseres Kultursystems-
unentbehrlich sind.

Mil Richter:

Die Wurzeln der Revolution.

Seit einiger Zeit ist das Wort „Revolution" in aller Munde. Ein fremdes, Wort als Inbegriff einer deutschen Sache, die wir in ihren weltgeschichtlichen Aufammenhängen doch als ein leuchtendes Fanale einer neuheranbrechenden Zeit deuten dürfen. Die Revolutionen der Vergangenheit lehren uns dies mit einwandsfreier Deutlichkeit. So sehen wir das heilige Feuer des christlichen Freiheitsgeistes in den revolutionären Begleiterscheinungen der Reformation aufflammen und im Bauernkriege, „den man mit Fug die deutsche Revolution genannt hat, der aber noch treffender die christliche Revolution hieße, im Gegensatz zu dem, was nun einmal den Namen Reformation hat", wurden die Mißstände aus der Kirche und dem öffentlichen Leben entfernt, um ein evangelisches Leben der Wahrheit einzuführen. Einer solchen Umwandlung der in der Volksseele begründeten Lebensweise und Lebensauffassung stehen die politischen Revolutionen in den Ländern Westeuropas: den Niederlanden, Schottland, England, Frankreich und Deutschland ebenbürtig zur Seite. Sie unterscheiden sich nur äußerlich von ihren „religiösen" Vorgängern, die wie jene den Anbruch neuer Zustände im Volksleben verkünden, mögen sie nun mehr wirtschaftlicher, mehr sozialer, mehr gesellschaftlicher oder mehr sittlich-dogmatischer Art sein. Im Religionskriege der Niederländer wurde ein Freiheitskampf ausgetragen, der die erste europäische Staatsrepublik vom Iahre 1581, die „Niederländischen Generalstaaten", schuf. Während die englische Revolution eine Neugestaltung der Regierungsverhältnisse im Gefolge hatte, schlug die französische Revolution über ganz Westeuropa ihre treibenden und das politische und gesellschaftliche Leben reinigenden Wellen. Pflegte demgegenüber auch die deutsche Revolution „als nebensächliche Erscheinung der Weltgeschichte" hingestellt und verspöttelt zu werden, so leuchteten doch ihre Freiheitsstrahlen dem deutschen Frühling entgegen, während die russische Revolution die zündende Brandfackel in das dürre, morsche Geäst des überlieferten, unzeitgemäßen Absolutismus warf.

Mit dem Schutte des Mittelalters aufräumend, entstand aus den Wehen der französischen Revolution der neue Zeitgeist. Denn die weltgeschichtliche Wandlung, die sich hierdurch vollzog, erstreckt sich nicht nur auf die politischen Zustände, indem sie an Stelle der überlebten eine zeitgemäßere Staatsform setzte, sondern auf das gesamte innere Volksleben, indem sie neue Bedingungen und Gesetze der gesellschaftlichen Gleichberechtigung und der sozialen Ordnung aufstellte, das Volk von Lasten befreiend, die es in jahrhundertelanger Menschheitsentwicklung mit sich geschleppt hatte. Denn vor der Revolution herrschten unerträgliche Zustände, die zu beständigen Reibungen und Spaltungen zwischen den einzelnen

Volksklassen und Ständen führten, die sich mehr und mehr zu ungleichartigen Lebensbedingungen und Klassengegensätzen zuspitzten, aus denen dem Adel und den oberen Klassen nebst der Geistlichkeit weitgehende Vorrechte, den unteren Volksschichten drückende Opfer der persönlichen und staatlichen Freiheit erwuchsen.
In dieser Unordnung der Dinge Wandel zu schaffen, war das Werk des Revolutionsgeistes. An die Stelle des früheren Vorrechts der oberen Gesellschaftsklassen trat die soziale Gleichheit, an die Stelle der Unordnung und unterschiedlichen Verwaltung im Staatswesen ein gemeinsames staatsbürgerliches Recht und schließlich an die Stelle der kirchlichen Bevormundung und Abhängigkeit die Freiheit des religiösen Glaubensbekenntnisses.
Um ein so umfangreiches Gebäude eingebürgerter Staats- und Gesellschaftsformen zum Zusammensturz zu bringen und an seiner Stelle ein neues zeitgemäßes und brauchbares Gebilde gemeinsamer Lebensordnung in Staat und Gesellschaft aufleben zu lassen, sind Zusammenstöße zwischen den einzelnen Klassen und Parteien unvermeidlich, solange nicht die menschliche Vernunft siegt und die Gegensätze auf friedlichem Wege ohne Ausschreitungen und Unglück überwunden werden können. Solche Hindernisse hatte auch die französische Revolution zu beseitigen, um das Werk der Neugestaltung zu vollenden. Gewalt ging hart gegen Gewalt.
Ie fester die einen am Bestehenden festhielten, um so heftiger war der Ansturm der andern, und während die Volksmenge sich zur unbeschränkten Herrschaft aufschwang, brach der alte Klassen- und Privilegienstaat unter äußeren und inneren Widerständen zusammen. Dieser Gang der französischen Revolution mit feinen natürlichen und naturnotwendigen Begleiterscheinungen wird durch die geschichtlichen Vorgänge bestätigt. War doch schon die Zeit von Ludwig XIV. bis zur Revolution mit einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge von Willkürlichkeiten ausgefüllt, die in den Staatshandlungen Vorrechte für die einen, ungünstige, drückende Verhältnisse für die andern schufen. Während zur Regierungszeit Ludwigs XIV. die Krone unumschränkte Herrschaft über Person und Eigentum besaß und Adel und Geistlichkeit durch das Vorrecht der Steuerfreiheit begünstigt war, machte sich unter Ludwig XV. eine verderbliche Maitressenwirtschaft geltend, so daß Parlament und öffentliche Meinung beständig im Kampfe mit der Krone lag. Was Wunder, wenn Parlament und öffentliche Meinung Mißtrauen und Abneigung, Starrsinn und Widerstand den Regierungsgeschäften Ludwigs XVI. entgegensetzten und das Verhältnis von Regierung und Volk in eine völlige Mißachtung der Staatsgewalt ausartete. Die Revolution hatte hinreichend Nährboden gefunden, um zur Tat überzugehen.
Den äußeren Anstoß zum Ausbruch der Revolution in Frankreich gab der Verlauf der Reichsstände, deren feierliche Eröffnung am 5. Mai 1789 erfolgte. Trotz weitgehender Versprechungen der Regierung und des Königs, Reformen in Staat und Verwaltung einzuführen, sah das Volk in seinen Erwartungen sich doch enttäuscht und unbefriedigt. Der Unwille des Volkes hatte sich zur höchsten

Potenz gesteigert und schon am 17. Iuni desselben Iahres war an Stelle der Reichsstände die Nationalversammlung getreten, die den moralischen und materiellen Einfluß des Königtums völlig untergrub. Der Aufstand in Paris am 14. Iuli 1789 war von nachhaltiger Wirkung für die revolutionäre Bewegung, die sich von hier aus weiter auf die Provinzen und das ganze Land ausbreitete und mit elementarer Gewalt die Volksmassen beherrschte. Unter der Führung ausgezeichneter Männer, die es verstanden, durch Geist und Talent die Volksmassen mit sich fortzureißen, bildeten sich neue Parteien, die bald versöhnend, bald aufhetzend wirkten. Die Parteigegensätze verschärften sich und erschwerten die Durchführung nutzbringender Verfassungsarbeiten. Dazu kam, daß die Lage in Paris sich immer ungünstiger gestaltete; Hungersnot und Bürgerkrieg traten als Verbündete der Revolution auf, um die Herrschaft des Hofes völlig zu brechen, der nunmehr, durch Wegnahme der Leibgarde seines persönlichen Schutzes beraubt, unter die Aufsicht des Volkes gestellt wurde. Anfang Oktober 1789 kam es zu einem allgemeinen Aufstande, der die Dimension einer Volksbewegung annahm. In deren Verlaufe traten immer schärfere Gegensätze zwischen den führenden Parteien hervor, während der bürgerlichen Verfassung, die man dem Volke als Heilmittel gegen die revolutionären Krankheitskeime gab, die Geistlichkeit heftigen Widerstand entgegensetzte. Im Iahre 1791 trennte sich die republikanische Partei zum ersten Male von der konstitutionell-monarchischen, die den König nach erfolgter Flucht und Gefangennahme wieder einsetzte und ihn zur Annahme einer neuen Verfassung bestimmte, deren Haupteigentümlichkeit darin bestand, daß das Volk als Quelle der Gewalt galt, nicht aber berechtigt war, e'ne solche Gewalt selbst auszuüben. Ihm stand nur die Urwahl zu für die Nationalversammlung und die Verwaltungsorgane.

In diesem kampfreichen und blutigen Spiel der staatlichen Gewalten und Parteien übte der Bürgerkrieg einen entscheidenden Trumpf aus. Aus den Trümmern der konstituierenden Versammlung, die durch die Wucht des Parteikampfes vernichtet wurde, ging die gesetzgebende Nationalversammlung hervor, welche am 1. Oktober 1791 ihre Tagungen begann. Die gemäßigte republikanische Partei, die Girondisten, übernahmen das Ministerium, um es aber schon nach kurzer Zeit an ein sogenanntes Bürgerministerium abzutreten. Denn die Unruhe in den damaligen Verhältnissen ließ keine Beständigkeit aufkommen. Im Innern waren beständig Verschwörer am Werke, um für die eine oder andere Partei einen Vorsprung, den Sieg über die andere zu erreichen, nach außen verschlimmerten die Kriege mit Ungarn und Böhmen, sowie der Einfall der Preußen in Frankreich die Lage des Landes.

Am 21. September 1792 gelangten die Früchte der Revolution zur ersten Reife: der gesetzgebenden Nationalversammlung folgte der Nationalkonvent. Seine erste und entscheidende Tat gipfelte in dem Beschluß, das Königtum abzuschaffen und die Republik auszurufen. Infolge innerer Zwistigkeiten zwischen

den Parteien, namentlich den Girondisten, welche die Rolle einer republikanischen Bürgerpartei spielten, und der sogenannten Bergpartei, die aus entschiedenen Republikanern sich zusammensetzte, gewann letztere die Oberhand. Auf dem Konvent machte sie ihren ganzen Einfluß dahin geltend, daß über König Ludwig XVI. der Richterspruch verhängt werde, und der Konvent kam trotz der Verteidigung des Königs zu dessen Verurteilung und Hinrichtung. Sein Haupt fiel auf dem Schafott des Revolutionsplatzes. Er war das Opfer eines Erbes geworden, das er von seinen Vorfahren überkommen hatte, welche die Keime zur Revolution legten. Im Gegensatz zu diesen war Ludwig XVI. ein leidenschaftsloser Monarch, der des Volkes Wohl erstrebte. Sein Tod war denn auch die unmittelbare Ursache zur Unversöhnlichkeit der Parteien und zur Verschärfung der Lage gegen die Revolution.

Im Innern dauerten die Kämpfe zwischen den großen Parteigruppen, den Girondisten und der Bergpartei, nicht nur fort, sondern nahmen an Heftigkeit und Umfang zu. Ein Aufstand folgte dem andern, eine Partei wollte die andere stürzen. Die Mitglieder des Konvents spalteten sich in zwei Teile. Eine Verschwörung gegen den Konvent endete mit der Hinrichtung Robespierres und der Aufrührer und damit erhielt zugleich die Schreckensherrschaft der revolutionären Bewegung ihren Todesstoß, die mit dem Iahre 1794 überhaupt ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die Frucht der Revolution, die Republik, schien im großen und ganzen gesichert. Während im Innern die Regierung es verstand, das Volk mit starker Hand niederzuhalten, wurde die Gefahr von außen durch die erfolgreichen Feldzüge beseitigt, welche die junge, kampfesmutige Republik Frankreich mit Hilfe ihrer aus dem Volke erwählten Heerführer im Iahre 1793 begann. Infolge dieser veränderten Lage verfügte der Konvent die gesetzliche Regierungsform der Republik. Seine Wirksamkeit hatte damit ihr Ende erreicht, nachdem er drei Jahre lang der Kampfplatz der Parteien des Landes gewesen war und an den Wandlungen und Schicksalen der Revolution und des republikanischen Staatsgebildes einen nicht unwesentlichen Anteil gehabt hatte. Nun, nachdem die alte Regierungsform beseitigt und das frühere Staatsgebilde von Grund aus umgestaltet war, schien das Ziel der Revolution erreicht, eine freie Verfassung und einen besseren, , vollkommenen Austand der gesellschaftlichen Ordnung und Lebensweise zu schaffen.

Diese Zeit von 1789 bis 1795 ist der Abschnitt der wechselvollen Ereignisse, des Umsturzes und Wiederaufbauens, der Schicksale und Unruhe der französischen Revolution. Im zweiten Abschnitt zeigt sie einen andern Charakter, den der Konsolidierung der politischen Verhältnisse und des Parteilebens, der Ruhe und Gleichmäßigkeit der Entwicklung der Republik, um über die Welle des Kaisertums hinweg wieder im Hafen der republikanischen Staatsform zu landen.

Wie nach einem gewaltigen Sturme lagen die jungen Zweige des neuen französischen Staatswesens, in dem das soziale Gemeinschaftssystem begründet

war, am Boden. Der Baum mußte erst wieder neue Triebkräfte entwickeln, um eine nach innen und außen gefestigte und durch fruchtbare Regierungsarbeiten gekrönte Form zu erhalten. Noch wirkte in den Volksmassen der Rausch einer schnell vorübergegangenen Volksherrschaft nach, als die Erkenntnis aufzudämmern begann, daß das Spiel der Revolution einen erschreckend hohen Einsatz sowohl an Menschen- als auch an Geldopfern gefordert hatte. Das Land war in eine verhängnisvolle Geldnot geraten, die in der Hauptsache durch das staatswirtschaftliche System des Konvents mit seinem geradezu verschwenderischen Kapitalverbrauch hervorgerufen worden war. Und da der Erlös aus den verkauften Domänen und Staatsgütern nicht ausreichte, um diese Notlage zu beseitigen, wurde zur Ausgabe von Papiergeld, den sogenannten Assignaten, geschritten. Allein dieses System der Papiergeld wirtschaft, das sich zu bedenklichem Umfange steigerte, vermochte auf die Dauer keinen Ersatz gegenüber dem wirklichen Münzwerte und der wirtschaftlichen Arbeitsleistung zu bieten. Nach dem Verkaufe sämtlicher Nationalgüter blieb nur noch die Zwangsanleihe als letzter Rettungsanker übrig, an den sich die Regierung der Republik klammerte. Der finanzielle Ruin war unaufhaltsam.

Langsam und nicht ohne blutige Zwischenfälle g,ng die Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse von statten. Dies umsomehr, als schon kurze Zeit nach dem allgemeinen Frieden die Republik erneut in einen Kriegszustand mit Osterreich, Rußland und England geraten war, der allgemeine Niederlagen im Gefolge hatte und die Ruhe und Ordnung im Innern erschwerte, wonach das Volk sich sehnte. Die Macht des Volkswillens hatte ausgespielt. An ihre Stelle trat die Macht herrschsüchtiger Diktatoren, die im Heere einen willigen Bundesgenossen und einen Gegner der Revolution fanden. So kam eine neue provisorische Regierung, bestehend aus drei Konsuln und zwei Gesetzgebungskommissionen, zustande, deren erste Maßnahme die Aufhebung der Zwangsanleihe und die Einführung neuer Verfassungszustiinde war. Ein ehrgeiziges System des ersten Konsuls Bonaparte versuchte zur Herrschaft zu gelangen, indem es zur Politik der Wohlfahrt und der organisierenden Gewalt überging. Um zur absoluten Volksherrschaft zu gelangen, richtete Bonaparte beständig sein Augenmerk auf die Förderung alles dessen, was die innere Entwicklung des Landes begünstigte. Die Förderung von Gewerbe und Handel, die Errichtung von Kanälen, Brücken und Straßen, die Anregung zu einer bürgerlichen Gesetzgebung, des Ocxle civil, publiziert im Iahre 1804, und einem Handelsgesetzbuche, des Ooüe üe commerce, publiziert im Iahre 1807, als Grundlage für die spätere Rechtsentwicklung Europas, waren nur Mittel zur Erreichung der politischen Gewaltherrschaft. Nachdem diese durch Beschränkung der Preßfreiheit und andere Ausnahmegesetze ihre ersten Blüten gezeitigt hatte, setzte sie sich immer mehr durch, um ihren höchsten Ausdruck in einer Verfassungsform zu finden, die das Volk jeglicher Teilnahme am Staatswesen beraubte. Die Früchte der Revolution fielen von dem verwelkenden

Baume der Republik herab. Der Eigenwille eines Despoten siegte über den Freiheitsgedanken der Revolution, deren Stern im Glanze des auferstehenden Kaiserreichs Napoleon erlosch. Aber in dem gleichen Feuer des Fanatismus, aus dem die Republik hervorging, wurde die Krone des Kaisertums geschmiedet, die Napoleon nur ein Iahrzehnt, von 1804 bis 1814, tragen konnte, weil er die Gesellschaft aristokratisch, den Staat nach den Gesetzen der Gewalt und Willkür umbildete. Ein solches reaktionäres System vermochte sich nicht zu halten; denn die Wurzeln der Revolution trieben ihre Keime nach wie vor gegen die unumschränkte Gewalt der Regierung, gegen die Standesunterschiede und die Klassenvorrechte. Der Despotismus Napoleons, mit seinen mancherlei fruchtbaren Begleiterscheinungen auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete, stellte nur eine nach oben gerichtete Kurve in der geraden Entwicklungslinie dar, die einer höheren Gesittung zustrebt. Voraussetzung einer solchen ist sowohl die politische Freiheit der Menschheitsgemeinschaft, als auch das materielle Wohlbefinden der Gesellschaft. Beides waren die unablässig verfolgten Zielpunkte der franzosischen Revolution. Während das französische Volk nach innerer politischer Gesundung rang, kämpfte das deutsche Volk um die Befreiung vom Ioche Napoleons, der nicht nur den Hoffnungskelch der Revolution in Scherben schlug, sondern sich auch den anderen Völkern Europas gegenüber als Diktator aufspielte. Aber dem Freiheitskampfe, den Deutschland von 1805 bis 1815 ausfocht, folgte wohl die Befreiung von dem Drucke eines wahnwitzigen Eroberers, aber nicht die Befreiung von inneren Feinden. Im Innern nagten die geheimen Feinde eines freiheitlichen Staats- und Volkslebens an den Wurzeln des großen Befreiungswerkes. Unter ihrem Einfluß stand die Regierung, standen Diplomatie und Polizei, die ein eigenmächtiges, verwegenes Spiel trieben, um jede freiheitliche Regung im Volkskörper im Keime zu ersticken. So wurden auch die großen Ideen der politischen Einheit und Freiheit unterdrückt und ihre Schöpfer, die Geisteshelden der Befreiungskriege, wie Hardenberg, Arndt, Iahn, Schleiermacher, Kotzebue und andre, als politische Ketzer geächtet. Geheime Verhandlungen zwischen einzelnen eigensüchtigen Jnteressentengruppen und den Regierungsorganen dienten dazu, die öffentliche Meinung zu unterbinden. Maßnahmen der List und Gewalt kamen zur Anwendung, wo auch nur der Hauch jener revolutionären Bewegung verspürt wurde, die vom Westen her, aus Frankreich, dem damals gepriesenen Lande der Freiheit, ihre Wellen an die Ufer des innerlich zerrissenen Staatengebildes trieb. Trotzdem wuchsen die geistigen Strömungen zu beachtenswerter Breite an, einen starken revolutionären Bodensatz hinterlassend. Nach langer unfruchtbarer Kriegszeit rangen die Volkskräfte nach wirtschaftlich schaffender Entfaltung. Bald keimten denn auch überall verheißungsvolle Taten einer wirtschaftlichen Neugestaltung empor, in denen die Triebkräfte für die später vollzogene wirtschaftliche Einigung Deutschlands schlummerten. Ihr leisteten zwei bedeutungsvolle, zukunftsreiche Ereignisse mächtig Vorschub: die Gründung des deutschen Zollvereins

und die Entstehung des Eisenbahnwesens unter der bahnbrechenden Werbearbeit Friedrich Lists. Die Macht dieser beispiellosen Entwicklung in Wirtschaft und Verkehr spottete aller Hemmungen und aller unwürdigen und drückenden polizeilichen Maßnahmen, die auf dem deutschen Leben lasteten und die kraftvollen Triebe des erwachenden Frühlings der deutschen Nation zu vernichten drohten. Um diesen Druck, diese ungesunden, einer natürlichen Entwicklung unzuträglichen Zustände zu beseitigen, mußte dem Regime der Willkür ein Ende gemacht und das einer gesetzlichen Verfassung begründet werden.

Da schlug eine mächtige Sturzwelle revolutionärer Brandung jenseits der Vogesen im Februar 1848 mit berstender Gewalt an den Nachen der deutschen Regierungspolitik, ihn mit den Gewässern der aufgeregten und erbitterten Volksmassen fortreißend. Was in Frankreich der Zusammenbruch des Weltreiches Napoleons unter der Herrschaft des Geldsackes und des Scheinzustandes der Gesetzlichkeit an Rückständigkeiten noch zurückgelassen hatte, fegte der Sturm der Februarrevolution in seiner elementaren Wirkung auf die europäischen Zustände in Gesellschaft und Kultur, auf das morsche Gebälk sozialer Einrichtungen restlos hinweg. So übertrug sich diese Bewegung mit denselben Zielen auch auf Deutschland, nur der Charakter war verschieden wie der Charakter der von ihr bewegten Volksmassen. Schon Anfang März 1848 war der Sturm der Revolution in Deutschland zu gefahrdrohender Heftigkeit angeschwollen; die deutschen Staatengebilde, ihre Throne und Regierungsformen begannen in allen Fugen zu krachen. Und doch war die deutsche Revolution in ihrem Grundcharakter weniger darauf gerichtet, den monarchischen Gedanken zu vernichten oder die Throne zu stürzen, um gewissermaßen den Umsturz von oben her zu vollziehen, als vielmehr darauf, die Volksideale eines freiheitlichen und gleichberechtigten Gemeinschaftslebens aufleben zu lassen und eine geordnete, den Willen und die inneren Entwicklungsmöglichkeiten des Volkes achtende Staatsform zu errichten. Sie war weniger von dem Streben geleitet, niederzureißen, als vielmehr aufzubauen unter der Mitarbeit des Volkes, dessen Hauptwünsche darin gipfelten, eine deutsche Volksvertretung, die Einrichtungen der Schwurgerichte, der Preßfreiheit und der Volksbewaffnung zu schaffen. Diese Grundforderungen bildeten gewissermaßen das Viergestirn am Revolutionshimmel der deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

Naturgemäß standen die geistigen Zentralen des damaligen Deutschland, Berlin und Wien, im Mittelpunkte der revolutionären Bewegung, die hier gewissermaßen das Herz der Völker erfaßte. Waren doch schon lange vorher, ehe es zum entscheidenden Ausbruch der Revolution kam, die Zustände im Staate Deutsch-Osterreichs unhaltbar geworden. Während am Throne Krankheit und Schwäche herrschte, war die Regierung in träge Gewohnheit und jahrelanges Nichtstun verfallen, die das chronische Erbübel der Monarchie, die Mißwirtschaft der Finanzen, verschlimmerten. Die Folge dieser Zustände war, daß sich in allen Teilen des Reiches Sonderbestrebungen bildeten, die nationale Rechte und

nationale Selbständigkeit forderten. Diese Vorgänge erschütterten die bestehende Staatsform in allen Gliedern, um schließlich bis ans Herz zu dringen. Am 13. März 1848 wurde der schon lange glimmende Funke der Revolution durch die akademische Iugend entfacht und das Feuer der von Erbitterung und Haß gegen das Scheinleben und die gefährlichen Taten einer blasierten Diplomatie glühenden Volksseele geschürt, sogleich in weiteren Kreisen der Bürgerschaft zündend. Der Erfolg, bedeutend genug in seinen politischen Wirkungen, um das Wagnis eines allgemeinen Aufstandes zu rechtfertigen, blieb denn auch nicht aus. Der geistige Vertreter des Regierungssystems, Fürst Metternich, wurde zum Rücktritt gezwungen, während die Regierung unter dem Drucke der Ereignisse das Versprechen zu einer konstitutionellen Verfassung und zur Preßfreiheit gab. Ein Rausch erwachender Freiheitsideale hatte sich des Volkes bemächtigt, während der »Zusammenbruch des Kaiserstaates durch den unaufhaltsamen Ansturm des nationalen Sondergeistes, der in allen Teilen des Landes seine Schwingen erhob, mit Riesenschritten sich vollzog. Iede Nation machte ihre Sonderforderungen geltend: die Südslaven völlige Lostrennung von Ungarn, Böhmen Autonomie, Ungarns Abtrennung vom Kaiserreich war bereits vollzogene Tatsache. Bald machten sich die Wirkungen dieser Ereignisse auch auf das Herz Osterreichs geltend. In Wien brachen gewaltige Aufstände aus, in denen die Studentenschaft als Sieger sich behauptete. Die Revolution begann nunmehr Triumphe zu feiern. Sie besaß Macht und Einfluß genug, um den Willen des Volkes der Regierung gegenüber durchzusetzen. So trat am 22. Iuli 1848 der Reichstag unter Erzherzog Iohann zusammen, um dem Volke staatsrechtliche- Zugeständnisse zu machen, in deren Mittelpunkte dasjenige der Befreiung des Grund und Bodens von allen Lasten stand. Indessen blieb es bei diesen Versprechungen, die im Rausche der Revolutionserfolge in Vergessenheit gerieten.

In Deutschland vollzog sich die Entwicklung der Dinge in ähnlicher Weise. In den Mittel- und Kleinstaaten pflanzte sich die revolutionäre Bewegung in Sturmeseile von einem Teile zum andern fort. Sie kam von außen, um ihren Lauf nach innen zu richten. Ihre Wurzeln lagen somit nicht im Boden des Großstadtproletariats, der von sozialen Unterströmungen radikaler Umsturzgedanken durchfurcht ist, fondern waren mit der Volksseele, dem Gemeinschaftsleben der Nation verankert, in dessen Gliedern das Wehen des Freiheitsgeistes in Stadt und Land verspürt wurde, wie zur Zeit des Bauernkrieges der Freiheitsgedanke die Gemeinschaft der Aufständischen beseelte. Nord und Süd standen fast gleichzeitig im Zeichen der großen Ereignisse, deren Wucht die Macht des Bestehenden erschütterte, die überlieferten Regierungsformen zersprengte und Throne stürzte. Das waren unvermeidliche Begleiterscheinungen einer Bewegung, die auf die Beseitigung hemmender Gegensätze gerichtet war, um einen gemeinsamen Zustand des Volkswohles zu begründen. Solche Erscheinungen waren durch das plötzliche und zügellose Zusammenströmen der Leidenschaften entstanden, die in ihrem

freien Laufe bisweilen in Zügellosigkeit und Roheit ausarteten. So in Baden, Bayern und Sachsen, wo das Augenmerk der Aufständischen, die Triebfeder der Revolution direkt auf das Ideal der erträumten Staatsform, die Republik, gerichtet war. Auch in Kurhessen kam der Thron ins Wanken, während in Hannover, Braunschweig und dem Großherzogtum Hessen durch den Aufstand der Bauern und Bürger ein Entgegenkommen gegenüber den Volkswünschen erwirkt wurde. Berlin, das Hirn Preußens, stand ganz unter dem erschütternden Eindruck der blutigen Ereignisse in Frankreich, der so nachhaltig war, daß er hier eine völlige Sinnesänderung in der Behandlung politischer Dinge auslöste. Die bisherige Gleichgültigkeit war siner geradezu fieberhaften Teilnahme an den Bewegungen im Volke gewichen, die bereits das Bürgertum in Stadt und Land ergriffen und mit sich fortgerissen hatte. Die Erregung der Volksmenge war bereits so stark gewachsen, daß sie sich auch mit Gewalt nicht mehr niederdrücken ließ. Zusammenstöße zwischen ihr und dem Militär waren unausbleiblich. In dem bizarren Revolutionsbild traten die häßlichen Züge des Bürgerkrieges immer stärker hervor, das Stadtgefilde Berlins in ein von Schanzen und Mordwerkzeugen durchwühltes Kriegsgebiet verwandelnd. Durch das rücksichtslose Einschreiten des Militärs, in welchem die Volksmenge ein verhängnisvolles Zeichen der Diktatur erblickte, hatte die Erbitterung der aufständischen Bürger ihren Höhepunkt erreicht, die nunmehr mit Aufbietung von Gewalt zum Schutz des Bürgers eine bewaffnete Bürgerwehr verlangten und konstitutionelle Zugeständnisse forderten. Letztere waren durch königliches Patent Friedrich Wilhelms bereits am 18. März 1848 zugestanden worden, als am folgenden Tage der allgemeine blutige Aufstand in Szene ging, an dem ein großer Teil des Bürgertums teilnahm. Wurde anfangs das Feuer der Erbitterung beständig durch engherzige Maßnahmen der Zensur und Polizei geschürt, so entlud sich jetzt der aufgespeicherte Unwille im Volke hauptsächlich gegen die Ausschreitungen der Militärmacht.

Inzwischen hatte der Bundestag, als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, noch einmal an den „bewährten gesetzlichen Sinn, an die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volkes" appelliert, um bald darauf im Lärm der Revolutionstage zu verstummen. Da reifte der Gedanke zur entschlossenen Tat aus, ein Nationalparlament mit der Einigung Deutschlands zu betrauen. Aus 51 Mitgliedern der liberalen Kammerparteien wurde ein'„Siebenerausschuß" gewählt, der die Aufgabe erhielt, die Grundlage einer nationalen Verfassung für Deutschland zu schaffen, und schon am 30. März 1848 konnte das Vorparlament in Frankfurt (Main) zusammentreten, um über die Schicksalsfrage Deutschlands, ob Monarchie oder Republik, zu beraten. Hierbei stießen die Gegensätze jedoch so scharf aneinander, daß eine Einigung auf den zur Beratung stehenden Verfassungsentwurf unmöglich erschien. Namentlich trat hier die Gegnerschaft Österreichs in der Lösung der „deutschen Frage" unter der Vorherrschaft Preußens scharf in die Erscheinung. An diesem Widerstande Öfter-

reichs scheiterte denn auch der Versuch der Reichsgründung, mit welchem die tüchtigsten Köpfe der Nation auf der Nationalversammlung in Frankfurt mitten im Revolutionssturme sich beschäftigten. Denn die deutsche Frage erörtern hieß die Gegensätze zwischen Preußen und Osterreich aufrollen und dadurch die Gefahr einer Auseinandersprengung des Nationalparlaments heraufbeschwören. Mittler-weile spitzten sich die Gegensätze zwischen Osterreich und Preußen, die eigentlich zur Lebensfrage eines Kleindeutschland oder eines Großdeutschland sich verdichtet hatten, immer mehr zu, so daß es den Anschein hatte, als ob man es hier auf eine Gewaltprobe ankommen lassen wollte. Preußen hatte ja bereits die Führung in der deutschen Politik verloren. Am 29. Iuni 1848 bestellte die Nationalver-sammlung einen Abkömmling des habsburgischen Hauses, Erzherzog Iohann von Osterreich, zum Reichsverweser. Da nahte die Schicksalsstunde der Revolution und damit zugleich die der politischen Freiheit und der von der überwältigenden Mehrheit aller Volksklassen angestrebten Einigung. Während in Osterreich ein blutiger Kampf zwischen Heer und Revolutionären vor der Entscheidung stand, beriet die preußische Nationalversammlung über einen Antrag, der den Schutz der in Osterreich bedrohten Volksfreiheit bezweckte. Aber Preußen litt an einer völligen Lähmung des Staatskörpers. Eine durchgreifende Neubildung der Re-gierung sollte die innere Gesundung bringen. Während jedoch die Volksvertreter noch über Verfafsungsreformen berieten, warf sich die Militärgewalt selbstbewußt in die Zügel. Von den Erfolgen der Revolution war nun nichts mehr zu retten. Eine königliche Botschaft zwang die Nationalversammlung zur Untätigkeit, während die Regierung, sich ihrer Macht bewußt, die Bürgerwehr auflöste und sie durch eine neugebildete militärische Kommandogewalt ersetzte, ja über Orte und Ge-genden, in denen die Revolution ihr Haupt zu erheben wagte, kurzerhand den Belagerungszustand verhängte. Die Gewalt der Reaktion schreckte selbst vor den Hallen der Nationalversammlung nicht zurück, der sie eine neue Verfassung und ein unzeitgemäßes Wahlgesetz aufzwang. Damit hatte die Revolution durch einen Staatsstreich ihren Todesstoß erhalten und der deutschen Freiheitsbewegung war — wenn auch nicht überall und nicht für immer — das Grab bereitet.

Noch arbeitete die Nationalversammlung in Frankfurt unentwegt und mit Eifer auf das Ziel der deutschen Einheit hin. Am 27. Oktober 1848 wurden die Grundsätze einer Reichsverfassung und die Frage eines Reichsoberhauptes be-raten und beschlossen. Die am 28. März 1849 in der Paulskirche zu Frankfurt vollzogene Kaiserwahl fiel auf König Friedrich Wilhelm IV., doch lehnte es dieser ab, die Kaiserkrone anzunehmen, ja die preußische Regierung wies am 28. April 1849 auch die Annahme der nach konservativen Gesichtspunkten bereits revidierten Reichsverfassung definitiv zurück. Kurz darauf wurden auch die Mandate der preußischen Abgeordneten für erloschen erklärt und damit die Wurzeln des Baumes der verfassungsmäßigen deutschen Einheit und Freiheit bloßgelegt, von dem schon einzelne Knospen und Blüten herabgefallen waren. Ein Schlag genügte, um diesen

Baum umzulegen. Am 18. Iuni 1849 fiel denn auch dieser Schlag: die letzten Vertreter der einst so verheißungsvollen Nationalversammlung, durch deren Arbeit sich Deutschlands Zukunft gestalten sollte, wurden durch die württembergische Regierung verjagt. Damit war nunmehr alle Hoffnung auf ein Zustandekommen der Reichseinheit geschwunden. Denn mittlerweile hatte sich im Süden und in Sachsen die Gewalt von unten erneut zur Revolution erhoben. Ihre Losung war die Reichsverfassung, aber ihr Ziel die Republik. In den blutigen Ereignissen, mit welchen die Zeit der nunmehr mit spontaner Heftigkeit hier und da einsetzenden Volkserhebung ausgefüllt war, gewann die militärische Gewaltherrschaft bald die Oberhand. In den deutschen Landen kehrte zwar Ruhe ein, aber nicht die ersehnte Freiheit des Volkes.

Für diese wäre in dem Bau des neuen deutschen Reiches genügend Raum vorhanden gewesen, wenn nicht die Triebfedern der Entwicklung auf eine ungehinderte Machtentfaltung nach außen gerichtet gewesen wären. Die Zeit des neuen deutschen Reiches brachte zwar eine ungeahnte Entfaltung der nationalen Kräfte, in der die Macht nach außen, der Reichtum im Innern begründet war, die aber das Emporblühen der freiheitlichen Ideale im Volke erstickte oder doch zurückdämmte. Und als sich die aufgespeicherten Volkskräfte in einer Gewaltprobe des deutschen Imperialismus, die sich zu einem Weltkriege erweiterte, auslösten, da bestätigte sich die geschichtliche Erfahrung aufs Neue, daß die höchsten nationalen Güter nicht Reichtum und Macht, sondern Gerechtigkeit und Freiheit im Innern, moralische Gleichwertigkeit und gegenseitige Zuneigung in der Völkergemeinschaft sind. Wenn diese Ideale unter den die Grundlagen des Rechts und der Gesittung völlig umgestaltenden Wirkungen des Weltkrieges verschüttet wurden, so war es der durchdringende Weltgedanke der Revolution, der sie von neuem wieder aufleben ließ. Er wurzelte in der Bodenschicht des Freiheitswillens, der gegen die seitherigen autokratischen Gewalten ankämpfte, und in der des Friedenswillens, der die Umgestaltung der bestehenden Staatsform aus einer monarchischen in eine republikanische durchsetzte. Der Weltgedanke der deutschen Revolution von 1918 erschöpft sich demnach keineswegs in der Umwandlung der Monarchie in eine Republik oder in der Beseitigung aristokratischer Vorrechte oder pluto-Katischer Beschränkungen des Volkes, sondern strahlt auch das Licht eines lebendigen, tätigen Vorbildes aus, das den neuen Staat zu einem Staate des sozialen Rechts, das Volk zu einem Friedensvolk in der Völkerfamilie der Welt erhebt.

Wenn dieser Weltgedanke der deutschen Revolution sich verwirklichen soll, so kann dies nur durch die Art seiner Anwendung geschehen, die teils in dem allgemeinen Wahlsystem, das auch die Frauen zu gleichberechtigten Gliedern des Staates machte, und in den Grundlinien der neuen Reichsverfassung erfolgt ist und in dem weiteren Verlaufe der Nationalversammlung und ihrer Handlungen erfolgen wird. Daß er Werbekraft genug besitzt, um den deutschen Volksstaat für seinen hohen Beruf des sozialen und demokratischen Vorbilds vorzubereiten,

hat das Wahlergebnis gezeigt, aus dem nicht nur ein souveränes Volksparlament erstand, sondern das auch, in seiner Gesamtheit die Einheit und Macht des deutschen Volkswillens repräsentierend, die Feinde der Revolution bezwang, die von unten herauf im bolschewistischen Vernichtungswahne an ihren Wurzeln zu nagen begannen.

Aus der französischen Revolution um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, das mit der Weltscheide zweier Zeitalter zusammenfällt, entsprang mit ihrem Streben nach politischer Freiheit und materiellem Wohlbefinden in der Gesellschaft die Entwicklung einer höheren Gesittung. Die deutsche Revolution von 1848 war der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Möge die Revolution von 1918, deren Wurzeln in dem fruchtbaren Boden lebensfähiger Volkskräfte fest verankert sind, die Vollendung dieses Kampfes und die Verwirklichung des Weltgedankens der deutschen Freiheit, des triumphierenden Friedenswillens und der sozialen Gerechtigkeit bedeuten!

Die geistige und physische Erschöpfung des deutschen Volkes ist so tief, daß der fremde Beobachter im neutralen oder feindlichen Ausland glauben muß, unsere Schaffenskraft sei unter dem Schutt und den Trümmern des alten Staatenhauses restlos erstickt. Nur wer das Adelszeichen einer seelischen oder körperlichen Wunde von den Feldern des Grauens heimgebracht hat, wer selbst den stechenden Schmerz eines schwärenden Mals immer wieder empfindet, kann begreifen, welche Kraftäußerung in der Tatsache liegt, daß Deutschland imstande war, eine Regierung überhaupt noch zu bilden und diese ungeachtet züngelnder Gefahren von außen und innen leidlich intakt zu erhalten. Nie wurde es einem Volke so schwer gemacht, seinem Willen zur Demokratie die ersehnte Form zu prägen: Um die Grenzen des Reichs zieht sich trotz des Waffenstillstandes der Flammenkreis der Blockade; erlischt er, so droht ein verderblicher Kampf mit dem französischen Imperialismus im anglo-amerikanischen Mäntelchen. Im Innern aber ringt die Antithese des überwundenen Militarismus, der Wille zur Minoritätsdiktatur im blutigen Straßenkampfe um den Sieg. Wenn schließlich der Demokratie dennoch aus einem Wust von Verwicklungen, dem Wirrfal geistiger Kämpfe der Lorbeer des Sieges erwächst — und dies wird geschehen —, dann muß die neue demokratische Staatsordnung uns, wie alles, um das man mit letzter Anspannung ringen mußte, besonders ans Herz gewachsen sein: die deutsche Demokratie wird

ihren eigenen schöpferischen Gehalt haben, sie wird weg- und zielweisend für die europäischen Völker werden und den Beweis erbringen, daß ein im Irrtum befangenes Volk, das zur Verteidigung seiner Eristenz zur Mordwaffe statt zum Kulturschwert gegriffen hatte, durch tiefen Niederbruch nicht nur entsühnt werden, sondern auch zu neuer Kraft genesen kann

Vorläufig ist allerdings wahr: der deutschen Revolution von 1918 fehlt der große Schwung, das Aufbrausen revolutionärer Gesinnung eines Volkes, das eine neue Welt aufbauen will. Es ist ferner wahr: es mangelt an Führern, deren Willen Programm wird, deren Erkenntnis des Notwendigen den Augen einer willig folgenden Masse den gläubigen Schimmer letzter Hingabe mitzuteilen vermag. Das kann nicht anders sein. Denn was wir im November des vergangenen Iahres erlebten, war nur der letzte Aufschrei eines verzweifelten, von der entsetzlichen Erkenntnis befallenen Volkes, daß es jahrelang heiligstes Blut einem tönernen Götzen willig geopfert hatte; da griff es nach dem falschen Idol und zertrümmerte den Moloch. Ohnmacht und Lethargie folgten. ...

Sie währen noch. Unrecht aber ist es, diesem körperlich und geistig erschöpften Volk mit beißender Schärfe das Sprüchlein seiner Sünden und Irrtümer herzubeten. Es hat Anspruch auf Schonung und auf Erkenntnis.

5 5 *

Von allen Irrtümern ist der für den Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens (als der Grundlage des kulturellen Überbaues) verhängnisvollste der Glaube an das Recht zur Arbeitsniederlegung — zum Generalstreik. Der

Wille zum Streik ist unzeitgemäße Waffe geworden, ein Hebel, dem keine Auf" triebskraft mehr innewohnen kann, weil er am falschen Objekt, einer betriebs - losen Wirtschaft zur Anwendung kommt. Solange das Volk in zwei

Gruppen gespalten war, einer niederen, dienenden und einer bevorrechteten, herrschgewohnten Klasse, dem „Parti 5eoäa1" (dem auch die Bourgeoisie zum größeren Teil angenähert war), hatte der Streik als Klassenkampfmittel Berechtigung und inneren Sinn. Er war nach der von Marr und Engels im kommunistischen Manifest vorgezeichneten Entwicklung das letzte Mittel, um die Zwingburg des kapitalistisch überreifen Staatsorganismus in Trümmer zu legen, und- auf den Ruinen die rote Fahne der sozialistischen Gesellschaftsordnung zu entfalten. In der Stunde, da die in wenigen Händen zusammengeballte Macht des Kapitals in den Besitz der Gesellschaft infolge wuchtigen Angriffs durch den Generalstreik überging, wäre die große sozialistische Revolution begonnen und beendet worden. Kampflos wäre der Kapitalismus durch die Elemente einer neuen Gesellschaftsordnung, die er in seinem Schoße langsam entwickelt hatte^ gestürzt, um der kommunistischen Weltverfassung Raum zu geben. Der Kapitalismus wäre in seinen letzten Tagen nur noch die Hülle für einen Wirtschaftskörper gewesen, dessen Gesinnung für die sozialistische Arbeitsweise längst reif war: die

alte Schale würde von dem kommunistischen Küken zerpickt und schnell vom Steiße gestreift werden. Die Revolution des Proletariats gegen die Bourgeoisie wäre nur ein kurzer Stoß, der Generalstreik das Instrument gewesen — um der gesetz-notwendigen Evolution Luft zu verschaffen. Revolution und Evolution sind da-nach keine Gegensätze.

Im Sinne Hegels glaubten die Väter des deutschen wissenschaftlichen So-zialismus an die geschichtliche innere Gesetzlichkeit alles Geschehens. Ihre Lehre besteht in der Aufweisung einer notwendigen Entwicklung, die aus der Erkenntnis der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung hergeleitet wird. In ihr ist kein Raum für die Theorie des Putschismus oder der bolschewistischen Katastrophenlehre, die Lenin ganz zu Unrecht — wie niemand besser als Karl Kautsky nachgewiesen hat — von Marr und Engels herleiten zu dürfen glaubt. Wohl haben die aus der Heimat vertriebenen Väter des Sozialismus sich im Kampfe gegen die Bour-geoisie oftmals der revolutionären Phrase bedient; aber dies kann nicht daran irremachen, daß sie Klassenhaß und Kampf nur gepredigt haben, um die Gesellschaft im frühkapitalistischen Zeitalter zuk Keimfähigkeit aufzubereiten. Aus dem Schoße des Kapitalismus soll vielmehr organisch die sozialistische Ordnung erwachsen. Klassenkampf und Streik sind nur die Mittel, um die Bourgeoisie zu zermürben und Teil um Teil in die proletarische Masse zu stürzen. Ist dann die Verfügung über die Produktionsmittel in wenigen Händen akkumuliert, so genügt eine Wirt-schaftskrise und ein Generalstreik, um die ganze Maschinerie in den Besitz des Proletariats überzuleiten.

An dieser Theorie ist, wie die Zeit bewiesen hat, vieles richtig. Es ist wahr, daß die kapitalistische Wirtschaftsweise aus sich heraus die Elemente zur Gemein-wirtschaft entwickelt hat. Sie zeitigte die größtmögliche Differenzierung der Arbeit, das heißt: das Individuum ist in stärkste Abhängigkeit von der Summe gesellschaftlicher Arbeit sowohl hinsichtlich der Beschaffung aller zum persönlichen Gebrauch notwendigen Güter, als auch mit Rücksicht auf die eigene, werterzeugende Tätigkeit verflochten worden. Die Berufsgruppen haben sich durch die spezifische Produktivität der Maschinenarbeit stärker, klarer differenziert und ge-ordnet. Auf der anderen Seite aber ist eine Integrierung dergesell-schaftlichen Arbeit festzustellen. Die Abhängigkeit der Berufskategorien von einander ist enger geworden, das heißt: ein Band gemeinsamer Interessen umfaßt immer größere Massen. Die Arbeit entwickelte sich von der persönlichen zur gesellschaftlichen Funktion. Das Solidaritätsgefühl beginnt in der Volksgemeinschaft aufzukeimen und den Klassenhaß als revolu-tionierendes Element der Gesellschaftsentwicklung langsam zu verdrängen.

Wir stehen an der Schwelle dieses Geschehens. Der Verlauf des Krieges hat leider nicht dazu beigetragen, das 1914 erwachte Gemeinschaftsempfinden zu fruchtbarer Arbeit zu entwickeln. Das wäre in einem demokratischen Staats-wesen möglich gewesen. Die Zwangswirtschaft aber mit ihrer pseudosozialistischen

Organisation der Rationierung mußte zur Vergiftung der gesellschaftlichen Beziehungen beitragen, weil sie kapitalistischen und sozialistischen Zielen gleichermaßen dienen wollte und daher vor radikalen Eingriffen gegenüber den Produzenten zurückschreckte. Was wir während des Krieges erlebt haben, war Staatssozialismus ohne Sozialisten, inszeniert von einer sozialistisch gesonnenen Bourgeoisie. Die Ungerechtigkeit dieses Systems mußte zur Klassenverhetzung führen. Ein neues, in sich uneiniges Proletariat entstand. Die Massen, in denen das Gefühl für die Mängel des bestehenden Wirtschaftssystems aufbrauste, vergrößerten sich um die wichtige Schicht eines zerriebenen Mittelstandes. Die sozialistische Opposition gegen die Schwächen der alten Eigentumsordnung ging nun nicht mehr nur von der eigentlichen Arbeiterschaft aus; neben den Mann, der die Kraft seiner Fäuste dem Unternehmer darbietet, tritt der Angestellte, der seine geschäftliche Kenntnis der Eigenart wirtschaftlicher Betriebe, sein Hirn verkaufen muß. Der Begriff des Proletariats weitet sich und umfaßt immer neue Bevölkerungsschichten. Bürgerliches Staatsbewußtfein vermählt sich proletarischer Verantmortungsfreudigkeit

Aus diesem Boden mußte mit der Revolution vom 9. November neben dem sozialistischen der demokratische Gedanke kraftvoll entwachsen. Beide streben zur Einheit. Der Sozialismus will die kapitalistische Gesellschaftsordnung durch eine neue, bessere ersetzen; die Demokratie will die persönliche Freiheit in den Rahmen des Volksganzen ohne Vergewaltigung einzelner Klassen durch freie Willensäußerung einspannen. Während der erste mehr eine politische Funktion darstellt, ist die letztere stark ethisch betont. Beiden gemeinsam ist aber das gesellschaftsfriedliche Moment. Der Klassenkampf war solange verständlich und berechtigt, als es Vorrechte und Pflichten gab, die aus der Tatsache des Besitzes an Gut oder Adelstiteln abgeleitet wurden. Nachdem die Revolution diese gesellschaftlichen Vorrechte, diese öffentlich-rechtliche Sonderstellung einiger Volksschichten beseitigt hat, ist für Klassenhaß und Kampf in der Volksgemeinschaft kein Raum mehr. Da auch die rechtliche Eigentumsordnung, dag Bollwerk kapitalistischer Interessen, durch freie Wahl beliebig geändert werden kann, ist das Schicksal der gesellschaftlichen Organisation nunmehr wandelbar geworden. Entsteht in den Hirnen eine neue Menschheitsgesinnung, so kann sie sich jederzeit durch einfache Mehrheitsbildung Ausdruck verschaffen.

5 5 5

Die Ungeduld der Massen übersieht diese Entwicklung. Sie begreift nicht, daß dem Unternehmertum, dessen gesellschaftliche und wirtschaftliche Monopolstellung bereits erbrochen ist, auch eine wichtige volkswirtschaftliche Aufgabe für den Wiederaufbau der Wirtschaft zufällt. Die

Massen erkennen im Unternehmer nur den unveränderlich alten Typus des Ausbeuters. Sie vergessen^ daß die Voraussetzungen einseitiger Ausnutzung der Arbeitskraft durch die Verschiebung der politischen Machtverhältnisse bereits geschwunden sind und sich weiter verringern müssen. Entscheidend ist doch, daß die beliebige Verfügung über den Besitz an Produktionsmitteln dem Unternehmertum jederzeit entzogen werden kann, wenn die Einsicht der Mehrheit dies durchsetzen will.

Der Streik als Klassenkampfmittel in einem Staatswesen, das nur eine Kategorie politisch gleichberechtigter Bürger kennt, ist demnach zum stumpfen Schwert, zu einem für das Museum reifen Requisit geworden. Die alte sozialistische Parteiorganisation empfahl den Streik, weil sie die revolutionäre Schwungkraft des Proletariats, den Haß gegen die Bourgeoisie, den Elan des gesellschaftlichen Angriffs im Streik immer wieder aufpeitschte, weil der Streik zu Solidarität und Hingabe an die politische Idee erzog. All diese Voraussetzungen entfallen nunmehr. Streiks schädigen weniger den Unternehmer als die gesamte Volkswirtschaft. In einer Zeit, da das Schwungrad der Wirtschaft sich in schneller Tourenzahl dreht und das Gewinnstreben des Unternehmers zu höchster Potenz entfacht ist, wohnte dem Streik, der immer gern in Hochkonjunkturzeiten verlegt wurde, allerdings die Wucht wirksamen Angriffs inne. Die schädlichen Wirkungen willkürlicher Arbeitsniederlegung müssen aber in einer Wirtschaft, die mühsam um ihre Eristenz kämpft, in schwerem Fall auf die Allgemeinheit zurückschnellen, weil die Gütererzeugung geringer wird und schließlich ganz schwindet. Die Produktivkräfte der Gesellschaft stehen in innigem Abhängigkeitsverhältnis. Legt eine Kategorie von Arbeitnehmern die Hände in den Schoß, so werden auch andere Volksschichten betroffen. Das Getriebe der Wirtschaft wird fortwährend von zahllosen Einzelstößen erschüttert — bis es schließlich zusammenbricht. Wenn diese zerstörende Wirkung nicht der Sinn des Streiks als Kampfmittel sein soll — so fassen die Pseudokoinmunisten vom Schlage des Spartakusbundes ihn heute allerdings auf —> dann ist er eben zu Unsinn verkehrt worden.

Falsche Auffassung vom Wesen sozialistischer Produktionsweise sagt, das Recht auf Arbeitsniederlegung sei ein heiliges, unantastbar Persönliches. Das ist falsch. Nehmen wir die Voraussetzung des Rechts aber einmal an. Dann kann nicht bestritten werden, daß alle Volks- und Produktionskategorien feiern dürfen. Der Proletarier hat die taktischen Methoden des Klassenkampfes allerdings zuerst ausgebildet. Damit werden sie aber noch nicht zum proletarischen Vorrecht. Wenn das Recht auf Arbeitsniederlegung ein menschlich-persönliches ist, kann es von jeder Berufskategorie übernommen werden. Das geschieht heute. Streiken die bürgerlichen Angestellten, so mag geschehen, daß auch die Arbeitermassen zum Feiern gezwungen werden. Die Arbeit kann von diesen Berufskategorien, deren wirtschaftliche Interessen nicht mit denen des eigentlichen Arbeiterproletariats

ubereinstimmen müssen, auch zum Zwecke politischer Abwehr nieder-
gelegt werden. Die Angriffsrichtung zeigt dann wahlweise nach oben oder nach unten. Es ist ferner denkbar, daß bestimmte politische Forderungen den Landwirten so wertvoll sind, daß auch sie sich zu dem Wagnis einer Arbeitsniederlegung etwa zur Erntezeit entschließen. Keine Frage: Streiken ist unantastbar persönliches Menschenrecht. Was geschieht dann? Hungersnot kommt über das Volk; die Arbeitsfrucht eines Iahres verdirbt auf den Feldern; Kranke, Säuglinge, Altersschwache erhalten weder Brot noch Milch — und werden grausam dahingerafft. Es zeugt von unglaublichst Geisteswirrnis und der Verlogenheit unserer öffentlichen Phraseologie, wenn sozialdemokratische Blätter, die das Streikrecht des Arbeiters anerkennen, dem Landwirt das Gleiche absprechen wollen. Aber die Verwirrung geht noch viel weiter. Bürgerliche Blätter treten zum Turnier gegen den Agrarstreik an und verteidigen gleichzeitig den Bürgerstreik der Arzte, Kaufleute und Apotheker als Abwehrmittel. Böses muß Böses zeugen — das ist sein Fluch. Beamte streiken, Eisenbahner .... Hebammen. Klassenegoismus wüstester Art greift Platz. . . . Das „heilige" Streikrecht führt zu krampfhafter Auflehnung von Volk wider Volk. Das Bewußtsein, Arbeit sei eine gesellschaftliche Funktion, sinkt ohnmächtig hinter blutrote Vorstellungsschleier: wer nicht den letzten Kreuzer, auf den der Arbeitnehmer ein Recht zu haben glaubt, bedingungslos zahlt, wird ökonomisch niedergeknallt. Es ist wenig anders als im Krieg: das letzte Gewaltmittel wird im Klassenkampf zur üblichen Waffe, mag ihre Wirkung für die Allgemeinheit auch vernichtend sein; wenn sie nur Erfolg hat. Unblutiger Streik und kriegsmäßige Anwendung der Mordwaffe ähneln sich. Winzige Spanne trennt beide. Der Übergang ist nur zu schnell gefunden; denn ihre gemeinsame Wurzel ist der Glaube an die seligmachende Wirkung der Gewalt.

Wer für ein demokratisches Staatswesen das Recht auf Niederlegung der Arbeit als ein menschlich-persönlich Unantastbares anerkennt, muß folgerichtig nach der Diktatur einer Volksklasse streben. Wenn alle Schichten der Gesellschaft gegeneinander in Aufruhr verharren, kann die Ordnung nur durch die Usurpation der Macht von feiten eines Teiles, Minderheit oder Majorität, wiederhergestellt werden. Es muß nicht gerade eine Diktatur des Proletariats sein, mit der diese Kämpfe enden. Die Besitzergreifung der Macht kann von Zufällen abhängen und es will mir scheinen, daß ein klassenbewußter Bauernstand für die Gesellschaft von größerer wirtschaftlicher Bedeutung ist als das städtische Proletariat. Ein Streik der Bauern aber muß in kurzer Zeit mehr Lebenswerte vernichten als lange Feierschichten im industriellen Betriebe. So ist eine Kette von Kämpfen denkbar, deren Ausgang entgegen kommunistischen Hoffnungen nicht notwendig mit dem Siege des Proletariats (im engeren Sinne) enden muß.

5 5 5

Blutige Perspektive! Sie zeigt, in welche Sackgasse gerät, wer an das Streikrecht glaubt. Er betet nichts anderes als die rohe Gewalt an und löst sich gefühlsmäßig aus dem Kreise der Verantwortungsgemeinschaft, das ist die soziale Ordnung des Volksganzen. Deshalb ist inkonsequent — Irrtum oder Lüge —, wenn gewisse Gruppen Streik predigen und gleichzeitig über die Anwendung von Waffen durch Regierungstruppen die Schalen ihrer heiligen Entrüstung schütten. Wir behaupten vielmehr: es gibt in einem demokratischen Staat keinen Streitfall zwischen Berufsgruppen, zwischen Lohnarbeit und Kapital, der nicht geschlichtet werden kann. Deshalb muß schleunigst ein uninteressiertes, objektives Tribunal geschaffen werden, dessen Schiedsspruch für beide Parteien rechtsgültige Kraft innewohnen muß. Es sollte mit Zwangsmitteln ausgestattet werden, die gegen Arbeitnehmer wie Arbeitgeber gleichermaßen in Anwendung zu bringen wären, wenn etwa durch Sabotage oder andere Mittel der Versuch gemacht würde, die Ausführung des Spruchs zu verhindern! Es gibt nur berechtigte und unberechtigte Forderungen. Für beide ist möglich, objektiv die Kriterien festzustellen. Gelänge dies nicht, bleibt der Streik als Kampfmittel bestehen, so heißt das nichts anderes, als das Duell als letzten Ausgleich auf wirtschaftliches und politisches Gebiet übertragen. Wohin das führt, ist klar: zum Totschlag . . . zum geistigen und wirtschaftlichen Bankerott.

Dr. N. Hansen, Berlin:

Die drohende Amerikanisierung des Europahandels.

Als der Weltkrieg begann, waren die Vereinigten Staaten noch kein ausgesprochenes industrielles Ausfuhrland. Sie drohten auch keineswegs den Europahandel so zu amerikanisieren, wie es heute der Fali ist. Die gesamte Ausfuhr der Union in Höhe von 2448 Millionen Dollar (Ende 1913) bestand zur Hauptsache, d. h. zu 68^ aus Rohmaterialien und Lebensmitteln und zu 32?^ aus Halb- und Fertigfabrikaten. Auch während der ersten beiden Weltkriegsjahre zeigte insbesondere die Ausfuhr nach Europa die gleichen einseitigen auf vorübergehende Möglichkeiten eingestellten Tendenzen. Nicht mit Unrecht haben führende Männer des amerikanischen Wirtschaftslebens immer wieder auf die Gefahren der damaligen einseitigen und treibhausartigen erportindustriellen Entwicklung hingewiesen. Vor allem war es der Staatssekretär des Handelsdepartements Redfield, der gegen die mangelnde Kenntnis der amerikanischen Geschäftsleute

vom europäischen Ausfuhrmarkt, gegen das Fehlen überseeischer Bankverbindungen, eigenen Frachtraums und des Interesses für den gesamten Überseehandel infolge der Hochkonjunktur in Kriegslieferungen in den letzten Iahren des Weltkrieges mit bestem Erfolg angekämpft hat.

Redfield, in dessen Händen heute die wichtigsten Fäden der amerikanischen Erportpolitik zusammenlaufen, und der den amerikanischen Außenhandel maßgebend beeinflußte, ist selbst Industrieller und Erporteur von Beruf. Bevor er seine glänzende Rede im Kongreß über die amerikanische Tarif- und Handelspolitik hielt, die ihm die Ernennung zum Staatssekretär des Handelsamtes einbrachte, hatte er 30 Iahre lang durch Reisen in Europa, Afrika, Indien, nach den Philippinen, Iapan und anderen Ländern als Kaufmann, der Absatz für seine Industrieerzeugnisse suchte, viel Gelegenheit zu beobachten, wie amerikanische Produkte mit den deutschen, englischen und sonstigen Fabrikaten konkurrierten. Als er auf seinen Posten gerufen wurde, erreichte ihn das Kabeltelegramm in Bombay, wo er gerade größere Aufträge für seine „Ameriean Blower Compagny" abschloß. Seine letzte längere Europareise machte er im Iahre 19lX). Sie galt ganz besonders dem Studium der Konkurrenzverhältnisse in Deutschland und England auf dem Gebiete der Fahrräder, Werkzeuge und Maschinen. Nach seiner Rückkehr gelang es ihm, englischen Fabrikanten aus Manchester und Birmingham große Aufträge zu entwinden. Die Rührigkeit Redfields im Interesse der amerikanischen Erportindustrie geht auch aus einer zu Anfang dieses Iahres vor der Brooklyner Handelskammer gehaltenen Rede hervor, in welcher er ausführte, daß 4(XX) Tonnen Maschinen und Werkzeuge im New Porker Hafen bereit lagen und daß ein Auftrag für Bergwerksmaschinen im Betrage von 10 Millionen Dollar bevorstehe, um die Kohlenminen Nord-Frankreichs instand zu setzen, ihren Betrieb aufzunehmen.

Amerika hat während des ganzen Weltkrieges glänzende Geschäfte mit Europa gemacht und will sie auch nach Friedensschluß fortsetzen. Den ihm verbündeten Staaten — auch Rußland und Italien — wurden mit großer Gebärde alle Erzeugnisse, die sie für die energische Fortführung des Krieges brauchten, angeboten und geliefert. Das große wirtschaftliche Interesse, das die Union hierdurch auch nach dem Kriege in den Ländern erlangt, denen es hilfreiche Hand bot, ist augenfällig. Auf der einen Seite befindet sich nämlich Amerika in der bevorzugten Lage, daß es während einer langen Reihe von Iahren eine hohe Rente von allen den Ländern bezieht, denen es bisher in fast verschwenderischer Weise seinen Geldbeutel öffnete. Andererseits wächst dadurch das Interesse der Union an der Wohlfahrt und dem Handelsverkehr dieser Staaten, damit die richtige Einlösung und rechtzeitige Zahlung der Renten zu allen Zeiten gesichert bleibt. Aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich, daß die gegenseitigen Handelsbeziehungen zwischen den nunmehr finanziell so eng aneinander geschlossenen Staaten vorerst wesentlich besser als zu Deutschland und Deutsch-Osterreich sein werden. Diese beiden Länder führten bis 1914 selbst Fertigerzeugnisse in großen Mengen aus und be-

nötigten an amerikanischen Fabrikaten nur landwirtschaftliche Maschinen, Schreibmaschinen, Automobile, Werkzeugmaschinen und Schuhe in geringem Umfang. Dagegen führten sie an Rohstoffen und Lebensmitteln sehr erhebliche Quantitäten aus der Union ein. In Friedenszeiten pflegte Deutschland die amerikanischen Nahrungsmittel und Rohstoffe mit einer ganzen Reihe Fabrikate, wie z. B. Anilinfarben, Spielwaren, Lederwaren aller Art, Porzellan- und Glaswaren, Konfektionswaren, chemische Produkte usw. zu bezahlen. Dazu kamen die Gewinne aus dem Frachtgeschäft und den Transaktionen der deutschen Banken im In- und Ausland. Auch jetzt müßten die amerikanischen Nahrungsmittel und Rohstoffe in erster Linie mit deutschen Fertigfabrikaten bezahlt werden, obgleich für viele sich in Amerika bereits besondere Industriezweige während des Krieges entwickelt haben. Da inzwischen auch die amerikanische Seeschiffahrt und das Auslandsbankwesen sich wesentlich verselbständigt haben, so werden in Zukunft die früheren Posten der deutschen Handelsbilanz aus Frachtgeschäften und Bankgewinnen erheblich weniger zum Ausgleich der Zahlungen herangezogen werden können, zumal auch die deutsche Handelsflotte ganz wesentlich verkleinert sein wird. Wenn tatsächlich die Union an Deutschland Kredite für Nahrungsmittel und Rohstoffe geben sollte, so wird sie sich dafür entsprechende Gegenleistungen einräumen lassen, die naturgemäß mit ihren Auffassungen von der Ausbreitung des „dig-business" und dem vergrößerten Absatz an amerikanischen Fabrikaten in Europa in Einklang gebracht werden müssen.

Die Frage: Wie wird sich das amerikanische Geschäft mit Europa nach Friedensschluß gestalten? stand schon auf der Tagung der „National Foreign Trade Convention", die vom 25.-28. Ianuar 1917 in Pittsburg stattfand, absolut im Vordergrund. Was damals beschlossen wurde, ist heute bereits zum großen Teil praktisch durchgeführt bzw. wird daran augenblicklich mit aller Kraft gearbeitet. Im wesentlichen wurden auf der Tagung drei Forderungen aufgestellt:

1) Investigation (Nachrichtensammlung und Studium der Märkte)
2) Edueation (Erziehung zu rationellen Erporlmethoden)
3) Cooperation (besseres Handinhandarbeiten der amerikanischen Erportinteressenten).

Besonders auf dem Gebiete der Investigation verfügen die Amerikaner heute über ein ausgezeichnetes und übersichtliches Material betr. den Europamarkt. Die Kernfragen, auf welche die Konsuln, die Reiseberichterstatter und Vertrauensleute des amerikanischen Handelsamtes Auskünfte gegeben haben, sind

1) Was ist erforderlich, um auf dem betr. europäischen Markt nach dem Kriege überhaupt Erfolg zu haben?
2) Wie gewinnen die Amerikaner das Vertrauen ihrer Kunden auf diesen Märkten?

3) Wie vermeiden sie zwecklose Handelsmethoden?
4) Wie fassen sie am sichersten festen Fuß auf den einzelnen Märkten Europas, d. h. ob durch große Gesellschaften, Ausgestaltung der Reziprozität, Bankfilialgründungen, Anleihe-Transaktionen gegen Entnahme amerikanischer Erzeugnisse usw.?

Die Edueation hat seitdem in einer großzügigen Erziehung und Ausbildung der amerikanischen Erporteure durch Vorträge, Schriften, Unterrichtskurfe in europäischen Sprachen, Geschäftsgebräuche usw. bestanden. Auch der Aufenthalt vieler junger Amerikaner auf französischem, englischem, belgischem, russischem, italienischem, deutschem und österreichischem Boden hat sehr erziehlich gewirkt und das Heer der „Handelsreserven", welche die Amerikaner jetzt für alle Märkte heranbilden, ist dadurch wesentlich vergrößert worden.

Auf dem Gebiete der Cooperation, d. h. des innigeren Zusammenarbeitens der Rohstoffproduzenten, Fabrikanten, Erporteure, Banken und Regierungsstellen wurden große Fortschritte gemacht. Das Netz der amerikanischen Auslandsbanken in Europa ist inzwischen in England, Holland, Belgien, Italien, Frankreich und Serbien bereits ausgesponnen worden, und die Gründung einzelner Industrieunternehmen mit amerikanischem Kapital besonders in Italien ist schon erfolgt.

Die Ausdehnung der amerikanischen Banken vollzieht sich nach drei verschiedenen Methoden. Entweder werden im Auslande Zweigniederlassungen errichtet, die von den Mutterbanken stark abhängig sind, oder es werden selbständige ausländische Bankgesellschaften ins Leben gerufen. Eine dritte Art sind die Diskontierungsinstitute für den Umsatz der amerikanischen Papiere, den der Außenhandel mit sich bringt. Unter den Banken, die in den letzten Iahren eine ganze Reihe Auslandsfilialen errichtet haben, verdienen in erster Linie genannt zu werden die „Cornmereial National Bank" in Washington, die First National Bank in Boston und die Ameriean Foreign Banking Corporation in New Vork. Die bessere Finanzierung des amerikanischen Europahandels soll in erster Linie durch das Zusammenarbeiten der amerikanischen Geschäftsleute mit diesen Auslandsniederlassungen durchgeführt werden. Es sollen rasche und sichere Auskünfte über die Kreditfähigkeit der Käufer gegeben werden. Ferner soll das Dollarakzept vermehrt zur Anwendung gelangen. Überhaupt soll der amerikanische Dollar-Bank- und Handelswechsel erheblich größere Verbreitung finden. Auch die Förderung fremder Finanzangelegenheiten und Einfuhrmöglichkeiten sind die Hauptziele, die mit der ganzen amerikanischen Bankenausdehnungspolitik verfolgt werden.

Interessant ist schließlich die Tatsache, daß in den letzten zwei Iahren der Staatssekretär Redfield sein besonderes Interesse dem Thema: „Können wir den deutschen Europahandel selbst übernehmen?" gewidmet hat. Als nüchtern rechnender Geschäftsmann kommt er zu dem Ergebnis, daß die Amerikaner Kohlenteerprodukte, Baumwollwaren, Spielwaren und Wollsachen

selbst ohne Schwierigkeiten und konkurrenzfähig liefern können. Ein lebhafterer Wettbewerb wird sich dagegen bei dem Absatz hochwertiger chemischer Erzeugnisse, feiner Baumwollwaren, Spitzen, Tonwaren, Papiererzeugnisse und feiner Lederwaren ergeben. Fabrikate, deren Herstellung in Deutschland unter besonders günstigen Umständen erfolgt, und in denen Amerika keine Konkurrenz aufnehmen kann, sind Kunstwerke, bestimmte Chemikalien und pharmazeutische Artikel, Glaswaren, Leinen, Pelze, Häute und Leder, destillierte Weine und Zinnwaren. Nach einer amtlichen Auslassung des von Redfield geleiteten Handelsdepartements vom 6. Ianuar d. Is. sollen in Zukunft die amerikanischen Waren in Europa und in den übrigen Märkten der Welt möglichst nur noch durch Amerikaner verkauft werden. Nachdem amerikanische Banken im Auslande arbeiten und Europa bei den Vereinigten Staaten große Anleihen aufgenommen habe, so heißt es in der Auslassung, sei dies der nächste Schritt. Es gäbe kein anderes Land der Welt, das so zahlreiche ausländische Handelsvertreter statt seiner eigenen Staatsangehörigenbeschäftigte. Vor dem Iahre 1914 wären viele amerikanische Vertretungen in deutschen Händen gewesen und auf diese Tatsache sei zum Teil der Mißerfolg der Ausdehnungsbestrebungen des amerikanischen Außenhandels vor dem Kriege zurückzuführen.

Ein Rückblick auf die hier geschilderten Tatsachen und Grundsätze lehrt, welch großes Gewicht die Amerikaner zurzeit auf eine umfangreiche Versorgung Europas mit ihren Industrieerzeugnissen, und zwar durch Amerikaner selbst legen. Bisher sind allerdings erst die Grundlagen für eine umfangreiche Amerikanisierung der wichtigsten Europamärkte gelegt worden. Die praktische Arbeit kann naturgemäß erst nach dem Abschluß des Weltfriedens ihre Früchte tragen.

G. Buch, Dessau:

Palastina als Wirtschaftsgebiet.

Durch die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker haben die zionistischen Bestrebungen, ein jüdisches Staatsgebilde in Palästina zu errichten, neue rechtliche Momente erlangt. Die türkische Regierung hatte sich bisher äußerst zurückhaltend den zionistischen Plänen gegenüber gezeigt. Die staatlichen Kräfte der Türkei waren schwach, das Reich war erfüllt von Völkerschaften, welche eine Selbständigkeit erstrebten. Türkischerseits erkannte man die wirtschaftliche Überlegenheit der einwandernden jüdischen Bevölkerung in Palästina und gerade

diese Überlegenheit schien eine Gefahr. Im Weltkriege hat dann bekanntlich die Entente die Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina und Mittelsyrien zu ihren Plänen geschlagen. Man glaubte nicht, den Zentralstaaten einen Diktierfrieden aufzwingen zu können, und gedachte seine Ziele, die Türkei von den Grenzen Ägyptens abzudrängen, wie die Türkei von Arabien zu trennen, durch eine Schaffung eines jüdischen Staates, als S aat im Staate, zu erreichen. Einerseits von der Türkei angefeindet, andererseits dem alleinigen Machtwillen Englands ausgeliefert, würde ein solches Staatengebilde zu einem Zerrbilds geworden sein, wenig glücklichen Bedingungen anheimgegeben. Heute liegen die Dinge anders. England hält Syrien über die ehemals eroberte Linie Beirut—Damaskus hinaus besetzt. Es kann nicht gesagt werden, ob es der Türkei gelingen wird,die besetzten Gebiete zurückzuerlangen. Es gibt ja auch im Lager der Entente Stimmen, welche dahm drängen, daß man England nicht allzugroß werden lassen möge. Mit dem kleinen Landstrich von Gaza bis Beirut würde England erstlich ein Vorland Ägyptens gewinnen, es würde den Besitz des Suezkanals sozusagen sich selbst garantieren und es würde auf Arabien mit guter Ruhe rechnen können. Ein von England umgebenes, von der Türkei getrenntes Arabien kann nichts bedeuten als eine englische Besitzung. Es ist nach der Lage der Zentralstaaten wohl anzunehmen, daß Syrien heute im südlichen und mittleren Teile entweder englisches Eigentum oder eine selbständige Staatenbildung unter Ententeleitung wird. Bekanntlich hat Frankreich große Interessen in Syrien. Es hat nicht nur alle Bahnen in Syrien gebaut, sondern auch im hohen Maße Handelsbeziehungen mit Syrien angebahnt. Gerade Beirut war „der Hafen Frankreichs". Frankreich wird kaum geneigt sein, an Stelle seiner Interessen England zu sehen, es wird nicht zugeben wollen, daß England die Ernte der französischen Mühen einheimst. Andererseits kann Italien keine Freude daran haben, die Stellung Englands im Mittelmeere erweitert zu sehen. Selbst Amerika dürfte hier nicht uninteressiert sein. Großbritannien beabsichtigt seit langem, von Alexandrien aus die einfuhrbedürftigen Mittelmeerländer und deren afrikanisches und asiatisches Hinterland mit Waren zu versorgen. Alexandrien ist heute schon als Stapelplatz allergrößten Stiles ausgebaut worden, eine Tatsache, welche Triest und Marseille mit Unbehagen schon seit Iahren bemerken. Amerika, das den Krieg benutzt hat, sich im Welt-Kandelsleben an die erste Stelle zu drängen, das bei seiner vielfach verdreifachten Produktion seine Massenabnehmer braucht, wird nicht selbst eine Handlung gutheißen, welche die Monopolstellung Englands im Mittelmeere anbahnt. Alles in allem liegen die Dinge jedenfalls so, daß sie den Bestrebungen der zionistischen Bewegung günstig erscheinen. Nicht aus Rechtsgründen, wohl aber aus Zweckmäßigkeit wird man vermutlich den jüdischen Wünschen mit Rechnung tragen. Die Ziele, welche die zionistische Bewegung nun in Palästina zu erreichen sucht, werden aber in der Dauer trotz aller politischer Konstellationen, die in diesem Gebiete in so überreichem Maße mitspielen, doch nur zu erreichen sein, wenn die wirtschaft-

liehen Vorbedingungen derartige sind, daß die jüdische Kolonisation der heutigen Natur einer Treibpflanze beraubt werden kann. Gewiß ist vieles und hoch erfreuliches geleistet, dennoch stehen die heutigen Erfolge in keinem Maßstabe zu dem, dessen ein jüdischer Staat in Palästina bedarf. Können wir hier optimistisch in die Zukunft sehen? — Man kann diese Frage wohl im bejahenden Sinne beantworten. Syrien ist von türkischen Provinzen der wertvollsten eine. Von allen türkischen Gebieten hat Syrien mit die beste Entwickelung gezeigt. Und diese Entwickelung konnte platzgreifen, obgleich die Hemmungen außerordentliche waren. Beginnen wir damit, einen Blick auf jene Hemmungen zu werfen.

Syrien besaß bis in die neueste Zeit hinein kaum Bahnen, die Verkehrswege aber waren dem Handelsleben auch keineswegs günstig. Als Weltstraßengebiet, vermittelte Syrien doch seit den Tagen des Altertums den Verkehr zwischen Asien, Indien, Arabien nach Europa, hatte Syrien zwar alte Karawanenwege, vornehmlich aber liefen jene in Nordsyrien und in das Hinterland von Damaskus, vor allem sind sie für Wagentransporte vielfach nicht gangbar. An Chausseen war das Land arm. In Mittelsyrien und in Palästina hatte man vor dem Kriege nur den gepflasterten Weg von Beirut nach Damaskus, in einer Länge von 126 Kilometer, die Kunststraße Saida—Merdschoym—Saffed, den Weg Haifa—Nablus—Iaffa und Ierusalem—Nablus—Nazareth. Die Verbindung Iaffa—Ierusalem, Ierusalem—Hebron und Ierusalem—Iericho. Eine fahrbare Verbindung bestand noch zwischen Gaza —Berseba und Iaffa. Damit war die Herrlichkeit aus. Im Kriege sind nun hier wesentliche Verbesserungen und gerade in Palästina geschaffen. Das Heer brauchte Straßen und Bahnverbindungen. Es entzieht sich allerdings der Beurteilung, wie viel von diesen Bauten in den letzten Kämpfen vernichtet wurden.

Außer den mangelhaften Verkehrswegen hat Syrien keine günstigen Hafenanlagen. Die Küste bietet keine natürlichen Häfen, die Kunstanlagen waren zumal in den Häfen Palästinas mangelhaft. Gaza und Akka sind nur als Reeden anzusehen, die noch unter Stürmen schwer zu leiden haben. Haifa ist entwickelt worden, genügte aber den gegebenen Handelsbedingungen nicht. Günstiger lagen die Verhältnisse bei Beirut. Eine Verbesserung der Hafenanlagen war geplant und mußte auch hier unbedingt platzgreifen.

Industriell ist das Land kaum entwickelt. Die alten Industrien, die Kupfer- und Goldschmiedekunst ist nur noch Fremdenindustrie, die ehemals hochentwickelte Weberei ist in einem dauernden Rückgange begriffen. Einmal kann man gegen die billige Einfuhr europäischer Stoffe nicht ankommen, andererseits hat man die teure Einfuhr von ausländischen Rohstoffen für jede Art der Textilindustrie notwendig, die Produktion wird dadurch so verteuert, daß auch die Qualitätsware einen schlechten Markt hat. Der Mangel an industriellen Rohstoffen ist überhaupt ein Hemmungsgrund erster Ordnung. Holz ist nur wenig vorhanden, bietet nur

eine Handhabe, um im Umkreise von Ierusalem eine Fremdenindustrieware, die Zedernkästchen, Tische usw. zu entwickeln. Mineralien hat Syrien wenig. Es sind Schwefellager entdeckt, Petroleumvorkommen nachgewiesen, auch einige Kohlenlager gemeldet, doch bisher ist noch nicht einmal zu sagen, ob die Vorkommen abbauwürdig sind. Es kann angenommen werden, daß der Abbau von Asphalt, Phosphaten, wie einzelnen Chemikalien in der Gegend des Toten Meeres zum gewinnbringenden Geschäfte ausgestaltet werden kann. Mit syrischer Kohle konnte sich Beirut schon versorgen. Dennoch müssen alle Vorkommen heute als bescheiden angenommen werden. Genau so verhält es sich mit den Erzen. Kupfer und Eisen sind nachgewiesen. Hoffnungsvoll liegen die Dinge hier nicht. Dennoch wäre Syrien in der Lage, eine Industrie zu entwickeln. Syrien hat einen großen Reichtum an gerbstoffhaltigen Rinden. Nun hat man in Indien allerdings erlebt, daß die künstlichen Gerbstoffe in Europa und Amerika den Markt herrschend halten, es gibt aber eine Reihe von Feinlederindustrien, welche den künstlichen Gerbstoff nicht verwenden können. Es käme hier nur auf die Schaffung geschickter Handelsvertretungen an. Außerdem könnte Syrien seinen besten Abnehmer im Inland finden. Syrien hat durchaus alle Voraussetzungen für eine Leder- und Schuhindustrie. Anfänge, und gute Anfänge sogar, sind vorhanden. Daß man bei den Anfängen stecken blieb, hat im wesentlichen zwei Gründe. Einmal die Rohstofffrage. Syrien hat ein Hinterland mit vorherrschend nomadisierender Milchwirtschaft. Arabien, Mesopotamien sind Wüstengebiete. Im Inlands wäre genug Weideland für eine Viehhaltung. Es zeigt sich nun, daß man indessen kein Sohlenleder hat. Man führt indische Büffelhäute ein und amerikanisches Sohlenleder. Warum hat man diese Einfuhr nötig? Das Triebvieh ist mager und gibt kein haltbares Sohlenleder. An Oberleder hat man genug. Um eine leistungsfähige Lederindustrie zu schaffen, hat man notwendig, die Viehzucht in Syrien zu heben. Erreicht man dies, werden sich die Verhältnisse rasch anders gestalten. Weiter braucht man eine geschultere Arbeiterschaft. Syrien hat — und vor allen Dingen die zionistische Bewegung, wie die katholischen Orden haben hier viel geleistet — verhältnismäßig heute schon eine leidliche Industrie- und Handwerksschulung. Wird hierauf verwiesen, muß bedacht werden, daß die Zustände an denen der Türkei im allgemeinen berechnet sind. Nach europäischem Beispiele gemessen, sind die Möglichkeiten, eine handwerksmäßige und industrielle Schulung für die Iugend zu erreichen, völlig ungenügend. Auf das notwendigste braucht man Schulen, um europäische Handfertigkeit einzubürgern. Durchaus aussichtsreich ist die Schaffung einer Konservenindustrie, einer Seifenindustrie und einer Porzellanindustrie. Die Hinweise, daß auch eine Zuckerindustrie Aussicht auf Erfolg habe, sind nur bedingt zu unterschreiben. Die Versuche, welche man mit den Rübenkulturen gemacht hat, sind unseres Erachtens noch bei weitem zu gering, um heute schon feststellen zu können, ob die Produktion nicht einen teuereren Inlandszucker ergeben würde, als man von dem Auslande Zucker haben würde.

Auf den Zuckerrohranbau hinzuweifen, erscheint völlig verfehlt, denn das Zuckerrohrfabrikat ist kostspielig. Iapan und Sizilien, welche unter ganz anderen Bedingungen Zuckerrohr bauen, sehen, wie der Rübenzucker in seiner billigen Güte überall den Vorrang erhält. Sicher ist nur, daß es wesentlich wäre, gelänge es Syrien, das einen so hohen Zuckerverbrauch infolge seines Fruchthandels hat, seinen Zuckerkonsum selbst zu decken.
Bisher liegt der Reichtum Syriens, seine ganze Wirtschaftsexistenz, in seiner Agrarwirtschaft. Es soll hier nur von Palästina und dem Kreise Damaskus—Beirut gesprochen werden. Kurz überblickend kann da gesagt werden: es ist an sich alles vorhanden. Man besitzt zwei Kornkammern: die Gegend am Meere bei Gaza, Akka und Iaffa und das Hinterland von Damaskus mit der fruchtbaren Horanebene. In den mittleren Gebieten ist der Weinbau, der Plantagenbau für Feigen, Datteln, Orangen, Zitronen, der Gemüsebau als Massenproduktion für Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Tomaten gegeben. Außerdem liefern die Täler des Iordans, die Seen Weidegründe für eine Viehwirtschaft. Damaskus hat das Hinterland der getrockneten Früchte, die einen Erport im großen Maßstabe ermöglichen, es hat alle Voraussetzungen für einen Obstbau. Die klimatischen Verhältnisse sind günstig, die Regenzeiten sind sichere, in den regenlosen Perioden fällt ein reicher Tau. Die Gunst der herrschenden Verhältnisse hat sich hier ja längst gezeigt. Die Erzeugnisse von Damaskus, Beirut und des Libanons stellten sich im Durchschnitte der letzten Friedensjahre folgendermaßen dar. Es wurden im Durchschnitte geerntet in Tonnen im alten Wilajet:

	Gerste	Mais	Weizen	Insgesamt
Damaskus	237 000 t.	439 000 t	245 000 t.	Bohnen 20 000 t
Beirut	60 000,,	30 000,,	173 000,,	Erbsen 8 000,,
Libanon	3 000 „	500 „	10 000 „	Linsen 9 000 „
Zusammen	300 000 t	469 500 t	428 000^	^ost 60 000,,

, ^ Der Viehbestand belief sich auf 1563 000 Stück Rindvieh, 208 000 Stück Schafe und Ziegen, 150 000 Stück Kamele und 40 000 Pferde. Für getrocknete Frucht war Beirut der Ausfuhrhafen, für frische Früchte Iaffa, für Getreide Iaffa, Akka und Haifa. Hiernach bemessen, kann man sich eine gute Vorstellung davon machen, in welcher Weise diese Gebiete vor dem Kriege schon fähig waren, die Verdienste der Handelsausfuhr für sich zu gewinnen. Im Iahre 1911 führte man über Beirut aus: 681 t Aprikosen, 1068 t Aprikosenkerne, 3041 t Aprikosenteig, 286 t Datteln, 314 t Früchte, 575 t trockene Früchte, 247 t Oliven, 223 t Olivenkerne, 522 t Zitronen, 469 t Trauben (deutscher Konsulatsbericht 1912). Weizen und Gerste gingen über Akka und Haifa 1907 in folgendem Umfange: 7975 t Weizen verschiffte Akka, 8100 t Haifa, Gerste verschiffte Akka 285 t und Haifa 2350 t. Insgesamt konnte Syrien an agrarischen Waren 1910 ausführen:

Getreide, Hülsenfrüchte	34 079 225
Früchte, Gemüse	42 409 024 „
Rosinen	343 180 „
Weine, Mineralwasser	4 666646 „
Pflanzen- und tierische Ole . . .	638 848 „
Häute, Leder, Lederwaren . . .	1255 425 „
Lebende Tiere in Stück	182 778

Die jüdische Kolonisation war bisher überwiegend an dem Weinbau, der Plantagenwirtschaft und hier besonders an der Orangenkultur, an der Gemüsewirtschaft und an der Viehhaltung beteiligt. Den Getreideanbau betrieb man, überwiegend fiel er aber den Fellachen zu. Triesch (Wirtschaftszeitung der Zentralmächte, S. 850, Iahrgang 1918) stellt zusammen, daß von 45 jüdischen Kolonien zwölf an Zehntsteuer zu entrichten hatten, für die Ernte an

	Getreide	Orangen
1904	27 906 M.	8109 Mk.
1913	172 952 „	84 208 „

Diese Ziffern zeigen die lebhafte Entwickelung der Kolonien. Da indessen auf diese Zustände vielfach ziffernmäßig hingewiesen ist, erscheint es angebrachter, sich zu vergegenwärtigen, in welchem Zustande sich heute die Agrarkultur Palästinas befindet und welche Aussichten sie bietet. Hier muß festgestellt werden, daß eigentlich nur die jüdischen Kolonien und die Templerkolonien mit europäischen Mitteln und Kenntnissen den Ackerbau betrieben und daß auch hier die extensive Kultur noch vielfach herrschte. Um sich ein Bild von den Zuständen zu machen, muß man sich vergegenwärtigen, daß aus Russisch-Polen und Galizien zugewanderte jüdische Personen, welche oft noch kein Ackergerät in den Händen gehabt, nach kurzer Zeit des Anlernens schon Musterbeispiele für den Fellachen sind. Man muß bedenken, daß trotz reich fließender Mittel die jüdischen Kolonisten doch überwiegend mit ihrer Kapitalarmut zu kämpfen haben. Künstlicher Dünger, Bewässerung oder Drainagen sind nur ganz vereinzelt anzutreffen. Wir können ruhig annehmen, ohne einer Übertreibung anheimzufallen, daß die Durchdringung Syriens mit einer modernen Agrarkultur seine Erträge mehr als verdoppeln kann, soweit es sich um den Getreidebau handelt. Nur eine starke jüdische Einwanderung kann dies Ziel in einer zeitlich nicht zu langen Spanne herbeiführen. Der Fellache wird erst in Generationen hierzu fähig sein. Um die Viehzucht zu entwickeln, bedarf es der reichen Kapitalien. Bisher ist hier wenig erreicht, weil man bei seinem schmalen Beutel die Ausgaben und-das Risiko scheute. Dabei hätte man in Ägypten seinen besten Markt. Es muß überhaupt hervorgehoben werden, daß ein großer Vorteil für eine Entwicklung Syriens heute darin erblickt werden muß, daß Syrien seine hauptsächlichsten Handelsbeziehungen nicht mit der Türkei, sondern mit

Ägypten und dem weiteren Ausland hatte. Der Hauptteil seiner frischen Früchte, seiner Tierprodukte, seines Lebendviehs, seiner Gemüse und seiner Seife ging nach Ägypten. Alexandrien andererseits war der Stapelplatz für den syrischen Kaufmann. Von hier bezog er seine Ware, um sie alsdann im Lande zu vertreiben. Zufolge seiner primitiven Wirtschaftskultur war Syrien an dem eigentlichen Welthandel nicht beteiligt, sondern verfügte nur über direkte Absatzmärkte. So ging vor dem Kriege beispielsweise'syrische Seide direkt nach Lyon, die Gerste von Gaza nach London und Hull, die Orangen von Iaffa weit überwiegend nach Liverpool, der Gazaweizen nach Triest. Diese Losgelöstheit von dem türkischen Markte wird Syrien zu statten kommen.

Überblickt man die Leistungen auf dem agrarischen Gebiete im allgemeinen, so sind sie, die Musterkolonien ausgenommen, diejenigen einer extensiven Kultur. Bodenbearbeitung, Anbau, Behandlung des Saatgutes, Ernte und Behandlung der gewonnenen Frucht weisen eine Kette von Fehlern und Unterlassungen auf. Um eine Änderung hier zu erreichen, wird es notwendig sein, nicht nur den armen, ungebildeten Einwanderer, sondern auch die leistungsfähige Kapitalkraft heranzuziehen. Das Rechts-, Genossenschafts- und Kreditwesen liegt darnieder, die Handelsformen sind teilweise die denkbar ungünstigsten, ein Reklamewesen fehlt so gut wie ganz, auch hier die tausendfältigen Merkmale der ertensiven Kultur.

Es ist notwendig, daß Palästina sich die landwirtschaftlichen Reichtümer seines Hinterlandes nutzbar macht. Viel Zeit ist hier nicht zu verlieren. Die Wege zum Suezkanal hielt England bisher ungebaut, weil man sich in Ägypten noch nicht sattelfest genug fühlte. Es galt zu bedenken, daß jene Handelsstraßen nach Arabien durch Sinai sich im gegebenen Falle zu militärischen Aufmarschstraßen gegen Ägypten hätten wandeln können. Das war zu vermeiden. Heute wird man anders denken. Syrien wird Sorge tragen müssen, nicht zum zweiten Male durch den Suezkanal mattgesetzt zu werden. Man kann hier nur vorbeugen, wenn das Hinterland geöffnet wird, wenn Handelswege nach Damaskus laufen und von da nach Beirut weitergehen, wenn von der Horanebene her von Amnion nach Es Salt nach Iaffa, von Bohra Verat nach Haifa zu die Tore geöffnet werden, damit die Ware der Wüste über Syrien und nicht zum Suezkanal geht. Nur der Gewinn der Zwischendurchfuhr des Korns, der Häute jener Gebiete kann Syrien ohne eigene Mühen Verdienste bringen, im Inlands wird nur der Schweiß härtester Arbeit in langen Iahren zunächst die erhofften Gewinne bringen. Auf günstige Zollsätze würde man rechnen können, denn Ägypten ist bisher noch allzusehr auf Syriens Einfuhr angewiesen. Doch lassen sich diese Verhältnisse heute noch nicht voraussehen! Es könnte kommen, daß eine von der heutigen Entente erzwungene Einfuhr das Land überschütten. und seine schwachen industriellen Versuche erdrücken würde. Fest aber steht heute schon eins, nämlich die Tatsache, daß Syrien sich um die Pflege neuer Erwerbsquellen bemühen muß, weit mehr, als dies bisher geschehen ist und auch geschehen konnte.

Palästina als Wirtschaftsgebiet
G. Buetz
Syrien muß die Güter zu produzieren suchen, welche der europäische Markt zu einem guten Teile als Seltenheitsware erkannt hat, weil ihre Produktion in Europa beschränkt ist. Von diesen nachgefragten Gütern besitzt Syrien die Ole und die Seide. Es sind nur Güter, über die Italien und zu einem Teile Frankreich auch verfügt, aber es sind Handelsobjekte, welche ihre Wertsteigerung zumal für die heutigen Zentralstaaten behalten werden. Es sind an und für sich Güter, mit denen Geld zu verdienen ist. Man hat zumal im Libanon mit der Kultur der Maulbeerbäume begonnen, doch die Erfolge waren noch recht bescheiden. Die Seidenerzeugung von ganz Mittel- und Südsyrien belief sich bisher nur auf rund 1F0 Millionen Kg. Die Seidenausfuhr über den Haupthandelsplatz für syrische Seide, Beirut, stellte sich im Iahre 1911 nur auf 207 Millionen Tonnen. Noch weniger entwickelt, wenigstens im Verhältnis zu der hier schon möglichen Produktion, ist die Olerzeugung. Obgleich die Olive in Syrien alle natürlichen Bedingungen für ihre Entwickelung findet, hat man im Frieden den Bestand an Olivenbäumen in ganz Syrien nur auf schätzungsweise 6 Millionen angegeben. Die Produktion an Olivenöl wurde nur auf 18 700 Tonnen in ganz Syrien angegeben. In der Umgebung von Beirut sind größere, waldartige Olivenpflanzungen bereits angelegt, deren Flächeninhalt nach Ruppin etwa 600 ausmacht, doch genügen solche Pflanzungen nur einem Versuchsstadium. Vor allem müssen die Verhältnisse innerhalb der Olivenölfabrikation geändert werden. Zum größten Teil sind die Olpressen noch höchst primitiv. Das Ergebnis hiervon ist, daß bei einem Olgehalte von 30—40^. der syrischen Olive nur 18—20^. statt 20—30A, Ol gewonnen werden. Die Olkuchen der primitiven Mühlen enthalten im Durchschnitte die verschwenderische Menge von 12—14Fett und Ol. Wie verderblich extensiv man heute in Syrien durchgehend noch arbeitet, kann man daraus erkennen, daß jene zum Viehfutter so überaus verwendbaren Olkuchen als Brennmaterial verkauft werden. Wo eine Verarbeitung der Olkuchen eintritt, ist auch diese Verarbeitung hoch primitiv.
Außer seinen Oliven hätte Syrien noch eine Olgewinnung aus Sesam und bitteren Aprikosenkernen im weitesten Maßstabe zu gewinnen. Der syrische Sesam enthält 50—Ol und Fett, ist also zur Olgewinnung überaus geeignet. Nur die primitivsten Anlagen finden sich bisher. Eine weitere Einnahme kann sich Syrien durch die Gewinnung von Rizinusöl schaffen. Die Rizinusstaude wächst allenthalben wild in Syrien. Allerdings kam sie am häufigsten zwischen Anatolien und Aleppo vor, doch ließe sie sich im Süden des Landes unschwer künstlich vermehren. Bisher hat Syrien nur Rizinussamen ausgeführt, gegen 2 bis 3000 Tonnen im Iahre. Die Verarbeitung wurde erst im Kriege in Damaskus in einer Anlage in Angriff genommen.
Die Bedingungen, welche für eine Entwickelung Syriens gegeben sind, die Bedingungen, welche sich in Palästina finden, sind reichhaltig. Die Lage des Landes gibt ihm einen außerordentlichen händlerischen Vorteil. In keiner Weise

aber kann verkannt werden, daß Palästina zunächst nichts nötiger braucht als Geld und Wissen, das Wissen fast noch nötiger als Geld. Palästina wartet auf den mit europäischen Wirtschaftskenntnissen, mit europäischen Arbeitsnerven ausgestatteten Ansiedler. ^

In welcher Weise das Land unter den Ereignissen des Krieges wirtschaftlich gelitten hat, entzieht sich heute noch der Beurteilung. Es scheint indessen, daß Syrien fast mehr Nutzen als Schaden von den Kriegsereignissen davongetragen hätte. —

Wenn im alten Griechenland eine Stadt zu viel Bewohner beherbergte, wurde eine neue Tochterstadt gegründet. Die Römer sandten gediente Krieger, die in Rom untätig waren und für das Gemeinwohl hätten gefährlich werden können, an die Grenzen und gründeten neue Kolonien. Wenn in einem germanischen Gau zu viel Esser vorhanden waren, wurden bestimmte Leute ausgesiedelt und ein neuer Gau gebildet. Die Völkerwanderung wurde dadurch veranlaßt, daß ganzen Völkerschaften ihre Sitze zu eng wurden, und daß sie mit der Waffe in der Hand sich neue zu erwerben suchten.

Diese Art staatlicher Auswandererpolitik verschwand im späteren Mittelalter. Die gesamte deutsche Kolonisation des deutschen Ostens im 12. und 13. Iahrhundert war keine planmäßige Aus- und Ansiedelungspolirik, sonoern allein das letztere. Planmäßig durchgeführte Ansiedelungspolitik trieben die polnischen Piasten und die russischen Zaren, als sie deutsche Bauern in ihr Land riefen. Planlos wurde ganz Amerika bevölkert; jeder wanderte aus Europa ab und ließ sich drüben nieder, wo es ihm paßte. Die europäischen Staaten, zumal die deutschen Länder und Städte hatten bei Einsetzen der Kolonisation nach dem 30jährigen Kriege, als Deutschland unter starkem Menschenmangel litt, gar kein Interesse daran, die Auswanderung planmäßig zu pflegen, im Gegenteil, planmäßige Einwanderung lag viel näher; es sei an dieser Stelle an die preußischen Könige im 17. Jahrhundert erinnert. Wenn Landeseinwohner das Land verlassen mußten, so wurden sie von ihrem Fürsten aus religiösen Gründen vertrieben, wie das Beispiel der Hugenotten, der Salzburger, der böhmisch-mährischen Brüder u. a. m. lehrt. Sonst aber hatte der Fürst mehr Interesse daran, seine „Untertanen" im Lande zu halten; denn mit jedem Auswanderer verlor er einen Steuerzahler oder einen Soldaten. Lange, namentlich in den Zeiten des wirtschaftlichen Liberalismus bekümmerte sich der Staat um die Auswanderung überhaupt nicht.

Zuerst nahm sich der englische ihrer an. Der ihr gegenüber ablehnende Standpunkt wurde aufgegeben und 1803 die erste Passengers Aet zur Verhütung von Ausbeutung durch die Schiffsrheder erlassen. Da das Ziel der Auswanderer zumeist die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren, regten sich in den 80er Iahren Bestrebungen, die Auswanderer systematisch mehr als bisher nach dcn eigenen Kolonien zu leiten. Zu diesem BeHufe wurde 1886 die „Xation»! Association kor promotin^ »täte girectecl coloui^ution" gegründet, auf deren Betreiben wurde noch im selben Iahre zu London ein „LmiAraurs Information Okkiee" ins Leben gerufen, welches Nachrichten über Arbeiterbedarf und Ansiedelungsgelegenheiten in den Kolonien sammelt und Auswanderungslustigen die erforderlichen Auskünfte erteilt. Das Amt bat seit 1891 Auskunftestellen an verschiedenen Orten errichtet, die eine ausgedehnte Tätigkeit entfalten.
In Preußen war nach dem allgemeinen Landrecht die Auswanderung ohne behördliche Erlaubnis verboten; in den anderen deutschen Staaten war es meist ebenso. 1842 wurde das Verbot erneuert, gleichzeitig jedoch bestimmt, daß die Erlaubnis im Frieden zu erteilen sei, falls es sich nicht um Wehrpflichtige handele.
Im Herbste 1818 regte Preußen, nachdem die Frage mehrfach im Frankfurter Parlamente erörtert war, Einziehung von Nachrichten über geeignete Ansiedelungsgebiete, sowie Unterstützung und Schutz der Auswanderer an; es wurde jedrch nichts daraus. In der Frankfurter Verfassung und in der Erfurter Unionsverfassung wurde ausdrücklich die Auswanderungsfreiheit festgestellt, in der preußischen Verfassungsurkunde wurde eine Einschränkung nur bezüglich der Wehrpflicht gemacht. Die Verfassung des Deutschen Reiches hat ausdrücklich in § 4 die Auswanderung als einen Gegenstand der Beaufsichtigung und Gesetzgebung durch das Reich bezeichnet. Doch ist lange nichts geschehen. Nach dem Staatsangehörigkeitsgesetze von 1870 bildete, wie in der preußischen Verfassungsurkunde, die einzige Beschränkung für die Auswanderung die Wehrpflicht, die amtliche Dienst' stellung und besondere Anordnungen im Falle des Krieges. Die gewerbsmäßige Verleitung zur Auswanderung unter Vorspiegelung falscher Tatsachen ist schon durch § 144 des Reichsstrafgesetzbuches unter Strafen gestellt worden. Seit 1873 sind verschiedene Versuche zur Regelung des Auswandererwesens unternommen worden. Sie sind aber fast durchweg gescheitert; erst 1897 gelang es, ein Gesetz über die Auswanderung nach fremden Ländern zustande zu bringen. Dieses Gesetz vom 9. Iuni 1897 regelt nur die Rechtsverhältnisse der Auswanderungsunternehmungen und schützt die Auswanderer vor Ausbeutung durch diese. An eine Ansiedelung der Auswanderer im überseeischen oder sonstigen Gebiete wird nicht herangegangen, nur werden deutschen Gesellschaften, die nach von ihnen erworbenen überseeischen Ländereien Auswanderer befördern wollen, besondere Erleichterungen zugesagt. Sonst aber lehnten bei uns Reich und Staat jedwede unmittelbare Beeinflussung des Auswanderungswesens ab und überließen diese Obliegenheiten privaten Gesellschaften.

Während des Krieges sind dagegen verschiedene Ansätze zu bemerken gewesen. Ein solcher ist z. B. in der seinerzeit vielbesprochenen Hindenburgverordnung über die Besiedelung von Kurland zu erblicken. Auch verschiedene Generalquartiermeistererlasse sind hier zu erwähnen. Doch ist das alles mit in den allgemeinen großen Zusammenbruch verwickelt worden.

Die Revolutionsregierung verfolgt nur innerpolitische Ziele und ihre Gesinnung ist, wenn man nach den von ihr herausgegebenen Verordnungen einen Schluß ziehen will, sogar auswanderungsfeindlich. Es sei hier lediglich an die Erweiterung und Verschärfung der Bestimmungen gegen die Steuerflucht und die Erschwerungen bei Ausführung von Geld ins Ausland erinnert. Die jetzige durch die Nationalversammlung zustande gekommene Regierung hat sich noch nicht geäußert, doch ist kaum zu erwarten, daß sie eine andere Stellung einnehmen werde. Auch sie wird bestrebt sein, die besitzenden Kreise im Lande zu halten, oder ihnen wenigstens vor einer etwaigen Auswanderung ihr Geld abzunehmen, damit dies bei ihren Plänen im Inland Verwendung finde. Gegen die Abwanderung gänzlich Unbemittelter wird sich kein Widerspruch erheben, da sie ja im Inlande, falls sie nicht arbeiten können oder wollen, doch nur eine Belastung des Reichsganzen darstellen werden.

Meiner Auffassung nach ist aber eine staatliche Fürsorge für das Auswanderungswesen jetzt weit notwendiger als vor dem Kriege und eine Änderung der bisherigen Stellung des Reiches dazu von Grund auf zu fordern. Mit der Zeit des politischen und wirtschaftlichen Zustandes nach dem dreißigjährigen Kriege hat der jetzige allein das völlige Darniederliegen des gesamten Wirtschaftslebens gemein. Damals war in Deutschland ein allgemeiner Menschenmangel, jetzt ein Uberfluß an Menschen, die wir bei uns nicht ernähren können. Damals stand dem Deutschen die ganze Welt offen, wo er hinkam, wurde er als Kulturpionier gern aufgenommen, heute ist uns die ganze Welt verschlossen und verrammelt, und es hat den Anschein, als ob uns die Türen nach dem Friedensschlusse auch noch versperrt bleiben sollten!

Wenn wir nicht genug Rohstoffe vom Auslande erhalten werden, und wenn uns zwar genügend Rohstoffe geliefert werden, die daraus hergestellten Fertigwaren im Auslande jedoch nicht angenommen werden, wird ein erheblicher Teil unserer Arbeiter keine Beschäftigung und kein Brot mehr finden. Die Landwirtschaft ist auch nur beschränkt aufnahmefähig und Erwerbslosenunterstützungen werden bei der sich ständig verschlechternden Finanzlage aller unserer öffentlichen Körperschaften auch nicht lange nur annähernd in dem heutigen Umfange gezahlt werden können. Weiter wird wegen Auslieferung der deutschen Handelsflotte der größte Teil unserer seemännischen Bevölkerung keine Verwendung finden, faüs ^ er nicht unter ausländischer Flagge fahren will. Nicht zu unterschätzende Massen werden auch sobald als möglich die Heimat verlassen wollen, weil sie sich mit den heimischen Zuständen nicht aussöhnen wollen oder können. Das werden meist

Angehörige der sog. besitzenden Klaffen sein, denen jetzt die Auswanderung durch die steuerrechtlichen Maßnahmen sehr erschwert ist.
Obschon die jetzige Reichsregierung die Notwendigkeit umfassender Fiirsorge- maßnahmen noch nicht erkennt, so werden doch nach dem Friedensschlusse in Bälde die entstehenden Notstände sie zum Eingreifen veranlassen, u. z. wird dann nicht mehr wie bisher mit Geldunterstützungen etwas zu leisten sein, sondern es muH für ein Unterkommen gesorgt werden, wenn nicht im Inlande, dann im Auslande. Es geht nicht an, alle die Unzufriedenen im Lande zu behalten, dann werden wir hier niemals zur Ruhe kommen. Denn selbst bei allgemeiner „Sozialisierung" wird das Deutschland nach dem Frieden seine jetzigen Bewohner nicht zu ernähren vermögen.
Schon jetzt hat, wie der Reichswirtschaftsminister Wissel im Wirtschafts- ausschuß der Nationalversammlung am 6. März erklärte, die Auswanderung zu- mal der Intelligenz bereits begonnen. Bereits jetzt kommen aus dem neutralen Auslande an Techniker und Betriebsleiter glänzende Angebote, damit sie aus- ländische Betriebe nach deutschem Muster einrichten; schon jetzt werden täglich mit Hilfe der Ententesoldaten Millionen deutsches Geld auf ausländische Banken überführt und die Kapitalbesitzer werden nach Aufhören der Schranken wohl fast alle nachfolgen. Auf diese Weise droht unserm Vaterlande außer dem jetzigen Niederbruch auch in Zukunft schwerer materieller und ideeller Schaden. Denn die auf diese Weise Hinausgetriebenen werden ihrem Vaterlande in weit höherem Maße, als es in den 40er und 50er Iahren des vorigen Iahrhunderts der Fall war, ein übles Andenken bewahren und werden draußen nicht gerade dazu bei- tragen, daß das Ansehen und die Beliebtheit dieses neuen Deutschlands im Aus- lande wieder steigt. Wenn da manchmal in den Kreisen der Unabhängigen ge- glaubt wird, wie es in einer Rede in der sächsischen Volkskammer zum Ausdruck kam, daß Deutschland alle die Auswanderer mit Freuden entbehren könne, so werden die Verhältnisse in nicht allzuferner Zeit das Gegenteil lehren. Das Schicksal Spaniens nach der Auswanderung bezw. Austreibung der Murillos bietet kein nachahmenswertes Beispiel!
Darum halte ich es für eine dringende Notwendigkeit, daß jetzt bereits von Reichswegen Schritte getan werden, um die einsetzende Auswanderung deutschen Geistes, deutscher Arbeit und deutschen Kapitals in die gewünschten Bahnen zu leiten. Die Millionen, die die deutsche Heimat verlassen werden, dürfen draußen nicht mehr der Kulturdünger werden und an der Ertüchtigung anderer Völker und unserer eigenen Erstickung mitarbeiten. Im Gegenteil, die auswandernden Deutschen müssen draußen für die Belebung des deutschen Außenhandels Sorge tragen, müssen mit dem alten Mutterlande in steter Verbindung bleiben, ihre' Kinder auf den deutschen Heimatschulen ausbilden lassen und auf diese Weise öfter selbst einmal veranlaßt werden, die alten Stätten aufzusuchen.

Willy Berthold
Reichsauswanderungspolirik
Welche Länder uns nach dem Frieden offenstehen, muß abgewartet werden. Wahrscheinlich wird nur Osteuropa für uns in Frage kommen, und Osteuropa wird, das steht für jeden Kenner schon heute fest, nach Erstickung der bolschewistischen Pest in einer Weise für deutsche Menschen, Arbeit und Waren auf> nahmefähig sein, wie es früher kaum jemand geträumt hat.
In den baltischen Provinzen, in der Ukraine und in Großrußland sitzen bereits mehrere Millionen Deutscher. Zumeist sind es Bauern, doch befinden sich auch Gewerbetreibende darunter, jedoch verschwindend wenige. Wie mancher deutsch: Soldat, der während des Krieges oder während der Besetzung der Ukraine in eine deutsche Kolonie gekommen ist, hat selbst festgestellt, welche Aussichten sich bieten, und mancher von ihnen wird baldigst wieder hinausgehen, wird Angehörige und Freunde nachziehen. Ihnen werden sich draußen ganz andere Möglichkeiten des Fortkommens und des Emporarbeitens eröffnen, als in der Heimat. Für deutsche Landwirte sind noch ungeheure Mengen Landes vorhanden. Bei tüchtiger Arbeit und intensiver Bewirtschaftung des Bodens lassen sich diesem die drei- und vierfachen Erträge abringen, die Zucht von Pferden, Rindvieh, Schafen, Schweinen usw. für einen deutschen geschulten Landwirt zu jetzt nicht gekannter Blüte ausgestalten. In Kurland bietet die kurische Siedelungsgesellschaft, die mit einem großen auch reichsdeutschen Kapital arbeitet, allen denen, welche in die deutschbaltische Landwehr zum Schutze des Landes gegen die Bolschewisten eintreten, besondere Vorteile im Falle der Ansiedelung. In anderen Kolonien der Ukraine boten die Deutschen den nach dem Waffenstillstande abrückenden deutschen Soldaten hohe Summen und Gelegenheit zum Ankauf usw., wenn sie dableiben würden, um sie gegen die Bolschewisten zu verteidigen. Die Nichtgenehmigung des Zurückbleibens von Deutschen durch die deutsche Regierung und der Drang, erst einmal nach der Heimat zu kommen, ferner die Zustände und Verhältnisse, von denen sie draußen keine Ahnung oder eine ganz falsche Vorstellung hatten, veranlaßten die meisten, mit ihrer Truppe nach Deutschland zurückzukehren. Jetzt sehnen sich viele Tausende wieder hinaus! Und wenn erst einmal der Verkehr in Ordnung gekommen ist und'die Bolschewiki abgewirtschaftet haben, dann werden sie wieder hinausströmen und noch einmal mit offenen Armen empfangen werden. Die ehemaligen deutschen Soldaten, die schon einmal Land und Leute von dem Wüten der Räuberbanden befreit haben, werden dann den Kern der von uns eingeleiteten Selbstschutzbewegung bilden und das Land verteidigen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, von ihrer Regierung abgerufen zu werden.
Im ehemaligen Rußland wird die Lage für uns auch um deswillen sich günstig gestalten, weil die über 2 Millionen russische Kriegsgefangene, die während des Krieges in Deutschland gelebt und gearbeitet haben — natürlich von Ausnahmen abgesehen — ein sehr günstiges Bild und eine besondere Hochachtung von Deutschland mitgenommen haben, dessen Verhältnisse ja jetzt noch wesentlich besser sind als die russischen. Die meisten dieser Gefangenen beherrschen die dentsche Sprache

recht gut und die meisten haben — wie ich mich persönlich zu überzeugen dos öfteren Gelegenheit hatte — den lebhaften Wunsch, mit ihren in Deutschland gewonnenen Bekannten in Fühlung zu bleiben. Sie werden die besten Werber für deutsche Waren sein und die lautesten Verkünder deutscher Kultur.
Während des Krieges sind das, weniger durch Worte als durch die Tat, die deutschen Kriegsgefangenen in Rußland gewesen. Überall, wo sie tätig waren, in Landwirtschaft, Industrie und Handel, haben sie uneingeschränktes Lob ihrer Arbeitgeber erworben; und mancher hat mir berichtet, nach dem endgültigen Frieden würden seine Gefangenen wieder nach Rußland hinaus kommen, Freunde und Familie usw. mitbringen und dann ganz draußen bleiben.
Das eine gute Ergebnis hat der Krieg zweifellos gehabt, daß ein erheblicher Teil von Deutschlands Söhnen einmal hinaus unter fremde Leute gekommen ist und dort gesehen hat, daß deutsche Ordnung und deutscher Fleiß doch etwas ganz besonderes darstellten, was uns das Ausland niemals nachmachen wird. Ihnen ist der Blick für die Zukunft geweitet und die Kirchturmsinteressen zu Hause sind ihnen zu niedrig und zu eng. Manchen, der jetzt nicht arbeiten kann und vielleicht auch keine Lust dazu hat^ wird es bald wieder hinaus in die Ferne treiben. Viele von ihnen werden dann nicht wissen, wohin sie ziehen sollen, und werden, wenn keine Stelle vorhanden ist, wo sie Rat und sachdienliche Auskunft erhalten, irgendwo in der Welt verschwinden und dem Deutschtum verloren sein.
Ich schlage darum vor, ein Reichsaus w ander ungsamt zu schaffen oder ein Reichsamt für Auslandsdeutschtum, an dessen Spitze kein neuer Reichsminister zu flehen braucht, sondern ein mit dem Auslandedeutschtum durchaus vertrauter Mann, dem genügend Sachverständige über die Verhältnisse, Aussichten und Möglichkeiten in den einzelnen Ländern der ganzen Welt zur Seite stehen. Die innere Organisation des Amtes muß sich den lebendigen Verhältnissen anpassen und möglichst frei von allen bürokratischen Gesichtspunkten sein. Für die einzelnen Länder müssen besondere Abteilungen gebildet werden, in denen alle Fäden zusammenlaufen. Ieder Auswanderungslustige muß dort Auskunft und Rat erhalten, wohin er sich bei seiner Vorbildung, seinem Alter und den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln mit Vorteil hinwenden kann. Die Auskunft muß schriftlich und mündlich erteilt werden können. Damit jede Abteilung in der Lage sei, einen zutreffenden Rat zu erteilen, muß das Amt natürlich in steter Fühlung mit den Auslandsdeutschen und ihren Organisationen bleiben. Letztere würden zweckmäßig alle Vierteljahre oder, wenn es durchzusetzen wäre, alle Monate über alle Verhältnisse ihres Bezirks einen ausführlichen Bericht an das Amt einreichen, in denen alles von vornherein nach bestimmten Gesichtspunkten gegliedert werden könnte. Den deutschen Konsuln im Auslande würde außerdem für ihren Amtssprengel dieselbe Verpflichtung aufzuerlegen sein. Die beiderseitigen Berichte würden eine wertvolle Ergänzung zueinander sein; und für unsere gesamte Exportindustrie und unseren Erporthandel eine wahre Fundgrube von Anregungen bedeuten, deren Wert garnicht auszudrücken ist.

Das neue Amt müßte sich natürlich der bereits von anderen Organisarionen, wie dem Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart und dem Vereine für das Deutschtum im Auslande usw. geleisteten Vorarbeiten bedienen. Die bisherigen oder neuzuschaffenden heimischen Organisationen würden auch verschiedene Aufgaben übernehmen können, welche das Amt selbst nicht erledigen kann.
Bei der Neigung der Deutschen, sich überall schnell anzupassen und ihr Volkstum aufzugeben, möchte Vorkehrung getroffen werden, daß sie in Gegenden unter Menschen kommen, wo diese Gefahr weniger besieht. Unter den Russen und Ukrainern verschwindet der Deutsche weniger schnell. Der russische Bauer und Handwerker sind in völkischer Hinsicht weit duldsamer, als der Pole und Tscheche. Die ersteren betrachteten den Deutschen als einen kulturell ihnen überlegenen Menschen und die Deutschen hatten von sich selber das gleiche Gefühl. Daher haben sich auch in Rußland die Deutschen, namentlich solange sie ihren von den Russen abweichenden Kirchenglauben behalten haben, so gut gehalten und sich wenig russifiziert. Die deutschen Kolonien am Dnjepr, in Taurien u. a. m., die seit über hundert Iahren bestehen, legen Zeugnis davon ab.
Endlich gilt es, die den einzelnen mit seinem gemeinsamen deutschen Vater° lande verknüpfenden politischen Bande nicht so ohne weiteres zu lösen, wie es früher war. Die im Gesetze über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Iuni 1870 gegebene Füglichkeit, die deutsche Reichsangehörigkeit zu verlieren, wenn ein Deutscher sich länger als 10 Iahre im Auslande aufhielt, ohne sich in die deutsche Konsulatsmatrikel eintragen zu lassen, ist glücklicherweise in dem neuen Gesetze verschwunden und wird hoffentlich auch niemals wieder aufleben. Wie beweglich waren stets die Klagen unserer Auslandsdeutschen über ihre gänzliche Vernachlässigung durch die deutschen Reichsvers tretungen im Auslande und über den geringen Schutz, den ein Hilfesuchender bei diesen finden konnte. Ieder Deutsche im Auslande muß in Fällen der Not bei den deutschen Vertretungen den erforderlichen Rat und Unterstützung finden. Das Amt muß die Stelle sein, an die alles geht, und das jedes Gesuch an die zuständige Behörde weiterleitet.
Zum Schlusse möchte ich noch kurz die Bedeutung streifen, welche eine gesetzmäßige und vollberechtigte Vertretung der Ausländsdeutschen im Reichstage für deren lebendige Verbindung mit der Heimat haben würde. Der einzelne Auslandsdeutsche bleibt über die Verhältnisse besser auf dem Laufenden, denn zumindest bei jeder Wahl ist er gezwungen, sich ein Bild von diesen zu machen, in den Vereinen und der deutschen Auslandspresse wird ein wesentlich regeres Leben sich entfalten, wenn die Deutschen draußen nicht nur Interessen an ihrem derzeitigen Wohnort, sondern auch recht lebendige und fühlbare mit dem Heimatland haben. Alle nehmen dann einen wesentlich innigeren Anteil an der gesamten heimischen Entwicklung, dadurch werden die Vereine und Verbände wahre Interessenvertretungen, sodaß jeder sich selbst schädigt, der keinem angehört. Die bis-

herige Unterstützungstätigkeit und Geselligkeitspflege braucht deswegen aus dem Vereinsbilde nicht zu verschwinden) wird jedoch den Vereinen weniger den Stempel aufdrücken als bisher.

Die Auslandsvertreter werden eine willkommene Bereicherung des Reichstages darstellen. Bei allen Parteien werden sie ob ihres weiten Blickes besonderes Ansehen genießen und in allen Auslandsfragen werden sie eine Art Vertrauensrat der Regierung und des Parlaments bilden. Sie werden zumeist besonders tüchtige und hervorragend bewährte Männer sein, da voraussichtlich unsere Auslandsdeutschen sich bei der Auswahl nicht von den kleinlichen Parteigesichtspunkten leiten lasten werden, wie wir in der Heimat. Wie die Wahl im einzelnen vor sich gehen soll, darüber will ich keine Vorschläge machen. Das Deutsche Auslandsinstitut hat ein Preisausschreiben über das Wahlrecht der Auslandsdeutschen er-, lassen. Wahrscheinlich werden dabei wertvolle Vorschläge zutage gefordert werden. Ich vermag mir kein günstiges Ergebnis auch der geistvollsten Anregungen zu versprechen, wenn es in der Heimat nicht gelingen sollte, die beginnende gewaltige Abwanderung in bestimmte Bahnen zu leiten und eine Stelle zu schaffen, die mit dieser Aufgabe betraut wird. Wir stehen meiner Auffassung nach jetzt vor der zweiten großen deutschen Abwanderung nach dem Osten. Die erste bezeichnete der veistordene Geschichtsprofessor Lamprecht als die größte Kulturtat der Deutschen überhaupt. Das Land östlich der Elbe wurde deutsch, von hier aus wurde Deutschland aus den Trümmern des römischen Reiches gerettet. Möge die zweite Abwanderung eine ähnliche Kulturtat werden und der Anlaß zu einer erneuten Erhebung unseres Vaterlandes aus den jetzigen Trümmern.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Es gibt ein Problem, das uns alle beschäftigt, Männer und Frauen, junge und alte, ein Problem, dessen Lösung notwendiger wäre als manche andre, deren Wichtigkeit jeder anerkennt, — und das wir doch am liebsten totschweigen oder von dem wir nur in möglichst gedämpftem Ton reden, weil es für „nicht anständig" gilt, und — weil wir uns gern gegenseitig einreden möchten, daß es uns gleichgültig ist. Ich meine das „Geschlechtsproblem". In keiner der hauptsächlichsten Lebensfragen wird durch Schweigen und durch Verschweigen soviel gesündigt wie in dieser. Bricht einer den Bann und wagt davon anzufangen, so findet er bei einer kleinen, gegen sich selber ehrlichen Minderheit lebhaften Anklang, —

Das

aber die große Masse hält ihn für einen Spekulanten auf die Sensationslust des Durchschnittspublikums und jubelt ihm zu oder lehnt ihn ab, je nach ihrer sittlichen Höhe.

Und doch möchte ich behaupten, daß wir allen Grund hätten, uns heute mehr denn je mit ihm zu befassen. Der Krieg hat neue Zustände geschaffen, die wir früher nicht kannten. Er vernichtete die Blüte unsrer Männlichkeit entweder ganz, — durch frühen Tod, — oder halb durch Krankheit und Verkrüppelung. Wir Frauen sind jetzt sehr in der Uberzahl, und was gestern noch eine bloße Streitfrage für uns war, kann sich morgen bereits zu einem Notstand entwickeln. Denn je weniger Möglichkeiten für uns Frauen, uns gesund und natürlich auszuleben, desto größer die Gefahr, daß dadurch ungesunde Verhältnisse, widernatürliche Auswüchse, gezeitigt werden. Diese aber führen wiederum zu einem moralischen und gesundheitlichen Tiefstand, den wohl keiner als erstrebenswert ansehen möchte.

Nun ist es leider nicht möglich, an dem Zustand an sich etwas zu ändern.

Wir können nicht plötzlich mehr Männer schaffen und dadurch mehr Gelegenheiten für uns Frauen, unfern natürlichen Beruf auszuüben. Aber wir können die ge^ gebenen Verhältnisse doch günstiger gestalten, wenn wir nur den Mut haben, ihnen klar ins Auge zu blicken und sie mit ihren Folgeerscheinungen richtig zu bewerten.

Dazu gehört in erster Linie, daß wir unsre Iugend in angemessener Weise aufklären, nicht nur die weibliche, sondern auch die männliche. Es hat keinen Zweck, das Mädchen über seine Pflichten als Geschlechtswesen zu belehren, wenn man den Iungen nach wie vor in dem Glauben läßt, daß er auf diesem Gebiet nur Rechte und keine Pflichten habe. Nicht einmal Pflichten gegen sich selber, geschweige denn gegen die Allgemeinheit. So heißt es aufräumen mit alten Gebräuchen und Anschauungen, aus Gedankenlosigkeit und Mangel an Voraussicht geboren. Unsre Iugend hat ein Recht darauf, an den beiden berufenen Stellen — in Schule und Haus — wahrheitsgemäß über das Geschlechtsproblem aufgeklärt zu werden, in taktvoller Weise natürlich, ohne deshalb ihre schönen Illusionen zu zerstören. Sie hat ein Recht auf Anleitung und Unterweisung, wie sie sich zu dieser wichtigsten Lebensfrage stellen und wie sie sich ihrerseits an ihrer befriedigenden Lösung beteiligen kann. Und wenn es uns Eltern erst erlaubt sein wird, an Schulfragen mitzuwirken, sollen wir ein Hand-in-Handarbeiten von Schule und Haus auf diesem Gebiet in erster Linie anstreben.

Denn die Erziehung zu einem berechtigten Geschlechtsstolz scheint mir die beste Grundlage, auf der wir später weiterbauen können. Weder soll das Mädchen, noch soll der Iunge in dem Glauben erzogen werden, daß sein Geschlecht das höher geartete sei nnd daher ein Recht auf höhere Bewertung habe. Aber an der Hand seiner Besonderheiten soll jeder zu der Überzeugung gelangen, daß grade sein Geschlecht Forderungen an ihn stellt, deren Befolgen oder Nichtbefolgen von weittragendster Bedeutung für sein und seiner Artgenossen ferneres Leben ist. Er soll seine Macht kennen und richtig anwenden lernen, damit er sie sich zu

seinem Glück Untertan machen kann, nicht aber bedingungslos als ihr Sklave durchs Leben geht.

Indem wir unsre Kinder zu größerer Wahrhaftigkeit über geschlechtliche Dinge erziehen, indem wir ihnen die heute noch übliche unwürdige Geheimnistuerei ersparen, geben wir ihnen gleichzeitig die Möglichkeit, ihr späteres Leben auf einer festeren sittlichen Grundlage aufzubauen als bisher. Es wird dann hoffentlich keiner mehr sagen können, daß er nur aus Unkenntnis gesündigt, sich nur deshalb weggeworfen habe, weil niemand ihm den Wert dessen, was er von sich warf, klarmachte. Wer dann ins Verderben hineingeht, wird es mit offnen Augen tun, gewarnt und belehrt. Und wenn wir von „Schuld" reden, so mag man ihn künftig selber als den Hauptschuldigen bezeichnen. —

Haben wir unsern Kindern den Weg geebnet, so dürfen wir sie trotzdem auch im späteren Leben nicht laufen lassen, wohin ihre natürlichen Instinkte sie treiben. Beide nicht. Denn Gefahren drohen nicht nur dem Mädchen, das sich schrankenlos seinem Naturtrieb überläßt, sondern auch dem Iüngling. Dem Mädchen, das uneheliche Mutter werden und sich dadurch eine schwere Last aufbürden kann, steht der junge Mann gegenüber, den man den Gefahren der Prostitution ungewarnt ausliefert. Beide können auf diese Weise ihr Lebensglück zerstören und sich für immer entwerten. Beide müssen daher lernen, sich als Geschlechtswesen zu hoch zu achten, um sich gedankenlos der ersten besten Verführung in die Arme zu werfen.

Aber werden wir so den außerehelichen Geschlechtsverkehr aus der Welt schaffen? Sicher nicht. Und ich sehe auch kein Mittel, ihn zu einem allen Teilen gerecht werdenden Zustand auszubauen, nicht durch Aufhebung der doppelten Moral, nicht durch Anerkennung weitgehender Rechte der unehelichen Mutter und ihres Sprößlings, nicht durch gesetzliche Einschränkung oder durch Verbot der Prostitution. Wie man die Sache drehen und wenden mag, — letzten Endes schaut immer eine Entwertung der Frau heraus, und das scheint mir kein Ziel, des Kämpfens wert. Mit menschlichen Gesetzen und veränderten Gesellschaftsanschauungen schaffen wir keine Naturgesetze aus der Welt. Wer das glaubt und andre glauben machen will, ist entweder befangen und sucht nur seinen persönlichen Vorteil, oder er ist zu jung, um die Folgen zu übersehen.

Nicht „Abschaffung der doppelten Moral" soll es für denjenigen heißen, der wirklich um Glück und natürliches Sichauslebenkönnen für uns Frauen kämpft, — sondern Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen, tiefgehende gesundheitliche Aufklärungsarbeit an jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Die Aufhebung der doppelten Moral überliefert uns Frauen entweder ganz der Versklavung durch den Mann, oder derjenigen unsrer Sinne. Frei wird die Frau nur dann sein, wenn sie sich selber freimacht von ihrer Natur, wenn sie sie beherrscht, anstatt sich von ihr beherrschen zu lassen. Und auch uneheliche Mutterschaft wird immer eine Abhängigkeit und Behinderung für die Frau bedeuten, so lange wir als Kultur- und nicht als Naturmenschen leben. Eine Verbesserung ihrer

Zage scheint mir also nicht viel mehr als ein Notbehelf. Verbot oder Einschränkung der Prostitution aber könnte erst dann einigen Erfolg versprechen, wenn die Verbältnisse es uns erlauben würden, den Geschlechtsverkehr auf einer gesünderen Basis aufzubauen, und wenn wir die ganze Menschheit auf eine uns heute unerreichbar scheinende sittliche Höhe gebracht hätten. So lange noch e i n Element diesen Bestrebungen feindlich gegenübersteht, können sie keinen Erfolg versprechen. Und wer möchte es unternehmen, in einer Frage, die je nach seiner Natur von jedem anders angeschnitten und gedeutet wird, alle unter denselben Hut zu bringen? Mir scheint es eine Sisnphosarbeit!

Und doch: sollen wir die Waffen strecken mit der Begründung, daß nichts zu helfen ist? Sollen wir nach wie vor mit dieser für die Menschheit so wichtigen Frage eine Vogelstraußpolitik treiben? Heute, wo wir Freiheit auf allen Gebieten auf unsre Fahne geschrieben haben? Sicher nicht. Mehr denn je scheint es mir Pflicht derer, die ihren Mitmenschen helfen wollen, die Nöte des Lebens zu überwinden, daß sie auch hier Klarheit schaffen, Wahrheit predigen und retten, was zu retten ist.

Wie ich vorhin schon sagte, können wir nicht plötzlich mehr Männer hervorbringen. Aber wir können durch Aufklärung und Gesunderhaltung unsrer männlichen Iugend dafür sorgen, daß mehr als bisher in der Ehe ihre Befriedigung, ihr Lebensziel sehen. Wieviele werden allein durch Geschlechtskrankheiten zur Ehe untauglich! Wir können durch bessere Erziehung der Frau zu ihrem natürlichen Beruf ihr selber mehr Möglichkeiten geben zu heiraten als bisher. Man sorge auch für gesunde soziale Verhältnisse, damit junge, gesunde Menschen einander heiraten können, ehe sie verbraucht, schlechte Erzeuger und abgestumpfte Erzieher geworden sind, — sorge für bessere Wohnverhältnisse, — fordre Gesundheitsatteste vor der Eheschließung, damit derjenige Teil, der rein und gesund m die Ehe hineingeht, wenigstens die Möglichkeit hat, eine Ansteckung durch den kranken Partner abzulehnen. Und neben Schwangerenschutz, Säuglingsfürsorge, Mütterberatungsstellen nehme man sich auch der unehelichen Mutter in ganz andrer Weise an, als es heute geschieht.

Das heißt nicht etwa, daß ich den eine Zeit lang üblichen „Schrei nach dem Kinde" mitschreien möchte! Im Gegenteil bin ich der Meinung, daß man ein Mädchen garnicht eindringlich genug vor den Folgen des unehelichen Geschlechtsverkehrs warnen, und daß man den Mann garnicht streng genug als mitverantwortlich heranziehen kann. Aber wenn es geschehen ist, — und es wird, es muß leider geschehen im Hinblick auf die augenblickliche Überzahl des weiblichen Ge schlechts, — dann sollen wir den Betroffenen weitgehenden Schutz gewähren, und zwar nicht nur in gemeinnützigen Anstalten, sondern in der Familie, grade in der Familie. Was bisher der unehelichen Mutterschaft den Makel aufdrückte und was durch soziale Bestrebungen allein nicht geändert werden kann, war, daß die Familie Z>es Mädchens sich von ihm in den meisten Fällen zurückzog. Steht hinter der

unehelichen Mutter und ihrem Kinde die Familie, so ist deren Fortkommen nicht halb so schwer, als wenn man sie als Ausgestoßene behandelt. Und besser, natürlicher wüchse das uneheliche Kind, dessen Leben heute oft genug eine Kette unverdienter Leiden ist, heran unter den Augen der Mutter, behütet und geliebt von den Großeltern, als wenn es, dem Zwange gehorchend, verschenkt, in schlechte Pflegestellen gegeben wird. Mir sind eine ganze Reihe von Fällen bekannt, — auch aus unfern Kreisen, — wo die Familie sich geschlossen hinter das betroffene Mädchen stellte, es bei sich behielt, das Kind vor aller Welt mit heranzog, und wo schließlich die weitere Umgebung gezwungen wurde, sich ebenfalls mit dieser Tatsache abzufinden. Denn letzten Endes ist doch auch uneheliche Mutterschaft eine persönliche Angelegenheit jeder einzelnen Frau. Wir können, wie ich vorhin schon sagte, warnen, können sie bedauern, falls unsre Warnung keinen Erfolg hatte. Aber wenn die Frau die Folgen ihrer Handlungsweise trägt, wenn sie — und mit ihr die Familie — für die Folgen eintritt, so hat nach meiner Meinung niemand das Recht, ihr deshalb die Ehre oder ihre soziale Stellung abzusprechen. Und vor allen Dingen hat niemand ein Recht, dem ganz unschuldigen unehelichen Kinde Steine in den Weg zu legen, indem ihm etwas zum Vorwurf gemacht wird, das zu ändern nicht in seiner Macht liegt. Wir müssen unbedingt zum Wohle der Menschheit viel weitherziger und großdenkender werden in all den Fragen, die lediglich Gewissensfragen für jeden einzelnen sind. Nur so können wir auch eine Hebung des Standes der unehelichen Mütter und Kinder hervorrufen, die durch Gesetze und soziale Maßnahmen nicht zu erreichen wäre. Kleinlich ist es, höchste Sittlichkeit nur in der Ehe zu suchen. Deckt sie doch leider gar zu häufig einen Pfuhl von Schmutz und Unmoral, gegen den der einmalige Fall eines sonst sittenreinen Mädchens ein blanker Spiegel ist. Iedenfalls, da wir uns mit der Tatsache abfinden müssen, daß es in der nächsten Zukunft nicht möglich sein wird, alle Mädchen zu verheiraten, müssen wir auch die Verirrnngen derer, die ihre Natur zum Entsagen nicht bestimmt hat, gerechter beurteilen lernen. Die Summe von Opfern und Entbehrungen, die für ein junges, gesundes und normal empfindendes Mädchen dazu gehört, auf ihre natürliche Bestimmung ganz zu verzichten und statt dessen in Schreibstuben, Warenhäusern und dergleichen den Körper verkümmern, die Seele verdorren zu lassen, ist so groß, daß wir nicht richten dürfen, wenn das Geforderte die Kraft des einzelnen übersteigt. Und oft wird ein Mädchen grade durch einmalige uneheliche Mutterschaft — vorausgesetzt, daß sie ihre Pflichten offen erfüllen darf, — vor weiteren sittlichen Gefahren bewahrt. —

Wir haben also die Aufklärung der männlichen sowie weiblichen Iugend, die Schaffung besserer Heiratsmöglichkeiten und die Umwertung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs zur Lösung des uns alle bewegenden Problems herangezogen. Und noch eins könnte vielleicht helfen, uns derselben näherzubringen: wenn die beiden Geschlechter sich besser verstehen lernten, sich einen Einblick gestatten wollten in ihre gegenseitigen Nöte! Was weiß denn heute das Mädchen — und leider

vielfach auch die verheiratete Frau! — von des Mannes Natur, von dem, was er braucht, was ihn am meisten befriedigt? Macht sie sich nicht entweder Illusionen über ihn, sucht Gottesähnlichkeit, und ist dann, wenn das Allgemein-Menschliche, oder sagen wir besser: Männliche ihr entgegentritt, arg enttäuscht?
Oder urteilt sie nicht zu streng, zu engherzig, über Dinge, die als Ausflüsse seiner der ihren fremd gegenüberstehenden Natur falsch bewertet werden? Und geht nicht andrerseits der Mann gar zu leicht über weibliche Eigenart, die bei der Aus-Übung ihrer natürlichen Funktionen am stärksten hervortritt, hinweg? Zerstört er nicht oft mit rauher Hand und roher Auffassung das Reine, Zarte, das grade in Liebessachen der Frau viel eher eignet als dem sinnlicher empfindenden Mann?
Beide aus Unkenntnis? Anstatt uns gegenseitig mit Tugenden zu behängen, die wir nicht besitzen, sollten wir den Mut der Wahrhaftigkeit haben und uns nichts über einander vormachen. Wenigstens nicht über Dinge, die für unser LebenS-glück, unsre innere Zufriedenheit von solcher Wichtigkeit sind. Wir reden s o und denken ganz anders. Aber wir handeln und werden behandelt, wie wir reden.
Das ist für die meisten Menschen bequemer, als hinter der Rede das versteckte Denken zu suchen.

Erst wenn die Menschheit herausgefunden haben wird, daß es besser ist, sich auszusprechen, als sich gegenseitig über die wichtigsten Lebensfragen zu belügen, werden wir auch der Lösung unsres Problems näherrücken. Zum Glück beider Geschlechter. —

Dr. Bernhard Münz:

Nochmals Thomas G. Masaryk.

Einen feurigen, flammenden „Appell in zwölfter Stunde" für das Selbste bestimmungsrecht der Deutschen in Böhmen und den Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland hat soeben der bekannte Wiener Publizist Siegmund Münz in einem offenen Briefe an den Präsidenten Masaryk (Wien—Leipzig, Ed. Strache, 1919) gerichtet. Wie kaum ein anderer war der Verfasser zu diesem scharfen, wuchtigen, glutvollen Appell, der mit alttestamentlichen Bildern und Sprüchen wirksam verbrämt ist, berufen, denn es war ihm vergönnt, den schlichten Philo" sophieprofessor Masaryk seit den Tagen, da er an der Wiener Universität lehrte, als Ritter ohne Furcht und Tadel, als unerschrockenen, nur seiner Überzeugung lebenden Vorkämpfer für Wahrheit und Vorurteilslosigkeit, Humanität und Gerechtigkeit, als Gottsucher und ethisch gerichteten Politiker durch Iahrzehnte auS der Nähe zu kennen. Nicht vielen so unabhängigen Geistern, wie sein mährischer

Landsmann es ist, war er im Leben begegnet, „unabhängig und darum kompliziert und darum nicht allen gleich durchfichtig, gleich zugänglich, gleich berechenbar". Er selbst war es, der zur Höherentwicklung seiner Persönlichkeit wesentlich beigetragen, ihrem Aufflug den Impuls gegeben, ihn in eine Kampagne hineingetrieben hatte, die voll äußerer Aufregung und voll innerer Genugtuung für ihn werden sollte. Es war in der Zeit des unseligen Dreyfus -Prozesses. Die römische Klerisei wähnte es in ihrem Interesse gelegen, sich mit der Demagogie zu verbünden. Münz hatte sich von Iglau aus nach dem nahen Polna begeben, um den Schauplatz des angeblichen Ritualmordes in Augenschein zu nehmen, den die Adjutanten Luegers erfunden hatten. Auf den ersten Blick mußte sich ihm die Erkenntnis aufdrängen, daß die den armen angeblichen Ritualmörder der Hruza belastenden Zeugenaussagen eitel Lug und Trug waren. Es war unmöglich, daß der Hauptzeuge aus der von ihm angegebenen Entfernung überhaupt etwas gesehen haben konnte. Münz regte Masaryk an, sich des Opfers der Volkswut gegen den tschechischen Pöbel anzunehmen. Der großzügige Denker äußerte sich in einem vom 22. September 1899 datierten Schreiben, das an die letzten die Menschlichkeit tief verletzenden judenfeindlichen Äußerungen eines Teiles der jungtschechischen und radikalen Presse anläßlich der Prozesse von Rennes und Kuttenberg anknüpfte und seinem Wortlaute nach als echt menschliches Dokument wiedergegeben zu werden verdient. Es lautet wie folgt: „Sehr geehrt?? Herr! Ihr Befremden über die Haltung der tschechischen Blätter in der Dreyfus-Sache und der KuttenbergerGerichtsverhandlung finde ich leider sehr begreiflich... über die Verurteilung Dreyfus' ist wohl kein Wort mehr zu verlieren. Ich selbst freue mich jetzt, daß der unglückliche Hauptmann ohne Rücksicht auf Begnadigung seinen Prozeß weiterführen wird. Die Niederträchtigkeit der Gegner verdient keinen Pardon — Frankreich selbst kann nur gewinnen, wenn der antisemitische und klerikale Generals-Anarchismus ganz offenkundig zertreten wird. Allerdings genügen der Renneser Prozeß und seine Enthüllungen vollkommen, die Messieurs Mereier und Spießgesellen der europäischen Verachtung anheimzugeben, aber es handelt sich eben darum, die Quelle dieser moralischen Seuche zu verstopfen. Dies ist um so nötiger, als es sich, wie die Polnaer Angelegenheit beweist, um eine europäische Krankheit handelt. Dreyfus und seine tapferen Freunde werden jetzt in der Tat der ganzen gesitteten Menschheit einen Dienst erweisen, wenn sie den Schandprozeß usyue kinern führen werden. Es scheint übrigens, daß auch die konservativen Schichten der französischen Bevölkerung und ihre Führer zu begreifen anfangen, daß der obstinate Generalstab nicht dem Patriotismus, sondern dem Anarchismus dient. Das könnte den Herren das von Ihnen in der „Neuen Freien Presse" unlängst veröffentlichte Urteil Pobedonoszews zeigen; es ist wohltuend, daß dieser anerkannt konservative russische Staats- und Kirchenmann so unzweideutig für Dreyfus sich ausgesprochen hat. Wenn nur die römische Kurie ebenfalls, wenngleich noch immer viel zu vorsichtig, die fran-

zösifchen Antisemiten abschüttelt, so konnten daraus die konservativen Politiker Frankreichs endlich schon lernen. Gewiß werden die denkenden Monarchisten in Frankreich und überall einsehen, daß eine Monarchie, gestützt auf die Henker Dreyfus', in erster Reihe für Frankreich und ebenso für die übrigen Staaten eine permanente Krise bedeutet.

Gelegentlich des Kuttenberger Prozesses will ich mich nicht über den „Ritual-mord" im allgemeinen verbreiten. Darüber sind die kulturgeschichtlichen Akten geschlossen. Allein erlauben Sie mir im Hinblick auf den speziellen Fall folgende Betrachtung anzustellen: Die Antisemiten werden es nicht müde, die Iuden als das Noa plus ultra der Schlauheit und Verschlagenheit hinzustellen; wie paßt ^ nun zu diesen Eigenschaften die brutal-blöde Untat in Polna? Wenn heute irgend-eine, offenbar geheime, Gesellschaft oder Sekte Menschenblut haben wollte, so würde sich ihr wahnsinniger Verbrechergeist seine unbekannten und schon im Leben verschollenen Opfer in den größeren Städten suchen und nicht auf dem Lande. Von diesem Gesichtspunkte beurteile ich alle die in letzter Zeit als Ritualmord-angeführten Fälle; auch der Polnaer Mord widerspricht allen Voraussetzungen, die von den Antisemiten selbst in betreff des geheimen und geheim durch-geführten Ritualmordes gemacht werden. So viel ich sehe, hat der antisemitische Aberglaube vom Ritualmord gegenwärtig eine vorwiegend ökonomische Bedeu-tung. Die Antisemiten geben vor, das Volk von den wirtschaftlichen Vampyren befreien zu wollen; ein Volk aber, resp. Volksschichten, welche in wirtschaftlichem Fetischismus großgezogen wurden, werden kacto nur für die verschieden!-lichen Vampyre jüdischer und christlicher Konfession geradezu präpariert.

Dieser antisemitische Aberglaube, wie ersichtlich, ist allgemein, ist internatio-nal; gegen ihn ist darum gemeinschaftliches Auftreten aller Gegner angezeigt. Sollte dieser Aufgabe diese meine Äußerung irgendwie von Nutzen sein, verfügen, Sie über ihre Veröffentlichung.

Ihr ergebener T. G. Masaryk."

Im November 1899 veröffentlichte Masaryk die berühmte Broschüre: „Die Notwendigkeit einer Revision des Polnaer Prozesses", die er Münz mit einem Begleitschreiben übersandte, dessen bezeichnendste Stellen wie folgt lauten: „Ieh-wünschte, eine flammende Feder würde zeigen, welcher Iustiz und welcher Medizin in Osterreich das Leben der Menschen anvertraut ist — einer Iustiz und einer Medizin, der ein Laie sagen muß, wie sie denken sollte. . . Das k. k. Iustiz-ministerium kann nur liquidieren. Die Polnaer Affaire ist ein blutiges Memento, ein grauenhaftes System unserer österreichischen Dekadenz". Und einen Monat später ließ er sich vernehmen: „Oft denke ich jetzt an Sie. Sie haben zu meinen, Polnaer Feldzug den Anstoß gegeben. Wenn Sie mich nicht um mein Urteil fragten, so wüßte ich vielleicht bis heute nicht, wo Polna liegt".

Nochmals Thomas G. Masaryk
Bernhard Münz
Der arme Hülsner ist ein Ruhmestitel in seinem Leben, wie Iean Calas im Leben Voltaires. Polna ist ein Denkmal seiner unbelohnten und unbedankten Liebe zur Gerechtigkeit. Leider scheint diese unentwegte Gerechtigkeitsliebe, welche sich nicht im geringsten dadurch beirren ließ, daß die Straße gegen ihn mobilisierte, die Massen in Prag ihn als „Iudenknecht" an den Pranger stellten und fast steinigen wollten, mit der Politik des Präsidenten gegen die nach Millionen zählenden Sudetendeutschen durchaus nicht im Einklange zu stehen, denn er verfügt über sie wie über herrenloses Gut und koppelt sie, ohne nach ihren Wünschen zu fragen, ohne weiteres an den tschecho-slowakischen Staat. Er, der sich sonst als eine Partei für sich erwiesen, hat in der Deutschenfrage aufgehört, ein Korno sui Zeoens zu sein. IlickiZustio kacit. versum. Gerade darum, weil unser Publizist zu dem durch seine hohe Geistesbildung und seinen gediegenen Charakter ausgezeichneten Präsidenten in Verehrung aufschaut, geht er mit seinem nationalistischen Imperialismus scharf ins Gericht und gibt ihm aufs eindringlichste zu bedenken, daß „es Professoren, die Ethik gelehrt haben, ethischer zu sein obliegt, als Fürsten, denen die Ethik kaum dem Namen nach bekannt gewesen". Tiefe Wehmut überkommt uns, wenn er ihm vor Augen hält, daß vieles, was durch seinen Namen geheiligt ist, nicht von ihm herrührt, sondern von der „prunk- und trunksüchtigen Garde des Nationalismus, die, indem sie den Hradschin das Gebaren des Sinai annehmen ließ, ihm eine Sprache eingab gegen die Deutschen, als ob diese Amon und Moab oder gar Gog und Magog wären". Es ist tieftraurig um uns Menschen bestellt, wenn auch die edelsten Geister, einmal in den Besitz der Macht gelangt, wie von Schlacken eingehüllt werden und erst dann wieder in der alten Reinheit erstehen können, wenn der Mantel der Macht von ihren Schultern gefallen ist. . . Die Großen, d'e Mächtigen sind im Grunde nichts anderes als die Gefangenen des Volkes oder vielmehr richtiger dessen, was sich so nennt und in den Forsten des Volkes wildert, und müssen als solche des vermeintlichen Volkes Sprache sprechen, und ein sieoberauschtes, im Taumel verführtes und irregeleitetes Volk will, daß man seinen bösesten Trieben erliege. . .
Schlagfertig bemerkt der Verfasser zu dem Vorschlag, Deutschösterreich zu neutralisieren, wenn es einen Staat gebe, der für die Neutralisation reif sei, so sei es der tschecho-slowakische, „damit er sich ruhig entfalte und nicht in Großmachtspolitik verfalle und den Hradschin zum Kapitol von Mitteleuropa hinaufpsalmodiere". Solchem Größenwahn könn) nicht oft genug in Erinnerung gerufen werden,, daß nicht nur neben dem Kapitol der tarpejische Felsen stehe, sondern auch neben dem Hradschin der Schloßgrabe.i, in den die Körper eines Martiniz und Slawata und des armen Fabrizius wohl nicht allzu weich hineinfielen.
Es sei noch hervorgehoben, daß über die Pariser Friedenskonferenz scharfe,, schneidige, treffsichere Bemerkungen fallen, die von Witz und Ironie gebeizt sind. So heißt es: „Während des verflossenen Karnevals hielten sie ihre Sitzungen

ab, und es war . . . den Beisassen der Konferenz nur in Tiermasken aufzutreten erlaubt. Clemeneeau in ein Tigerfell gehüllt, Ihr Kramärö in die Haut des böhmischen Löwen. ^- Ich bin zu höflich, um einzeln die zu nennen, die in der Maske des Schakals, des Wolfs, der Hyäne, des Aasgeiers, des Vampyrs und der Krähe erschienen. Offen gesagt, vermißte ich den Fuchs. Es fehlte aber nicht der Mistkäfer, der sich auf dem Düngerhaufen sonnt und heilig tut als Searabäus. — Wilson appellierte nicht selten vergebens an diese Herren von der geheimen Vehme, sie möchten sich entmasken und aus der Tierheit wieder zur Menschheit zurückverwandeln". Nicht an Friedensstifter gemahnen diese Friedensdelegierten, sondern an Totengräber des Friedens, auf die Münz treffend die Worte des Masaryk innig befreundeten tschechischen Dichters Machar anwendet: „Smuo Komim lupus. Bevor der Gefallene begraben wird, wird er alles dessen beraubt, was sich nur rauben läßt — Ideen, Waffen, Schmuck, Geld, Güter. Das ist schon eine von den ewig betätigten Wahrheiten der Weltgeschichte".

Wird sich Präsident Masaryk dem Appell entziehen können, der in den zwingenden Worten gipfelt: „Sind Sie in den Vereinigten Staaten von Amerika gewesen, um nach Ihrer Rückkehr mitzubegründen die Veruneinigten Staaten von Mitteleuropa, statt mitzubauen an dem Tempel der Vereinigten Staaten von Europa? Und wie können Sie sich diese denken, ohne daß auch Deutschland dabei sei? Ist es nicht genug, daß die verbündeten Irrenhäuser von Mitteleuropa besiegt worden sind von den verbündeten Irrenhäusern des Westens unter der Benediktion des tschechischen Löwen?" Wir wünschten von Herzen, daß er von starkem Erfolg gekrönt wäre; denn es tut uns tief in der Seele weh, einen Mann, der die Elemente der Weltkultur in sich aufgenommen, in der Gesellschaft derer zu sehen, die in der Hölle vom Quai d'Orsay den großen Bann über alles Deutsche verhängt haben und unter solchen Auspizien das Gottesreich auf Erden anfangen, von dem Wilson, der „Katholikos des Erdkreises", als Nachfolger des Iesaias gepredigt hat.

Philosophie und ein von rohester Gewalt diktierter, dem Besiegten als unerträgliches Ioch aufgezwungener Friede find durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt. Weil der wahre, echte Philosoph von dem Grundsatze durchdrungen sein muß: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!", wünschen wir Münz' Appell, daß er in Masaryk ein lebhaftes Echo wecke. Es ist eine Ehrensache des ehemaligen Professors der Philosophie, einem Völkerbunde nicht seine Mitwirkung zu leihen, der in Wirklichkeit sein diametraler Gegensatz, ein Völkerunbund ist. Es handelt sich nicht nur um den Dauerfrieden und die ihn verbürgende Gerechtigkeit, sondern auch sus, res ^itur.

Hans Emmerling:
Jtalianismus und Deutschosterreichertum in Triest.

Die Italiener haben von Triest Besitz ergriffen. Obgleich es ziemlich sicher
ist, daß die Ansprüche der Südslawen, die sich so breitspurig geben, soweit sie sich
4iuf Triest beziehen, zurücktreten werden gegenüber der Tatsache, daß die italienische
Regierung ihre feste Hand auf den Hafen gelegt hat und Stadt und Umgebung
unter keinen Umständen mehr herausgeben wird, ist dennoch, zur richtigen Be-
urteilung der Wirtschaftsverhältnisse in Triest, hervorzuheben notwendig, daß
unter der früheren österreichischen Regierung nichts, aber auch nichts unterlassen
«orden ist, um das slawische Element zu fördern, um ihm dazu zu verhelfen, auf
dem Triester Platze Wurzel zu schlagen, kulturell und kommerziell. Während
vor beiläufig 10 Iahren die Slowenen in Triest eine ausgesprochene Minderheit
darstellten, ist es durch foreierten Zuzug gelungen, die slowenische Kopfzahl auf
Z0 000 zu bringen und damit ein Gegengewicht bemerkenswerter Art zur ein-
heimischen völlig italianisierten Bevölkerung zu liefern. Das slawische Element
tonnte während der Kriegsjahre um so leichter vorwärtskommen,
als 50 000 italienische Staatsangehörige, die zu Friedenszeiten in Triest lebten,
gleich nach der italienischen Kriegserklärung die Stadt verließen und somit die
Balanze verschwand, die sich bisher am heftigsten der Ausbreitung des SlawismuS
entgegengestellt hatte.

Die österreichische Regierung konnte aber es nicht zuwege bringen, daß die
<slawischen Kaufleute irgendwie führend in das kommerzielle Leben Triests hätten
-eindringen können. Die Triester Großfirmen waren fast alle deutsch-österreichischen
«der reichsdeutschen Ursprungs und der Italianismus betätigte sich nur in gewissen
Geschäftszweigen, namentlich natürlich da, wo der Bezug italienischer Produkte
«m kräftigsten in die Erscheinung trat. Immerhin war das Verhältnis zwischen
italienischen Großfirmen und Großfirmen österreichischen oder deutschen Ursprungs
«in so klares, daß das Übergewicht des deutsch-österreichischen Kaufmannes die
ganzen Jahre hindurch niemals irgendwie angezweifelt werden konnte.

Won vielen Seiten ist schon früher der Gedanke ventiliert worden, das deutsch-
österreichische Element in der Weise für den Italianismus zu gewinnen, daß man
sich bestrebte, die deutschen und deutsch-österreichischen Kaufleute zu Triestiner
Bürgern zu machen. Diese Tatsache sowohl wie der starke Einfluß des kulturellen
und gesellschaftlichen Lebens Italiens auf die „Triester Deutschen" im allgemeinen,
ferner der Umstand, daß die geborenen Triestiner völlig italienisch waren in allen
ihren Betätigungen und Ambitionen, brachte es mit sich, daß trotz der kommer-

ziellen Bedeutung des deutsch-österreichischen Elements eine Art italianisierende Patina das ganze Triestertum überzog mit Ausnahme natürlich jener Re* gierungsleute, die auf einem streng italienisch-feindlichen Standpunkte standen.
Bei der Einnahme Triests durch die Italiener war man dafür besorgt, die wirtschaftliche Bedeutung Triests wieder aufleben zu lassen. Triest ist, nachdem! die Italia Irredenta ihren Zweck erreicht hat, doch nur dann kommerziell wertvoll, wenn es sich auf dem gleichen Niveau wie in der Vorkriegszeit halten kann. Die Italiener konnten die Beziehungen mit dem Hinterlande nicht wieder anknüpfen, weil hier die slowenische Barriere unüberwindliche Hindernisse entgegenstellte.. Deshalb kann man es verstehen, daß Italien versuchte, dieses Hinterland nach Norden und Osten zu erobern; wenn es den Rückzug antreten mußte, so ist hierfür gewiß der übergroße Druck der Entente der Erklärungsgrund. Die italienische Regierung hat es inzwischen verstanden, durch den Ankauf der Aktien des Osterreichischen Lloyds in den Besitz einer erstklassigen Schiffahrtsunternehmung zu kommen, die auf das wirtschaftlicheLeben Triests maßgebenden Einfluß ausübte. Die Verhandlungen schweben, um auch die Aktien der Schiffahrtgesellschaft Austro-Amer-eana in italienische Hände zu bringen. Bei den Verhandlungen mit der Auftro-Amerieana sind aber auch die Slawen mittätig, die sich nicht wieder wie beim Osterreichischen Lloyd an die Wand drücken lassen wollen. Die italienische Regierung hat es verstanden, einen Kurierdienst zwischen Triest und Wien ein- zurichten namentlich deshalb, um den Verkehr aufrecht zu erhalten zwischen den Wiener Großbanken und deren Zweigniederlassungen in Triest. Hatte doch die- ganze Triester Kaufmannschaft ihr Geld und ihre Depositen bei diesen Banken hinterlegt. Es mußte also für die italienischen Interessen wichtig sein, die in Wien hinterlegten Gelder nach Triest zu überführen und dort den Eigentümern zu- überantworten, welche ihrerseits natürlich ein lebhaftes Interesse daran hatten,, diese Kapitalien fruchtbar anzulegen.
Aus der Erwägung heraus, daß Italien aus praktischen Gründen schon bemüht bleiben muß, sich mit dem Deutschösterreichertum gut zu stellen, erklären sich auch die andern Annäherungen wirtschaftlicher Art, die zwischen der Regierung in Rom und der in Wien mittlerweile erfolgt sind.
Die Blütezeit Triests datiert vom Iahre 1882, der Einführung der Vorzugs- zölle auf Kolonialwaren, namentlich auf Kaffee. Von Triest aus wurde nicht nur der Kasfeemarkt in ganz Osterreich-Ungarn beherrscht, sondern auch ein erhebliches Geschäft die Adria hinunter nach dem östlichen Becken des Mittelländischen Meeres betrieben, so daß die ganze Levante in ihren Kaffeebezügen von Triest abhing.
So war es im Gewürzgeschäft wie überhaupt in jenen Artikeln, die bei der Einfuhr über Triest einen bevorzugten Zollsatz genossen. Die Nationalstaaten, die heute auf dem österreichischen Territorium errichtet worden sind, wollen ihre eigene- Zollgesetzgebung haben und werden damit, eben durch die Zerstückelung des Zoll-

systems, das zersetzende Element in jene großzügigen Unternehmungen bringen, die im Kolonialwarengeschäft in Triest verkörpert waren.

Dagegen kann es der italienischen Regierung möglich sein, Betriebe in Triest ins Leben zu rufen, die sich der Ausgestaltung des Geschäftes in italienischen Produkten widmen. Da ist zum Beispiel die Olbranche, die zwar schon früher in Trieft sehr bedeutend war, aber durch eine besondere Unterstützung der italienischen Regierung sich noch um ein erhebliches ausdehnen kann. Ähnlich liegen die Dinge für das Südfrüchtegeschäft, namentlich für die Agrumen, einem Zweig, der ja besonders jetzt gepflegt werden soll, für welche Annahme der Umstand spricht, daß die Banea di Sieilia bereits eine Filiale in Triest gegründet hat mit dem ausgesprochenen Zwecke, von Triest aus dieses italienische Nationalprodukt in weit größerem Maße zu vertreiben, als dies bisher der Fall gewesen ist. Für die österreichischen Banken sind keine großen Aussichten vorhanden, denn die führende italienische Bankwelt hat es s,ch bereits angelegen sein lassen, durch Zweigniederlassungen in Triest vertreten zu sein.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß in wirtschaftlichen und kommsrzielten Dingen das italien'sche und deutsche Element in Triest zur Zusammenarbeit bestimmt sind, wenn auch unbedingt hinsichtlich der Kolonialwaren ein Rückschritt in der Tätigkeit der deutsch-österreichischen Großfirmen eintreten muß.

Geheimrat Ed. Kon ig, Bonn:

Die religionslose Schule, ihre philosophische und pädagogische Berechtigung.

Der Wellenschlag der Debatte über das richtige Verhältnis von Schule und Religion hat bekanntlich seit einigen Wochen eine noch nicht dagewesene Stärke erreicht. Aus einem Haupttale ist ja sogar eine Woge hereingeflutet, deren Brausen eine Variation auf das Thema „Trennung von Schule und Religion" bildet. Soll da nicht jeder seine Stimme erheben, der etwas zum richtigen Verlaufe dieser bedeutsamen Erörterung beitragen zu können meint? So erlaube denn auch ich mir, mich zum Worte zu melden, da ich als Mitglied der hiesigen Wissenschaftlichen Prüfungskommission mir ein Urteil über diese Frage bilden muß, und zwar will ich, wenn auch in aller Kürze, die Frage beantworten, ob die Verbannung des Religionsunterrichts eine philosophische und pädagogische Berechtigung oder gar Notwendigkeit beanspruchen darf.

Bei der Erwägung der ersten Seite dieser Frage ist schon dies ins Auge zu fassen, daß die beiden Hauptvvlker des klassischen Altertums, obgleich bei ihnen

die philosophische Moral im höchsten Grade ausgebildet worden ist, doch schließlich in eine so unmoralische Praxis verfallen sind, wie sie z. B. in Friedländers Sittengeschichte Roms aufS anschaulichste vor Augen gestellt wird. Allerdings kann dieser praktische Mißerfolg der philosophischen Morallehre auch durch den und jenen äußerlich hinzutretenden Faktor mit verschuldet worden sein. Denn man muß sich ja z. B. an das niedrige Niveau der umwohnenden barbarischen Stämme erinnern, das auch dem Aufsteigen der herrschenden Völker daö Ziel niederdrücken konnte. Aber schwer fällt dies in die Wagschale, daß die Griechen und Römer nicht einmal in ihren gebildetsten Elementen, geschweige denn in ihrer Gesamtheit für die moralischen Grundsätze der stoischen Schule gewonnen werden konnten. Schon dies ist ein Hinweis auf die Schwäche der Überzeugungskraft der bloß philosophischen Moral.

Außerdem hat diese von jeher und naturgemäß gewissen Zuflüsterungen des kalten und kurzsichtigen Verstandes ohnmächtig gegenübergestanden. Dieser sieht, daß die einen mit reicher und die andern mit geringer Begabung geboren yzerden. Nur allzu rasch zieht er daraus den Schluß: Also sind jene zum Herrschen und diese zum Dienen geboren. Oder weiß man nicht, daß das Prinzip des Sklaven-Haltens auch in der praktischen Philosophie des — unter den antiken Menschen — doch so ideal gesinnten Plato seine unangefochtene Heimstätte besaß? Ia, die Humanität im antiken Sinne verträgt noch einen starken Zusatz von Selbstsucht.

Daß die philosophische Sittenlehre und die aus ihr schöpfende Gesetzgebung aber überhaupt nicht zuerst alle Seiten an der Lichtgestalt der wahren Menschheitsbildung erschaut haben, kann leicht noch weiter gezeigt werden. Oder war denn nicht schon die alttestamentliche Gesetzgebung über solche Gewohnheiten wie die lazedämonische Vernichtung der Krüppel und die auch sonst im Altertum getriebene Aussetzung von Kindern himmelweit erhaben? Wie oft ferner werden im althebräischen Schrifttum die wirtschaftlich schwachen Volksschichten der Gerechtigkeitspflege und der Mildtätigkeit empfohlen! Die babylonische Gesetzgebung des Königs Hammurapi steht weit unter diesem Niveau. Denn ein noch zu wenig beachteter Zug an seinen Verordnungen liegt darin, daß die Strafen sich nach dem Range des betreffenden Angeklagten richteten. Wo der Niedrigstehende mit Peitschenhieben oder gar dem Tode bestraft wird, wird der Freigeborene zu bloßer Geldstrafe verurteilt (8 IIS usw.). Und beispielsweise sei nur noch an folgende Tatsache erinnert. Nach dem Hammuraxigesetz (§ 199) soll der, der das Auge eines fremden Sklaven zerstört, als Strafgeld die Hälfte des Preises bezahlen, den der verletzte Sklave eines andern wert ist. Aber davon, daß der eigene Besitzer eines Sklaven, wenn er diesen durch harte Züchtigung verwundet hat, dafür bestraft werden soll, ist in jenem Gesetz Babyloniens nicht die Rede. Dagegen schon im anerkannt alten Bundesbuche Israels steht: „Schlägt einer seinen Sklaven ins Auge, daß dieses verloren geht, so soll er ihn für das Auge freilassen" (2. Mos. 21, 2S).

Ia, noch in mancher andern Beziehung, in der man es gar nicht zu meinen pflegt, zeigt die bloß philosophische Sittenlehre ein Manko. Denn ist sie es etwa gewesen, die das soziale Verhältnis von Mann und Weib auf die wirklich ideale Grundlage gestellt hat? Nein, erst im religiösen Schrifttum der Christenheit lesen wir den Satz: „Hier ist nicht Mann noch Weib". Was aber ist das anderes, als das folgenreiche Prinzip der Frauenemanzipation? An welchem wichtigen Punkte ist also auch wieder mit der Schaffung dieses Prinzips die philosophische Morallehre von der religiös begründeten übertroffen worden!

Die Schwäche der bloßen Morallehre zeigt sich aber weiter auch darin, daß sie auf immer neuen Wegen dahin gestrebt hat, sich zu einer religiös-or i e n t i e r t e n Sittenlehre umzugestalten. Bald geschah und geschieht es mehr unbewußt und bald mit mehr oder weniger offen eingestandener Absicht.

Denn man leugne es nur nicht, daß das Humanitätsideal, wie es z. B. von Rousseau verkündet wurde, zum Teil in Farben glänzte, in denen die Menschlichkeit erst seit dem Aufgange der Sonne des Christentums erglüht. Rousseau wollte ja, um mit Goethe zu sprechen, das Naturevangelium der Erziehung schreiben. Aber hat er die Parole „Freiheit und Gleichheit" der Natur, oder der Bibel abgelauscht? Erst das Christentum war es, welches auch den erhabenen Grundsatz „Hier ist nicht Knecht noch Freier" aufleuchten ließ (Gal. 3, 28). Rousseau und Kant hätten, da sie in christlichen Ländern aufwuchsen und in der Gedankensphäre des Christentums erzogen wurden, beide überhaupt nicht meinen sollen, daß sie Herolde der rein natürlichen Vernunft seien. Der kategorische Imperativ Kants „Handle so, daß die Maxime deines Wollens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!" ist gewiß daö Ergebnis von Erwägungen des großen Philosophen gewesen. Aber ob Christi Satz „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!" nicht ein Ferment bei seinen Erwägungen gebildet hat, wer könnte dies verneinen?

Dieses mindestens unbewußte Streben, die philosophische Mvrallehre religiös zu untermauern, tritt ja bei Kant weiter z. B. auf die folgende Weise zutage. Nachdem er in seiner Kritik der reinen Vernunft die logische Begründbarkeit des Gottesglaubens abgelehnt hatte, wollte er mit Hilfe seiner sogenannten praktischen Vernunft die Existenz Gottes fordern und so sein Moralsystem durch einen religiösen Gedanken ergänzen. Sein Vorstellungsverlauf war dabei dieser: Verlangt einerseits das Sittengesetz, womit er zunächst seinen „kategorischen Imperativ" meinte, völlige Übereinstimmung der Gesinnung mit dem Mvralgebot, verlangt andererseits unser Gefühl für den Tugendhaften ein gutes und für den Lasterhaften ein schlimmes Schicksal, so müssen wir die Herstellung eines vernunftsmäßigen Verhältnisses zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit fordern und, da sie im Diesseits nicht eintritt, aus der Hand eines Wesens erwarten, das die gemeinsame Ursache beider, der mechanischen und der sittlichen Welt, ist, das ferner unsere Ge-

slnnung kennt und auf Grund solcher Kenntnis Lohn und Strafe mit Gerechtigkeit austeilt. Also auch der Meister der kritischen Philosophie hat seine Sittenlehre in das Meer der religiösen Gedankenwelt ausmünden lassen.
Aber ob es dann, wenn nach den Erfahrungen der alten und neuen Zeit die nur verhältnismäßige Leistungsfähigkeit und die Unselbständigkeit der philosophischen Morallehre zutage tritt, nicht richtiger ist, daß dieselbe gleich von vornherein die Religion als ihre triebkräftigste Wurzel anerkennt? Sehen wir zu, ob wir nicht zu einer sicheren Bejahung dieser Frage geführt werden, wenn wir den religionslosen Moralunterricht nun zweitens nach seiner pädagogischen Berechtigung oder Notwendigkeit fragen!
Ein« der gemäßigsten unter den neueren Vorschlägen, den Religionsunterricht als solchen aus der Schule zu entfernen, wurde vor einigen Iahren in der Nationalzeitung unter dem Titel „Moralunterricht in der Volksschule" gemacht. Von dem ungenannten Verfasser wurde nämlich freimütig anerkannt, daß alle moralische Literatur der Welt ihre edelste Blüte in der Bibel besitze, und deshalb gab er als neue glänzende Parole die Forderung „Moral auf biblischer Grundlage!" aus. Aber weshalb soll dann der Gegenstand dieses Unterrichts nicht „Religion auf biblischer Grundlage" heißen? Weil die Grundlage des in diesem Programm erstrebten Moralunterrichts nicht die Bibel, sondern ein — nach dem Maßstab der modernen Natur- oder Geschichtsphilosophie hergestelltes — Bibelerzerpt sein soll. Iedenfalls soll nach dem erwähnten Vorschlage die „Moral" der Bibel von ihrem religionsgeschichtlichen Hintergrunde abgelöst werden. Wer aber kann sich einen Stern als in der Höhe schwebend vorstellen, der nicht von einem Kräftestrom im Gleichgewicht gehalten würde? Wer kann sich ferner einen Blumenflor denken, der ohne Wurzeln emporgesproßt wäre? Ein solcher Fall aber müßte vorausgesetzt werden, wenn die erhabenen Sittlichkeitsprinzipien der Bibel und ihre leuchtenden Tugendgestalten nicht mit dem Wahrheitscharakter des Hintergrundes zusammenstimmen würden, von dem sie in der wirklich vor uns liegenden Bibel getragen werden. Ia, wenn der Tatsachengehalt der Bibel nicht auf felsenhaften Grundlagen ruhen sollte, dann würde der das sittliche Gebiet betreffende Inhalt dieses Schriftwerkes ein moralisches Rätsel sein. Dann aber wäre die Bibel ja ein nettes Hilfsbuch für den in jenem Programm gewünschten „Moralunterricht auf biblischer Grundlage". Denn in diesem Unterricht wörde ein Mann, der mindestens durch den Ausdruck „des Menschen Sohn" sich in Selbsttäuschung über alle andern Personen seiner Art erhoben hätte, trotzdem als sittliches Ideal hingestellt werden. Eine andre Reihe von Männern, die sich als wahrhaftige Zeugen jener Persönlichkeit bezeichnet haben, würden sich als Leute entpuppen, von denen die Gestalt ihres angeblich erhabenen Führers mit fremdem Flittergold aus mythologischen Schächten aufgeputzt worden wäre. Diese selben Männer dann als Anwälte der Gewissenhaftigkeit, als Vorbilder nüchterner Besonnenheit, als Meister in der Unterscheidung der Geistesrichtungen, als Bekämpfe?

aller Fabeleien, als welche sie sich ausdrücklich in vielen Stellen ihrer Schriften darstellen, zu charakterisieren, das müßte ja eine beneidenswertennd erfolgreiche Aufgabe der künftigen Volksbildner sein. Folglich müssen wir die religions- geschichtlichen Wurzeln schon daran lasten, wenn wir die Blumen der sittlichen Tugenden des Bibelbuches auch weiterhin bewundern wollen.

Also auch der erwähnte Vorschlag, der auf den ersten Blick so annehmbar zu sein schien, besitzt bei näherer Betrachtung doch das gebrochene Rückgrat des Kom- promisses. Auch bei der Befolgung dieses Programms treten die religiösen Be- griffe und Aussagen nur als ein unorganisches Anhängsel zur Moral hinzu. Denn Folgerungen aus der philosophisch?n Moral könnendie religiösen Größen und Überzeugungen nicht sein, wie oben in bezug auf Kant gezeigt worden ist, und Quell punkte der Moral sollen die religiösen Begriffe und Urteile vom Standpunkte jenes und aller ähnlichen neueren Vorschläge nicht sein: Was also kann bei einer solchen u n organischen Verknüpfung von Moral und Religion weiter herauskommen, als das kraftlose Konglomerat des hölzernen Eisens oder des spröden Nebeneinander von Wasser und Öl?

Aber auch die pädagogische Notwendigkeit solcher neuen Anträge auf Ein- führung eines religionslosen Moralunterrichts kann keineswegs zugegeben werden. Denn diese Notwendigkeit würde nur dann erwiesen sein, wenn die Brauchbarkeit der biblischen Darstellungen als eines für kindliche Seelen geeigneten Bildungs- materials mit Recht bestritten werden könnte. Erst dann würde der Antrag be- gründet sein, der vor einigen Iahren von der Lehrerschaft Bremens in einem von ihr veröffentlichten Schulplane gemacht wurde, daß nämlich statt des Religions- «nterrichts auf der Unterstufe „Stoffe aus der Märchenwelt und allerlei dem geistigen Fassungsvermögen des Kindes angepaßte und seiner Umwelt entnommene Gegenstände" behandelt werden sollten. Sehen wir zu, ob nicht auch das bisherige Material des Religionsunterrichts als unter dem psychologischen Gesichtspunkt ge- eignet anerkannt werden kann und muß!

Gewiß der Unterrichtsstoff soll anschaulich und konkret sein. Kann denn aber eine Einkleidung des Gedankens, daß der Geist vor der Materie da war und daß e r der Quellpunkt für Weltbewegung, Weltordnung, Licht und Heil der Welt ist, gefunden werden, die die Schöpfungsdarstellung des althebräischen Schrifttums in bezug auf plastische Anschaulichkeit überträfe? Zu den wirksamsten Unterrichts- stoffen gehören ferner markante Einzelpersönlichkeiten. Soll man sich da wundern, daß die Kinder noch immer gern mit dem ersten Patriarchen einem hohen Ziel zu- liebe in ein fernes Land gewandert sind und ihn dann auf dem Kriegszuge gegen die ostländischen Feinde zur Befreiung des gefangen fortgeführten Neffen begleitet Haben? Auch das endlich ist psychologisch wohl begreiflich, daß inhaltsschwere und knapp formulierte Aussprüche ein sich einschmeichelndes Nährmittel der Kindes- vnd Volksseele sind. Nun wie oft hat deshalb des Patriarchen glaubenskühner Saß „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn" eine nach Trost ringende Seele in

ihrer Tapferkeit gestärkt, und wer kann die Stunden zählen, in denen Iosephs ent» rüstete Frage „Wie sollte ich ein so großes Übel tun und wider Gott sündigen?!" die Tugend im Kampfe gestählt hat?

Ist also dieser Unterrichtsstoff wirklich nicht „dem geistigen Fassungsvermögen; des Kindes angepaßt", wie es in dem letzterwähnten Antrag auf Beseitigung der biblischen Geschichtsbilder aus dem Iugendunterricht zu lesen war? Muß der Unterrichtsstoff, der den in diesem Antrag erstrebten „Sittenunterricht" anbahnen soll, also wirklich aus der „Märchenwelt" entnommen werden? Nein, auch voir dem psychologischen Gesichtspunkt aus bedarf es nicht dieses Ersatzstoffes, und bei der Wahl solcher Märchenstoffe ist doch große Gefahr, daß die Vorstellungswelt der Kinder mit Gestalten angefüllt werde, die sich ihren Geistesaugen als wirklich existierende darbieten und doch nur ersonnene sind.

Folglich besitzt auch der neueste Ansturm, der gegen den Unterricht in der biblischen Religionsgeschichte als einen Teil des Schulunterrichts in Szene gesetzt wird, keine innere Berechtigung. Weder vom philosophischen, noch vom pädagogischen Gesichtspunkt aus hat sich der bloße Moralunterricht als ein für sich selbst genügendes Erziehungsmittel erwiesen, und die Angriffe, die gegen die- biblische Religion als einen Faktor der Menschheitskultur und einen Hebel der Kulturforderung erhoben zu werden pflegen, konnten im obigen vom Standpunkt der Geschichtswissenschaft und der Pädagogik als unhaltbar und ungerecht dargetan werden.

» -»»»» —

Professor Paul Eickel:

Der Fanatiker.

Im ersten vorchristlichen Iahrhundert sah man auf den Straßen Romö Priester, die in schwarzen Gewändern, oft auch nackt, unter dem Klange von Trompeten und Tamburinen daherschritten und sich mit Arten und Schwertern verstümmelten und zerfleischten. Es waren die Diener eines jener wilden orientalischen Kulte, die sich damals in Rom einbürgerten. Fanatici nannte man sie; und so tritt der Begriff des Fanatikers zuerst in der römischen Kulturgeschichte auf, obwohl die nationale Religion der alten Römer in ihrer nüchternen Verstandesmäßigkeit von allem Fanatismus weit entfernt war. Entsprechend der Herkunft vom lateinischen kanuin, das geheiligter Ort und Tempel bedeutete, bezeichnete man als fanatisch zunächst nur den religiösen Schwärmer. Auch erscheint während des ganzen Mittelalters, ja bis auf unsere Tage das religiöse Gefühl als der Hauptherd des Fanatismus, und erst später haben daneben auch soziale-

und nationale Ideen eine solche Schärfe und Stoßkraft erlangt, wie sie ehedem nur der religiöse Eifer entwickelte. Doch wenden wir vorerst den Blick von den zeitlichen Erscheinungen ab, um den psychologischen Bedingungen fanatischer Geistesart nachzuforschen.

Unser intellektuelles Leben setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen: auS den Anschauungen und Ideen, die wir teils ererbt, teils im Laufe der Zeit uns selbst gebildet haben, und den täglich neu auf uns einströmenden äußeren Eindrücken, die bei einem regen und empfänglichen Menschen jene schon vorhandene Masse von Ideen immer in Bewegung halten und verändern. Der glücklichste Zustand ist der, wo beide Elemente sich einigermaßen die Wage halten. Beim Fanatiker nun herrscht ein starkes Übergewicht der Ideen und Anschauungen über die Eindrücke, die von den Tatsachen der Wirklichkeit ausgehen. Insofern gehört er zu den Idealisten. An den einmal gefaßten Vorurteilen hält er mit Zähigkeit fest; und die ihnen widersprechenden Tatsachen sieht er entweder nicht oder deutet sie unbewußt sogleich in seinem Sinne um. Er ist Ideologe. Von Robespierre bemerkt Taine: „Man möchte sagen, daß er aus sich selbst nichts gesehen hat, nichts sehen kann, noch sehen will, daß sich zwischen ihn und die Wirklichkeit auf die Dauer falsche Ideen eingeschoben haben." Ebenso heißt es von Marat, daß die starren Formeln eine solche Herrschaft über sein Denken erlangt hatten, daß sie die Macht der Tatsachen völlig lähmten. Ganz einfache — wenigstens dem Scheine nach einfache Ideen wie Gleichheit, Freiheit, Vernunft, Natur sind es, die wie unbezweifelbare Axiome und Dogmen den Geist des revolutionären Fanatikers erfüllen und — vergewaltigen. „Um die wirklichen Menschen schert er sich nicht; er sieht sie nicht; er hat es nicht nötig, sie zu sehen. Mit geschlossenen Augen zwängt er die von ihm geknetete menschliche Materie in seine Form, ohne je daran zu denken, diese vielfältige, wogende, verwickelte Materie im Geiste zu überschauen: diese Menge von Bauern, Handwerkern, Bürgern . . ." (Taine.)

Die Blindheit gegen die Tatsachen und Vorgänge der Wirklichkeit ist aber bloß die eine Seite im Charakter des Fanatikers. Es kommt hinzu, daß er unter den mannigfachen Ideen, unter denen unser Leben einen Ausgleich zu schaffen hat, nur wenige oder gar nur eine einzige gelten läßt. Wir müssen hier, um die psychologischen Grundlagen der fanatischen Gesinnung klar zu erfassen, etwas weiter ausholen. Unser ganzes Leben wird beherrscht von einer Anzahl von Ideen, die das Erzeugnis unserer geschichtlich gewordenen Kultur und zugleich als Triebe im individuellen Geiste von vornherein angelegt sind. Die religiöse Idee, Sittlichkeit, Recht, Wissen, Kunst, Wirtschaft, Gemeinschafts- und Staatsleben sind solche Ideen und Ziele unseres Daseins. Betrachten wir sie in ihrer reinen Idealität und als abstrakte Begriffe, so fordert jede von ihnen absolute Geltung. Sittlichkeit muß absolut gelten; sie läßt keinen Einspruch gegen ihre Forderung, keine Ausnahme zu; ihr Gegenteil, das Unmoralische, soll nicht sein. Ebenso duldet das Prinzip der Wahrheit keine Unwahrheit; und das Recht

verlangt, daß alles Unrecht aufgehoben werde. Nun können in der idealen Sphäre, in dem Ideenhimmel Plates alle diese Ideen in absoluter Vollendung nebeneinander bestehen. In der Wirklichkeit aber verhält es sich leider nicht so. Die schrankenlose Durchsetzung der einen Idee wird sehr bald in Widerstreit mit den Forderungen anderer Ideen geraten. Unser Leben läßt sich nicht von einem Ziele aus regeln. Es verlangt vielmehr Ausgleich und Vermittelung. Darin liegt die tiefste Tragik der Endlichkeit. Wer nach den unbedingten Gesetzen der Moral leben wollte, würde gar bald mit der menschlichen Gesellschaft in Konflikt geraten. Ebenso ist ein Leben nach absolut religiösen Grundsätzen mit den Ansprüchen des Gemeinschafts- und Wirtschaftslebens auf die Dauer nicht vereinbar. Wir sind daher auf ein Umbiegen und Abstumpfen der verschiedenen Lebensideale angewiesen; und der Vermittelungsmensch wird sich in „dieser Welt" vielfach am besten stehen.

Eben diesem Ausgleich der Ideen widersetzt sich der Fanatiker, indem er einer Idee eine überragende, ja absolute Geltung allen andern gegenüber zuerkennt. Er ist der einseitige, verbissene Idealist, dem jede Toleranz als Schwäche erscheint. Er besitzt die Stärke, die aller unbeugsamen Folgerichtigkeit innewohnt. Seine Logik ist höchst einfach; da die Idee unbedingte Geltung hat, so soll sie auch in der Welt ihr Recht erhalten und muß um jeden Preis verwirklicht werden. Er vergißt nur, daß auch andere Ideen den gleichen Anspruch machen und daß es für das Absolute in der Welt der Endlichkeiten keinen Platz gibt, daß diereine Idee für uns wohl ein Leitstern des Handelns ist, niemals aber zu voller Wirklichkeit gelangen kann. Religiöser Fanatismus verwandelt die Liebe in den verzehrendsten Haß und führt zu moralisch verwerflichen Handlungen. Wer als Wahrheitsfanatiker überall seine Meinung mit unverblümter Offenheit aussprechen und verfechten wollte, würde das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen stören. Ein Leben, das ausschließlich der Kunst oder der Wissenschaft gewidmet wäre, ist wirtschaftlich kaum möglich. — Aber die eine Idee, mit rücksichtsloser Gewalt durchgeführt, verstößt nicht nur gegen die übrigen; sondern jede einzelne droht selbst in ihr Gegenteil umzuschlagen. Diese grausame Dialektik der Idee übersieht der Fanatiker. Karl Moor, der die sittliche Idee zur Wirklichkeit machen will, muß schließlich einsehen, daß er die sittliche Welt aus den Angeln heben würde. Michael Kohlhaas, der Rechtsfanatiker, wird aus starrem Rcchtsgefühl zum Verbrecher.

Es gibt nur eine Möglichkeit, ganz der Idee zu leben; das ist die Askese. Wie der einsiedlerische Mönch in frommer Betrachtung und religiösen Handlungen aufgehen kann, so vermag auch der einsame Gelehrte, der weltabgeschiedene Künstler ganz seinem Ideale zu folgen. Aber diese negative Lösung der Lebenskonflikte erscheint unserem Ethos nicht als die höchste. Auch ist sie ja bei denjenigen Gebieten, die dem Gemeinschaftsleben der Menschen angehören, ivie Recht, Gesellschaft, Politik, von vornherein ausgeschlossen. Von dem aske-

tischen Weltflüchtigen, der jeder Berührung mit dem Leben ausweicht, um nur für sich der Idee zu genügen, unterscheidet sich der Fanatiker wesentlich durch den starken Verwirklichungswillen, der ihn beseelt. Der Fanatiker ist eine durchaus aktive Natur, er ist Willensmensch. Mit der theoretischen Anerkennung und Geltung seiner Idee gibt er sich nicht zufrieden; er will sie auch in der Welt durchsetzen. Die Idee ist für ihn alles. Ihr opfert er sein Liebstes, sich selbst, ja schließlich die Welt. !?iat institik, pereut munüus, sagt der Rechtsfanatiker. Während der schwärmerische Idealist sich damit begnügt, in seinen hohen Gedanken zu schwelgen, verlangt der Fanatiker für seine Idee Herrschaft in der Wirklichkeit. Man könnte darin eine sympathische Seite sehen, daß er nicht wie der egoistische Idealist im Selbstgenusse seine Befriedigung findet, sondern alle an seinem Besitze teilnehmen lassen will. Gefährlich aber wird er dadurch, daß in ihm zugleich ein Vernichtungswillen lebt, der sich gegen alles seiner Idee Widerstreitende richtet. In diesem Vernichtnngswillen liegt wohl ein wesentlicher Zug des Fanatikers. Wie in dem Mikrokosmos seines Geistes die eine Idee tyrannisch alle anderen verdrängt hat, so soll auch in der Welt die Idee, an die er glaubt, absolut herrschen. Dabei liegt meistens ein maßlos gesteigertes Selbstgefühl und ein starkes, freilich irregeleitetes sittliches Pathos zugrunde. Er glaubt zum Vollstrecker des Willens einer höheren Macht berufen zu sein. So behauptet der religiöse Fanatiker im Auftrage Gottes, der fanatische Sozialist im Auftrage des Volkes, ja der Menschheit zu handeln. Diese ungeheure Selbstüberschätzung treibt den Vernichtungswillen bis zum Äußersten: wenn die Idee nicht durchzusetzen ist, so s,,'ll, lieber die Welt vergehen; denn ohne sie ist die Welt wertlos. „Alles oder nichts." Und so wird der Fanatiker zum Nihilisten. Ein Iakobiner sagte (nach Taine): „Sollte es uns nicht gelingen, Frankreich nach unserer Art umzugestalten, so werden wir es lieber in einen Leichenacker verwandeln."

Damit scheinen mir die wesentlichen Charakterzüge des Fanatikers angegeben zu sein: er ist Ideologe, der die Tatsachen der Wirklichkeit nicht sieht «nd nicht sehen will oder sie in seinen Vorstellungen vergewaltigt; in seinem Geiste herrscht eine Idee tyrannisch als allein wertvolle, und diese sucht er in der Welt durch alle Mittel der Gewalt bis zur Vernichtung durchzusetzen.

Es fragt sich nun, wie im Laufe der individuellen geistigen Entwicklung fanatische Gesinnung entsteht und wie sie sich zu anderen Charaktereigenschaften verhält. Man spricht wohl von geborenen Idealisten und geborenen Philistern, wenn solche Geistesrichtungen schon früh in der Iugend hervortreten. Von geborenen Fanatikern kann wohl nicht die Rede sein; dafür zeigt die Kindesseele doch einen zu großen Ausgleich zwischen den verschiedenen Anlagen. Tatsächlich ist auch der Fanatismus meist das Ergebnis späterer Entwicklung, und zwar spielen dabei die äußeren Lebenserfahrungen die entscheidende Rolle. Ein übersteigerter und einseitiger Idealismus ist, wie oben gezeigt, der Boden, auf dem die Giftpflanze des Fanatismus am üppigsten gedeiht. Eine große Idee

erfüllt das Herz des Iünglings. Er fühlt in sich die Pflicht, für sie zu kämpfen. Aber Gleichgültigkeit und Widerstand treten ihm entgegen. Erlahmt ihnen gegenüber seine Schwungkraft, so bleibt er Durchschnittsmensch oder sinkt zum Philister hinab. Verstärkt aber der Widerstand die Stoßkraft seines idealen Strebens zu despotischer Herrschsucht und rücksichtslosem Vernichtungswillen, so haben wir den Fanatiker. Dort also ein Abstumpfen der Idee, hier eine immer schärfere Zuspitzung. Zwischen beiden steht der geschmeidige Anpassungsmensch und über ihnen — allerdings dem Fanatiker etwas genähert — das Genie.

Indes gibt es wohl noch einen anderen Weg, der zum Fanatismus führen kann. Im mittelmäßigen Geiste, dem es an innerer Lebendigkeit und Regsamkeit fehlt, werden von den mannigfaltigen Anlagen nur wenige entwickelt. Durch einseitige Erziehung, durch die Gewohnheit des Berufslebens und der häuslichen Tätigkeit sterben viele geistigen Triebe allmählich ab, sodaß nur noch wenige übrig bleiben. Das Gesichtsfeld schränkt sich immer mehr ein, und wenn nun ursprünglich eine starke Willenskraft vorhanden war, so sammelt sich diese ganz auf den wenigen Inhalten, die noch im Geiste lebendig geblieben oder vielmehr zu einseitigen Ideen erstarrt sind. Hier ist es also nicht die Kraft einer idealistischen Gesinnung, die den Geist zum Kampfe gegen charakterlose Gleichgültigkeit und schwächliche Vermittelung aufpeitscht; sondern eine verhärtete Gedankenmasse, die aber ebenfalls durch den Widerstand der Umwelt gefährliche Schärfe annehmen kann, sucht sich durchzusetzen. Iedoch geht hier der Kampf weniger gegen die Ideallosigkeit der Welt, als gegen einzelne den eigenen Grundsätzen widerstreitende Anschauungen und Lebensverhältnisse.

Nennen wir diese letzte Art des Fanatikers den bornierten oder auH philisterhaften, so läßt sich die zuerst beschriebene als die des begeisterten, idealistischen oder genialen Fanatikers bezeichnen, womit natürlich nur äußerste Grenztypen gemeint sind, zwischen denen unendlich viele Ubergangsstufen denkbar sind. Denn eine gewisse Beschränktheit eignet jedem, auch dem begeisterten Fanatiker, während andrerseits auch der bornierte noch eine Spur von Idealismus haben wird. Übrigens können beide Entwicklungswege zu ganz ähnlichen Ergebnissen fübren. Der echte Fanatiker zeigt eine wunderliche Vereinigung von PKantastik und Beschränktheit, eine unheimliche Mischung von heißer Leidenschaft und' kühner, nüchterner Überlegung. So werden die edelsten Gefühle bei ihm verzerrt. Er ist zwar begeistert für seine Idee; aber es ist nicht die schaffensselige Begeisterung, die sich von ihrem Quellpunkte aus auf andere Gegenstände auszubreiten geneigt ist. Vielmehr ist es nach Hegels Worten „eine Begeisterung für etwas Abstraktes, für einen abstrakten Gedanken, der negierend sich zum Bestehenden verhält", kurz eine Begeisterung des Zerstörens und Vernichtens. Auch das Gefuhl der Liebe ist hier statt auf wirkliche Menschen und Dinge auf eine Idee gerichtet. Es ist jene Liebe, die aus sich den Haß erzeugt. Ihr fehlt die selbstlose Hingabe an fremdes Sein. Denn im Grunde liebt der Fanatiker sich selbst als

die einzig reine Verkörperung der von ihm vertretenen Idee. In IbsenS Brand hat der religiöse Eifer die Liebe zur Mutter ertötet. Da Brands Mutter sich auf dem Sterbebette nicht von dem letzten Reste ihrer irdischen Habe trennen will, versagt ihr der Sohn, der selbst Priester ist, den geistlichen Trost, getreu seinem Grundsatz: alles oder nichts. Um seiner Idee willen tut er auch nichts, um den Tod seines eigenen Kindes zu hindern, und vermag sogar seine Gattin dazu, dieses Opfer freudig zu bringen. Der Idee opfert er auch sein Weib, ja zuletzt sich selbst, indem er sein Lebenswerk als Halbheit zerstört. „Alles oder nichts!" Uber seine Liebe sagt er:

„Das, was die Menschen Liebe nennen,
Das kenn ich nicht, und will's nicht kennen,
Doch Gottes Liebe kenn ich gut
Und weiß, wie diese Liebe tut.
Hart ist sie, bis du zitternd sinkst,
Bis du zerknirscht die Hände ringst . . ."

Diese vermeintliche Gottesliebe ist aber eigentlich Selbstliebe und schlägt daher in Haß gegen die Menschen um. Das erklärt Brand selbst:

„Doch hier beim Volke schlaff wie Gras
Die beste Liebe ist der Haß."

Aus übergroßer Liebe zur abstrakten Idee des Weiblichen wurde Strindberg zum fanatischen Frauenhasser. Und wenn jemand den Standpunkt vertritt: „Wer den rechten Haß hat, in dem wohnt auch die rechte Liebe" (Görres), so hat er wohl etwas vom Fanatiker. Denn die wahre umfassende Liebe überwindet den Haß, Das völlige Aufgehen in der Idee und die Verachtung der Welt und der Menschen, die ihr so wenig entsprechen, führt schließlich zur Vereinsamung des Fanatikers. Er steht allein mit seinem Wahngebilde, um dessenwillen er haßt und vernichtet.

„Da ist mir's oft, als wenn im Meere
Schiffbrüchig ich verschlagen wäre,
Geklammert an ein winzig Brett." (Ibsen, Brand.)

Der liebelose Glaube an sich selbst macht nicht selig; der schroff einseitige Mensch kann nie wahrhaft glücklich sein.

Von den vier seit alters unterschiedenen Temperamenten scheint das cholerische und das cholerisch-sanguinische der Entwicklung fanatischer Sinnes. art besonders günstig zu sein. Das kräftige Selbstgefühl, das ihm eigen ist, die rasche Entschlußfähigkeit, die Rücksichtslosigkeit im Handeln und vor allem die Neigung, seine Ideen und seinen Willen anderen aufzuzwingen, treiben den Choleriker leicht auf die Bahn des Fanatismus. So könnte man den Fanatiker

als eine Kreuzung von Idealist und Choleriker bezeichnen. Doch kann auch melancholische Gemütsanlage eine schroff abweisende Schärfe annehmen, wenn sich der Erbitterung über die Minderwertigkeit des täglichen Lebens die nötige Willenskraft zugesellt, wie es z. B. bei dem dänischen Theologen Sören Kierkegaard der Fall war, der bei der Entscheidung zwischen wahrem Christentum m.d Kirche nur das harte „Entweder — oder" kannte. Meist werden melancholisch-grüblerische Naturen erst durch den Widerstand der Welt zum Handeln und Kämpfen gereizt. Auch wird sich bei ihnen die bittere Stimmung leicht über das ganze Leben ausbreiten, während der cholerische Fanatiker im übrigen ein ganz umgänglicher Mensch sein kann. So ist in Ibsens „Volksfeind" der fanatische Dr. Stockmann zuhause ein gemütlicher Familienvater und Gesellschafter.
Humor ist sonst durchweg nicht die starke Seite des Fanatikers; dazu nimmt er die Dinge viel zu ernst. Am weitesten steht wohl der Phlegmatiker vom Fana-tiömus ab. Ihm möchte man wohl manchmal eine Spur davon wünschen: „Phlegmatische Naturen sind nur so zu begeistern, daß man sie fanatisiert", sagt Nietzsche.
Der Fanatismus kann natürlich die verschiedensten Ideen ergreifen, wofern sie nur, dem einzelnen als wertvolle Ziele des menschlichen Lebens erscheinen. Daß er vor allem auf dem Gebiete der Religion hervorgetreten ist, läßt sich begreifen. Denn gerade der religiösen Idee kommt im Vergleich zu allen anderen Zielen eine so hohe und umfassende Bedeutung zu, daß ihre Durchsetzung unter allen Umständen berechtigt erscheinen mag. Leider haftet der religiöse Fanatismus sehr häufig an verfälschten und unreinen Religionsbegriffen. Unter den Weltreligionen neigt der Buddhismus am wenigsten zu fanatischer Zuspitzung, spielt doch bei ihm das Glauben bestimmter Sätze eine ganz geringe Rolle. Günstigeren Boden ergaben das Christentum und der Islam. Im Muhammedaner, der seinen Glauben mit Feuer und Schwert ausbreitete, sieht Hegel den Typus des begeisterten Fanatikers, der „aller Erhabenheit fähig" sei. Übrigens ist es ein Irrtum, den Muhammedanismus schlechtweg für unduldsam zu erklären; unter maurischer Herrschaft besaßen die Christen in Spanien freie Religionsübung.
Das Christentum als die Religion der erlösenden Liebe scheint seinem Wesen nach jeden Fanatismus auszuschließen. Und so finden wir auch in der erhabenen Person seines Stifters kaum eine Spur davon; denn daß man um der Liebe GotteS willen alles Irdische zurücksetzen muß, ist eine Forderung, ohne die religiöser Glaube überhaupt nicht bestehen kann. Das ist gerade das Überragende, „Göttliche" an der Person Iesu, daß mit seinen hohen religiös-ethischen Lehren trotz ihrer Strenge sich eine Milde verbindet, die keinen Haß gegen Andersdenkende aufkommen läßt. Luther dagegen, der ausgesprochene Choleriker, kannte neben der innigen Liebe auch den ehrlichen, leidenschaftlichen Haß; ja diese Stimmung verschärfte sich bei ihm, wohl infolge der starken Anfeindungen, im Alter. Außere Widerstände waren es auch, die Savonarola zum Fanatismus drängten.

Denn an sich war der Florentiner eine leidenschaftlose, ruhige, dem Kampfe abholde Natur. Im neueren Katholizismus wird vor allem den Iesuiten der Vorwurf fanatischer Gesinnung gemacht. Freilich sollte man hier, wie auch bei der Inquisition genauer von kirchlichem Fanatismus sprechen. Indessen kann der Stifter der Gesellschaft Iesu nicht eigentlich als Fanatiker bezeichnet werden. Dazu fehlte ihm, wie sein Biograph Eberhard Gothein bemerkt, dieVerblendung. Ignatius war ein zu guter Menschenkenner, um an die allgemeine Durchsetzung derreinen Religionsidee bei den Menschen zu glauben. Umso mehr erwartete er von der Organisation und Disziplinierung der Seelen; und im Grunde war er eine durchaus politische Natur: die Idee der Macht stand im Mittelpunkte seines Geistes.

Es würde zu weit führen, aus den anderen Gebieten des Fanatismus auch nur wenige Beispiele anzuführen. Der Wahrheitsfanatiker, der hauptsächlich in der Form des rationalistischen Aufklärers vorkommt, will den Gemütsbedürfnissen keinen Einfluß auf das intellektuelle Leben zugestehen. Den Kunstfanatiker wird man meist in der Gestalt des schwächlichen, dekadenten Ästheten finden. Da er selten eine aktive Natur und wenig zu Kampf und Vernichtung geneigt ist, beschränkt sich sein Einfluß auf engere Kreise. Ganz anders der sozialistische und politische Fanatiker, der ja von vornherein das Gemeinschaftsleben umgestalten will. Daß nationalistische Ideen und Rassenbewußtsein sich fanatisch verschärfen können, haben wir in unseren Tagen erlebt. Auch wirtschaftliche Interessen und organisatorische Bestrebungen können mit starrer Einseitigkeit betrieben werden. Wir kennen den Ordnungsfanatiker, der die Ordnung als Selbstzweck, als eine heilige Sache betrachtet und darüber vergißt, daß die Dinge in erster Linie inhaltlichen Zwecken dienen sollen. Der Bibliothekar, dem eS peinlich ist, durch Ausleihen von Büchern die schöne Ordnung zn stören, ist ein Beispiel dafür, wo der Fanatismus auf der niedrigsten Stufe angelangt ist und ins Pedantische und Lächerliche umschlägt.

Menschen, die durch Charakter und Temperament zum Fanatismus neigen^ können sich im Laufe ihres Lebens sehr verschiedenen, ja entgegengesetzten Ideen mit der gleichen Ausschließlichkeit zuwenden. So wurde Strindberg aus einem fanatischen Atheisten zum fanatischen Gläubigen. Auch Nietzsche hat seine jeweilige Überzeugung immer als absolut geltende verfochten. Daß er selbst sich dessen bewußt war, zeigt eine bemerkenswerte Stelle aus den Entwürfen zur „Morgenröte": „Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — häßliche Abzeichen, nm derentwillen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt ge-

Wesen." (W. W. 1909. Bd. XI, S. 407). Und doch war Nietzsche damals, als er dies Bekenntnis über seine frühere Geistesart ablegte, noch viel fanatischer geworden, was er allerdings wohl nicht zugegeben hätte. Anders verhalt es sich mit Ibsen. Kein Dichter der Weltliteratur hat so viele Fanatikercharaktere ent-wvrfen wie er — ich erinnere nur an Brand, Dr. Stockmann, Gregers Werle — und zu allen hat er selbst Modell gestanden. Aber Ibsen hatte das tragische Geschick, daß er sehr bald die Einseitigkeit der Ideen, die er eben noch auf den Schild erhoben hatte, einsah. „Ibsen stellte Ideale auf und zertrümmerte sie. Immer wieder entdeckte er eine Illusion, die an das Ideal sich heftet. Was ihm eben hoch und heilig gewesen war, verlor vor seinem kritisch scharfen Auge den verklärenden Schimmer" (Oskar Walzel). Ibsen durchschaute eben den Grund, irrtum des Fanatismus, daß es unmöglich ist, eine einzelne Idee absolut durch-zusetzen; und doch zwang ihn seine geistige Natur, jede neue Idee für absolut wertvoll zu halten. Um den vollen Gegensatz zu einer solchen Auffassung zu haben, vergegenwärtige man sich Dichterpersönlichkeiten wie Shakespeare und Goethe, die, beide von ganz verschiedenen Grundlagen aus, eine Welt dargestellt haben, in der wie in der Wirklichkeit die widerstreitenden Richtungen und Lebens-ziele ihr Recht behalten.

Im allgemeinen stellt sich der Fanatiker mit starkem Selbstbewußtsein und überheblichem Stolze in Gegensatz zur Masse. Er fühlt sich als Einziger den Vielen gegenüber. Tolstoi spricht es offen aus: „Gewiß bin ich stolz, als Einziger, der endlich die Hand an die Wahrheit gelegt hat." Und bei Ibsen glaubt Dr. Stockmann, daß er allein recht habe, und behauptet von der übrigen Bevölke-rung seiner Stadt, daß die eine Hälfte vollständig wahnsinnig sei; und wenn die andere Hälfte den Verstand nicht verloren habe, so käme das nur daher, daß sie keinen zu verlieren habe. Es scheint demnach nur der einzelne Mensch, in scharfer Absonderung von der Menge, Fanatiker sein zu können. Und doch sprechen wir davon, daß auch die Masse von fanatischer Gesinnung erfaßt wird. Nun ist es wohl begreiflich, daß kleinere abgeschlossene Gruppen, die sich einer großen Mehrheit gegenüber sehen, ihre Ideen mit derselben abweisenden Härte durch-zufechten suchen wie ein einzelner Mensch. Das Beispiel der Sekten, und nicht nur der religiösen, zeigt das deutlich. Aber auch eine größere Masse kann vom Fanatiemus angesteckt werden. Doch überträgt sich dabei hauptsächlich der Haß und der rohe Vernichtungswille, während der aktive Trieb, eine hohe Idee um jeden Preis zu verwirklichen, mehr zurücktritt. Denn so sehr auch der Menge die einfache Logik des Fanatismus einleuchten mag, so ist sie doch wenig gewillt, für die Idee Opfer zu bringen. Dagegen eignet der Massenpsyche dieselbe Unduld-samkeit gegen andere Meinungen und die Herrschaft des Gefühls über den Ver-stand, wie sie den Fanatiker kennzeichnet. Indes handelt es sich bei der eifernden Menge nur um vorübergehende Erregungszustände. Noch mehr gilt das von dem zeitweilig hervorbrechenden fanatischen Hasse ganzer Völker.

Wenn wir schließlich fragen, welche positive Bedeutung dem Fanatismus in unserem Kulturleben zukommt, so wird man in ihm einen Stachel erblicken dürfen, dessen sich der Geist der Geschichte bedient, um die Menschheit aus dumpfer Gleichgültigkeit und Ideallosigkeit immer wieder aufzuschrecken, einen Stachel, dessen Spitze freilich auch dem persönlichen Träger verderblich werden kann.

Pros. Dr. Michael Birkenbihl, München:

Ibsen.

Ibsens Leben läuft in einer Kette von Metamorphosen ab. Schon äußerlich. Aus dem Gymnasiasten wird jählings ein Apothekerlehrling, aus dem Provisor «in fronender Iournalist, ein Regisseur und Hausdichter, ein Theaterdirektor und endlich ein freier Grübler über Menschenschicksal und Menschenwollen. Und auch des Umschwungs vom Glück zum Unglück und vom Unglück zum Glück entbehrt das Drama seines Lebens nicht. Als Sohn des angesehenen Handels-Herrn von Skien durchlebt er Kinderjahre des Wohlstandes, wo er zur Aristokratie der kleinstädtischen Gesellschaft gehört; dann kommt der Zusammenbruch der Firma und die Deklassierung, die Zeit, wo das Kind auf der Straße steht und die hellen Fensterscheiben der Besitzenden sehnsüchtig von außen betrachtet, darauf Iahre der Not in Grimstad, Tage des Hungers und der Schulden in Christiania, sonnigere Zeiten in Rom und endlich behäbige Wohlhabenheit in Deutschland und der Heimat. Mit diesen sozialen Wandlungen geht der Wechsel der Masken Hand in Hand. Das schöngekleidete Kind des Patriziers tritt als schäbiger Bohömien wieder hinter der Kulisse hervor; „il capelloue" nennen ihn die Italiener wegen seines wüsten Schlapphutes und auch sein übriges Äußeres ist noch während des römischen Aufenthaltes nicht sonderlich Vertrauen erweckend. Aber in der Zeit, da „Peer Gynt" und „Der Bund der Iugend" entsteht, geht mit dem Dichter eine auffallende Veränderung vor. Im Sommer 1869 sandte er an Lorenz Dietrichson seine Photographie aus Dresden und schrieb dazu: „Ich weiß nicht, ob du mich von meiner bärtigen Periode her wiedererkennst." Er hatte begonnen, in seinem Wildenmanns-Gesicht aufzuräumen; er rasiert sich jetzt und erscheint in dem zierlichen Backenbart, den man aus den meisten Porträts kennt. Der Schlapphnt muß einer gefälligeren Kopfbedeckung weichen und seine Tracht wird so elegant, daß man ihn eher für einen Börsenmagnaten als für einen Schriftsteller halten könnte. Die durchgreifende Verschönerung erstreckt sich sogar auf seine Schrift. Er beginnt seine Handschrift zu pflegen; die liegenden, unsauberen Buchstaben der früheren Zeit verschwinden und steile, schön-

geschriebene Züge, anfangs freilich noch erivas unsicher, treten uns jetzt in seinen Manuskripten entgegen. Die Metamorphose wird noch vervollständigt durch eine gemLssene Förmlichkeit und ein reserviertes Verhalten, das an den alternden Goethe erinnert.
Dem Streben nach streng korrektem, bürgerlichem Eindruck entspricht auch ein Wechsel in gewissen politischen Anschauungen. In seiner Christianiaer Frühzeit beteiligt er sich publizistisch und demonstrierend an der Arbeiterbewegung und- entgeht nur mit knapper Not der Gefangennahme. Während seines Aufent- Haltes in Deutschland aber grüßt er ehrfurchtsvoll jede Hofchaise, es mag nun jemand drin sitzen oder nicht. Dem entspricht auch seine Stellung zur Ordensfrage. Bald nachdem „Peer Gynt" erschienen war, hörte Björnson, man beabsichtige ihn und Ibsen zu Rittern des Olafordens zu machen. Björnson war eine solche Auszeichnung widerlich und er war sofort bereit sie zu verhindern. Ibsen soll sich ihm bei dem Verzicht anschließen, damit die Wirkung auf Hof und Publikum umso kräftiger sei. „Würden wir den Schritt gemeinsam untere nehmen," schreibt er an Ibsen, „so würde das eine Demonstration werden und größeren Nutzen bringen, als du nun erkennst; ich bin zuhause gewesen nnd habe gesehen, wie die Naschsucht nach solchem Kinderzeug im Wachsen ist." Ibsen antwortete sofort voll lebhaftesten Interesses. Er dachte keine Minute daran, den Orden abzulehnen, sein Herz schlug ihm sogar erwartungsvoll entgegen. In einem langen Schreiben sucht er dem Freunde die Berechtigung zur Annahme der königlichen Auszeichnung klarzumachen und schließt: „Sollte er kommen — dann nicht viel Aufhebens davon!" Und er nimmt nun einen Orden um den anderen an. Bei der Eröffnungsvorstellung des Nationaltheaters trat der starke Gegensatz in der Bewertung fürstlicher Anerkennungen besonders hervor. Ibsen saß da mit Björnson auf seinem Ehrenplatz; aber während Björnson in seiner schlichten Eleganz fast wie ein Amerikaner wirkte und notgedrungen ein einziges Ordensband im Knopfloch befestigt hatte, war Ibsen wie ein Weihnachtsbaum von Kopf bis zu Fuß so mit Orden behängt, daß er bei jeder Bewegung klingelte. Daß ihn der Herzog von Sachsen-Meiningen „mit dem Ritterkreuz des Sächsisch' Ernestinischen Hausordens erster Klasse dekorierte," meldet er sowohl seinem Freunde Ludwig Ivsephson, wie seinem Verleger Frederik Hegel. Man sieht, welche Bedeutung er diesem winzigen Ereignis beilegte. Für alles, was von einem Hofe an ihn kam, zeigte der radikale Gesellschaftsanarchist der Dramen im wirklichen Leben die ehrerbietigste Dankbarkeit. Als ihm König Oskar II. zu seinem 70. Geburtstag mit ein paar ganz bedeutungslosen Zeilen gratuliert, packt er sofort seinen Koffer und reist nach Stockholm, um persönlich seinen Dank für diese unerhörte Gnade auszusprechen. Seine Hoftreue mag manchmal nur Maske gewesen sein, aber es ist doch auch möglich, daß sie aus seelischen Entwicklungen hervorging, die mit seiner wechselnden sozialen Stellung in Zusammenhang standen. Schon den Knaben hatte es tief geschmerzt, daß er der Sohn

eines Degradierten sei und in Christiania, wo sich die gute Gesellschaft von ihm fernhielt, war er verbittert über die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der man ihn behandelte. Auch er mag sich, wie Peer Gynt, wie ein heimlicher Kaiser vorgekommen sein und von Zeiten geträumt haben, wo seine Verächter sich huldigend vor ihm beugen mußten. Als nun die Kaiserzeit für ihn allen sichtbar gekommen, veränderte er sein Äußeres und freute sich innerlich, daß die Mächtigen der Erde ihm huldigten, dem „verkrachten Theaterdirektor von Möllergaten", wie ihn das spottlustige Volk von Christiania gerne nannte. Immer häufiger scheint es nun vorgekommen zu sein, daß er die höfische Maske mit seiner wahren Gesinnung verwechselte. Für sein bürgerliches Prestige fordert er daneben unbedingten Respekt und duldet nicht den leisesten Scherz über seinen Ordenssegen. Auch in seinen Briefen tritt uns nie eine abfällige Bemerkung über das Ordens-Wesen entgegen.

Der Dissonanz LinksliberalismuS-Hofgesinnung entspricht ergänzend das atheistisch-klerikale Paradoxon. Tiefer noch als vor besetzten und unbesetzten Hofchaisen zieht Ibsen den Hut vor jedem ihm begegnenden Geistlichen; vor dem katholischen wie dem protestantischen. Namentlich in München grüßt der entschiedene Freigeist der Dramen die vorübergehenden katholischen Priester mit solchem Respekt, daß sie oft verwirrt in größter Hast dem unbekannten Verehrer im Zylinder danken.

Auch sein Verhältnis zu Björnson bewegt sich bekanntlich nicht in einer geraden Linie. Und doch hat ihm Björnson den wichtigsten Dienst geleistet, den ihm ein Mensch tat: er bringt ihn, als sein „Brand" vollendet ist, in den größten Verlag des Nordens, die Gyldendalsche Buchhandlung in Kopenhagen, deren Chef Frederik Hegel war. Das bedeutet für die ganze geistige und materielle Existenz Ibsens einen enormen Umschwung. Von jetzt an ist er erst ein freier Schriftsteller, unabhängig von der Sorge ums Brot. Sein Eintritt in den Kreis der Mitarbeiter Hegels kommt einer festen, gutrentierenden Anstellung gleich. Und Ibsen verstand es, seinen Verleger in seine Dienste einzuspannen. Hegel mußte ihm nicht nur immer wieder mit ansehnlichen Vorschüssen dienen, sondern ihm auch Bankier und Vermögensverwalter sein. Anläßlich des 100. Geburtstages der Firma hat Ibsen in seinem Glückwunschschreiben ganz richtig anerkannt, was der Gyldendalsche Verlag für ihn bedeutete. Er schreibt: „Es war rin Wendepunkt in meinem Schriftstellerdasein wie in meinen Lebensverhältnissen, als ich mit Ihnen und Ihrem Verlage in Verbindung trat. Meine Ein, führung in Dänemark, die Sie bewirkt haben, hat auf die Stimmung in Norwegen zurückgewirkt und in wesentlichem Maße dazu beigetragen, mir festen Grund und Boden unter den Füßen zu schaffen, was besonders für einen Schriftsteller wie ich notwendig ist, der seiner ganzen Richtung nach so manches wagen muß." In dem Augenblick dieser glücklichen Versorgung schließt Ibsen der Meli gegenüber seine Türe zu. Mit dem strengen Einsiedlergeiste eines Meum'er und

Flaubert verbannt er sich freiwillig in seine Werkstätte, nur noch seinen Gestalten und Problemen lebend. Und immer tiefer gräbt er nach den Wurzeln menschlichen Seins, immer größere Aufgaben stellt er sich als Künstler. Unbarmherzig hetzt er seine Schemen von Situation zu Situation, bis sie die geheimste Falte des Herzens vor ihm enthüllt haben. Konzentration, strengste Beschränkung auf seine Lebensaufgabe ist ihm heiligstes Gesetz des Daseins. Wie Menzel fortwährend, auch im dichtesten Berliner Straßengewühl, zeichnet, so beobachtet der Menschengestalter unablässig mit dem surfen, geübten Auge des Naturforschers.
Peripetien, äußere und innere, charakterisieren ferner sein Verhältnis zu seinem Vaterlande Norwegen. Obwohl Ibsen kein norwegisches Blut in seinen Adern trug, war er doch im Kern seines Wesens mit Norwegen zeitlebens aufs innigste verbunden. Die Schar derjenigen Künstler vermehrend, die mit einem bitteren „lugratä rMria," in der Fremde lebenswürdigere Bedingungen suchten, hatte Ibsen als 36 jähriger (1864) seine Flucht ins Ausland unternommen.
Was hatte ihn aus der Heimat vertrieben? Vor allem die spießbürgerliche Enge der norwegischen Gesellschaft. „Kleinliche nordische Krähwinkel" nennt er in einem Briefe an Frederik Hegel die Städte seines Vaterlandes und Björnson gegenüber spricht er von „Seelen im Taschenformat". Es muß eine bedrückende, dumpfe Luft auf diesen norwegischen Städten des mittleren neunzehnten Iahrhunderts gelastet haben, ein Geist der Bigotterie, der Heuchelei und Verleumdungssucht, der sich dem Dichter wie ein Erzring um die Seele legte. In einem Briefe an seine Schwiegermutter Magdalena Thoresen preist er die Fluchr ins Ausland deshalb als die wichtigste Befreiung seines Lebens. „Das war für mich das Entscheidende und Bedeutungsvolle, daß ich hinreichend Distanz gewann zu unseren eigenen Verhältnissen, um die Hohlheit hinter diesen selbstgeschaffenen Lügen unseres sogenannten öffentlichen Lebens und die Iämmerlichkeit dieser ganzen persönlichen Phrasendrescherei zu sehen . . ." Noch schärfer urteilt er in einem späteren Briefe an die gleiche Adressatin: „Ich mußte heraus aus der Schweinerei da oben, um einigermaßen sauber zu werden." Dieses „da oben" zieht sich durch alle Äußerungen des Verbannten über die Heimat und es h<lt immer die Bedeutung „bei diesen Krämern und Pharisäern." „Wenn ich daran denke, wie trag und schwer und stumpf das Verständnis in der Heimat ist, wenn ich das niedere Niveau ins Auge fasse, auf dem die ganze Anschauungsweise steht, so kommt tiefer Mißmut über mich und manchmal ist mir, als könnte ich mit meiner literarischen Tätigkeit ebensogut gleich Schluß machen. Bei uns zuhause braucht man eigentlich keine Werke der Dichter: man behilft sich geradesogut mit der „Storthingszeitung" und der „Lutherischen Wochenschrift". Und dann hat man ja auch die Parteiblätter." Die grausame Ironie dieser an Georg Brandes gerichteten Worte führt auf einen weiteren Grund seines Heimatgrolles: den Mangel an Resonanz. Wenn das Wort „Nikil propKet«, iu patris." eine internationale Bedeutung hat, so scheint es doch für die Länder des skandina-

vischen Nordens im abgelaufenen Iahrhundert noch eine spezielle Richtigkeit gehabt zu haben. Denn was Ibsen über Norwegen klagt, das rügt ziemlich gleichzeitig blutenden Herzens H. Chr. Andersen an Dänemark. Als ihn in Italien wieder einmal eine gehässige dänische Kritik niederschmetternd erreicht, entringen sich ihm die bitteren Worte: „Der Dichter ist tot; sollte noch etwas Leben in ihm sein, wenn er nach dem Norden kommt, so werden sie dort schon damit fertig werden. Ich kenne meine Leute." Auch Ibsen kannte seine Leute. Als Sechzigjähriger versichert er Georg Brandes, seinem allzeit treuen Bannerträger: „In Norwegen mich allen Ernstes niederzulassen, das wäre mir ganz unmöglich. Nirgends würde ich mir heimatloser vorkomme?!, als da oben." Der ganze Grimm dieser Kampfnatur flammt aber auf, wenn er der reaktionären Presse seines Vaterlandes gedenkt. „Ein Glück ist es," schreibt er in blutigem Sarkasmus an seine Schwiegermutter, „daß unsere Presse auf solchem Niveau steht, daß kein anständiger Mensch sie an-packen kann, ohne Handschuhe anzuziehen . . . Für mich unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß da oben den Leuten, die Geist und Gefühl haben, ohne Aus-nahme eigentlich nichts anderes übrig bleibt, als sich wie das angeschossene Tier in die Einsamkeit und Stille zu schleppen, um zu sterben." Angriffe der Presse gegen den revolutionären Geist seiner Dramen lösen eine solche Wut in ihm, aus, daß er seinem ganzen Volke erbarmungslose Rache schwört. „Bin ich kein Dichter", schreibt er am 9. Dezember 1867 aus Rom an Björnson, „so habe ich nichts zu verlieren. Ich werde eS als Photograph versuchen. Meine Zeitgenossen da oben werde ich mir einzeln, Mann für Mann, vornehmen, wie ich es mit den Sprachstreblern getan habe. Ich werde nicht das Kind im Mutterleib, werde den Gedanken oder die Stimmung hinter dem Wort bei keiner Menschenseele schonen, welche die Ehre verdient, nicht übergangen zu werden."

Und nun kommt das Tragische in diesem Heimathaß, die tiefe Liebe zu diesem gelästerten und gemiedenen Volke, die den letzten Grund all seines Ringens und Leidens ausmacht. Licht zu bringen der Heimat, sie herauszu-heben aus ihrer Versumpfung und Rückftändigkeit, sie für den Fortschritt Europas reifen zu lassen, ist das letzte Ziel dieses arbeitsreichen Lebens. „Nicht um ein sorgenfreies Auskommen kämpfe ich hier, fondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube nnd weiß, Gott mir auferlegt hat: — das Lebenswerk, das mir als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es zu lehren, groß zu denken." Das herrliche Bekenntnis steht in dem Brief an König Karl vom 15. April 1866. Es gibt Menschen, die sich nur aus der Ferne lieben können, die bei jeder persönlichen Begegnung aber sofort in Kellen Zwiespalt geraten. So war es lange Jahre zwischen Ibsen und seinen Norwegern. Zweimal in den 27 Iahren seiner Landflucht macht der Dichter kurzen Besuch in der Heimat, 1874 und 1885. Iedesmal sieht es aus, als ob sich sein Verhältnis zu ihr bessern wolle, aber jedesmal endet die Annäherung mit

einem schrillen Mißklang und noch tieferer Abneigung. 1874: bereiteten ihm die Studenten durch einen Fackelzug eine imposante Huldigung. In der Ansprache an sie beichtete Ibsen über seine Sehnsucht nach warmer, riefer Liebe in den Herzen seiner Volksgenossen. In der Huldigung der Studenten schien sich nun diese Liebe zu manifestieren und es sah aus, als ob Ibsen wirklich im Innersten gerührt sei. „Nun sind Norwegens Studenten her zu mir gekommen an diesem Abend und haben mir erwidert in Wort und Lied, haben mir eine Antwort gegeben, so voll aus dem Herzen, wie ich früher nie erwartet hatte, daß ich sie je bekommen könnte. Diese Erwiderung will ich mit mir nehmen als den reichsten Ertrag meines Besuches bei den Landsleuten in der Heimat, und das ist meine Hoffnung und mein Glaube, daß, was ich heute abend erlebe, ein Erlebnis ist, das einmal seine Spiegelung in einer künftigen Dichtung finden wird. Und geschieht das, sende ich einmal ein solches Buch heim, dann bitte ich, daß die Studenten es entgegennehmen als einen Handschlag und einen Dank für diese Ovation; ich bitte Sie es hinzunehmen als eine Dichtung, an der Sie mitbeteiligt sind."
Ibsen hielt Wort. Er sandte wirklich das versprochene Buch mit einer hübschen Widmung an den Vorstand der Studentengesellschaft. Das Buch aber war ein Faustschlag ins Angesicht des norwegischen Volkes, das Drama „Die Stützen der Gesellschaft". Was Ibsen auf jener Fahrt durch die Heimat 1874 wirklich innerlich erlebte, das hat er 1884 Björnson erzählt mit den Worten:
„Als ich vor 10 Iahren den Fjord hinauffuhr, da fühlte ich, wie sich mir die Brust in Beklemmung und Unbehagen buchstäblich zusammenschnürte. Dieselbe Empfindung habe ich während meines ganzen Aufenthaltes da oben gehabt: ich war nicht mehr ich selbst unter all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten."
Wie 1874 den Studenten, so schüttet er beim zweiten Besuch in der Heimat den Arbeitern in Trondheim sein Herz aus. „Nach elfjähriger Abwesenheit komme ich auf acht Tage nach Norwegen. In diesen acht Tagen habe ich mehr Lebensfreude gefühlt als in all den elf Iahren draußen. Ich habe ungeheure Fortschritte auf den meisten Gebieten angetroffen und ich habe gesehen, daß das Volk, mit dem ich durch die engsten Bande verknüpft bin, dem übrigen Europa bedeutend nähergerückt ist als vorher." So freundlich die Beziehungen zur Heimat sich in diesen Stunden zu gestalten schienen, so feindlich endeten sie. Vor seiner Abreise geriet Ibsen noch in Streit mit seinem alten Freunde Lorenz Dietrichson und seine Erbitterung gegen Christianr'«, die nur geschlafen hatte, aber nicht erloschen war, brach jetzt eruptiv hervor: „Niemals habe ich mich dem Tun und Treiben meiner norwegischen Landsleute gegenüber mehr fremd gefühlt, als nach den Lektionen, die mir das letzte Iahr gegeben hat. Niemals mehr abgestoßen. Niemals mehr unbehaglich berührt."
Im Sommer 1891 wird das „ganz Unmögliche" Wirklichkeit. Ibsen zieht

nach Christiania, um eS bis zu seinem Tode nicht mehr zu verlassen. WaS ihn dazu veranlaßt«, war nicht die Sehnsucht, im Schoße seines Volkes den Rest seiner Tage zu verbringen. Wohl war sein Verhältnis zu seinen Norwegern insofern «in besseres geworden, als er für sein Werk von Iahr zu Iahr „da oben" mehr Verständnis fand. Das beweisen neben den Bühnenerfolgen die wachsenden Auflagenzahlen seiner Dramenbücher. Am 15. März 18S6 erschien als erste Publikation des Gyldendalschen Verlags „Brand" in einer Auflage von 1250 Erem> plaren. Die „Gedichte" konnten 1871 schon in einer Erstausgabe von 4000 Exemplaren in die Öffentlichkeit treten, der „Volksfeind" im November 1882 mir 10 000 Exemplaren, „Klein Evolf" brachte es im Laufe eines Monats auf 13 250 Exemplare und von „Iohn Gabriel Borkmann" konnte der Verlag gleich 15 000 Bände ins Volk werfen. Innigere Beziehungen zu seiner Nation ergaben sich aber trotz alledem auch nach seiner Rückkehr nicht. Das Leben in Norwegen war und blieb für Ibsen ein freudloses. Es zeigt sich wieder, daß der Mann, der ein so starker Lebensschilderer, kein Lebenskünstler war. Ihm gelang es nie, in seine Lebensweise jene Harmonie zu bringen, auf der die Schönheit des Daseins beruht, die glückliche Mischung von Arbeit und Genuß, Einsamkeit und Geselligkeit. Sein Biograph Gerhard Gran, dessen neueste Forschungen in dieser Studie Verwendung fanden, macht die feine Bemerkung, daß er dort in der Arbinsgade nur „logierte", nicht wohnte, und fährt dann fort: „Nie wurden diese Zimmer zu einem Heim; sie wirkten kalt und unwohnlich, ohne Spur einer bürgerlichen Behaglichkeit oder Intimität, ohne eine persönliche Note oder charakteristischen Geschmack. Das einzige Zimmer, das einigermaßen menschenwürdig war, war sein Arbeitszimmer; hier hielt er sich auch meistens auf." Uber seinem Schreibtisch hing Strindberg, ausgezeichnet porträtiert von Christian Krohg. Als Ibsen bemerkte, wie die Blicke seines Biographen auf dem Bilde ruhten, sagte er: „Ja, da hängt das Bild, aber nicht weil ich ein Freund Strindbergs bin, ich bin ein Feind von ihm. Es hängt auch nicht da, weil ich etwa ein Freund Krohgs bin; ich kenne ihn fast nicht. Aber ich kann keine Zeile schreiben, ohne daß der tolle Kerl über mir hängt und mich mit seinen verrückten Augen anstarrt."

In seinen Lebensgewohnheiten tritt dasselbe Prinzip wieder hervor, das auch im Ausland fein Leben beherrscht hatte: die Arbeit. Ibsen ist der größte Arbeiter der Weltliteratur. Er schlägt Zola und Balzac. Für sie gab es doch täglich Stunden, wo die Arbeit ruhte, wo sie der Erholung, ihren Freunden gehörten. Für Ibsen nicht. Er war wie ein Vulkan, der ununterbrochen im Innern tätig ist. Er arbeitete nicht nnr an seinem Schreibtisch, sondern auch auf der Straße, im Caf6, wo er ging und stand. In den Stunden, wo er ein neues Werk begann, brauchte er die tiefste Stille; im Augenblick der Konzeption konnte ein Lufthauch die feinen Fäden des neuen Gewebes ihm zerstören. Ein Geschäftsbrief oder ein Besuch, den er nicht unterlassen durfte, wirkte zertrümmernd wie ein Steinwurf auf sein zartes Gebilde. Für seine rastlose Tätigkeit gibt Iohn

Paulsen in seinen Erinnerungen ein charakteristisches Beispiel aus seinem Münchener Aufenthalt. Er erzählt in der Festschrift zum 70. Geburtstag des-Meisters: „Ibsen besuchte täglich, pünktlich auf den Glockenschlag, daS Caf6 Maximilian, wie er jetzt Hierort das Grand-Caf6 besucht, und sein reservierter Platz war eine heilige Stätte, der sich kein Profaner zu nahen wagte. Ein deutscher Schriftsteller, der Ibsen vorgestellt worden war, mißbrauchte diese Bekanntschaft dazu, den Dichter im Caf6 aufzusuchen und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Ibsen war zu gutmütig, um ihn wegzuweisen, aber er beklagte sich mir gegenüber über die Zudringlichkeit des Literaten. „Der Mann glaubt, ich sitze hier im Cafs, um mein Glas Bier zu trinken; in Wirklichkeit aber arbeite und dichte ich hier im Schweiße meines Angesichtes. Ich sehe, wie meine Figuren sich runden, ich sehe sie von vorne und von hinten." Ein andermal, als sich das Gespräch auf einen Schriftsteller lenkte, der immer an Mittagsgesellschaften teilnahm, in denen er sich feiern ließ, sagte Ibsen: „Wie ist es möglich, daß dem Manne noch Zeit bleibt, sich zu konzentrieren und etwas Wertvolles zu schaffen. Ich verstehe das nicht." Auch in Christiania bleiben die täglichen Kaffeehausbesuche der einzige Luxus, den er sich erlaubt: Genau zur festgesetzten Stunde geht er mit seinen kleinen, trippelnden Schritten ins Grand Hotel, wo man ihn als eine Attraktion des Hauses behandelt. Da stand immer sein Stammstuhl bereit, dessen Lehne eine silberne Platte mit dem eingravierten Namen des Dichters trug. Eine oder zwei Stunden saß er dann da, las seine Zeitungen, genoß seine Getränke, sprach aber, obwohl er der Gegenstand der allgemeinen Neugier war, selten mit jemand. Nie war er Gesellschaftsmensch. Selbst in Rom, wo die Fremde die Skandinavier veranlaßt? sich zusammenzuscharen, hielr er sich abseits. Dagegen verschmähte er es nicht, sich mit einfachen Leuten ans dem Volke zu unterhalten. Holberg äußerte sich einmal, er sei nie von einer Unterredung mit Bauern weggegangen, ohne etwas gelernt zu haben. In gleicher Weise dachte Ibsen über den Verkehr mit Handwerkern und Arbeitern. So unwirsch er Gebildete abweisen konnte, so freundlich kam er dem vierten Stande entgegen. Paulsen erzählt, daß sich Ibsen in Berchtesgaden eines Tages so fachkundig mit einem Schuhmacher über die Geheimnisse seiner Kunst unterhielt, da? dieser beim Abschied den Dichter ehrfurchtsvoll grüßte, weil er ihn für einen großen Kollegen hielt.

Es ist begreiflich,, daß das eintönige Leben der Arbeit der Seele des Dichters nicht jenes Glück geben konnte, dessen sie bedurfte. Und so waren es im ganzen recht kalte, sonnenarme Iahre, mit denen Ibsen sein Leben abschloß. Auch das Theater freute ihn nicht mehr; nicht einmal die Aufführung seiner eigenen Stücke. Am Tage nach der Premiere seines letzten Werkes „Wenn wir Toten erwachen" traf er auf der Straße Gunnar Heiberg und fragte ihn: „Nun, wie gefällt Ihnen das Stück?" „Offen gestanden, ich bin nicht ganz befriedigt, Herr Doktor!" „Ach nein, Sie sind nun immer so diffieil in diesen Dingen. Was haben Sie

übrigens hauptsächlich gegen mein Stück einzuwenden?" „Ja, das ist nun vor allem das, daß Sie den Schauspielern weißgemacht haben, daß Irene nur 27 Iahre alt ist; aber sie muß doch entschieden über vierzig sein." „Na, freilich, Sie verstehen das wieder viel besser als ich, das kann ich mir denken," antwortete Ibsen und trippelte verärgert davon. Aber schon am nächsten Tag erhielt Heiberg einen Brief vom Dichter, in dem stand: „Herr Heiberg, Sie hatten recht und ich war im Unrecht. Ich habe in meinen Papieren nachgesehen; Irene ist wirklich über 40 Iahre alt."

Die Sehnsucht nach der nordischen Natur, insbesondere nach dem Meere, hatte Ibsen trotz heftiger innerer Widerstände heimgeführt. Und auch jetzt in den trüben Tagen des eintönigen Stadtlebens erscheint die Natur dem Greise als der einzige Quell noch möglicher Freude. „Können Sie erraten," schreibt er 1897 an Brandes, „was meine Träume ausfüllt, worüber ich Pläne mache und was ich mir als etwas Herrliches ausmale? Das ist, mich seitwärts an den öresund zu schlagen, zwischen Kopenhagen und Helsingör, an eine freie, offene Stätte, wo ich sehen kann, wie die Segelschiffe aus weiter Ferne kommen und in weite Fernen gehen. Das kann ich hier nicht. Hier sind alle Sunde zu — in jedem Sinne des Wortes — und alle Kanäle verstopft." Und dann kommt die ergreifende Klage, daß einer, der solange der Heimat fern war, keine Heimat mehr hat; namentlich wenn er in einer höheren, freieren Kultur draußen gelebt hat.

Als der Dichter die Tragödie vom Bildhauer Rubek einen Epilog nannte, da wußte er noch nicht, daß sie der Schlußstein seines geistigen Lebens sein sollte. Er dachte sie nur als Abschluß einer Serie von Dramen, die mit „Baumeister Solneß" begonnen hatte. Aber nach dem Erscheinen des Stückes ging es mit seinen Kräften rapid abwärts. Die Arterienverkalkung äußerte sich immer beängstigender. Am IS. März 1900 erlitt er den ersten Schlaganfall; weitere folgten. Lähmungen der Frontalpartien des Kopfes, der Arme und Beine stellten sich ein, Sprachstörungen, Gedächtnisschwäche, Halluzinationen und richtige Geistesstörungen. Das Schreiben machte ihm Mühe. Sein Interesse für Politik und Theater hielt sich bis zuletzt. Auch sein pedantischer Ordnungssinn. Am Abend des 22. Mai 1906 verfiel er in eine tiefe Lethargie. Am nächsten Tage, nachmittags um 3 Uhr hörten seine Atemzüge auf. Wie um Goethes letzte Worte bildete sich auch um den sterbenden Ibsen eine charakterisierende Legende. Im Augenblick des Todes soll sich der große Verneiner erhoben und ein kräftiges „Nein" gerufen haben. Die tiefe Bewußtlosigkeit der letzten Stunden schloß eine solche Handlung in Wirklichkeit völlig aus.

Emil Erich Hölscher
Probleme der Tertilwirtschafr

Dr. ^ur. Emil Erich Hölscher.*)

Probleme der Textilwirtschaft.

Es ist müßig, darüber zu sprechen, daß die deutsche Wirtschaft, Industrie wie Handel, durch den Krieg zusammengebrochen ist. Um so notwendiger aber ist es, um die Wege für den Wiederaufbau zu finden, die Ursachen des Zusammen' bruchs zu erkennen und zu prüfen, ob nicht die seit Kriegsausbruch gegangenen, und jetzt weiter verfolgten Wirtschaftsmethoden hemmungslos zum gänzlichen und unheilbaren Verfall führen müssen. Gewiß ist zuzugeben, daß an den heutigen, sich von Tag zu Tag verschlimmernden Zuständen die dauernd wachsende Arbeitsunlust der Angestellten und Arbeiter zum Teil Schuld trägt. Aber dem Verfasser will scheinen, daß dieser bei dem arbeits- und schaffensfrohen Charakter des deutschen Volkes widersinnige Krankheitszustand innere Gründe hat, die auf verfehlte wirtschaftspolitische Maßnahmen ebenso der früheren wie der jetzigen Machthaber zurückzuführen sind, und die erst vollständig umgestoßen werden müssen, damit alsdann eine Wiedergesundung eintreten kann. Endlich aber: dieser Schnitt muß sofort vorgenommen werden, sonst treiben wir rettungslos dem alles zerstörenden Bolschewismus entgegen. Zum Dilettieren und Probieren ist jetzt keine Zeit mehr, sondern nur zum Handeln.

Vielleicht am bedenklichsten sind heute die Verhältnisse in der Textilindustrie in ihrem weitesten Umfange. Die deutsche Textilwirtschaft war schon vor dem Kriege nicht gesund. Dies liegt einerseits daran, daß sie in den Rohstoffen — auch den im Inlands erzeugbaren — vollständig vom Auslande abhängig geworden war, andererseits, daß die Fertigprodukte zum erheblichen Teil für den Erport gearbeitet werden mußten, um die Werke rentabel zu erhalten, daß aber die Erportländer von Iahr zu Iahr mehr sich auf Unabhängigkeit vom deutschen Markte einstellten. Man konnte infolgedessen, besonders in der Baumwollindustrie, schon vor dem Kriege einen starken Rückgang der Konjunktur beobachten. Außerdem trugen Zoll- und Lohnverhältnisse gegenüber den Nachbarländern, vor allem gegenüber Osterre-ch, dazu bei, die Wirtschaftslage zu erschweren.

Diese schon im Frieden bestandenen Schwierigkeiten wurden durch den Kriegsausbruch ins Ungemessene gesteigert dadurch, daß die Rohstoffzufuhren ziemlich bald vollständig aufhörten, dagegen der Bedarf fast unbegrenzt stieg. Auch die glücklicherweise bei Kriegsausbruch im Inlands vorhandenen, nicht unbedeutenden Läger an Textilrohstoffen und die erheblichen Beuten in den besetzten Gebieten

*) Anm. der Redaktion. Der Verfasser tritt vom 1. Juli ab in die Redaktion und übernimmt den vottSwirtschaftlichen Teil von .Nord und Süd". Ludwig Stein.

reichten bei weitem nicht aus, diesen gesteigerten Inlandsbedarf zu befriedigen. Zweifellos hat hier die anfänglich weitsichtige Politik der Kriegsrohstoffabteilung mit der Streckung der vorhandenen Bestände und mit der Schaffung von Ersatzmitteln segensreich gewirkt. Aber diese Politik hat mit Fortschreiten des Krieges den Verfall nicht aufhalten können, und zwar für die Textilindustrie vor allem durch die für andere Kriegsindustrien getroffenen Maßnahmen. Die Idee, Deutschland als eine belagerte Festung nach den für eine solche zweckmäßigen Maßnahmen zu bewirtschaften, war an sich richtig, aber die gewählten Maßnahmen ivaren letzten Endes falsch, vor allem, nachdem das sogenannte Hindenburgprogramm durchgeführt wurde, das nur darauf ausging, die Produktion zu steigern, ungeachtet der Folgen für das sonstige Wirtschaftsleben, besonders für die Löhne. Die in den spezifischen Kriegsindustrien, besonders in der Munitionsindustrie gezahlten erorbitant hohen Löhne, die dort allenfalls verantwortet werden konnten, wirkten automatisch auf die übrige Industrie zurück, vor allem natürlich auch auf die schon vorher kranke Textilindustrie, und schufen eine Preisgrundlage für die Fertigprodukte, die von Monat zu Monat unerträglicher wurde und wie eine Schraube ohne Ende zu immer höheren Lohnforderungen führen mußte. Noch Gröner sah die durch diese Politik unrettbar kommende Katastrophe voraus. Als er aber abgehen mußte, wurde die wirtschaftsfeindliche, produzentenfreundliche Politik hemmungslos.
Nicht „niedrigere Preise", sondern „höhere Löhne" wurde und blieb die Losung. Die Schraube, welche bis dahin zu immer steigernder Teuerung führte, drehte sich unentwegt weiter. Die Folge davon war, daß die Lage des Arbeiters und Angestellten, vor allem des Beamten, trotz unsinniger Lohnerhöhungen immer trostloser wurde. Und diese Lage mußte in den Industrien, die von vornherein an den Kriegswirkungen krankten, besonders in der Textilindustrie, zu katastrophalen Wirkungen führen. Denn mit den immer steigenden Lohnerhöhungen mußte sich automatisch der Preis des Fertigproduktes verteuern, also in der Textilindustrie gerade das, was das Volk neben den Lebensmitteln am dringendsten benötigte, die Bekleidung. Ie knapper die Ware wurde und je straffer die Kriegsorganisation die immer geringer werdenden Bestände zusammenfaßte, desto schwindelnder wurden die Preise. Die Folge war, daß eine Zentralversorgung, vor allem für die minderbemittelte Bevölkerung, eingerichttt werden mußte, neben der aber in immer wachsendem Umfange ein illegaler Handel Platz griff, dessen unverantwortliche Preise allmählich immer mehr zu Richtpreisen für den legalen Handel wurden.
Man versuchte Abhilfe zu schaffen durch eine Unzahl von Verordnungen, Bekanntmachungen, Gesetzen und dergleichen, die aber mit fortschreitender Zeit immer mehr zu bloßen Quälereien für den anständigen Geschäftsmann wurden, während der Schieber Mittel und Wege fand, durch die weitmaschigen Netze der Gesetzesbestimmungen durchzuschlüpfen.
Wer offenen Auges die Verhältnisse während des Krieges übersah, mußte ganz klar den Zeitpunkt kommen sehen, an welchem diese Wirtschaft zusammen-

brechen mußte. Denn es war ausgeschlossen, daß die Löhne und Gehälter immer weiter gesteigert wurden, daß gleichzeitig die Bedürfnisgegenstände dessen ungeachtet unverhältnismäßig und sprunghaft im Preise stiegen, während die Einkommensverhältnisse der Festbesoldeten und Kriegsangehörigen nur gering oder garnicht nachfolgten. Dieser Augenblick des Zusammenbruchs ist mit der Revolution eingetreten, als die Kriegslieferungen plötzlich aufhörten und damit die Industrie die dauernde Befruchtung mit flüssigen Mitteln verlor. Aber es ist, retrospektiv betrachtet, fast tragikomisch, zu sehen, mit welchen Mitteln man geglaubt hat, diese zusammenbrechende Wirtschaft wieder ins rechte Gleis bringen zu können. Das Zauberwort hieß: Übergangswirtschaft! Man wird vergeblich in irgendeinem der ungezählten Schriftstücke, die hierüber verfaßt worden sind, einen großen Gedanken suchen, der einmal klar ausgesprochen hätte, wohin eigentlich der Übergang führen sollte. Zumeist hat man geglaubt, daß es nur behördlicher Maßnahmen bedürfte, um die durch den Krieg verschobene Wirtschaft wieder in die alten Bahnen zurückzubringen, während nur die wenigsten Wirtschaftspolitiker sich darüber klar geworden sind, daß dieser Krieg unsere Wirtschaft so vollständig umgewandelt hat, daß eine Rückkehr zu den alten Verhältnissen überhaupt ausgeschlossen ist. Infolgedessen sind auch die Ideen und Maßnahmen vollständig abwegig, die darauf hinzielen, die deutsche Wirtschaft wieder auf die Bahn zurückzuführen, auf der sie sich befunden hat, als der Krieg ausbrach. Man muß sich darüber klar sein und kann das gar nicht deutlich genug aussprechen, daß mit diesem Kriege ein Schnitt in unsere Wirtschaft gemacht worden ist, der niemals wieder eine Rückkehr zu den alten Zuständen ermöglicht. Es mag dabei ganz dahingestellt bleiben, auf welche Wirtschaftsform wir hinauskommen. Dafür heute Prognosen zu stellen, ist müßig, da sich unser ganzes politisches und wirtschaftliches Leben im Zustande fieberhafter Krankheit befindet. Aber über eins müssen wir uns klar sein: daß die Fehler, die im Kriege gemacht worden sind, nämlich die Grundlagen unseres Wirtschaftslebens ungesund zu machen, nicht fortgesetzt werden dürfen. Und diese Fehler sind dadurch gemacht worden, daß die Preise für die Bedürfnisgegenstände des Volkes auf eine Höhe gebracht worden sind, die nicht mehr erträglich ist und vor allem nicht mehr weiter gesteigert werden kann. Man beschwert sich über unangemessene Lohnforderungen der Angestellten und Arbeiter, wirft ihnen vor, auf diese Weise auch noch den letzten Rest der deutschen Wirtschaft mutwillig zu zerstören, und verkennt, daß diese Forderungen nur die notwendige Konsequenz der geltenden Wirtschaftspolitik sind.
Es ist nicht möglich — um ein Beispiel des heutigen Tages zu wählen — zu verlangen, daß ein Bankbeamter wie ein Prinz gekleidet geht, wenn sein gesamtes Einkommen gerade auslangt, um damit seine und seiner Familie Bekleidung zu bestreiten. Unwirtschaftlich geschulte Köpfe denken, mit dauernden Lohnerhöhungen dem Problem beikommen zu können, und verkennen, daß dieses nur damit gelöst werden könnte, daß die Preise für die Bedürfnisgegenstände wieder auf eine g?sunde Grundlage gebracht werden, damit daraufhin auch wieder ein Abbau der

ungesunden Löhne und Gehälter allmählich begonnen werden kann. Bringen wir das nicht fertig, dann ist es ausgeschlossen, unsere deutsche Wirtschaft jemals wieder zur Gesundung zu führen. Die Tatsachen, daß bestfundierte Werke, wie die Zechen im Ruhrgebiete und in Oberschlesien, binnen wenig Monaten infolge der Lohnsteigerungen zum Bankerott gekommen sind, reden eine Sprache, die eindringlich genug die Katastrophe, in der wir stehen, vor Augen führt.
Vergeblich sucht man aber bisher Ansätze, dem Problem der Wiedergesundung durch Lohnabbau näherzukommen. Im Gegenteil: als die Revolution im November 1918 ausbrach, haben die nachdenklichen Teile des Volkes erwartungsvoll aufgeatmet und gehofft, daß nunmehr mit dem im Kriege zusammengebrochenen System endgültig aufgeräumt würde. Es wäre damals zunächst ganz gleichgültig gewesen, was an die Stelle gesetzt worden wäre, ob sozialistische Zwangswirtschaft krassester Observanz, ob Privatwirtschaft ohne jeden Zwang, — nur mit dem bisherigen System der unaufhörlichen Verteuerung der notwendigen Lebensbedürfnisse, der darauf beruhenden endlosen Lohnforderungen und endlich der zur Durchführung einer sich als unhaltbar erwiesenen Wirtschaftsform erlassenen unerfüllbaren Kriegsverordnungen mußte aufgeräumt werden, und es mußte endlich die Möglichkeit eröffnet werden, daß wieder die Aussicht auf eine Gesundung einträte. Stattdessen hat sich nichts von diesen Hoffnungen erfüllt. Dieselbe pseudosozialistische Zwangswirtschaft des Krieges wird unter dem Namen der sogenannten Übergangswirtschaft fortgesetzt. Weder den Sozialisten, noch den Anhängern der vorkriegsmäßigen Wirtschaftsform ist mit dieser Zwitterwirtschaft entsprochen. Im Gegenteil: die Unzufriedenheit wächst allenthalben, die Krankheit des ganzen Wirtschaftskörpers geht rapide weiter, die Aussicht auf Wiedergesundung schwindet von Tag zu Tag mehr, weil die Ursache der Erkrankung nicht genügend berücksichtigt wird. Von einem Abbau der Preise ist nichts zu merken, im Gegenteil, die Wirtschaftspolitik geht darauf hinaus, die Preise für sämtliche Bedürfnisgegenstände noch immer weiter zu steigern. Macht man sich denn nicht klar, daß die Folge davon natürlich wieder neue Lohnforderungen der Arbeiter und Angestellten sind, immer wachsende Unzufriedenheit und weiter um sich greifende Immoralisierung des ganzen Volkes? Gerade dieser letzte Punkt aber ist der allerbedenklichste; schon ist die Achtung vor fremdem Eigentum in erschreckendem Umfang gesunken. Zum Teil gewiß infolge der allgemeinen Verwilderung der Anschauungen, wie sie jeder längere Krieg naturgemäß mit sich bringt, aber zum anderen Teile — und sehr erheblich ^ zufolge der im Kriege geführten Wirtschaftspolitik. Denn es ist nicht möglich, dem unkomplizierten Gehirn klarzumachen, daß die Übertretung von Kriegsverordnungen moralisch etwas anderes darstellt als die Übertretung eines grundsätzlichen Strafgesetzes, wenn beide Gesetze mit gleichen Strafen oder sogar die erstere mit schwereren bedacht ist. Die Folgen ^ind allbekannt: Bestechlichkeit der Beamten, Schiebertum und alle die anderen traurigen Erscheinungen sind so an der Tagesordnung, daß sich überhaupt kaum

noch jemand darüber aufregt. Kann man sich dann wundern, wenn auch die Grundbegriffe des Sittenlebens verloren gehen?

Aber alle diese traurigen Folgen des Krieges hätten nicht zu der heutigen Sumpfblüte zu kommen brauchen, wenn gleich bei Beginn der Revolution mit starker Hand durchgegriffen worden wäre. Kein Klarblickender konnte sich einbilden, daß unsere Wirtschaft sofort wieder zu gesunden Verhältnissen hätte zurückgebrach werden können; aber wenn wenigstens die aus Heeresvorräten entbehrlich gewordenen notwendigen Bedarfsgegenstände zu erträglichen Preisen sofort unter das Volk gebracht worden wären, so wäre damit einerseits die oben dargelegte Grundlage für eine Wiedergesundung der Wirtschaft gelegt worden; andererseits wäre die ganze in den wichtigsten Bedarfsgegenständen ausgehungerte Bevölkerung beruhigt, ja noch mehr zufriedengestellt worden, denn sie konnte Hoffnung auf endliche Besserung der unerträglichen Zustände fassen; endlich aber wäre dem ekelhaften Schleichhandel und Schiebertum mit einem Schlage das Genick gebrochen worden. Was ist stattdessen geschehen? Der Verfasser muß, wie schon oben gesagt, seine Ausführungen auf die Verhältnisse in der Textilwirtschaft beschränken. Aber schon diese sind einschneidend genug. Die Heeresverwaltung hat überaus große Bestände an Textilien, sowohl in Rohware wie auch in Fertigware, bei Abschluß des Waffenstillstandes besessen, genügend, um damit die Bedürfnisse des Volkes auf längere Zeit hinaus zu befriedigen. Alle diese Materialien hätten sofort zu billigsten Preisen der notleidenden Bevölkerung zugeführt werden müssen. Wenn dies geschehen, so wäre damit so viel Grund zur Erregung, zu erhöhten Lohnansprüchen, und was damit alles zusammenhängt, weggefallen, daß sich die neue Regierung ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben würde. Insbesondere aber wäre die Selbsthilfe untergeordneter Organe, die sich von Monat zu Monat mehr zum schlimmsten Schleichhandel und Schiebertum auswächst, nicht entstanden, jedenfalls nicht zur heutigen Ausdehnung gekommen. Stattdessen geht Monat über Monat ins Land, ohne daß die recht erheblichen Bestände in die Verbraucherkreise gelangen. Der Grund ist keineswegs böser Wille der zuständigen Stellen, sondern die unbestreitbare Tatsache, daß eben im Reiche ein Chaos herrscht, daß die bestgemeinten und erfolgverheißenden Anordnungen der Regierungsorgane nicht ausgeführt werden, teils aus Gründen höherer Gewalt — wie z. B. in den besetzten Gebieten — teils aber zufolge bewußter Gegnerschaft nachgeordneter oder gar unberechtigter Kreise, insbesondere seitens Arbeiter- und-Soldatenräten. Die Folge ist, daß Industrie und Handel immer mehr zugrunde gehen und daß die Not des Publikums lawinenartig steigt.

Der Hauptgrund aber scheint der zu sein, daß trotz dieser allgemeinen Unordnung noch versucht wird, eine Zentralversorgung der bedürftigen Bevölkerung mit Bekleidungsware durchführen zu lassen. Abgesehen davon, daß heutzutage fast die gesamte Bevölkerung hierin bedürftig ist, ist in diesem oben angedeuteten wirren Durcheinander eine Zentralbewirtschaftung ausgeschlossen, ja noch schlimmer:

der Ruin jeder Wiedergesundung des Wirtschaftslebens. Theoretisch betrachtet mag sie segensreich sein, da sie in der Idee das ganze bedürftige Volk gleichmäßig mit dem allerdringendsten Bedarf versorgt. Aber praktisch scheitert sie an der harten Wirklichkeit, daß eine Zentralversorgung nur denkbar und durchführbar ist, wenn sie von einer Stelle aus nach einem für das ganze Reich aufgestellten Wirtschaftsplan unter Erfassung sämtlicher zur Verfügung stehenden Mittel erfolgt. Tatsächlich aber verfügen heute über die in Deutschland vorhandenen Textilien unzählige Stellen nebeneinander, nicht nur verschiedene Reichsbehörden, sondern außerdem unberechtigte lokale Machtfaktoren, die lediglich ihre örtliche Kirchturmspolitik kennen, öfters aber sogar aus den lediglich verwerflichen Motiven der Selbstbereicherung heraus handeln. Außerdem aber haben sich einzelne Bundesstaaten überhaupt außerhalb der Reichsversorgung gestellt. Wie soll bei diesen Verhältnissen noch Zentralw'rtschaft getrieben werden? Und darf das Reich solche gefährlichen Erperimente fortsetzen? Die Fragen beantworten sich von selbst. Aber noch mehr: Selbst wenn alle diese eben dargelegten Schwierigkeiten nicht beständen, selbst wenn alle örtlichen Stellen im Reiche sich willig der Zentralwirtschaft durch eine Reichsbehörde beugen würden, selbst dann würde sie an den sonstigen heute herrschenden Wirtschaftsschwierigkeiten oft imponderabler Art Schiffbruch leiden.

Wie soll z. B. der Osten Deutschlands versorgt werden, wenn infolge der Kämpfe mit den Polen eine geregelte Eisenbahnverbindung ausgeschlossen ist? Wie ebenso der von der Entente besetzte Westen? Wie soll überhaupt ein so komplizierter Wirtschaftsplan, wie es der einer Zentralversorgung naturgemäß ist, aufgestellt oder gar durchgeführt werden, wenn niemand weiß, ob in den nächsten Tagen infolge Kohlenmangels oder dergleichen noch Züge verkehren werden? Und endlich das Entscheidendste von allem: Ieder, der die selbstverständlichen Kompliziertheiten eines bürokratischen Apparates auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß zur Durchführung eines derart riesenhaften Programms wie das einer Zentralversorgung von selbst erhebliche Zeit, Monate über Monate vergehen müssen, ehe die Ware in die entlegenen Winkel des Reiches, in die Hände der bedürftigen Verbraucher gebracht ist. Solche Zeitverschwendung aber ist heute nicht mehr möglich, wo uns- die Not auf den Nägeln brennt.

Alles in allem ergibt sich also: Die Zentralwirtschaft ist nicht durchführbar, sie bedeutet den Ruin der ganzen Volkswirtschaft, nicht bloß des freien Handels, dessen Tod er seiner ganzen Konstruktion nach selbstverständlich ist. Es kann sich> infolgedessen jetzt nur darum handeln, Abhilfe ohne Zentralversorguno, und zwar sofort zu schaffen. Aber diese Abhilfe ist auch nur möglich, wenn gleichzeitig den oben erwähnten Forderungen eines Preisabbaues Rechnung getragen wird, und dieser Preisabbau ist nur möglich, wenn mit einem energischen Schnitte mit dem bisherigen falschen Prinzip gebrochen wird, die Preise für die Waren entsprechend den gesteigerten Lohnforderungen immer höher zu fetzen. Umgekehrt muß verfahren werden: Es muß bei dem Preise für die Waren angefangen werden, d. h.

es müssen die im Reichsbesitz befindlichen Waren zu solchen Preisen ins Publikum gebracht werden, daß damit den weiteren Lohnforderungen die Grundlage entzogen wird und daß gleichzeitig damit automatisch der Schleichhandel unterbunden wird. Selbstverständlich bedeutet das für das Reich finanziell einen schmerzlichen Schnitt, denn nach dem bisherigen System konnte vielleicht an den im Reichsbesitz befindlichen Waren erheblich verdient werden, so daß auf diese Weise die Reichsfinanzen — wenigstens buchmäßig — wieder etwas verbessert wurden. Aber die so gemachte Rechnung ist tatsächlich innerlich falsch, denn da auf diese Weise die ganze Wirtschaft fortdauernd kränker gemacht wird, so bedeutet es für das Reich nicht einen finanziellen Vorteil, wenn es aus diesem kranken Körper noch eine Weile Gewinne herauspreßt, ohne darauf zu sehen, den Körper wieder gesund zu machen. Es ist gerade so, als ob man aus einem kranken Körper Leistungen erzwingt, die zwar noeh'eine Weile infolge aufgespeicherter Energie geleistet werden können, binnen kurzem aber rettungslos zum Zusammenbruch führen müssen, während ein weitsichtiger Arzt erst einmal Mittel, und zwar notfalls sogar erhebliche, aufwendet, um alsdann aus dem wieder gesund gewordenen Körper doppelt wertvolle Leistungen zu schaffen.

Es würde zu weit führen, an Hand von vielen einzelnen Beispielen die Widersinnigkeit der heutigen Preispolitik darzustelleu, die ja letzten Endes jeder Einzelne an seinem Beutel täglich fühlt, ein besonders augenfälliges Beispiel mag genügen: Im Frieden kostete eine gewöhnliche Diemenplane, wie sie jeder Landwirt nötig braucht, etwa Mk. 300.—, heutzutage etwa Mk. 3000.—. Die Folge davon ist, daß sich die landwirtschaftlichen Produkte, also Korn, Eier, Butter, Milch usw., entsprechend verteuern. Das Volk muß also entsprechend diesen Verteuerungen seine Einkommensverhältnisse verbessern, um entsprechend leben zu können — und so steigt die Schraube ohne Ende weiter. Wie in diesem Falle ist es aber natürlich auch in jedem anderen, umsomehr, als zufolge des in seinen Ursachen oben dargestellten Schieberhandels letzten Endes allmählich dessen unsinnige Preise grundlegend geworden sind. Würde dagegen zu dem Einstandspreise der Heeresverwaltung verkauft, so daß also das Reich nicht einmal Schaden davon hätte, dann würde augenblicklich eine Gesundung eintreten, denn auf der einen Seite würde der Anreiz des Schleichhandels wegfallen, auf der anderen Seite würde die Möglichkeit, die notwendigen Lebensbedürfnisse auf eine normale Preisgrundlage zu bringen, gegeben sein.

Dazu kommt aber weiter: Die heutigen Preise lassen sich nur halten, solange die Grenzen von unseren bisherigen Feinden zugehalten werden. Dieser Zustand kann aber nicht ewig bestehen bleiben. Schon jetzt wird in dem besetzten Gebiete ausländische Ware im Schleichhandel in erheblichen Mengen angeboten, und zwar zu wesentlich geringeren als den Inlandspreisen. Es ist weiter ein offenes Geheimnis, daß in den neutralen Ländern schon jetzt Textilwaren im Werte von Hunderten von Millionen für die Ausfuhr nach Deutschland zu verhältnismäßig

billigen Preisen trotz der schlechten Valuta lagern, auch daß die Bezahlungsweife mit langfristigen Krediten geregelt werden kann. Diese Ware wird hereinkommen, mögen auch noch so viel Gesetzesbestimmungen die Einfuhr beschneiden wollen. Wenn nicht auf regulärem, dann auf Schleichhandelswege. Auf jeden Fall werden dadurch die heutigen, bei der Not der Zeit noch erzielbaren Reichspreise geworfen «erden, zum mindesten schon zufolge der besseren Qualität der Auslandsware. Solange aber die jetzigen Reichspreife zwangsweise festgehalten werden, muß die fremde Ware eben Schleichhandelsware bleiben, sie wird also dann nicht zur Gesundung, das heißt zur Verbilligung, beitragen, und wird also w nter die Moral des ganzen Volkes vergiften. Es ist nicht möglich, zu einer Gesundung unseres Volkes zu kommen, wenn das ganze Volk davon ausgeht, daß der ungesetzliche Handel etwas Selbstverständliches und im Grunde Erlaubtes ist, und daß die hierfür ausgesetzten Strafen nur Unannehmlichkeiten darstellen, gewissermaßen Risikoprämien. Solange nicht die Grundlagen für diese Moralverwüstung beseitigt werden, solange kann keine Gesundung unseres ganzen Wirtschaftslebens stattfinden. Es würde zu weit führen, diesen Gedanken hier im einzelnen auseinanderzusetzen, aber wir dürfen uns darin keinen Illusionen hingeben, daß unser Volk moralisch unfaßbar tief gesunken ist, und daß es die allerhöchste Zeit und vielleicht die allerletzte Minute ist, um Mittel und Wege zu finden, diesem Zustande ein Ende zu machen. Dies kanr. aber nur geschehen, wenn mit den bisherigen falschen Prinzipien endgült'g gebrochen wird.

Die Möglichkeit ist gegeben, wenn sofort die heute undurchführbar gewordene Zentralwirtschaft aufgehoben wird, und wenn sofort sämtliche Heeresbestände zu billigsten Preisen, selbst unter finanzieller Schädigung des Reiches, ins Publikum gebracht werden. Mit diesem Wege wird augenblicklich die Not des Volkes behoben, denn für die gegenwärtige Not ist noch genügend Ware da. Was dann weiter wird, ob wir genügend Rohstoffe für die späteren Bedürfnisse hereinbekommen, das kann niemand wissen. Aber es handelt sich für uns bei der heutigen verzweifelten Lage nicht darum, an spätere Zeiten zu denken, sondern jetzt Ruhe und Arbeitsfreude zu schaffen. Gelingt dies, dann brauchen wir nicht hoffnungslos zu fein. Denn unser Volk wird und muß sich wieder aufarbeiten, wenn es erst einmal seine Zuversicht wiedergewonnen hat. Diese kann es aber nur zurückerhalten, wenn die heutigen unerträglichen Verhältnisse beseitigt werden. Nicht Theorien, nicht Erperimente tun uns not, sondern Arbeitsmöglichkeiten. Arbeiten tut aber nur, wer satt zu essen hat und warm angezogen ist.

Oswald Dammann
Gottfried Keller als Politiker
Dr. Oswald Dammann, Freiburg i. B.:

Gottfried Keller als Politiker.

„Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Zeitgenosse- dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen? Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet; denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, fondern noch dazu allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufen der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch ver uchtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei w'der uns; nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde. Nein, es darf keine Privatleute mehr geben!" Ein hoffnungsfroher Optimismus atmet aus diesem Gruß Gottfried Kellers an die Revolution von 1848, zugleich aber auch das ernste Verantwortungsgefühl dessen, der den „Ruf der lebendigen Zeit" verstanden hatte. Nein, es durfte keine Privatleute mehr geben! Auch er selbst hatte ja einmal zu jenen Gleichgültigen gehört., Aber das war nun für immer vorbei. Er hatte den mahnenden Ruf vernommen, der ihn wach rüttelte zur Mitarbeit an den großen Lebensfragen der Menschheit. Eo hatte seine Poetenpflicht erkannt, die ihn unwiderstehlich hinwies auf die Bahn der „heilsamen Kritik" am Vaterland, die ihm vorschrieb, „nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie und so gehe es zu!" So hatte er jene selbstsichere Überlegenheit gefunden, die sich stolz einem Volke verbunden weiß, dessen politische Reife es ihm erlaubt, ge^ lassen auf die „kolossalen, aber abe-mäßigen Erschütterungen" dort draußen in der Welt herabzusehen. Als er deutschen Boden betrat und in Heidelberg unmittelbar Zeuge der deutschen Revolution wurde, durfte er sich mit Genugtuung gestehen, daß sein geliebtes Schweizervolk und er mit ihm ohne schwere Störungen die gefährlichen Flegeljahre des Liberalismus hinter sich hätten, und daß man nun getrost die Ernte der Zeit einsammeln dürfe. .

Aus dem Aristokraten- und Pfaffenfresser, aus dem erzradikalen Poeten der Freischarenzeit, der im Fahrwasser Herweghs und Anastasius Grüns segelte, hatte sich der mit dem natürlichen Blick für die Wirklichkeit begabte Mann in langsamer, strenger Selbsterziehung zum besonnen abwägenden Politiker herangebildet, „der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment:

abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will". Seine Gewissenhaftigkeit als Künstler wie als Mensch, aufs engste mit den Traditionen eines selbstbewußt aufstrebenden Bürgertums verwachsen, wies ihm seinen Platz dort

„wo das Herz schlägt,
Auf der Menschheit frohe Linke,
Auf des Frühlings große Seite."

Ein bestimmtes Quantum liberaler Gesinnung durfte seiner Ansicht nach einem rechten Manne und tüchtigen Bürger nicht fehlen. Für ihn war es ausgemacht: „Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts anderem, als daß man hiefür einzustehen vermöge, während der Unfreisinn oder der Konservatismus auf Zaghaftigkeit und Beschränktheit gegründet ist. Diese lassen sich aber schwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen. Vor tausend Iahren begann die Zeit, da nur derjenige für einen vollkommenen Helden und Rittersmann galt, der zugleich ein frommer Christ war; denn im Christentum lag damals die Menschlichkeit und Aufklärung. Heute kann man sagen: sei einer so tapfer und resolut, als er wolle, wenn er nicht vermag, freisinnig zu sein, so ist er kein ganzer Mann." So lautete Gottfried Kellers politisches Gl aubensbekenntnis.

Daß er sich diese Freiheit nur in einem republikanischen Staatswesen verwirklicht denken konnte, verstand sich für ihn, den Sohn der Schweiz, von selbst. Doch fehlte auch nicht die weltanschauliche Fundamentierung im Sinne Feuerbachs, wenn es heißt: „Die Welt ist eine Republik und erträgt weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen." So fand er den Weg zur absoluten Republik und Demokratie. Sie war ihm nicht eine gemachte Form, sondern ein ursprüngliches Wesen und die Gerechligkeit selber, die Monarchie dagegen nichts anderes, als die Lehre von der Begehrlichkeit und Selbstsucht. „Die konstitutionellen Monarchisten bilden aus sich heraus einen götzenhaften König, ein Idol, und, indem sie eine edle Selbstverleugnung zu üben scheinen, beten sie in demselben nur sich selbst und ihre eigene Altklugheit an; sie müssen Heuchler sein, wie die Herderschen Priester, welche ein Bild auf einen Altar setzen und dessen Unfehlbarkeit predigen." Freilich war er nun ebensowenig geneigt, sich rückhaltlos der reinen Demokratie in die Arme zu werfen. Erfahrungen persönlichster Art hatten den ersten Staatsschreiber zum überzeugten Anhänger der Repräsentativrepublik gemacht, ohne daß er deshalb seinem Ideal, der konsequenten Demokratie, untreu zu werden brauchte. Aber fürs erste war sie eben noch ein Ideal, höchst Wünschens- und erstrebenswert gewiß, aber doch recht weit von der Verwirklichung entfernt. So bald mochte es nicht kommen, das goldene Zeitalter, „wo alles am Schnürchen geht und nur einer den andern anzusehen braucht, um sich in ihn zu fügen". Demnach war es nur natürlich.

daß Keller, welcher mit vorrückendem Alter, zumal angesichts der auch in der Schweiz überhandnehmenden materialistischen Zersetzung, eher noch konservativer wurde, der in den 60er Iahren beginnenden radikalen Propaganda schroff entgegentrat und zur Opposition abschwenkte. Die Bewegung, im beständigen Erstarken begriffen, gipfelte schließlich im Iahre 1869 in der Umwandlung des Repräsentativsystems in die absolute Demokratie, ohne daß Keller mehr hätte tun können, als. väterlich abzuraten und zu warnen. Uber die vollendete Tatsache half ihm sein unverwüstlicher Optimismus, sein starker Glaube an die kernige Gesundheit seines Volkes hinweg. Dann aber ging er ans Werk und übte sein Richteramt. Das „Verlorene Lachen" und noch ausgesprochener der „Martin Salander" sind der Protest Gottfried Kellers gegen die neue Zeit, die Abrechnung zwischen dem Republikanertum der Gesinnung und der Phrase.
Das Problem der Staatsform erweiterte sich ihm von selbst zu dem jederzeit von ihm so wichtig genommenen Problem des Verhältnisses der Schweiz zu Deutschland. Wenn er den „Grünen Heinrich" sagen läßt: „Man kann ein sehr guter Hausvater, ein anhänglicher, pflichtgetreuer Sohn sein und doch das entsprechende Gebiet für verschiedene Bedürfnisse und Fähigkeiten außer dem Hause suchen und finden", so drückt er damit das Doppelverhältnis aus, in dem er sich zu seiner engeren national-politischen und seiner weiteren geistigen Heimat d. i. Deutschland befand. Ein Volk konnte seiner Meinung nach nur dann wahrhaft glücklich und frei sein, wenn es sich den Sinn wach hielt für das Wohl, die Freiheit und den Ruhm anderer Völker; wie es andererseits diesen edlen Sinn nur dann erfolgreich betätigen konnte, wenn es seinen eigenen Haushalt tüchtig geordnet hatte. Den rechten Übergang und die innige Verschmelzung dieser lebensvollen Gegensätze zu finden, das waren für ihn der wahre Patriotismus und der wahre Kosmopolitismus. Gottfried Keller war aufs tiefste von der historischen Berechtigung und Notwendigkeit der schweizerischen Nationalität überzeugt: „Eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen." Diese Idee, was war sie anderes als die altehrwürdige, ererbte republikanische Freiheil, die nur dort gedeiht, wo sie zu Hause ist? In Deutschland war sie nun freilich nicht zu Hause, und deshalb war auch an einen Zusammenschluß twt ihm nicht zu denken. Aber vielleicht später einmal? Mußte es denn immer so bleiben? Warum sollte der große Patriot, der gewohnt war, die Dinge sub specie aeterrutAtis zu sehen, warum sollte er nicht einmal in visionär gehobener Stimmung seine Blicke in die Zukunft gleiten lassen, selbst auf die Gefahr hin, ein Vaterlandsverräter zu heißen? Das stolze Bewußtfein der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Geistesleben, aus dessen tiefen Schachten er selbst den besten Teil seiner Bildung gehoben hatte, und ein nie verlöschendes Gefühl der Dankbarkeit mochten das ihrige getan haben, die unverhohlene Abneigung des jungen Brausekopfes gegen das politische Deutschland mit seinen dreißig Tyrannen rasch in ein liebevoll eindringendes, gleichmäßig

sich steigerndes Verständnis für die historisch gewordene Eigenart Deutschlands nicht minder als für die Gemeinsamkeit der kulturellen Aufgaben zu verwandeln. So kam es, daß keiner den ruhmvollen Aufstieg, die Einheit Deutschlands, freudiger begrüßte und gegen alle Angriffe aus dem eigenen Lager unparteiischer verteidigte als Gottfried Keller, der einst in jungen Iahren, noch vor der Erfüllung der Zeit, überströmenden Herzens dem deutschen Volke die Prophezeiung mit auf den Weg gegeben hatte:

„O deutsches Volk, ich ruf' es dir hinab
Und mische mich in deiner Seher Sang:
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie keinem Volke sie erklungen sind!
Dein still' Ergeben hat dem Herrn gefallen,
Und hoch erheben wird er dich, sein Kind!"

Also nochmals, weshalb sollte der Dichter-Seher nicht in feierlicher Stunde das naturgebotene Band zu Schutz und Trutz noch enger knüpfen? „Eine im Innern so (nämlich durch die von Keller bekämpfte Zentralisation) aufgeräumt: Schweizerrepublik würde ihre Kraft und ihr altes Wesen wieder gewinnen, wenn sie im freien Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte . . . Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltenstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten."

Es hätte der Rechtfertigung nicht bedurft. Was bedeutete der vielgescholtene Pessimismus seiner späten Iahre, den man auch im „Martin Salander" hat wiederfinden wollen, was bedeutete er anderes, als die zeitlos sorgende Liebe des großen Volkserziehers, der so unbeirrt die Bahn der heilsamen „Kritik" am Vaterland wandelte? Niemand hat das besser empfunden als C. F. Meyer, als er bekannte: „Am meisten imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der Tat der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt."

Theodor Bohner
Krifis in Rom
Dr. Theodor Bohner:
Krisis in Rom.
Schluß.
Übrigens war es nur der Portier, der darauf aufmerksam machte, daß er schon um zehn Uhr, gleich nachdem die Zeitungsmänner dagewesen seien, mit seiner Frau das halbe Tor zum Zeichen der Haustrauer geschlossen habe; er habe nun die Zeitung gelesen und möchte sein ganz besonderes Beileid und seine Bewunderung für Herrn Manfred hinzufügen; beim Barbier hätten sie gesagt, Manfred hätte Abgeordneter werden müssen; vielleicht habe der Cavaliere mittlerweile neue Nachricht erhalten, wegen der Haustüre.
Während man noch mit ihm verhandelte, erscholl von unten die Stimme Maria Antonias, der Frau Sor Agostos, welche einem heraufsteigenden Besucher die Lellische Türnummer nachrief. Gleichzeitig läutete hinten an der Küche die Hofglvcke. Hinten war es das Mädchen des Hausherrn, welches ohne Wissen der Herrschaft von Anadyomene erfragen sollte, ob der Cavaliere auf dem Nachhausewege vielleicht schon auf der Polizei gewesen sei. Vorne war es ein älterer, stellenloser Priester, der sich zu Nachforschungen erbot und gleichzeitig seine Bereitwilligkeit aussprach, falls bedauerlicherweise Herrn Lelli doch ein Unfall zugestoßen sei, die Seelenmessen zu einem billigen Preise zu übernehmen.' Ihn lösten noch auf der Matte vor der Türe neue Besucher ab, Bekannte Odoardov, während Manfreds Freunde in richtiger Selbsterkenntnis fernzubleiben schienen. Alle Bekannten sagten dasselbe: Manfred war etwas, der Brief einfach erhaben, und Erminia, oh, es werde noch alles gut ablaufen. Daneben fiel es den Besuchern schwer, die Freude zu verbergen, daß ihre bürgerliche Ehre noch keinerlei Zusprüche bedurfte, während die Manfreds und damit auch Odoardos immerhin schon auf Worte angewiesen war. Peinlich berührte in diesem Zusammenhang ein Besuch einer offenbar sonst sehr duldsamen Frau, welche mit einer Forderung über zwei Monatsmieten eines nach ihrer Angabe sehr geräumigen Zimmers kam und über ein Abendessen; ihr Mieter hatte zwar nie sich als ein Herr Lelli zu erkennen gegeben; aber einmal hatte jemand nach ihm gefragt und dabei diesen Namen genannt; außerdem erkannte die ihr Recht bedrohlich heischende Frau größte Ähnlichkeit mit ihrem Mieter bei dem in der Zeitung abgebildeten Grenadier. Obwohl man durch geschickte Zwischenfragen dieser würdigen Alten ihre Lügenhaftigkeit rasch nachweisen konnte, so war sie doch nur mit wirklicher Gewalt zu entfernen, und man verunglückte darüber den Empfang der Abge, sandten der Iugendloge Iosef Garibaldi, die den Beschluß der nachdrücklichsten Beistimmung und dauernder Unterstützung dem berühmten Briefschreiber oder seiner Familie überbringen wollten. Die drei Herren, ein würdiger alter Kneip-

^virt und zwei merkwürdig verlottert aussehende Chauffeure aus der Tibervor-siadt, nahmen es aber nicht weiter übel, daß man sie beinahe mit der Alten die Treppe hinuntergeworfen hätte, und sagten gerne gegen eine Entlohnung mit einem kleinen Becher Wermut in dem beängstigend vollgekeilten Staatszimmer vor allen Besuchern noch einmal ihr Sprüchlein her. Sie hatten außerdem auch gehört, was vorher schon ein Bekannter Odoardos aus dem Aragno mitgebracht chatte und was man ihm nicht hatte glauben wollen: einzelne Abgeordnete wollten -eine besondere Sitzung der Kammer erwirken, um über die äußere Sicherheit des Landes zu beraten, nachdem anscheinend bereits das Land sich darüber beunruhigte. Die meisten im Zimmer waren Konstitutionelle, wenigstens gehörte das zum guten Ton ihrer Klasse; sie waren erstaunt und in einer Art Bewunderung, wie meite Kreise sich jetzt ihrem Freund Odoardo erschlossen. Sie konnten nicht über-legen, ob zum Guten oder Bösen. Denn eben kehrte der Portier mit einem Bündel Neuigkeiten zurück: die Vereinigung ehemaliger Gefangener des Papstes hatte um die Stunde der Beerdigung gebeten und ihr vollzähliges Erscheinen angesagt; für die Fahne war dabei allerdings eine Gebühr von zehn Liren zu entrichten. Die Besitzer der Straße und der angrenzenden, also der Löwenmaul- und der Burgunderstraße, wollten zum Zeichen des Protestes an dem Tage ihre Geschäfte schließen. Die dritte Neuigkeit wollte Sor Agosto dem Cavaliere nur unter vier Äugen und nicht vor Erminia anvertrauen: unten auf der Straße waren noch zwei auffallend hübsche Damen zu sehen, welche sich erkundigt hatten, ob hier Herr Lelli, Manfred Lelli, wohne. Sor Agosto hatte sich beeilt heraufzukommen, bevor sie um die Ecke verschwänden. Es war ihm so wichtig, diese Mitteilung überbracht zu haben, daß er darüber die Hauptsache vergaß und auf der Treppe noch einmal umkehren mußte: gerade wie die Damen eintrafen, hatte ein Bote des Ministeriums einen Brief für den Cavaliere abgegeben. Diese Nachricht ließ alles andere zurücktreten. Man verstummte, um die Worte des Ministers zu hören; auch die Abgesandten der Loge lehnten es nicht ab, während sie nach ihrer Aussage als Republikaner und in Aussicht genommene Würdenträger der Zünftigen Republik vor Worten des Königs in Eile aufgebrochen wären. Übrigens war es nicht der Minister. Das hätte sich jeder gleich sagen können, da ein Minister redet oder telegraphiert. Es war nur ein Brief eines Kollegen von Manfred, der den Cavaliere aufforderte, durch persönliches Erscheinen den Ein-druck der Versammlung zu stärken, die sie um fünf Uhr im Hof des Ministeriums abhalten wollten. Wenn dies nun auch nach den viel großartigeren Kund-gebungen, die man hier, Löwenmaulgasse 11, erlebt hatte, nicht mehr stark wirken konnte, so war sich doch alles klar, daß der Cavaliere dabei nicht fehlen durfte und eher vorher noch einmal die Zeitungen zu besuchen hatte. Um ihn, auf den Heute so vieles fiel, etwas zu entlasten, erboten sich drei Freunde zum Mitgehen. So brach man auf.

TKeodor Bohner
KriffS in Rom

Anadnomene rüttelte seit einer Viertelstunde an Erminias Tür. Sie zitterte vor Aufregung und Ergebenheit; denn im Salon wartete schon diese ganze Zeit eine richtige Exzellenz.

Brutus Petaeei, Ministerialdirektor, für den dem erregten Mädchen der Titel Commendatore entschieden zu niedrig schien, so daß sie ihn rasch zur Exzellenz befördert hatte, wartete gerne. Sein Herz schlug heute väterlich milde.

Er war Iunggeselle und hatte den Vormittag auf dem Lande verbracht, um das von den Eltern ererbte Landhaus für die Sommerübersiedelung zu richten. Aus alter Vorsicht war er frühe zurückgekehrt und mit seinem Gepäck, einem anstrichbedürftigen Vogelkäfig, einer dringend besserungsfähigen Erdöllampe mit zerbrochenem Glas und ein paar vom letzten Sommer vergessenen Hemden, lauter einzelnen, unverpackten Stücken, noch am Ministerium vorgefahren. Er fand seine Abteilung in höchster Aufregung, die sich unter anderem in der Zerstreutheit der Aufwärter äußerte, deren einer ihn ins Wartezimmer hatte führen wollen^ während ein anderer im Flur stand und eine Rede hielt, daß man sich von jetzt an nichts mehr werde gefallen lassen, vor allem nicht die immer kleiner werdendere Trinkgelder der ganzen Abteilung; wozu hänge er sonst die Handtücher sichtbar heraus, wenn der alte Mann weg sei? Der „alte Mann" war Brutus Petaeei selbst. Aber der Redner redete weiter und ließ sich auch durch die lauten Zurufe seiner Kollegen nicht abbringen, die schallend über die Gänge das „Guten Abends Commendatore" weitergaben. Brutus Petaeei hatte sich schließlich mit ermunternden Zurufen „Auf, Knaben!" durchzusetzen gewußt. Darauf hatte er seinen ältesten Rat rufen lassen und von der wachsenden Währung erfahren, die sich bereits auf andere Abteilungen zu verpflanzen drohte, sowie von ihrer Ursache. Die Zeitung mit dem Briefe lag neben den Eingängen des Vormittags auf seinem Tisch. Der Name Lelli unter dem Brief überraschte ihn. Allerdings war dieser Sekretär bedeutend unruhiger als seine Kollegen; immerhin wollte er ihm recht wohl; trug Lelli nicht immer gewählte Anzüge? Lelli war auch bei seinen Kollegen durchaus beliebt gewesen. Der Rat, ein Piemontese von der Art, die einen Zollstab verschluckt hat, Arbeiter, die aber bei keinem Becherfest zu gebrauchen- sind, der Rat hatte bereits eine Liste kleinerer Unregelmäßigkeiten des Lelli zusammengestellt, ohne damit am Ende zu sein. Aber was bedeutete das? Draußen stand eine Abordnung der engeren Kollegen des Lelli und verlangte Gehör. Ia^ da wollte auch der Piemontese nicht verhandeln. Brutus Petaeei empfing die Abordnung und stellte ihr, das sechste Mal in diesem Iahre, die Abstellung sämtlicher Beschwerden in Aussicht; dafür bat er, im vorliegenden Falle die geplante- Versammlung zu verschieben, bis er persönlich mit der Familie Lelli in Verbindung getreten sei; einstweilen möge man doch in der Zeitung auf die in letzter Zeit gehäufte Arbeit im Ministerium hinweisen, welche vielleicht auch die Ursache der begreiflichen Nervosität eines der besten Beamten sei. In seine letzten Worte brackte man ihm die Frühausgabe der ersten Abendzeitung; sie sprach bereits in

Fettdruck von einer Krisis im Ministerium. Eine Nachricht über den verwirrten Beamten wurde immer notwendiger. Er erkundigte sich bei einem Aufwärter und erfuhr, daß die Frau, „eine Madonna", ihn hatte sprechen wollen, „wirklich eine Madonna". Noch in einer Nachstimmung des Ausflugs hatte er Vogelbauer, Lampe und Hemden daraufhin auf den Polstern seines Amtszimmers verstaut und war zu Fuß nach dem ihm bezeichneten Hause gegangen.
Was er sagen wollte, war ihm nicht klar. Nur die Bitten Anadnomenes hatten ihn bewogen, doch einzutreten, obwohl sie die Abwesenheit aller Männer hatte melden müssen. Einstweilen saß er und wartete. Man kommt nicht oft als Ministerialdirektor dazu, seine Sekretäre zu besuchen. Als Iunggeselle war er überhaupt schon Iahre in keine Familie mehr gekommen. Das Staatszimmer der Lelli war gegen alles Wissen des Herrn Ministerialdirektors mit einfachen Holzmöbeln ausgestattet, alle rechtwinklig und hell poliert. Der nordische Geschmack, der sich offenbar in der jungen Welt durchsetzte, verfehlte seinen Eindruck nicht; nur war er sich nicht klar, was er von dem bedruckten Teppich an der Wand halten sollte, der Tannhäuser im Venusberg darstellte. Zu seiner Zeit hatte man billige Gemälde und Lldrucke gehabt. Aber diese Verheirateten gingen eben mit der Zeit. Er holte fast zärtlich die letzte Aufnahme Mareellas und Cesares von dem mageren Schränkchen herunter, auf dem sie zwischen Photographien von Amalfi, einer Venezianer Gondel und einem sizilischen Karren stand, und fühlte eine Rührung, wie er sie seinen kleinen Neffen einst entgegengebracht hatte. Brutus Petacei hätte doch auch glücklich werden können. Er mußte sich ordentlich auf sein Amt hier besinnen.
Die Türe ging auf. Er versuchte sein strengstes Gesicht. Aber nach den vielen Erregungen des Tages versagten Erminia die Kräfte, so daß der Commenoatore ihr entgegengehen mußte und sie ängstlich unbeholfen nach dem schmalen Sofa brachte, auf das sie mit leisem Seufzer niedersank.
Er wartete stumm ergeben, ob sie ihm etwas zu sagen habe. Doch sie weinte nur leise weiter, und es wurde ihm schwül mit der weinenden Frau allein im fremden Hause. In der Not erinnerte er sich, was er in Romanen gelesen hatte, faßte leise die Hand der schönen Unglücklichen, tätschelte sie und flüsterte der Besitzerin Mut zu, da noch nichts geschehen sei. Doch damit erregte er nur einen neuen, noch heftigeren Weinkrampf, in dem er mühsam ein paar Worte verstand: „Aber ich habe sein Leben verdorben. Ich bin ihm im Wege."
Das war eine offenkundige Torheit dieser jungen Madonna, wie seine Aufwärter gesagt hatten. Schöne Frauen sind nie im Wege. Er wunderte sich, wie schwer es sich junge Leute machen, ließ aber seiner Verwunderung nicht weiter Raum, sondern meinte nur, indem er näher rückte und die kleine, zuckende Hand feuriger drückte, so schöne Frauen dürften keine solche Dummheiten sagen.

Sie hob die dunklen Madonnenaugen und schaute ihn flehend erstaunt an; denn fremde Männer hatten noch nie ihre Schönheit rühmen können. Aber indem sie ihren Lobsinger betrachtete, fiel ihr wieder ein, daß es der hohe Vorgesetzte war, und sie weinte aufs neue: sicherlich werde man Manfred fortjagen und sie sei sein Unglück gewesen. Dem Commendatore hätte die Übereinstimmung dieses Urteils mit dem Entscheid seines ersten Rates auffallen können, aber er wunderte sich nur wieder über die junge Welt, indes ihre Tränen auf sein entzündliches Herz fielen.

„Wer soll ihn fortjagen? Ich bitte Sie. Weil die anderen nicht bekennen? Man wird ihm eine andere Stelle geben. Im Auslande ist es Keffer bezahlt. Glauben Sie es mir: wir haben alle unsern Selbstmord gemacht."

Alle den Selbstmord? Von nun an schweifte das Gejspräch ab.

s s s

Während so die einen ihre Pflicht zu erfüllen dachten, indem sie bei Polizei und Zeitungen ihn unter den Toten suchten, die andern bereits ihre eigenen Pläne für seine Zukunft schmiedeten, ohne einen Anhalt für sein Leben oder Nichtleben zu haben, lief Herr Manfred Lelli immer unruhiger die Straße vor der vielbesuchten Landkneipe auf und ab, nach der er schon vor einer Stunde seinen besten Freund und Kollegen aus dem Kriegsministerium, den Sekretär Tito Test«, telexhonisch bestellt hatte.

Es ging gegen halb sechs, und die Luft wurde schon merklich frischer. Um diese Stunde ging Manfred Lelli sonst im Korso spazieren, sah mit' seinen Freunden schönen Frauen nach, tadelte oder bewunderte die Gespanne der Herrschaftswagen, um zuletzt in einem der kleinen Caf^s, wo man das Glas für zwei Soldi gab, seinen Kaffee zu schlürfen, oder, wenn es schon hoch im Sommer war, sein halbes Eis auszulöffeln.

Man erzählt, daß Fernand Corres am Abend vor seinem Aufbruch die Schiffe verbrannte. Die Geschichtschreiber sagen uns nicht, wie er die Nacht geschlafen hat. Es ist anzunehmen, gut und ohne Träume. Was hatte er vor? Er zog gegen eine neue, nie gesehene Welt, und er zog als Eroberer. Manfred Lelli, der auch seine Schiffe verbrannt hatte, hatte nur seine alte, allzugut bekannte Welt, deren Eroberung ihm einmal mißglückt war, und dazu schien ihn sein Gefolge zu verlassen: auf der Straße, die man in sanfter Steigung bis zu zwei einsamen Cuxressen verfolgen konnte, war nirgends der fröhliche Tito Tesia zu sehen.

Der neue Corres verließ die Straße und lief ärgerlich über die Wiesen, die vor der Kneipe begannen. Es handelte sich nicht um den größeren oder geringeren Beifall des Volks von Rom; er hätte nur gern allmählich gewußt, wo

er die Nacht zu verbringen habe. Freilich, wenn nicht einmal die Freunde sich um ih« kümmerten, was konnte man dann vom Leben hoffen?
Er hob einen Strick auf, der recht unbegründet in der grünen Wiese lag. Denn weit und breit erhob sich hier nicht der geringste Baum oder Pflock, an dem eine mutwillige Ziege oder ein weidender Esel hätten angebunden sein können. Es war ein schöner, starker Strick, zu mancherlei zu gebrauchen. An gewöhnlichen Tagen hätte Herr Lelli nicht vor ihm gehalten. Der Tag im Freien hatte ihn allen Dingen wieder nahe gerückt. Er faßte ihn zärtlich und ging mit dem neuen Kameraden nach seinem Posten auf der Straße zurück.
Er war noch nicht auf die alte Stelle zurückgekehrt, als ihn zwei Arme kräftig von hinten umschlangen und ihm zugleich der Strick entrissen wurde. Er drehte sich um und sah sich in der Gewalt eines kleinen, schwarzen, listig lächelnden Mannes, an dessen Seite zwei vergnügte Fräulein schwebten.
„Bitte," sagte der Schwarze, „wenn es Ihnen recht ist, wollen wir zuerst die Aufnahme machen," und nestelte an seinem Apparat. Auf das Kommando schwenkten die beiden Damen rechts und links von dem erstaunten Sekretär ein; die Kleine, Schlanke, drückte ihm dazu den Strick in die Hand, der ja die Hauptsache sei.
Der geheimnisvolle Schwarze zählte, drückte los und klappte wieder zusammen. Erst nach diesem Geschäft fand er Zeit, sich Herrn Lelli vorzustellen. Es war Tiberio Cipolla, Tiberius Zwiebel, von der „Tribuns", der sich glücklich pries, Herrn Lelli gerade noch vor dem Scheiden der Sonne aufgefunden zu haben, da man noch eine leidlich gelungene Aufnahme von der Platte erhoffen konnte; besonders glücklich, auch weil —, nun der Strick zeigte ja sattsam an, in welcher Stimmung Herr Lelli gewesen sei; natürlich ein Mann von solcher Begabung in der Stellung. Nun, morgen werde seine Zeitung es den Regierenden sagen. Für heute —, das Wetter sei ja köstlich: wenn Herr Lelli mit ihm und den Fräulein Ceei einen Becher Wein trinken wolle. Cäeilia, Herrn Zwiebels Braut, sei ja gewissermaßen seine Lebensretterin, da sie das Gespräch mit Testa am Telephon verbunden nnd mit seltener Geistesgegenwart ihn, Tiberius Zwiebel, sofort verständigt habe. Zeitungsleute müßten eben alle eine Braut am Telephon haben.
Man stellte eine Wache auf der Straße auf und ging in den Garten. Es zeigte sich, daß das jüngere Fränlein Ceci wenig Gelegenheit zu Spaziergängen hatte, da sie meist allein war; sie war gerne bereit, dem dankbaren Geretteten Namen und Wohnung auf ein Stück Papier zu kritzeln, das man, da kein besseres zur Stelle war, an dem berühmten Brief abreißen mußte. Den Zettel steckte Herr Lelli in die Westentasche. Doch jetzt riß die Lust alles mit. Der Strick wurde feierlich auf den Tisch gelegt, um die Trinker anzufeuern. Tiberius Zwiebel hielt eine Rede auf Presse, Liebe, Telephon. Auf Wunsch der Damen

antwortete Herr Lelli. Er beleuchtete die durch die Welt verteilte Sympathie und das Geheimnis der Freundschaft. Mitten in der Rede verstummte er: am Garteneingang war Tito Testa mit Frau Erminia erschienen, die gleich nach dem Weggang des Commendatore zum größten Unglück sich an ihn als den ihr am meisten genannten Freund des Mannes gewandt hatte. Die Wache aber, dieser Dummkopf, hatte sich offenbar nur auf einen Herrn eingestellt und das Paar unangemeldet eindringen lassen.
Die tragische Begrüßung mit Tito, die Herr Lelli den ganzen Nachmittag sich überlegt hatte, fiel jetzt natürlich hin. Zum guten Glück hatte man in der Laube Platz genommen, so daß Erminia den Strick nicht von der Türe an hatte sehen können. Es blieb Zeit, sie langsam heranzuführen. Die Verbindung Cipolla-Ceei und Lelli mußte darum nicht unterbrochen werden. Tiberius Zwiebel erinnerte bescheiden, daß er schon heute morgen die Freude gehabt, und erlaubte sich die Anfrage, wie die Aufnahme in der Mittagsausgabe Frau Erminia gefallen habe.
Man nahm wieder Platz. Herr Zwiebel hatte das Ehepaar nebeneinanderseßen wollen, aber Erminia verlangte, daß die Erstgekommenen ihre alten Plätze behielten.
„Sie haben dir ja das Leben gerettet, oder was ist der Strick da?"
In solcher Entfernung hatte Manfred seine Frau noch nie gesehen. Sie schien ihm gewachsen, und er besann sich vergeblich, was ihn so täusche. Auch kam ihr heute alles natürlich und richtig vor: Herr Zwiebel, die Freundschaft mit den Ceeis. Er wollte nach dem Brief, nach Odoardo fragen; aber er traute sich nicht vor ihren hellen Augen.
Auf dem Heimweg drängte er sich an sie, unterstützt von Herrn Zwiebel, der einen tiefen Sinn für bürgerliche Ordnung bei Nachhausewegen sich bewahrt hatte. Man ließ sie allein. Er versuchte, ihr einen Bericht über den Vormittag und seine verzweifelte Stimmung zu geben. Sie lehnte ab und erzählte dafür von Odoardo, von den Besuchern des Nachmittags «nd endlich von den Aussichten, die der Commendatore eröffnet hatte. All ihre Worte waren schnell, gleichmäßig und der ganze Bericht von sonderbarer Kühle, als handle es sich um Dinge einer andern Welt. Eigentlich hatte er sich einen Selbstmord leichter gedacht, ohne weibliche Schwierigkeiten.
Der Weg machte eine Krümmung, daß sie den Blicken der andern entzogen waren. Er fühlte, daß er nie zu seiner Tat so entschlossen gewesen war, wie jetzt.
„Erminia, ich habe dich gekränkt! Verzeih! Und hast du gar keine Angst um mich gehabt?"
„Um dich Selbstmörder?" Sie gab ihm einen Schlag, der halb schmerzte, halb Liebkosung war. „Hast du keine Angst um mich gehabt? Doch das versteht ihr Männer nicht. Aber wirst du nun nicht immer Angst um mich haben müssen?"

Er verstand längst nicht alles und hatte eine Empfindung, wie wenn er Odoardo hatte Rede stehen müssen als Student. Aber das eine fühlte er, er hatte eine Helferin an Erminia gewonnen; ob für sein, ob für ihr Leben —, er brauchte sich nicht mehr so abzumühen. Und nie hatte er sie so schön gesehen; er zwang sie, ihm den Arm zu geben und mit ihm die weiße Straße zu gehen durch die hellen Wiesen und an den weißen Häusern vorbei.
Es wurde ihm wohl im Gehen, und er ließ heimlich einen Streifen weißen Papieres zu Boden gleiten.
Sie wollte ihn aufheben und wurde toll, als er sich weigerte, es ihr zu erlauben.
„Oh eS ist das Gift, Rezept zu dem Gift. Ich hätte es nicht geglaubt. Wozu brauchtest du es?"
„Erminia, wenn du es vom Boden hebst, nehme ich es bestimmt. Du hast jetzt gesehen, daß ich Ernst machen kann."
Tiberius Zwiebel stürzte vor und erinnerte unterwürfig, daß man der Stadt nahe. Sie beschleunigten ihre Schritte. Man hörte eine Musikbande; auch sahen sie unzählige Menschen aus dem Tor strömen. Es war das Werk Herrn Zwiebele, der seine Zeitung verständigt hatte und nun freudig seine Hände rieb. Ganz Rom schien herbeigeeilt, den Patrioten zu sehen, der für das Vaterland hatte sterben wollen. Im Zuge fiel eine Gruppe festlich gekleideter Herren auf mit den Abzeichen eines konstitutionellen Klnbs. Es waren Odoardos Freunde, die mit Stolz Cavaliere Lelli geleiteten und im Takt die Mamelihymne sangen. Unterm Tor begegneten sich die Brüder. Man führte sie zum Kusse, indes die Menge „Hoch Manfreds Lelli, hoch der Cavaliere Odoardo!" schrie. Ohne Zweifel waren die Rufe auf den Cavaliere die stärkeren. Man erzählte sich, daß ihm bei seinen Besuchen des Nachmittags die Regierung die erste erledigte Kommissarstelle versprochen hatte- Die schnelle Anerkennung gab ihm unglaubliches Gewicht bei seinen Freunden und bei der Menge. Nur der Bruder eines solchen Mannes konnte einen solchen Brief schreiben. Die Abendzeitung enthielt bereits eine Anzeige, daß er im konstitutionellen Klub zur Lage sprechen werde.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Das wirtschaftliche Leben Deutschlands pendelt zwischen zwei politischen Polen, dem der äußeren und dem der inneren Politik, ungewiß hin und her. Die Friedensverhandlungen und ihr Ausgang — darüber herrscht allenthalben Klarheit — sind von grundlegender Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben. Allerdings machen es die Verhandlungen von Versailles — sie mögen ausfallen, wie sie wollen — nicht allein. Es kommen noch andere Momente hinzu, die aus der proletarischen Massenbewegung resultieren und dem genauen Beobachter sich immer mehr als wirklich internationale Strömungen herausstellen. Diese Strömungen werden nicht viel nach den Abmachungen von Versailles fragen. Im inneren deutschen Wirtschaftsleben fällt dieser Faktor noch mehr ins Gewicht.

Betrachten wir so im allgemeinen die Wirtschaftslage, so kann nur wieder festgestellt werden, daß sie nach wie vor höchst ungünstig ist und sogar noch eine weitere Verschlechterung erfahren hat.

In der Landwirtschaft wird der Saatenstand aus erklärlichen Gründen recht ungünstig beurteilt. Das kühle Wetter in der zweiten Hälfte des April und Anfang Mai, das noch mehrfach von Nachtfrösten begleitet war, hat, wie die Preisberichtestelle des Deutschen Landwirtschaftsrates mitteilt, die Vegetation um mehrere Wochen verzögert. Es ist dies umso bedauerlicher, als der Viehstand ohnehin durch den Mangel an Futtermitteln auf das schwerste gelitten hat. Eist in der zweiten Maiwoche erfolgte ein Umschwung zu warmem und sonnigem Wetter, der die Vegetation vorwärts trieb. Doch trat bald darauf, Mitte Mai, ein empfindlicher Kälterückschlag ein, der die Entwicklung wieder zum Stillstand gebracht hat. Der Stand der Wintersaaten hat sich vielfach weiter verschlechtert. Während der Weizen sich im allgemeinen noch halten konnte, hatte der Winterroggen vielfach einen dünnen Stand und ein schlechtes Aussehen bekommen. Auf sandigen Böden macht der Roggen mehrfach einen armseligen Eindruck. Das Sommergetreide ist häufig bei ungünstiger Witterung in

die Erde gekommen. Im Osten und Norden war es stellenweise um Mitte Mai überhaupt noch nicht bestellt. Von dem frühgesäten Sommergetreide wird gemeldet, daß es gut aufgelaufen sei, während das spät gesäte teils überhaupt noch nicht aufgegangen, teils erst eben zum Vorschein gekommen ist. Der Mangel an Kunstdünger, besonders an Stickstoff, hat sich in diesem Frühjahr bei der Entwicklung der Getreidesaaten in einem Grade bemerkbar gemacht, wie niemals zuvor. Infolgedessen sind die Hoffnungen auf die Körnererträge herabgemindert. Auch die Futterpflanzen, Wiesen, W'iden und Kleeschläge haben unter der Ungunst der Witterung gelitten, doch ist in den wenigen warmen Maitagen das Wachstum so gefordert, daß endlich das Vieh auf die Weide getrieben werden konnte. Über den Anbau der Hackfrüchte wird von der Mehrzahl der Berichterstatter mitgeteilt, daß Kartoffeln wahrscheinlich in demselben Umfange angebaut werden wie im vergangenen Iahre, daß dagegen der Anbau der Zuckerrüben aus Mangel an Kunstdünger und wegen des Ausbleibens der Schnitter eine starke Verminderung erfahren würde. Die ziffernmäßigen Ergebnisse der Rundfrage der Preisberichtstelle sind folgende: Den Stand der Wintersaaten haben bei Weizen 64A, der Berichterstatter mit „gut bis sehr gut", 26°„ mit „mittel", „befriedigend" oder „mäßig" und 10^ mit „gelitten" und „schlecht" bezeichnet; bei Roggen 46A, mit „gut" bis „sehr gut", 36^. mit „mittel", „befriedigend" oder „mäßig" und 18A, mit „schlecht" oder „gelitten". Den Stand der Sommersaaten halten bei Hafer 52^, für „gut" bis „sehr gut", 11^ für „mittel" und „mäßig", 6^ für „gelitten", 20?^, teilen mit, daß die Saaten erst aufgehen, und 11/^, daß sie noch nicht aufgegangen sind.

Im Kohlenbergbau macht sich ebenfalls noch keine nennenswerie Aufbesserung bemerkbar. Verschiedentlich sind wieder neue Preissteigerungen erfolgt. Das Wesentliche, die Erhöhung der Produktion, bleibt nach wie vor aber aus. Vom Ruhrkohlenmarkt wird für den Monat April berichtet, daß der Versand auf beinahe 1 Mill. t, zurückgegangen ist. Im März hatte der Gesamtversand 3,7 Mill. t betragen. Durch den am 1. April einsetzenden

allgemeinen Bergarbeiterstreik ist der Absatz auf einem beispiellosen Tiefstande angekommen und hat sich erst gegen Ende des Monats, als der Ausstand etwas abnahm, um eine Kleinigkeit gehoben. Die Förderung ist im abgelaufenen Monat auf arbeitstäglich 70 500 t gesunken, gegen 225 000 t im März. Von den Lagerbeständen wurden im April beinahe ^> Mill. t abgefahren. Der Rest von »/5 Mill. t besteht hauptsächlich aus Koks. Auch in den ersten Maiwochen verzeichnet die Förderung keine wesentlichen Zunahmen.

Die Eisen- und Metallindustrie beantwortet die Kohlenpreissteigerungen gleichzeitig mit allgemeinen Preiserhöhungen. Aber auch hier bietet sich das gleiche Bild; die Produktion steigt nicht, sondern läßt sogar nach. Die Erzeugung betrug im April (24 Arbeitstage) gegen März (28 Arbeitstage) in t:

	März	April
Roheisengewinnung	545939	434328
Flußstahlgewinnung	655296	426717
Leistungen der Walzwerke	557028	365093

Die geringere Erzeugung kommt in der Hauptsache auf das Konto der ungenügenden Brennstoff- und Erzversorgung. Tritt hierbei eine Verbesserung ein, so dürfte auch die Eisengewinnung eine Zunahme erfahren; mit einer wesentlichen Steigerung der Produktion ist aber für die nächste Zukunft nicht zu rechnen.

Rundschau über die Lage am Arbeitsmarkt berichtet das StatistischeReichsamt: „Die dem Statistischen Reichsamte zugegangenen Berichte lassen erkennen, daß die wirtschaftliche Lage im April wegen des andauernden Rohstoff- und Kohlenmangels, der Verkehrsschwierigkeiten, der Streiks und hohen Löhne und der geringen Absatzmöglichkeit unverändert schlecht waren. In normalen Zeiten macht sich im März und April in der Regel eine Belebung des Arbeitsmarkts bemerkbar. In diesem Iahre kann von einer solchen nur vereinzelt für einige wenige Betriebszweige und Ortschaften die Rede sein. Die Zahl der unterstützungsberechtigten Erwerbslosen ist, nach den Angaben des Arbeitsmarktsanzeigers, zwar Ende April auf 829 758 gegen 914 959 am 19. April und 1053 854 Ende März zurückgegangen; das ist aber hauptsächlich auf Abwanderung von Erwerbslosen aus der Industrie auf das platte Land und auf strengere Handhabung der Erwerbslosenunterstützung zurückzuführen. Die Statistik der Arbeitsnachweise läßt erkennen, daß im Berichtsmonat die Zahl der Arbeitsuchenden bezogen auf die Zahl der offenen Stellen, insbesondere beim männlichen Geschlecht nicht unwesentlich abgenommen hat. Im April kamen auf 100 offene Stellen bei den männlichen Personen 155, beim weiblichen Geschlecht 149 Arbeitsuchende (gegen 168 bzw. 155 im März)." Die amtliche Arbeitsmarktpolitik kann nur als recht primitiver Notbehelf angesehen werden. Es kann für die allgemeine Wirtschaftspolitik nicht von sonderlichem Nutzen sein, wenn einzig und allein nur die Arbeitskräfte untergebracht werden, ohne daß eine Steigerung der gewerblichen Warenherstellung erfolgt. Ohne Zweifel ist das Problem der Produktionssteigerung höchst kompliziert, vielerlei Voraussetzungen sind dazu auch gar nicht vorhanden oder werden durch eine kurzsichtige Wirtschaftspolitik noch beseitigt.

Die Verhältnisse am Geldmarkt entsprechen vollkommen der überaus trüben und ungeklärten Wirtschaftslage. Die Börse verfolgt mit angestrengter Aufmerksamkeit die Konferenz von Versailles. Dies trifft auch im besonderen Grade auf das Ausland mit der Bewertung unserer Devisen zu. Mit der

Bekanntgabe der Friedensbedingungen trat abermals in der Gestaltung unserer Valuta ein außerordentlicher Rückschlag ein. Wie unsere Devisen bewertet werden, zeigt folgende Zusammenstellung :

Amster- Kopen-
dmn Hagen
Zürich
Holm
2.April 22.35 36.— 33.25 43.50
15.April18.— 31.25 29.25 37.25
28.April 19.55 30.50 28.— 37.—
I.Mai 21.08 37.— 35.— 43.75
10.Mai — 29.25 32.50 38.—
19. Mai 18.20 32.30 - —
26.Mai 18.20 32.75 29.75 36.50

Die Sorge um die Kriegsanleihen wächst von Tag zu Tag. Vom 26. Mai ab hat die Reichsbank den Aufnahmekurs auf 80 festgesetzt. Ob damit eine weitere Kurssenkung vermieden wird, muß fraglich erscheinen. Während von amtlicher Seite nennenswerte Maßnahmen zur Sicherung und Erhaltung der Finanzkraft nicht unternommen werden, gehen auf dem privaten Kapitalmarkt wesentliche Transaktionen vor sich. Deutsches Kapital wandert ins Ausland und fremdes Kapital wird zur Aufrechterhaltung der Betriebe in Deutschland herangezogen, denn dieses Kapital ist ja den behördlichen Eingriffen nicht ausgesetzt. Hier zeigt sich recht deutlich das Fehlen einer gründlichen W'rtschaftskunde, denn all diese Maßnahmen werden zum überwiegenden Teile deshalb getroffen, weil man s'ch gegenüber den Sozialisierungsbe-

strebungen schützen will. An d-'ese Art von Hintertüren haben die gegenwärtigen Sozialistenführer nur zu wenig gedacht.

Im allgemeinen Konsum macht sich, was die Lebensmittelversorgung anbetrifft, eine kleine Besserung bemerkbar, die auf das Erscheinen einzelner Gemüsearten am Markt zurückzuführen ist. In den Großstädten ist bisher die Lieferung mit ausländischen, insbesondere amerikanischen Lebensmitteln weiter erfolgt. Dafür fehlt es aber fast gänzlich an frischem Fleisch; auch die Kartoff?lbelieferung erfolgt äußerst unregelmäßig. Seitdem der Handel mit Eiern freigegeben ist, erscheinen sie in beträchtlichen Mengen auf dem Markt, allerdings sind die Preise hoch. Hier würde sich aber ein Ausgleich vollziehen, wenn noch andere Produkte gleichfalls dem freien Verkehr übergeben würden. Solange wir eben versuchen, die Wirtschaft mit primitiven Mitteln, wie die Zwangswirtschaft sich ihrer bedient, zu beleben, werden wir auch keine Erfolge erzielen.

Geschichtliche Rundschau VI.

Von vr. zur. Kurt Ed. Imberg.

Eine Biographie des Präsidenten Wilson versucht Daniel Hal6v» zu geben, die von Dr. Hans Fritzsche im Verlag von Rascher ^ Cie in Zürich in deutscher Übersetzung herausgegeben morden ist. Es ist stets eine mißliche Sache, das Leben und Wirken noch lebender Persönlichkeiten zu schildern; denn stets wird dem Verfasser einer solchen Biographie der Verdacht der Parteilichkeit nach der einen oder anderen Seite anhängen. Er wird nur schwer der Versuchung widerstehen können, ihn als seinen Helden besser zu zeichnen, als er in Wirklichkeit ist, oder sein Leben und seine Taten schwärzer zu malen, als sie sich der objektiver urteilenden Nachwelt offenbaren. Um so schwerer wird er dieser Versuchung widerstehen können in einer Zeit wie der jetzigen, wo die Welt in zwei Parteien gespalten ist, wo jeder Mensch infolge der Kriegspsychose, von der wohl niemand sich ganz freisprechen kann, für diese oder jene Seite Partei ergriffen hat und, ob er will oder nicht will, in einen Bannkreis geschlagen ist, der ihn an einer geschichtlichen Darstellung der Ereignisse sine iin, et stuckio mehr oder weniger hindert. Dies fühlt man

auch beim Lesen dieser Lebensbeschreibung jenes Staatsmanns, der berufen war, eine so wichtige Rolle auf dem Weltentheater in dem Drama mitzuspielen, dessen letzten Akt wir soeben miterleben. Besonders tritt diese — sagen wir: Befangenheit in dem letzten Teile des Buches von Halev» hervor, in dem die Stellung des Präsidenten zum, bezw. im Weltkriege geschildert wird. Der Verfasser ist Franzose, gehört also zu einem der Verbündeten des Staates, an dessen Spitze Wilson steht. Kein Wunder also — besonders wenn man noch die französische Psnche und die sonstige Geschichtsdarstellung des Franzosen in Betracht zieht, die niemals vor Geschichtsfälschungen zurückgeschreckt hat, wenn es in ihren Kram paßte —, daß die Schilderung vom politischen Wirken des Präsidenten einen parteiischen Anstrich erhalten hat, der den Verfasser wiederholt zu gänzlich falscher Beurteilung und Darstellung verleitet. Wesentlich besser ist der erste Teil, die Lehrzeit Wilsons, seine Studien und seine Tätigkeit an der Universität von Prineeton. Dadurch, daß Hale'vn viel aus Wilsons schriftstellerischen Arbeiten und seinen Reden zitiert, ermöglicht er es dem Leser, sich — auch unabhängig von dem Verfasser — ein Bild von Wilson, sei-

nen Anschauungen und seiner Politik zu machen, die in Praxis ja nicht immer — wie auch aus der Darstellung Hal^vys hervorgeht — dieselbe war, wie er sie zuvor gepredigt, und fügen wir hinzu: nicht immer dieselbe hat bleiben können; denn auch Wilson hat eingesehen, daß Praxis und Theorie vielleicht nirgends schärfere Unstimmigleiten aufweisen, als gerade auf dem Boden der Politik. — Die Darstellung Hal^vvs ist also von l iilo,iicye», Standpunkte mit ziemlicher Vorsicht zu lesen, sie gibt aber auch wiederholt Schilderungen von amerikanischen Ein, richtungen, und insofern bietet sie manches Interessante und Lesenswerte.

Im Anschluß hieran sei auf eine Neuausgabe eines Werkes des Präsidenten Wilson: „Betrachtungen eines Amerikaners. (Nur Literatur)" kurz hingewiesen, das von Hans Winand übersetzt im Verlage von Georg Müller in München erschienen ist, und ans dem man reiches Material schöpf?n kann für die Beurteilung des amerikanischen Präsidenten.

Im Verlage von A. Marcus K S. Weber in Bonn sind dr,i kleine Schriften zur neuesten Zeitgeschichte erschienen. In einer kleinen Studie „Republik oder Monarchie im neuen Demjel'-land" untersucht der bekannte Staatsrechtslehrer Prof. I>r. Stier °Som - l o die Frage, welcher von diesen beiden Staatsformen die Zukunft im neuen Deutschland gehört. In gemeinverständlicher, klarer Weise erörtert er dabei sowohl entwicklungsgeschichtlich als auch vom Gesichtspunkte der Gegenwart und Zukunft ans das Problem, das wohl allseitiges Interesse findet. Wir können hier nicht auf die Einzelheiien der Schrift eingehen, sondern müsse» uns vorbehalten, an anderer Stelle genauer die interessanten Darlegungen des Verfassers zu besprechen uns ;u würdigen. — Die zweite Schrirt stammt aus der Feder deS Professors und Mitglieds der Preuß,>chen o?'.-fassunggebenden Landesversammlung Dr. Paul Moldenhauer und führt den Titel „Von der Revolution, zur Nationalversammlung". Der Verfasser sieht in der Revolution nicht d?n siegreichen Durchbruch einer großen Idee, sondern die aus der Überreizung, der Nerven zu erklärende Vorwegnahme künftiger Entwicklung, einen unermt.ß-

lichen Schaden, den das deutsche Volk erlitten hat. Er erblickt die Hauptaufgabe der Nationalversammlung in der Schaffung von Ordnung, vor allem auch in der Beseitigung der vielen Nebenregierungen, der Arbeiter- und Soldatenräte. Ferner tritt Moldenhaner ein für den möglichst baldigen Abbau aller Kriegsgesetze, durch die noch heute Handel und Gewerbe gefesselt und an ihrer Entfaltung behindert sind. Vor allem müssen aber alle Sonderinteressen für den Augenblick zurücktreten. „Nur, wenn alle Beteilig, ten die Nebenabsichten zurückstellen, wenn sie sich leiten lassen von dem einzigen Gedanken, das tief gebeugte Reich wieder aufzurichten,, daß es einstmals wieder ein wohnliches und stattliches. Haus werde, wenn der Geist des einträchtigen Zusammenarbeitens über die Verärgerung des Augenblicks und langjährige Verstimmung siegt," nur dann kann das deutsche Volk wieder eine Zukunft haben, und dann erst ist es an der Zeit, über Einzelfragen wie z. B. die der rheinisch-westfälischen Republik nachzudenken und derartig schwierige Aufgaben zu lösen. —

Die dritte Schrift „Rheingrenze und Pufferstaat" hat den Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Kölner Handelshochschule I)r. BrunoKuske zum Verfasser. In anschaulicher, wenn auch ganz kurzer Form schildert der Verfasser das undurchdringliche Geflecht von Wirtschaftsbeziehungen, das die

beiden Rheinufer verbindet. Die Gebiete auf den beiden Ufern bilden eine wirtschaftliche Einheit, die man nicht ungestraft auseinanderreißen kann. Die Idee der Rheingrenze ist ein ebenso veralteter Grundsatz wie der des Pufferstaates und in der heutigen Zeit ein Ding der Unmöglichkeit.

«,

Von großem Interesse dürften die Veröffentlichungen des Jbero-Amerikanischen Instituts sein, die unter dem Titel: Bibliothek der „Oulwra I^stluo-^.meriesns" vom Direktor des Seminars für Romanische Sprachen und Kultur in Hamburg B. Schädel im Verlage von Otto Schulze (Köchen in Anhalt) herausgegeben werden. Die drei ersten bisher erschienenen Bände der Bibliothek bewegen sich allerdings auf wirtschaftlichem Gebiete; aber trotzdem wollen wir sie an dieser Stelle wenigstens kurz erwähnen, da sie auch vom geschichtlichen Standpunkte wertvoll und interessant sind. — Im 1. Band gibt der frühere Präsident des Statistischen Amts Dr. Richard van der Borght, der sich als volkswirtschaftlicherSchrjststeller einen ausgezeichneten Namen erworben hat, ein klares Bild über „dasWirtschaftslebenSüdamerikas, insbesondere in seinen Beziehungen zu Deutschland". Die beiden nächsten Bände, die von Dr. jui'. et pdil. Walther Meißner herrühren, befassen sich mit dem „wirtschaftlichen Vordringen der Nordamerikaner in Südamerika" und mit „Argentiniens Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika." Sie zeigen so recht, wie es die Nordamerikaner verstanden haben, unter Ausnutzung der Konjunktur während des Weltkrieges sich überall einz'inisten, wohin ihnen früher die deutsche Konkurrenz und die der übrigen europäischen Staaten den Zutritt verwehrt hatte. Sie lehren uns aber auch, daß wir gewaltige Anstrengungen werden machen müssen, falls wir überhaupt daran denken, den für uns so wichtigen Absatzmarkt, wenn auch nur im bescheideneren Umfange als vor dem Kriege, wiederzuerobern. Wasdie drei genannten Bücher besonders wertvoll macht, ist die Tatsache, daß die Darstellungen durch Hunderte von statistischen Tabellen bereichert sind, die dem Fachgelehrten erlauben, unabhängig seine eigenen Schlußfolgerungen

zu ziehen. — Es ist nur wärmstens zu wünschen, daß diese Bibliothek imstande sein wird, bald weitere Bände der Öffentlichkeit zu übergeben und das Verständnis für das lateinische Amerika in unserem Volke zu heben und zu bereichern. —

Im Anschluß hieran sei auch auf einen weiteren Band der von uns schon wiederholt lobend hervorgehobenen Sammlung „Der Wirtschaftskrieg" hingewiesen, die vom Kieler Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft herausgegeben wird (Kommissionsverlag von Gustav Fischer in Iena). Der neue Band, der sich den früheren würdig anschließt, ist „Frankreich" gewidmet und von Dr. Herrn« nn Curth und Dr. HansWehberg, dem bekannten völkerrechtlichen Schriftsteller, bearbeitet. Nicht nur der Kampf der Franzosen gegen das deutsche Privateigentum wird geschildert, sondern auch ihre verzweifelten Versuche, durch Förderung des eigenen Wirtschaftslebens möglichst die deutsche Konkurrenz für immer auszuschließen. Es wird gezeigt, welch ganz neuen Wirtschaftsgeist man in Frankreich zu züchten sucht, und von welchen Kreisen und mit welchen Mitteln diese Idee propagiert wird.

Die erreichten Fortschritte haben die optimistischen Erwartungen, die man nach den ersten beiden Kriegsjahren hegen zu dürfen glaubte, nicht erfüllt: die Belastung des französischen Volkes durch die unmittelbaren Aufgaben des

Krieges war zu groß, als daß während des Krieges erhebliche Arbeiten an dem Neubau der französischen Volkswirtschaft hätten geleistet werden können. Der rechtliche Teil des Bandes gibt eine klare, leicht verständliche Darstellung des französischen Dekrets vom 27. 9. 1914 und den sich anschließenden Verordnungen, Gesetzen u. s. w. — Auch diese ausgezeichnete Sammlung wird hoffentlich noch fortgesetzt werden, und werden bald die Bände über die noch fehlenden Staaten des „Zehnverbands", soweit ihre wirtschaftlichen Maßnahmen von Bedeutung sind, insbesondere die Vereinigten Staaten, Italien und Belgien folgen; gerade das letztere dürfte trotz seiner politischen Unbedeutsamkeit auf wirtschaftlichem Gebiete von großem Interesse sein.

Wenigstens kurz sei auch auf den „Grundriß einer Geschichte des katholischen Kirchenrechts" des Universitätsprofessors Dr. tKeol. Albert Michael Koeniger hingewiesen, der im Verlage von I. P. Bachem (Köln) erschienen ist. Der Verfasser füllt mit dieser Arbeit eine Lücke aus, die in der Literatur der Rechtsgeschichte klaffte; es fehlte bisher an einer kurzgefaßten, aber dennoch wissenschaftlichen Geschichte des katholischen Kirchenrechts. Die Zusammenfassung sämtlicher Anmerkun, gen in einem Anhange erleichtert das Lesen des Buches nicht unwesentlich, sodaß auch derjenige an dem Buche Gefallen finden dürfte, der sich nicht intensiv mit dem katholischen Kirchenrecht befassen will und dem die Zeit und Lust fehlt, die größtenteils lateinischen Quellen durchzustudieren; wem nur daran gelegen ist, sich einen Überblick über dieses rechtsgeschichtliche Gebiet zu erwerben, für den ist das Koeniger'sche Buch sehr geeignet.

Literarische Rundschau.

Von Prof. vr Heinrich Brömse.

Geschichtliche Wahrheit kann der Phantasie des Dichters zu guter Fahr? verhelfen, aber auch eine gefährliche Klippe für sie sein. Besonders in den lebensgeschichtlichen Romanen, die zu neuer Beliebtheit gelangt sind, lassen sich oft Reibungen zwischen der gegebenen Wirklichkeit und der künstlerischen Aufgabe spüren. Nur selten gelingt es, beiden gerecht zu werden, die Vielheit zur Einheit zu zwingen

und die geschichtliche Wahrheit dabei nicht preiszugeben, sondern zur dichterischen zu erhöhen: zur anschaulichen Darstellung des Wesentlichen.

Auch das Werk von Helene Scheu-Rieß „Der Revolutionär" (Wien, Carl Konegen), vorsichtig als „Lebensgeschichte" bezeichnet, aber doch durchweg in dichterischem Gewande, läßt dies empfinden. Die Tatsachen sind alten Familienpapieren entnommen, „das Übrige" naeh den Worten der Verfasserin „jener aufschlußreichsten aller Niederschriften, die das Schicksal dem menschlichen Herzen eingräbt". Wir begleiten einen Osterreicher, Engelbert von Wintersberg, durch die ganze Dauer seines langen Lebens von 1800 bis 1889. Wesen und Schicksal dieses Mannes bieten eine Fülle bemerkenswerter Züge. Ursprünglich zum Priesterberuf bestimmt, verzichtet er auf die geistliche Laufbahn. Voll Begeisterung für alle freiheitlichen Bestrebungen, voll warmer Teilnahme für alle Leiden des Volkes, wird er zum Mitarbeiter an den politischen Bewegungen seines Heimatlandes, zu einem geistigen Führer der Volkserhebung im Iahre 1848. Als Wien von den Regierungstruppen eingenommen wird, gelingt es ihm, zu fliehen und dem ihm drohenden Todes-

urteil zu entgehen. Er muß das Brot des Verbannten in der Schweiz und in England essen, findet eine Zufluchtsstätte in Koburg und darf endlich als hochbetagter Greis nach Osterreich zurückkehren. Sein letztes Erlebnis ist der Anblick eines Arbeiterzuges, der den ersten Mai feiert. Mit diesem Bilde vor den Augen, das ihn rührt und beglückt, stirbt er, „ein Lächeln tiefsten Friedens um den Mund". Er ist ein gutmütiger Schwärmer, zum Lehrhaften und Feierlichen geneigt, weich in seinem Gefühlsleben, ernst und streng in sittlichen und politischen Grundsätzen, „zu ideell für die meisten", wie er sich einmal selbst schildert.

Unter den zahlreichen Gestalten, die ihn umgeben und zeitweise fast verdecken, sind manche, die uns etwas zu sagen haben, besonders der politische Lehrmeister des Helden und seines Kreises, ein wegen freiheitlicher Anschauungen entlassener Professor der Philosophie, dessen Wesen aus leidenschaftlichem Überzeugungsmut, dreister Selbstsucht und kindischer Eitelkeit wunderlich gemischt ist. Nebenrollen der Handlung werden zum Teil von Personen mit berühmten Namen gespielt, Bauernfeld, Schwind und anderen.

Das Buch enthält viele lesenswerte Seiten, eine lebhafte, reich bewegte Handlung und geistige Anregungen. Der zwitterhafte Bau des Ganzen läßt aber doch zu keinem reinen Genuß kommen. Entweder hätte die Verfasserin mehr Abstand von ihren Quellen nehmen und eine in sich geschlossene Dichtung schaffen müssen, wobei manche Nebendinge und Nebenpersonen entfernt und die wesentlichen Züge in der seelischen Entwicklung des Helden vertieft werden konnten. Oder sie hätte eine streng geschichtliche Darstellung geben und nichts hinzudichten, wohl aber genaueren Aufschluß über den äußeren Lebensgang der Menschen erteilen sollen, der im einzelnen nur unbestimmte Umrisse zeigt. Die mitgeteilten Briefe, die doch wohl meist urkundlich sind, erwecken den Wunsch, daß die Verfasserin den zweiten Weg gewählt hätte.

Trockener im Ton ist eine andere geschichtlich-politische Erzählung, deren Held auf der Gegenseite steht, „Bernhard Hirze l", ein Zürcher Roman von Adolf Frey (Zürich, Rascher

S Cie., 1918). Im Mittelpunkt sehen wir einen Pfarrer, der als übereifriger Führer der kirchlich und politisch Rechtsstehenden im Iahre 1839 die freisinnige Regierung von Zürich stürzt, dann, von seinen Parteigenossen schlecht belohnt, von den neu zur Macht kommenden Gegnern verfolgt, vor allem aber ein Opfer eigener Ungeschicklichkeit und Haltlosigkeit, aus der Heimat flüchten muß und in Paris durch Selbstmord endet. Wirtschaftliche Sorgen und seine unerquickliche Stellung im Elternhaus wie in der eigenen Ehe tragen dazu bei, ihn zu verbittern und die schlechten Seiten seiner Natur zu entfalten. Unerfülltes Streben nach wissenschaftlicher Wirksamkeit quält und verfinstert ihn. In neuem Liebesglück findet er keinen Aufstieg zu besserem Leben, sondern nur ein Geleite auf dem Weg ins Elend und in den Tod. Mit dem Mut des Kämpfers mischt sich eitles Strebertum. Überall mit dem Fluch der Halbheit beladen, verliert er im Laufe der Erzählung mehr und mehr unsere Achtung. Daß der Verfasser es trotzdem verstanden hat, unsere Aufmerksamkeit für diesen brüchigen Menschen und sein verfehltes Leben aufrechtzuerhalten, ihn gelegentlich sogar mit einem Schimmer der Tragik zu umgeben, verdient Anerkennung. Die um den Helden geordneten Zeitereignisse werden umständlich berichtet, umständlicher, als einer Dichtung gut ist, wie auch sonst die Neigung, ins Breite zu gehen, nicht günstig wirkt und zu toten Stellen

führt. Kulturgeschichtlich fesselt die Darstellung der Wirren, die der Berufung von David Friedrich Strauß an die Zürcher Hochschule folgten. Unter den zahlreichen geschichtlichen Nebenpersonen des Romans nimmt Gottfried Keller eine Ehrenstellung ein. Sein Geist ist auch sonst in dem Buch wirksam; er zeigt sich in mancher launig kräftigen Kleinmalerei wie in Einzelheiten der Darstellung, so etwa in der Schilderung der schönen Geliebten des Pfarrers.

An Kellers Geist und Ton erinnern auch die hübschen Schweizer Erzählungen von Lisa Wenger „Die drei gescheuten Männer von Au. Vetter Ieremias und die Schwestern Tanzeysen" (Zürich, Rascher 6 Eie.). Trotz einiger Schwächen der Handlung sind sie bemerkenswert durch ihre Frische, ihre Gegenständlichkeit, ihren Humor.

Meister Guntram von Augsburg — das klingt, als ob es der Name eines unserer mittelalterlichen Prediger oder Mystiker wäre, und etwas von ihrem Geiste ist auch wirklich wieder lebendig geworden in den Werken des Mannes, der sich diesen Schriftstellernamen gewählt hat. (Sie find bei Gustav Schloeßmann sGustav Fick^I in Leipzig und Hamburg erschienen.) Wir wcrden an Meister Eckharts Tiefsinn, an Heinrich Seuses Innigkeit, an Taulers eindringenden sittlichen Ernst gemahnt. Auch Franz von Assisi hat bei manchem frommen Dichterwort Pate gestanden. Drei Bücher betrachtender, zwei erzählender Art liegen von dem Verfasser vor, ohne daß sich übrigens die Grenze scharf ziehen läß>. Ein „T r o st b u ch" spendet er den Trauernden im deutsehen Volke — wer gehörte nicht zu ihnen! Daran schließt sich ein „Genesungsbuch": „Schwermut zu heile n". Schlichte Weisheit in künstlerischer Form, hier und da etwas übereifrig, im ganzen ein hörenswerter Nachklang von Meister Eckharts wundervollem „Buch der göttlichen Tröstung". Ein „Buch der Einkehr": „Vor den Trümmern" hält freimütig Abrechnung mit all dem, was zum Niedergang Deutschlands geführt hat, läßt es aber neben Klage und Anklage auch nicht an Worten der Ermutigung fehlen.

Ins Gewand der Erzählung kleidet sich die Lehre vom rechten Leben in

dem feinsinnigen Buch „Der reisige Michael". Der Held ist der „Mann, der das Nötige tapfer angreift und nicht allzuviel fragt, ob Späne fliegen", der den Leuten Schwermut und Hoffnungslosigkeit vertreibt und ihnen zeigt, wie man's machen muß, um tätige Nächstenliebe zu beweisen und ein glücklicher Mensch zu sein. Wenn hier einzelne Geschichten wie eine Reihe von Gleichnissen nebeneinandergestellt werden, so ist endlich in dem Buch „Frau Einfalt" der Versuch gemacht worden, eine in sich abgerundete Erzählung zu bieten. Auf dem Titelblatt dieses Werkes nennt der Verfasser auch seinen wirklichen Namen: Heinrich Schmid-Kugelbach.

Er ist evangelischer Pfarrer in Lindau am Bodensee und zeigt hier noch mehr, daß er daneben nicht nur ein gemütvoller Erbauungsschriftsteller, sondern ein Dichter voll Kraft und Zartheit ist. Einwendungen gegen Einzelheiten wie gegen die ganze Anlage zu machen, ist leicht: der Eingang ist mühsam, das Rankwerk überwuchert den Stamm, die äußeren Geschehnisse bleiben skizzenhaft, das Zarte wird zum Teil spinnwebenfein, und wer Unwahrscheinlichleiten suchen will, wird vielerlei Bedenkliches finden. Dennoch überwiegt der Eindruck: hier ist quellende Phantasie, hier werden Herzensgeheimnisse verkündet. Gleich dem reisigen Michael hat auch Frau Einfalt Macht über die Menschen zu allem Guten. Wie sie den Kindern Märchen von Blumen und

Tieren erzählt, wie sie als „Gottes Botin und Grußbestellerin" durchs Leben wandelt, halb eine Märchenprinzessin und halb eine Heilige aus alter Legende, wie sie endlich, nachdem sie Fremden Gutes getan und ihren eigenen verirrten Mann zu fröhlichem Schaffen zurückgeführt hat, lieblich und ruhevoll aus dem Leben scheidet, das verdient die Teilnahme vieler Leser. Die Sprache, mit altertümelnden Wendungen schön gefügt, wirkt zum Teil Hoch etwas geziert. Gelegentlich erinnert die Darstellung an Kellermanns frühere Werke.

Peter Altenbergs letztes Buch „Mein Lebensabend" (Berlin, S. Fischer, 1919), wieder eine Sammlung zahlreicher Skizzen und Betrachtungen, fügt zu dem Bilde des Verfassers kaum neue Züge hinzu, nur daß sich der düstere Ton verstärkt. Die Schatten des Todes fallen schon auf die Blätter. Wieder ist Altenberg, bald schwärmerisch, bald bitter, immer leicht reizbar und erregt, ein Kämpfer gegen Mode, Äußerlichkeit, Herdensinn, Selbstsucht, Roheit, ein Lobredner edler Menschlichkeit. Dazu will er — in den besten Skizzen — seine Leser führen: Menschen zu werden, „die Tag und Nacht an ihrer körperlichen, seelischen, Heistigen Höchstelastizität und Spannkraft arbeiten". Das ist gut, auch "wenn die Darstellung durch Künstelei getrübt wird, knapp zwar im einzelnen, aber geschwätzig im ganzen und oft stillos aus Überschwenglichem und Abgeschmacktem gemischt ist.

Zierliche und schwermutsvolle Gedanken verbinden sich in den „G e-di chten" von Robert Walser ^(Illustriert von Karl Walser. Berlin, Bruno Cassirer). Die Sprache ist zart abgetönt. Man kann sich diese Verse Zaum anders als mit leiser Stimme, «mit fallender Melodie vorgetragen denken. Man meint eine Winterlandschaft mit feinen Flocken zu sehen, und es ist gewiß kein Zufall, daß solche Landschaft immer wieder den äußeren Rahmen bildet. Manches mutet spielerisch an, aber das Ganze, eigentümlich aus Kindlichkeit und Schlaffheit gemischt, hat doch einen persönlichen Klang. Stimmungsvoll wie die Gedichte und ihrem Geist verwandt sind des Bruders Zeichnungen.

Als dichterische Persönlichkeiten darf

man auch zwei andere Schweizer Lyriker ansprechen: M a r G e l l i n g e r und Karl Stamm. Iener veröffentlicht ein Versbuch „D e r W e g i n s W e i t e" (Zürich, Rascher S Cie., 1919) voll stürmischer Gedanken und Worte. Er sucht den Weg zu sich selbst, indem er den Weg ins Weite, Allgemeine geht. Der Alltag des eigenen Lebens, der Durchschnittslyrik Lieblingsfeld, bleibt uns erspart. Der Dichter hält leidenschaftliche' Ansprachen an die Natur, an Sonne und Sterne, Erde und Meer, Wasser und Feuer. Am ergreifendsten wirkt er da, wo er sich an die Menschheit wendet, von dem Himmel und der Hölle ihres Innern spricht. Dem Drang zum Erhabenen, Gewaltigen gehorcht nicht immer die sprachliche Kraft, aber das Ganze läßt weiteren Aufstieg erhoffen. Überwiegt hier durchweg noch das Rednerische so wirkt die Kunst des jung verstorbenen Karl Stamm durchaus als seelenvolle Lyrik. Er ist ein Dichter des eigenen Erlebens, aber dies ist doch nirgends alltäglich, es ist voll stiller Tiefe und Größe der Empfindung, voll Sehnsucht, das Innerste auszusprechen, und voll Trauer, diese Sehnsucht nicht befriedigen zu können.

O fände ich Worte meinem Gefühl,
das in jede Falte meines Wesens sich legt.
Doch selbst das Leiseste ist noch zu hart
für dieses Geschehn.

Die Bilder von der Außenwelt gelingen oft schlecht, aber vom Innern, von der

III

Not und dem Kampf der Seele kündet seine Rede, auch wo sie nur stammelt, mit inbrünstiger Glut. Sein Werk „Der Aufbruch des Herzens" (Zürich, Rascher 6 Cie., 1919) verdient unsere Teilnahme.

Iakob Kneip hat ein Buch der „Erscheinungen, Wallfahrten und Wunder" mit der Überschrift „Der lebendigeGott" geschrieben (Iena, Eugen Diederichs 1919). Ein Kinder- und Bauerngott wandelt durch diese Gedichte., er scheint weniger einer Geistes- als einer Naturreligion anzugehören, ja zuweilen mit seinen Heiligen aus einem heidnischen Götterhimmel zu stammen. Er summt sich einen Festchoral in den Bart, schreitet im blauen Mantel über die Wolken, tritt als Bauersmann, als Jäger auf, und seine Gedanken und Werke können erschreckend irdisch sein. Kindliche Innigkeit und urwüchsige Derbheit sind die beiden Hauptgefühlsrichtungen, die hier eingeschlagen werden. Der geistige Gehalt ist im ganzen gering. In der dichterischen Darstellung ist Kraft und Eigenart nicht zu verkennen, aber vieles bleibt doch in breiter Beschreibung stecken, und die Einfälle, die den Wundergeschichten zugrunde liegen, werden durchweg wenig ausgestaltet. Einige Legenden, die mehr in seelische Tiefen führen, wie „Küsters Brigitte", scheinen mir mehr wunderlich als bedeutungsvoll zu sein. Was trotzdem diese auch sprachlich oft rauhen Verse anziehend macht, ist ihr schlichter und aufrichtiger Grundton und die innige Vertrautheit mit der Natur und mit dem Fühlen und Denken des katholischen Landvolkes^ dessen religiöse Vorstellungen, erhöht durch Dichterträume, dies Werk verkörpert.

Kneip bildet mit Vershofen und Winckler einen Freundesdreibund, der nicht ohne Einfluß auf unser Schrifttum ist. Als Begründer des Bundes der Werkleute auf Haus Nyland gaben sie bis zum Krieg die Zeitschrift „Q ua - driga" heraus, die allen schöpferischen Kräften ehrlich dienen und alles bloße „Literatentum" ausschließen wollte. Ietzt erscheint als Fortsetzung, der Quadriga die Vierteljahrsschrift „N yland" (Iena, Eugen Diederichs). Gerne weise ich hier auf sie hin. Ihr zweites Heft enthält außer Beiträgen von Vershofen unter anderm drei schöne Gesänge von

Mar Barthel und ein Schauspiel
in einem Aufzuge von Ernst Lis-
sauer „Die Anfechtung".
Luther ringt sich durch Zweifel und
Seelenkämpfe zu neuem Mut und zu
dem Entschluß hindurch, den Schutz
der Wartburg zu verlassen und nach-
Wittenberg gegen die Wiedertäufer zu
z>ehen. Der Teufel in höchsteigener
Person übernimmt die Gegenrede. S»
wird das Selbstgespräch zu dramatischer
Bewegung; der Lyriker freilich leistet
das Beste an dem Werk.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Seraueqeoer und Chesredakteur: Pros. Dr. Ludwig Stein in Berlin VV lv, Llldowuser Sa. iTeleso» Unit «ursürlt Rr, 6Z08,) — Derantwortlicher Redakteur: Dr. Snlviu« Bruck, in Bre,lau. — Für den volkiwirtschaft'
Kchen Itil: Dr. Zur. «mil ikrich Hölscher. «erlin>Zehl»nd»rs, Forltstrab« lS ,Fernrus: gehlndors WN^ —
Verlag und Druck der Schlesilchen Buchdruckerei v, S, Schottlaender, N,-G,, Breslau III.

m^mnn^ Inseraten-^nnanme ^n^^^
ckurok uossrs QssekSktsstsIIe, Lsrlin W. 10, LÃ¼Kowuksr 5s; ckurek unssrn
Vsrlsz, Lrsslsu III; ksruer ckurod ciis ?irms: liuckolk Klosse unci 6is
deksnntsll ^rmonoen-Lxpeckitiorien.
InsertionspreiÂ«: pro 46 mm breitÂ« 2si>s <KuciÂ«Ik Klosss's I^orms^I-
2silenmesser Ko. S) 70 ?k.

Bildnis und eigeuhÃ¤ndige Unterschrift von 0^, ^ur, Emil Erich HÃ¶lscher.

EMPTY

EmeömOeMonMfchrsi
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlefische Buchdruckerei,«^W<Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. F. Steixul,». Verths» Sutter, »M^e K K.Hoslmchhandl. «»lev S Laiselbaich
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.lk, Fritze, l.id«Irls li«x«I». Jacob Dybwad Buchhdlg, Internat, Buchhandl. Otto Kell,
str die Provinzen i» Schweden und in Dänemark: »eorg Ehr. UrlinA Rachsolg«, ikovenhage».
siir die Schweiz: «kadem. «ntiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung sür Holland: l». lg. van Stockum und «ohn, Haag, BuiteichosZK,
^t3. Jahrgang. Band 170. Heft 539. August 1919.

Professor Dr. Luüwig Stein:
Sas Wesen öer Autorität.

III. Begründung der Autorität.

Der sicherste Rechtstitel für die Notwendigkeit der Autoritäten ist ihre Tat. sächlichkeit. Kein Kultursystem, das uns geschichtlich bekannt geworden ist, hat sich bisher ohne hierarchische Gliederung, ohne Über- und Unterordnung, kuv, ohne Organisation nach Autoritäten behaupten können. Selbst der letzte Rest von Anarchie, den wir in unserem Kultursystem noch als atavistischen Ballast mitschleppen, ich meine die Räuberbanden in den Abruzzen oder am Balkan, steht unter dem Banne von Autoritäten. Iede Bande hat ihren Häuptling, dessen Befehlen sie sich unterwirft. Ein bezeichnendes Beispiel dafür sind die Flibustier. Während ungezählte amerikanische Kolonien aus Mangel an Autoritäten zugrunde gegangen sind, haben sich die ursprünglich freischärlerischen Raubkolonien der Flibustier nur dadurch erhalten, daß sie sich zu einem Flibustierstaat zusammengeschlossen haben.

Die erste Begründung der Autorität liegt demnach in ihrem natürlichen Wachstum. Im sozialen Organismus sind dem Menschengeschlecht ohne alle Reflexion Autoritäten eingewachsen, wie dem Menschen seine einzelnen Organe. Die natürliche, unreflektierte Organisation der Menschen hat aus dem bloßen Selbsterhaltungsinstinkt heraus bei allen Stämmen, die nur irgend den Wildheitszustand überwunden haben, die Schaffung von Autoritäten durchgesetzt. Das zynisch-stoische Schlagwort, welches später Rousseau und Tolstoi aufgegriffen haben: „Folge nur der Natur", gibt uns die erste Antwort auf die Frage nach oer Begründung von Autoritäten. Sie sind deshalb notwendig, weil die Natur selbst sie uns, offenbar im Interesse unserer Selbstbehauptung und Arterhaltung, vorgeschrieben hat. Lange bevor die Menschen über die Gestaltung ihres Zusammenlebens nachgedacht, vielmehr die Lenkung ihrer Schicksale dem Naturoerlauf der sozialen Klassenbildung überlassen haben, schufen sie sich Autoritäten, und zwar Götter, Könige, Gesetze, Behörden, Verfassungen. Der Gegenstand

der Autorität wechselt, aber das Prinzip der Autorität bleibt. In unserem Kultursystem z. B. überwog noch im 15. Iahrhundert die kirchliche Autorität, irn 17. die monarchische Autorität. Im 18. Iahrhundert geht, wesentlich durch Friedrich II., die Autorität auf den Staatsbegriff, weiterhin im 19. Iahrhundert auf den Nationalbegriff über. Das alles sind nur wechselnde Inhalte; die Form bleibt bestehen. Ob sich heute der einzelne der Gesamtheit unterwirft, weil das nationale Interesse dies von ihm heischt, der Staat es fordert, der Monarch eS befiehlt oder die Kirche es ihm vorschreibt — gleichviel. Die Hauptsache bleibt, daß er sich überhaupt unterwirft. Das Prinzip ist unverändert dasselbe; nur Personen oder Institutionen haben gewechselt. Autoritäten sind dem Wandel unterworfen, nicht aber d i e Autorität.

Die Natur diktiert uns nur, daß wir im wohlverstandenen Eigeninteresse uns im gegebenen Falle fremden Willen unterordnen sollen. Und dieser Befehl der Natur ist so stark und so unwidersprechlich, daß selbst Revolutionäre, Rebellen, ja sogar Räuber dem Prinzip der Autorität ihren Tribut zollen.

Allein die Natur befiehlt uns nur, daß wir Autoritäten, nicht aber, welche Art von Autoritäten wir einsetzen und respektieren sollen; sie kündet uns wohl das Prinzip, nicht aber die Art seiner Anwendung an. Welchen Autoritäten wir uns unterordnen sollen, das lehrt uns nicht mehr die Natur, sondern die Geschichte. Sie zeigt uns einen strengen Rhythmus der Autorität auf. Es läßt sich nämlich der historische Nachweis führen, daß mit steigendem Zivilisationsgrad der Völker sich auch die Gegenstände ihrer Anbetung verfeinern und sublimieren. Die Griechen waren zu vorgeschritten, um, wie so manche gleichzeitig lebende Völker, Klötzen und Steinen göttliche Verehrung zu zollen; sie haben aber ihre Götter gleichwohl mit Zügen ausgestattet, welche Iuden- und Christentum in tausendjähriger Entwickelung aus dem Gottesbegriff vollkommen ausgemerzt haben. Ein Kulturmensch des Mittelalters hätte unmöglich mehr eine Göttergestalt von der Artung des Zeus verehren können. Zeus hatte aufgehört, für ihn Autorität zu fein. Ein ganz paralleles Verhalten zeigt aber auch der Kulturmensch des zwanzigsten Iahrhunderts gegenüber dem mittelalterlichen. Er betet zwar denselben Gott an, aber in geläuterter Gestalt; die finsteren Autoritäten von Teufel und Dämonen hingegen, welche die Phantasie des mittelalterlichen Menschen so sehr ausfüllten, daß sie häufig genug den reinen Gottesbegriff überwucherten und verunstalteten, haben heute vollkommen aufgehört, autoritative Wirksamkeit zu entfalten. Für die geistig tiefstehenden Volksschichten werden wohl noch Gespenster und Geister, Zauberer und Hexen existieren, und so lange der Glaube an ihre Wirksamkeit besteht, autoritative Geltung beanspruchen; für den Großstadtmenschen unseres Zeitalters, gleichviel welcher Konfession und religiöser Gesinnung, gehören doch alle diese Spukgestalten in die Rumpelkammer unleidlich gewordener Ammenmärchen. Was also für den mittelalterlichen Menschen Autorität war, unter Umständen sogar die meistrespektierte, ist dem modernen Menschen, auch dem gotteS-

fürchtigsten und glaubenseifrigsten, längst zur leeren Illusion geworden. Haben wir nun darum, weil wir aufgehört haben, an Teufel und Dämonen zu glauben, unser Verhalten gegeneinander geändert? Sind wir, weil wir die Autorität des Teufels nicht mehr fürchten, schlechter, ruchloser, gemeiner geworden? Sicherlich nicht. Der Durchschnittseuropäer ist heute ohne Furcht vor Teufeln und Dämonen zweifelsohne gesitteter, umgänglicher und friedlicher als der mittelalterliche Mensch. Der Inhalt der Autorität hat eben gewechselt, aber die Autorität ist darum geblieben. Wo sich der frühere Menschentypus vor gewissen Handlungen gescheut und gehütet hat, weil er Teufel und Dämonen fürchtete, da halten ihn heute Festungen und Gefängnisse, Arbeitshäuser und Besserungsanstalten im schlimmsten, Religion, Moral oder soziales Gewissen im besten Fall vor der Begehung der gleichen Handlung zurück. Die Ausbildung von Polizei und Iustiz auf der einen, sowie der öffentlichen Meinung auf der anderen Seite hat jene Autoritätslücke ausgefüllt, welche das allmähliche Schwinden des mittelalterlichen Aberglaubens an Spukgestalten offen gelassen hatte. Und so könnten wir an unzähligen geschieht-liehen Beispielen dartun, daß mit zunehmender Kultur die Formen der Autoritäten immer vornehmer werden. Obsolet gewordene Autoritäten, welche sich als un-wirksam erwiesen, werden abgeschafft, aber nur um neue, wirksamere an deren Stelle zu setzen. Ie gediegener der Inhalt, desto feiner wird das Gefäß sein.
Sind Autoritäten die formgebenden Gefäße, in welche die Völker die Inhalte ihres sozialen Fühlens und Zusammenwirkens ergießen, so wird sich die Form-gebung der Geschmeidigkeit des Stoffes durchgehends anschmiegen. Der durch Tradition und Geschichte, durch Klima und Bodenbeschaffenheit, durch Sitte und Gesetz, durch Handel und Industrie, durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Germane z. B. fordert und fördert anders geartete Autoritäten, als der leicht hypnotisierbare Romane oder der der Sklaverei kaum entwachsene Slave. Daraus folgt, daß jede Nation ihrem Kulturgrad entsprechende Autoritäten erzeugen und respektieren wird. Die Autoritäten sind geradezu Gradmesser der Kulturstufe eines Volkstums. Die Weisungen der Natur und der Geschichte, welche kein Volk der Erde ungestraft überhören oder gar übertreten wird, lauten nach allem Vor-ausgegangenen ganz unzweideutig. Der Imperativ der Natur heißt: Du mußt dir bei Strafe des Untergangs Autoritäten setzen; der Imperativ der Geschichte lautet: Deine Autoritäten sollen jeweilen dem Kulturgrad des betreffenden Volks-tums angepaßt sein. Diese beiden Imperative von Natur und Geschichte nennen wir die natürliche Begründung der Autorität.
Ist solchergestalt die Autorität vor dem Forum von Natur und Geschichte gerechtfertigt, so hat sie eine letzte Prüfung zu bestehen, um gegen alle An-fechtung gewappnet zu sein, und diese Instanz ist der kritisch zersetzende menschliche Verstand. Instinkte und Gefühle können sehr wohl ja sagen, wo der Verstand entweder nein sagt, oder zum mindesten bei bedenklichen Fragezeichen verharrt. Sehen wir uns also, bevor wir die Begründung der Autorität allseitig und er-

schöpfend abschließen, die Argumentationen radikaler Denker an. Würde nur der Instinkt zur Autorität drängen, so könnte eingewendet werden, Instinkte können in die Irre führen, und die Vernunft sei ja da, um die Irrungen der Instinkte zu beseitigen. Beruft man sich ferner auf die Lehrm der Geschichte, so könnte uns geantwortet werden, ihre Schlüsse seien vieldeutig und deshalb von unverbindlichem Charakter. Stellt man endlich alles auf Gottesgebot und Offenbarung ab, so werden uns Materialisten und Atheisten einwerfen, das seien keine Beweise mehr, sondern Glaubenssätze, die nur für diejenigen verbindlich seien, die sich diesem Glaubenssatz unterwerfen. Wollen wir daher das Autoritätsprinzip gegen alle seine Bekämpfer verteidigen, so müssen wir den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen. Seinen Vernunftgründen müssen wir ebenfalls Vernunftgründe entgegensetzen.

Daß die scharfsinnigsten und weitsichtigsten politischen Köpfe aller Zeiten, wie Thukydides, Maechiavelli, Bodin und Hobbes, bedingungslos für das Prinzip der Autorität eintraten, will ich noch gar nicht als Argument ins Feld führen, da man mir entgegenhalten könnte, das sei eine Berufung auf Autoritäten, während ich doch erst zu beweisen hätte, daß Autoritäten die zuständige Berufungsinstanz seien. Ich wähle daher absichtlich einen der radikalen Politiker, Benedikt Spinoza. Spinoza hat nämlich sowohl im theologisch-politischen Traktat, als auch in seiner „politischen Abhandlung" dem Autoritätsprinzip die philosophischen Giundlagen verliehen. Er lehnt sich zunächst an den Ausspruch Seneeas an, nach welchem eine gewalttätige Herrschaft niemals von langer Dauer gewesen sei. Deshalb, so argumentiert Spinoza, komme es nur höchst selten vor, daß die höchste Gewalt etwas ganz Verkehrtes anordne; denn „sie selbst muß in ihrem eigenen Nutzen, und um die Herrschaft zu behalten, für das gemeine Beste sorgen und alles nach dem Gebot der Vernunft leiten" (Theol. polit. Trakt. Kap. 16). Das Wesen des Bürgers definiert dieser radikale Politiker dahin: „ein Untertan ist de jenige, w.'lcher das, was der Gemeinschaft, folglich auch ibm nützlich ist, auf Befehl der höchsten Gewalt tut". Dieser höchsten Gewalt müssen alle Bürger im Interesse des Gemeinwohls bedingungslos gehorchen; „wenn wir nicht Feinde des Staates sein und gegen die Vernunft, welche den Staat mit allen Kräften zu verteidigen verlangt, handeln wollen, so sind wir gehalten, alle Befehle der höchsten Gewalt unbedingt zu vollstrecken, wenn sie auch noch so töricht sind; denn die Vernunft oerlangt deren Ausführung, damit von zwei Übeln das kleinste gewählt werde". Am prägnantesten drückt Spinoza diesen seinen Gedankengang im 35. Lehrsatz Des vierten Teiles seiner Ethik in den Worten aus: „Soweit die Menschen nach oer Leitung der Vernunft leben, insoweit allein stimmen sie mit der Natur notwendig immer überein". Damit aber die Menschen nach den Regeln der Vernunft, nicht aber den Launen der Leidenschaft regiert werden, ist es nötig, daß sie sich Autoritäten geben. Die Autoritäten müssen „die Macht haben, die gemeinsamen ttegeln des Lebens vorzuschreiben und Gesetze zu geben und diese nicht durch

Vernunftgründe, welche die Affekte nicht zu hemmen vermögen, sondern durch Drohungen zu befestigen. Eine solche Gesellschaft, die durch Gesetze und die Macht sich zu erhalten befähigt ist, heißt Staat, und diejenigen, welche durch dessen Recht gestützt sind, heißen Bürge r."

Somit lehrt uns Spinoza, daß nur Autoritäten, w.lche die wideistreitenden Grundtriebe und Leidenschaften der Menschen zu glätten und eben damit den Selbsterhaltungstrieb der Menschen zu harmonisieren vermögen, den Bestand der menschlichen Gesellschaft sichern und gewährleisten. Es bilden sich eben in jeder Gesellschaft autoritäre Oberschichten, anders ausgedrückt: Aristokratien heraus. Die Demokratie hat so gut ihre Aristokratien wie die Monarchie. Dort sind es die Redner in den Parlamenten, hier die Beamten in der Verwaltung. Die vorgeschrittensten Demokratien können der Autoritäten so wenig, ja noch weniger entraten, als erbeingesessene Monarchien. Und wenn das gewaltige Staatswesen der Vereinigten Staaten von Amerika an einem Gebrechen laboriert, das täglich seinen Bestand bedroht, so ist es der Mangel an einem ausgebildeten System von Autoritäten. Amerika hat ja ein schwaches Surrogat von Autorität — die Mutokratie. Im entscheidenden Augenblick dürfte diese brüchige Autorität, welcher Tradition und Prestige abgehen, vollkommen versagen. Denn auch das lehrt Spinoza, daß hinter jeder Autorität ebensoviel Macht stehen muß, als sie Einfluß beansprucht. Ohne militärische Organisation aber ist ein solches Machtzentrum gar nicht zu bewerkstelligen. 6s muß daher — auch nach Spinoza — die höchste Autorität im Staate auf dem Untergrunde einer organisierten Macht oder Zentralgewalt ruhen, ansonst sie ebenso lächerlich wird, wie ein König Iohann ohne Land. Denn nichts vernichtet den Nimbus der Autorität so sehr, wie Lächerlichkeit. In jedem Autoritätsglauben steckt eben ein Stück Suggestion, ein Hypnotisieren der Willen Vieler zugunsten Eines Willens. Der so erzeugte Gehorsam beruht in der Regel auf einer Art von Massensuggestion, deren Wurzeln eben der Nachahmungstrieb ist. Sollen aber Viele oder gar Alle sich unter dem Willen Eines beugen, so muß dieser Wille nicht nur stark, sondern auch sicher und zuverlässig sein. Ein entlarvter Hypnotiseur verliert sofort seine magische Kraft. Ebenso büßt jede Autorität unfehlbar an Ansehen und Wirkung ein, sobald sie sich nicht bloß von der menschlichen, sondern mit Vorliebe von der allzumenschlichen Seite zeigt. Im Glauben an Autoritäten steckt, wie in jedem Glauben, ein religiöses Moment, ein mystisches Residuum. Enttäuschter Glaube schlägt sehr leicht in wilden Unglauben um. Gebietet also der menschliche Selbsterhaltungstrieb die Einsetzung von Autoritäten, so befiehlt andererseits der Selbsterhaltungstrieb der Autorität die Wahrung des Nimbus; denn Lächerlichkeit tötet nicht bloß in Frankreich.

Der von Spinoza zugunsten der Autorität eingeführte Zweckbegriff ist indes nicht der höchste philosophische Gesichtswinkel, von welchem aus die Begründung der Autorität in Angriff genommen werden kann. Wir lassen diese Militarische

Ableitung der Autorität für alle diejenigen gelten, welche anderen Grundmotiven, als dem der Selbsterhaltung, nicht zugänglich sind. Die höchste Form von Autorität ist nämlich in unseren Augen nichtderGehorsamausZwang, sondern der Gehorsam aus Einsicht. Alle bisher behandelten Begründungsformen der Autorität schließen einen gewissen seelischen Zwang in sich ein. Wird die Autorität, wie bei den Barbaren, auf Furcht gegründet, so ist's ein Zwang der Instinkte; wird sie, wie im Mittelalter, auf den Glauben gestützt, so ist's ein Gefühlszwang, eine Massensuggestion; wird sie, wie bei Spinoza, durch den Selbsterhaltungstrieb motiviert, so ist's ein egoistischer Kalkulzwang — eine Nützlichkeit?-«wägung, ein Rechenerempel. Es sei daher eine vierte Begründung der Autorität eingeführt — ihre Erziehung zur Ordnung, zu Gesittung und Kultur. Hat man die Autorität von dieser sozial-pädagogischen, völkerbildenden Seite aus gesehen, so respektiert man sie nicht mehr aus bloßer Furcht, religiöser Scheu oder krasser Berechnung, sondern aus vernünftiger Einsicht, aus logischem Zwang, kurz als Denknotwendigkeit. Die Stufenleiter stellt sich alsdann wie folgt dar: für Wilde und Barbaren ist Autorität naturnotwendig, für religiöse Naturen und aufnchtig Gläubige ist sie g e f ü h l s n o t w e n d i g, für utilitarisch gerichtete Denker ist sie z w e ckn o t w e n d i g, endlich für idealistisch gestimmte Philosophen denknotwendig.

Autoritäten waren es nämlich, welche den Menschen erst zum Menschen erhoben; sie brachten der wilden Menschennatur Sinn für Ordnung und Ebenmaß, für Rhythmus und Harmonie bei; Autoritäten haben uns eine Sprache, ein Schriftsystcm und ein Zahlensystem geschaffen. Oder umgekehrt: Diejenigen, welche all dies für uns taten und auferbauten, sind für uns Autoritäten. Daß wir nicht mehr wie ein Rudel wilder Bestien im Urwald hausen, sondern in festaefügtem Staatsleben unseren Fähigkeiten und Kenntnissen gemäß zur Geltung kommen können, verdanken wir der Führung von politischen Autoritäten. Daß wir nicht mehr Fetischdienste verrichten und in jedem Klotz oder Tier Götter anbeten, verdanken wir kirchlichen Autoritäten. Daß wir uns in der Außenwelt zu orientieren vermögen, weil wir nach den Regeln der Mathematik, nach Gesetzen von Maß und Zahl unseren ganzen Planeten vermessen und die ganze Natur inventarisiert haben, verdanken wir unseren wissenschaftlichen Autoritäten. Daß wir endlich an den Schönheiten der Natur nicht blind und stumm vorübergehen, sondern von unseren Künstlern, Dichtern und Denkern einen sechsten Sinn für Ebenmaß und Harmonie angezüchtet erhielten, verdanken wir den künstlerischen Autoritäten. Was uns daher über das Tier erhebt, die Deutung des Weltzusammenhanges, die Orientierung über unsern Planeten, ja über das ganze Planetensystem, die Ordnung und Sicherheit in unseren Städten und Staaten, in unseren privaten und öffentlichen Angelegenheiten, der Schutz unserer Person und unseres Eigentums, die Erhöhung unseres Lebensgefühls durch staatliche Fürsorge und soziale Medizin, durch Religion, Wissenschaft und Kunst — alles das und noch mehr danken

wir unseren Autoritäten. Anarchie weckt die Leidenschaft, die Begehrlichkeit, die Selbstsucht; Autoritäten wecken den Sinn für Ordnung und Besonnenheit, für Selbstbescheidung, für Mitgefühl. Die Anarchie ist antisozial, die Autorität sozial; dort Tier, hier Mensch; dort Barbarei, hier Zivilisation; dort Krieg, hier Friede; dort Chaos, hier Kosmos; dort gesellschaftlieher Tod, hier soziales Leben. Überschaut man den kaum zu überbietenden Segen, den da6 Autoriiätsprinzip in allen seinen Aufzweigungen und Ausstrahlungen dem Menschengeschlecht gespendet hat, so gelangt man zur Einsicht, daß Autoritäten ebenso sehr Vernunftforderungen wie Naturnotwendigkeiten sind. Gesetzen muß, Wernunftgeboten soll man sich unterwerfen. An die Stelle der Furcht tritt hier die Überzeugung, an die Stelle des blinden Sklavensinnes die freie Mannesverehrung. In Kuliurstaaten bedeutet Gehorsam gegenüber Autoritäten Austausch gegenseiiigen Vertrauens. Das griechische euir^Kec« deutet dieses Gegenseitigkeitsverhältms feinsinnig an; es bedeutet nämlich bald Gehorsam, bald Überzeuglsein. Der höchste Grad von Gehorsam, dessen ein Kulturmensch und nur ein solcher fähig ist, besteht eben darin, daß man sich den Autoritäten unterwirft, nicht aus Furcht vor Strafe, aber auch nicht, wie die religiöse Färbung will, aus Hoffnung auf Belohnung, sei es im Ienseits von Gott, oder im Diesseits vom König, endlich auch nicht aus purer Klugheit und Berechnung, wie Spinoza will, sondern aus Einsicht und Überzeugung, daß Autorität und Kultur einander fordernde, bedingende Begriffspaare sind. Und so möchten wir denn als oberste Formel der Begründung aller Autorität den Satz aufstellen: Keine Kultur ohne Autorität.

Or. Vernharö Münz:
Streiflichter auf Lorö Arthur Zames Valfour
Wir machten den gegenwärtigen englischen Minister des Auswärtigen keinen Philosophen nennen, können aber nicht in Abrede stellen, daß er unstreitig starke philosophische Interessen hat. Dies geht unzweideutig aus seinen großen Werken hervor, die er schrieb, als die Staatsgeschäfte ihm noch Zeit dazu ließen. So versetzte er, um nur einige namhaft zu machen, im Iahre 1879 mit seiner „Verteidigung des philosophischen Zweifels" das glaubensstarke England in einige Angst, die jedoch 189? durch seine „Grundlagen des Glaubens" verscheucht wurde. Diese sind „tKe boolc ok tri« season ' gewesen und haben in wenigen Monaten fünf starke Auflagen erlebt. Sie sind ein gelehrtes Werk, das den Leser bis an die Schwelle christlicher Theologie führt. Es beginnt mit einer Widerlegung des die Sinnenwelt für das alleinige Objekt der Erkenntnis und die Erfahrung für die einzige Quelle des Wissens erklärenden „Naturalismus", die sich auf indirektem und direktem Wege vollzieht. Balfour tut zunächst dar, daß er praktisch unzulänglich, ja geradezu unerträglich ist, da er durch die Aufhebung" des Unterschiedes ' zwischen dem Reiche der Werte und dem der Tatsachen die altehrwürdigen Ideale der Welt entwurzelt. Der Naturalismus drücke der Sittlichkeit das Gepräge der Nützlichkeit auf: „Kant verglich bekanntlich dos Sittengesetz mit dem Sternenhimmel und fand beide erhaben. Auf naturalistischem Standpunkte würde es passender sein, es mit den Schutzdecken auf dem Rücken eines Käfers zu vergleichen und beide sinnreich zu finden." Das Bewußtsein der Freiheit, das Gefühl der Verantwortlichkeit, die unfehlbare Autorität des Gewissens, die Schönheit der Heiligkeit, die Erhabenheit der Selbstaufopferung, das Mitgefühl mit dem Leiden, kurz die ganze geschlossene Kette von Überzeugungen und Empfindungen, aus denen edle Taten und hochherziger Ehrgeiz entspringen, entpuppe sich als ein bloßer Kunstgriff, als eine listige, schlaue Erfindung der Natur, welche darauf abziele, uns zum altruistischen Handeln zu verlocken. Die ethischen Gefühle seien um nichts besser als die unzähligen Neigungen und Instinkte, von denen manche grausam, manche ekelhaft sind, und wenn wir sie für etwas Höheres halten, was uns in gedankenlosen Augenblicken leicht begegnet, so geschehe dies vom Standpunkte der naturalistischen Weltanschauung nur darum, weil eine solche Täuschung notwendig sei, um uns zu Handlungen zu veranlassen, welche an sich zu unserem persönlichen Wohlbehagen nichts beitragen können.

Aber auch zwischen den ästhetischen Ideen und dem Naturalismus bestehe keine Wahlverwandtschaft. Die Schönheit sei für diesen nur die zufällige Veranlassung eines vorübergehenden Vergnügens und mithin ein Spielzeug subjektiver Empfindsamkeit, und er gestatte nicht, zwischen einem großen Komponisten und

einem guten Koch, der Neunten Symphonie und einer schmackhaften Sauce einen wesentlichen Unterschied zu finden. Der gute Koch unterscheide sich von dem hervorragenden Künstler nur insofern, als letzterer mit verwickelteren Beziehungen arbeitet, sich in weiteren Assoziationen bewegt und vermöge eines anderen Sinnes auf uns wirkt. Die durch schöne Gegenstände erweckten Gefühle, welche uns über die platte, alltägliche Wirklichkeit erheben, uns selbst vergessen und in ihre.n Erregern uns voll und ganz aufgehen lassen, seien nichts anderes als Halluzinationen, armselige Scherze, welche sich die Natur in keiner erkennbaren Absicht mit uns erlaubt. Der Naturalismus bringe es ferner mit sich, daß zwischen dem Ursprunge und der Entwicklung der Vernunft und dem Ursprunge und der Entwicklung einer anderen physiologischen oder psychologischen Fähigkeit, durch welche die Interessen des Indi>viduums oder der Rasse gefördert werden, kein Unterschied zu machen ist. Von der niedrigsten Form des Nervenreizes an einem Ende der Skala bis zur Fähigkeit des vernunftgemäßen Denkens der vorgeschrittensten Rassen an dem andern Ende sei alles ohne Ausnahme — Empfindungsvermögen, Instinkt, Begierde, Willenstätigkeit — unmittelbar oder mittelbar durch natürliche Ursachen erzeugt worden, die zum größten Teile nach streng utilitarischen Prinzipien wirken. Die Angemessenheit, die Biegsamkeit des Anpassungsvermögens, die der Instinkt allein nicht erreichen kann, sei deshalb das Hauptziel gewesen, auf das die Entstehung der Vernunft lossteuerte. Die Vernunft sei daher im Grunde genommen nur der unklare Übergang von einer Reihe gedankenloser Gewohnheiten zu einer andern. Alles, was dem Leben Sinn und Inhalt, Würde und der Mühe Wert verleiht, werde unter den Auspizien des Naturalismus so töricht und sinnlos wie die Beschwörungsformeln eines vergessenen Aberglaubens. Sogar die Wißbegierde, die zäheste unter den edleren Eigenschaften der Seele, müsse dahinsiechen unter dem Drucke der Überzeugung, „daß weder bei dieser Generation noch bei irgendeiner späteren das Band gänzlich gelöst werden wird, durch welches die Vernunft ganz ebenso wie der Hunger in erblicher Leibeigenschaft dem Dienste unserer materiellen Bedürfnisse unterworfen ist".

Wir können die Ansicht zahlreicher Kritiker, daß der Naturalismus wohl selten so geistreich und so geistesmächtig, so schlagend und so vernichtend angegriffen worden ist, durchaus nicht teilen. Der Mensch stellt sich uns auch im Lichte der Entwicklungstheorie als die Krone der gesamten Natur dar. Er ist nicht vollendet aus der Hand eines allmächtigen Schöpfers hervorgegangen, um, von Sünde zu Sünde sich stürzend, zu einem erbärmlichen Wesen herabzusinken, dem nur auf dem Wege der Gnade geholfen werden kann; erst allmählich und nur durch die eigene Arbeit hat er sich im rastlosen Kampfe ums Dasein zum bildungsfähigsten Wesen emporgeschwungen, das die erste Stelle auf Erden als sein wohlerworbenes Recht in Anspruch nimmt. Das bildungsfähigste Wesen zu sein, ist allein ein Bewußtsein, das ihn für den Verlust erborgter Titel entschädigen kann, die der Zw.ifel, der Vater alles echten Wissens, desto glänzender zu vernichten weiß,

je glänzender sie sich präsentieren. Aber nicht nur das bildungsfähigste, auch das leistungsfähigste Wesen ist der Mensch. Sehr richtig bemerkt Carneri in seinem Buche „Sittlichkeit und Darwinismus": „War der Mensch auch nur der Brennspiegel, in welchem die Strahlen alles Werdens sich sammelten zum zündenden Gedanken, so war es doch seine Auffassung des Allgemeinen, die den Funken hinaussandte, wo er die Leuchte des Wissens in Brand steckte, die der Forschung den Weg weist zur Wahrheit. Und dieses sein Tun ist e r und als dieser, zu dem er sich emporgearbeitet hat, beherrscht er die Natur, aber als ein konstitutioneller Fürst, der an ihre Gesetze gebunden ist und dessen Thron nur um so fester steht." Wir können Carneri auch als Zeugen dafür anführen, daß die moralischen und ästhetischen Verhaltungsweisen vom naturalistischen Standpunkte aus keineswegs wie Naturvorgänge angesehen werden. Erklärt er doch: „Die sittlichen Ideen, deren höchste die des Guten ist, sind durch einen geistigen Kampf ums Dasein entstanden, aus welchem das, was die Bedingungen allgemeiner Befriedigung zumeist erfüllte, siegreich hervorgehen mußte, und der durch die nach und nach zur Gesellschaft sich zusammentuenden Menschen veranlaßt wurde, in denen das sich fortentwickelnde Denken die Erkenntnis gereift hatte, daß in größeren Massen dem Selbsterhaltungstrieb leichter genügt werden könne. Wie der Instinkt nur eine höhere Form der Anziehungskraft ist, durch welche die Wurzel dem Boden die Nahrung entnimmt, und die daher selbst nichts anderes ist, als eine tiefere Form des Schlusses, den Wilhelm Wundt als das Wesen der unbewußten Empfindung nachweist, so haben wir auch hier nur eine höhere Form des Gesetzes der Schwere als Massenanziehung, die konzentrisch wirkend zum Staate führen mußte. Im Staate — was man die erste Gesellschaft nennen mag, war nur seine primitivste Form, denn die Gesellschaft hatte nur einen Sinn, indem sie irgendwie einer größeren Anzahl Menschen es ermöglichte, zum einheitlichen Wirken einer Person sich zusammenzufassen — im Staate gingen die sittlichen Ideen aus anfangs unbewußten S i t t e n hervor, auf die sie, sich fortentwickelnd, zurückwirkten und sie zu einer bewußten und darum notwendig sich veredelnden Gesittung läuterten. Der gesittete Staat aber kann über die obersten Grundsätze echter Sittlichkeit so wenig im Zweifel sein, wie der Gebildete, der auf der Höhe des gesitteten Staates steht, dem leisesten Zweifel Raum gibt betreffs dessen, was gut überhaupt ist, und betreffs der unantastbaren Gültigkeit von adäquaten Begriffen, wie da sind: Liebe, Freundschaft, Humanität, Gemeinnützigkeit, Recht, Gesetzlichkeit, Freiheit." Er weist ferner darauf hin, daß der Kampf ums Dasein nicht nur den Verstand, sondern auch die Vernunft, die der Willensfreiheit und der Sittlichkeitsidee das Leben gibt, zutage fördert. Nicht der rohe Kampf ums Dasein, der innerhalb der Pflanzen- und Tierwelt vor sich geht und die rein egoistische Nützlichkeit zur alleinigen Triebfeder hat, sondern der edlere Kampf ums Dasein, dem der im menschlichen Geiste zum Durchbruche gekommene Begriff der allgemeinen Nützlichkeit den Stempel einer sittlichen Bestrebung aufdrückt, ist der Boden, auf dem zwischen den For-

derungen des Verstandes und den Bedürfnissen des Gemütes oder zwischen den Errungenschaften der Wissenschaft und den Prinzipien der Religion ein befriedigender Ausgleich zustande kommen kann.

Nachdem Balfour den Naturalismus an seinen Früchten gemessen, geht er an die Prüfung seiner philosophischen Grundlage, die in der Tat vor dem Forum der Kritik nicht besteht. Es sei indes gesagt, daß viele Anzeichen dafür sprechen, daß der Naturalismus in absehbarer Zeit zu seinen Vätern versammelt werden dürfte. Sein Totengräber wird die Naturwissenschaft sein, die sich bereits eines Besseren besonnen hat. Sie ist zur Einsicht gekommen, wie viel sie der Philosophie zu verdanken hat, mit wie vielen metaphysischen Voraussetzungen und Begriffen sie arbeitet und wie vieles in ihren eigenen Ergebnissen Hypothese ohne die volle wissenschaftliche Sicherheit ist. Die Revolution, die Kant in dem Denken unseres Iahrhunderts hervorbrachte, hat in ihr deutliche Spuren zurückgelassen. Gegen den wissenschaftlichen Chauvinismus, der sich zu der Ansicht bekennt, daß Darwin und sein Statthalter in Deutschland, Häckel, den Schlüssel zu dem letzten Grunde alles Seins gefunden haben, erheben sich gewichtige Stimmen, die sich dahin vernehmen lassen, daß die moderne Naturforschung auf einem Berge steht, auf dem sie mit klarem Auge nach einer Seite alles deutlich sieht; doch wendet sie sich um, so steht sie vor einem Wolkenmeer. So war es immer, so lange sich Menschen aufwärts bewegt haben; wir sind etwas höher gestiegen, doch die Wolken bleiben auf der anderen Seite immer dieselben. Gerade derjenige unter den deutschen Naturforschern, der mehr als jeder andere einen auf das Große und Ganze gerichteten Blick mit der vielseitigsten und gründlichsten Bearbeitung des Einzelnen verbindet, Hermann Helmholtz, verdankt seine eminente Stellung nicht zum geringsten Teile dem philosophischen Geiste seiner Forschung. In der Tat ist er denn auch von der Physiologie aus zu erkenntnistheoretischen Untersuchungen und Ergebnissen gelangt, durch die er sich mit Kant vielfach berührt und zu der Fortbildung seiner Erkenntnistheorie einen schätzbaren Beitrag geliefert hat.

Ebensowenig wie der „Naturalismus" findet dessen Gegenstück, der „Idealismus", Gnade vor Balfours Augen. Es ist tief bedauerlich, daß Balfour nur dem Idealismus einiger neuerer englischer Denker Aufmerksamkeit schenkt, die übrigen metaphysischen Systeme aber keiner Musterung unterzieht. Das Motiv, das ihn dabei leitet, ist der Gedanke, daß sie keine fortwirkende Lebenskraft besitzen. Es fällt ihm schwer, zu glauben, daß sie Elemente von hervorragender Wichtigkeit für den Fortschritt der Menschheit gewesen sind. Er äußert sich folgendermaßen: „Alle Zeitalter, in denen sich intellektuelle Kraft zeigte, haben allerdings eines oder mehrere charakteristische Systeme der Metaphysik ausgebildet; aber nur selten sind diese Systeme ihrerseits wichtige Elemente in der Bestimmung des Charakters der Perioden genHsen, in denen sie blühten. Sie waren weit eher Wirkungen als Ursachen; Andeutungen der Stimmung, in welcher unter dem besondern Druck ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse die unabhängigsten Geister

den ewigen Problemen der Menschheit ins Auge schauten; Beweise des rastlosen Verlangens der Menschen, ihre Glaubensmeinungen mit der spekulierenden Vernunft in Einklang zu bringen. Aber die Glaubensmeinungen sind fast immer früher dagewesen als die Spekulationen; sie haben sie häufig überlebt, und ich kann mich nicht davon überzeugen, daß wir zu den gerechten Ansprüchen auf unsere Achtung, die zuweilen für die Metaphysik geltend gemacht werden, auch den zählen dürfen, als ein mächtiges Werkzeug des Fortschrittes zu gelten." Es ist nun allerdings zweifellos richtig, daß die Metaphysik wie die Philosophie überhaupt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug beginnt. Allein sie zieht nicht nur aus dem Boden des Kulturlebens mannigfache Nahrung, sondern sie wirkt auch auf die verschiedenen Gebiete desselben umgestaltend ein. So ist die Geschichte des Spinozismus die Geschichte des modernen Bildungsgedankens. Deutschland, die Hochschule und Hochburg der Philosophie, hat deren Ursprung in Spinoza anerkannt. Er hat sich nach und nach unverbrüchliches Heimatsreut in diesem Lande erworben und ist daselbst die Losung der verschiedensten Parteien geworden. Goethe rankte sich an ihm zum Olympier empor. Unter der Lupc Spinozas erschloß ihm die Natur ihre ewigen Geheimnisse. Von der hohen Warte Spinozas erfaßte er mit dem Blicke des Genies das Große und Bleibende in deni Getriebe des menschlichen Fühlens und Handelns. Shakespeare dort, wie Linne hier, gaben Goethe Sonde und Spaten, doch Spinoza führte seine Hand. Nicht eine eigentliche Fortbildung des Spinozismus haben wir ihm zu danken, sondern mehr eine Wiedergeburt Spinozas selbst. Seinen zum System erstarrten Formen haucht der große Dichter und Naturforscher frischen Odem ein. In seinen unsterblichen Werken prangt der große Lehrer des Monismus in neuem Kleide, in ewig jugendlichem Leben.

Der universellste Geist, den Deutschland hervorgebracht, Leibniz, in dessen Kopf nach dem Ausspruche Friedrichs des Großen eine Akademie der Wissenschaften vereinigt war, hat auf die Denkweise der Deutschen bis gegen dos Ende des 18. Iahrhunderts den mächtigsten Einfluß ausgeübt, er ist allenthalben, in der allgemeinen Bildung wie in der Religion, in der Dichtung wie in den politischen Reformen, geradezu bestimmend gewesen.

Und wer weiß nicht, wie gewaltig Hegel in die geistigen Strömungen seiner Zeit eingegriffen, wie unumschränkt er alle Geister und Bücher, alle Köpfe und Salons beherrscht hat? Freilich hat sich der alles zermalmende Gang jenes historischen Prozesses, den Hegel gelehrt, an ihm selbst am raschesten offenbart gleichwohl läßt es sich nicht leugnen, daß eine Reihe wertvoller und erleuchtender Gesichtspunkte vorwiegend unter der wuchtigen Einwirkung seiner Philosophie in die höhere deutsche Bildung überging. Es sei hier nur einer derselben gestreift. „Durch das Hegelsche System," sagt Iohannes Volkelt in de^ „Vorträgen zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart", „geht der Grundgedanke, daß die fortschreitend« Entwicklung der Wahrheit notwendig durch Einseitigkeiten, seien es Halbbeite^

oder Übertreibungen, seien e6 Verhüllungen oder Zerrissenheiten, hindurchgehen müsse. Und überhaupt: soll das Menschliche sich zu immer reiferen Formen hinaufarbeiten, so muß der Mensch die verschiedensten Vereinseitigungen mit ihren Schmerzen, Kämpfen und Freveln durchkosten. Das Vorwärtskommen bedarf des Widerstreits der Ertreme, des Auseinandergehens in halbwahre oder nur viertelwahre Richtungen. Im Reiche der geistigen Entwicklung gilt nicht der Satz, daß der gerade Weg der kürzeste ist. Der gerade Weg ist hier überhaupt nicht möglich. Hat man diesen Gesichtspunkt erfaßt, so tritt man nicht mehr mit der Alternative: wahr oder falsch, gut oder böse, recht oder unrecht an die Erscheinungen des geistigen Lebens heran, sondern man sucht nun auch in der Verkehrtheit das Tüchtige, in dem Irrtum das Wahre, in der Einseitigkeit das Fördernde auf. Der Gedanke der relativen Berechtigung übt seine versöhnende Macht. Sie sehen wohl: es handelt sich um einen großen Gedanken, der den ganzen Gang des Geisteelebens in ein wesentlich anderes Licht rückt, um einen Gedanken, der die Bildung des 19. Iahrhunderts von der Aufklärung des 18. unterscheidet." Es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß die beiden Hauptbegründer der neuesten sozialistischen Bewegung, Ferdinand Lassalle und Karl Marx, aus der Hegelschen Schule hervorgegangen sind. Marr hat allerdings schon früh die Wege der Hegelschen Dialektik verlassen, obwohl er früher ein sehr eifriger Bekenner derselben war. Lassalle hingegen hat nicht nur in seinem bekannten rechtsphilosophischen Werke über das „System der erworbenen Rechte" die Notwendigkeit der Umwandlung des herrschenden Erbrechts direkt aus den naturrechtlichen Prinzipien der Hegelschen Schule abgeleitet, sondern er ist auch in manchen seiner späteren Agitationsschriften von dem Grundgedanken der Hegelschen Geschichtsphilosophie ausgegangen.

Balfour behauptet ferner, daß die metaphysischen Systeme in der Regel zum mindesten ebenso sehr Werke der Phantasie als der Vernunft sind. Diese Behauptung ist nicht zutreffend. Die Philosophie kann auch füglich, so lange sie sich zur Lösung der Welträtsel der intellektuellen Anschauung oder des reinen Denkens bedient, phantastischen Ausschreitungen nicht entgehen. Treffend hat Robert Zimmermann im Iahre 1841 gesungen:

Wess' ist die Schuld, daß brach der Boden liegt,
Und ihr verzweifelnd weg von ihm euch wendet?
Weil ihr im Himmel neue Furchen pflügt,
Co' noch der Erdenacker umgewendet!

Allein darum, weil die Metaphysik sich in ein Wolkenkuckucksheim verloren hat, darf das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden. Die Metaphysik steht eben nur dann auf der Höhe ihrer Aufgabe, wenn sie kritische Metaphysik ist, einen erkenntnistheoretischen Unterbau hat und sich in nüchterner Arbeit am Leitfaden der Erfahrung bewegt.

Und in der Tat kennzeichnet das Streben, die Erfahrung gemäß dem Ein-

heitsbedürfnisse unserer Vernunft zu erganzen, die moderne Metaphysik. Balfour hat nicht berücksichtigt, daß ihr Gedankenbau auf der wohlgegründeten Erde ruht, um sich von da aufwärts zu heben und die Welt zu umspannen. Mögen auch in den höchsten Höhen noch Wolken und Winde mit den Gedanken spielen, so vermögen sie sie dennoch nicht ganz aus ihrer Richtung zu bringen. Hier gilt es eben, die Verbindungsfäden immer länger und immer fester zu machen und sich in diesem Streben weder durch die Schwierigkeit, noch auch durch Holm und Spott irre machen zu lassen.

Balfour legt sich eine „provisorische" Philosophie zurecht, nach welcher der „sogenannte" Gegensatz zwischen Religion und Wissenschaft in einem ganz neuen Lichte erscheint. Unsere Vorstellungen sind ihm, philosophisch betrachtet, als Quelle der Ncttürerkenntnis nicht bloß gelegentlich fehlerhaft, sondern täuschen stets. Die Naturwissenschaft ist ein System des Glaubens, das vom Standpunkte der Vernunft gänzlich unbegründet ist. Ein philosophischer Zweifel an der Eristen; einer äußeren Welt ist also möglich, jedoch ist der Glaube an sie für alle praktischen Zwecke unmittelbar und sicher. Ist nun die Basis der Naturwissenschaft selbst so philosophisch zweifelhaft, so ist es im höchsten Grade unlogisch, ihre Lehren zu benützen, um Glaubenssätze auf anderen Gebieten in Zweifel zu ziehen. Der Glaube ist eine Überzeugung, die entweder eines Beweises unfähig ist oder über alle Beweise hinausgeht. Auf dem Glauben beruhen in letzter Instanz sowohl die Maximen des alltäglichen Lebens, als auch religiöse und ethische Grundsätze und naturwissenschaftliche Anschauungen. Gewißheit ist das Kind nicht der Vernunft, sondern der Gewohnheit. Die Gruppe nichtrationeller Umstände, welche die Überzeugungen verursachen, ohne die das praktische Leben den Menschen unmöglich sein würde, nennt Balfour die Autorität. Sie ist es bei weitem mehr als die Vernunft, der wir nicht nur die Religion, sondern auch die Ethik und die Politik, die wesentlichen Elemente der Naturwissenschaft und die Grundlagen des sozialen Lebens verdanken. Ebenso wie wir im praktischen Leben eine Übereinstimmung zwischen unseren Überzeugungen und der äußeren Welt voraussetzen, die weder die Naturwissenschaft noch die Philosophie beweisen kann, setzen wir auch im religiösen Glauben eine Übereinstimmung zwischen der Welt und unseren höheren Bedürfnissen voraus. Die Dogmen der christlichen Offenbarung sind imstande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn wir also trotz dem Mangel an vemunflmäßiger Begründung zur Annahme gezwungen sind, daß das System der Naturwissenschaften keine Täuschung ist, so sind wir auch zur Annahme berechtigt, daß ein System des religiösen Glaubens, welches das Gemüt der Menschen — wenn auch nur teilweise — befriedigt, nicbt falsch sein kann.

Dieses philosophische Gebäude stürzt indes wie ein Kartenhaus zusammen, weil seine Grundlage hinfällig ist. Ich verweise hierfür auf den kritischen Realismus. Dieser nähert sich der Anschauung des gesunden Menschenverstandes. Er unterscheidet sich vom naiven Realismus dieser Denlstufe, indem er den Glauben an die

reale Eristenz der wahrgenommenen Welt nicht ungeprüft hinnimmt, sondern sich diesen Glauben durch Überwindung der Gegenargumente erarbeitet und ihn nach den Forderungen der Erkenntniskritik modifiziert.

Vom Standpunkt des kritischen Realismus sind die Vorgänge in der Natur und im menschlichen Bewußtsein objektiv vorhanden und existieren ganz unabhängig vom erkennenden Subjekte. Was wir mit objektiver Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit wahrnehmen und denkend erkennen, ist ein Produkt eines objektiven, von uns unabhängigen Faktors und unserer eigenen physischen und psychischen Organisation. Die Wahrnehmungen unserer Sinne sind auch für den kritischen N:,rlismus nur Erscheinung, aber sie sind Erscheinung von etwas Wirklichem, sel'ständig Eristierendem. Der kritische Realismus sagt nicht wie der naive: Die Di ige sind so, wie sie uns erscheinen, sondern er sagt: Sie sind auch so. Was wir wahrnehmen und denkend erkennen, das ist eine Seite des wirklichen, unabhängig i?on uns sich vollziehenden Geschehens und zwar die einzige uns zugängliche, aber auch die einzige für uns bedeutungsvolle Seite.

Darnach muß Balfours Versuch einer Vereinheitlichung von Glauben »nd Wissen als gescheitert angesehen werden. Zwischen Religion und Wissenschaft besteht kein „sogenannter", sondern ein wirklicher und klaffender Zwiespalt. Wir mögen dies schon daraus ersehen, daß die Theorie Darwins, der übrigens durchaus nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, d.'m Atheismus huldigte, sondern sich «usdrückich zu dem Dasein eines außer- und überw'ltlichen persönlichen Gottes bekannte, der die einfachsten Lebewesen, etwa das Protoplasma, geschaffen und ihm das Gesetz seiner Weiterbildung und Fortentwicklung zu stets höheren und reicheren organischen Formen eingeschaffen hat, im Prinzip ein Gemeingut der Wissenschaft geworden ist.

Der katholische Priester und Wiener Universitätsdozent Vinzenz Knau er fertigte das lichtscheue Eulengeschlecht also ab: „Man sollte meinen, daß es eines Gottes würdig ist, in solcher Weise zu schaffen, daß gerade die Einschiffung dieser Gesetze, nach denen die Natur sich, ohne ein weiter notwendiges Eingreifen von außen, fortbewegt und stets bewunderungswürdiger gestaltet, am schönsten die Macht und Weisheit des Schöpfers verkündet. So denken aber die starren anglikanischen Zeloten nicht. Nach ihrer Wohlmeinung soll es eines Gottes würdiger sein, wenn er die Natur so eingerichtet hat, daß er, um sie im rechten Tempo zu erhalten, jeden Augenblick mit einem Taschenspielerstreich dazwischen fahren muß, mit der sogenannten creatio continua."

Man mag sich mit Recht gegen Darwins einseitige Betonung der äußeren Einflüsse, gegen seine Erklärung der Umwandlung der Arten durch ein bloß äußerliehes Geschehen, dureh mechanische Umgestaltung im Drange der Naturverhältnisse und durch Anpassung an dieselben sträuben — keiner, dem es um die Wissenschaft Ernst ist, kann sich jedoch im Hinblick auf die in dem großen Gedenkbuche der Erde niedergelegten Dokumente, deren Veröffentlichung der geologischen

und paläontologischen Forschung vorbehalten blieb, der Deszendenztheorie oder der Lehre, daß im Laufe des Naturprozesses durch den Naturprozeß selbst eine allmähliche Entwicklung und Vervollkommnung der Arten stattgefunden habe, verschließen. Demzufolge bleibt die Ansicht, daß jeder theologische Satz, wenn die Wissenschaft ihn nicht unterstützt, zweifelhaft ist und daß er falsch ist, wenn er ihr widerspricht, trotz aller Mühe, die Balfour auf die Widerlegung derselben verwendet, unanfechtbar. Die Religion hat nur soweit Gültigkeit, als sie Ve» nunftreligion ist.

Balfour führt übrigens in dem Vortrag über „Unsere heutige Weltanschauung", den er 1904 zu Cambridge in der Plenarversammlung des großen wissenschaftlichen Vereines „British Assoeiation" hielt, eine ganz andere Sprache als in seinem „Buch der Saison". Er offenbart sich hier als ein optimistischer Denker, sofern er von der freudigen Zuversicht durchdrungen ist, daß es der erakten Wissensch, ft gelingen muß, das wahre Wesen der Dinge zu erkennen. Kant hat bekanntlich unsere Erkenntnis auf die Welt der Erscheinungen beschränkt; was hinter ihnen sich verbirgt, — das Ding an sich — wird uns stets eine terra incoAnitÄ bleiben, die wir niemals betreten werden. Balfour kennt diese trübe Resignation nicht. Er stellt nicht dem Philosophen, wohl aber dem Physiker eine gewaltige Aufgabe. Dessen Arbeitsziel muß die Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge sein, mag dieses unmittelbar in die Erkenntnissphäre unserer Sinnesorgane fallen oder auch nicht. Daß ein solches wahres Wesen der Dinge besteht, das dem unvergänglichen Bau des Weltalls zugrunde liegt, von dem wir bisher nur ganz oberflächliche und völlig trügerische Vorstellungen besitzen, muß ein unerschütterliches Dogma der Wissenschaft bleiben. Vorläufig haben wir hierfür mehr oder weniger begründete Hypothesen, auf denen die Naturwissenschaft ihr Weltbild aufbaut. Für die Konstruktion solcher Weltbilder, wie sie seit dem Ende des 18. Iahrhunderts auf Grund der stetig wachsenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse auftauchten, erscheint Herrn Balfour die zuerst von Vung zur Anerkennung gebrachte Äther-hypothese von weittragender Bedeutung. Aber bei der Darlegung derselben beschleicht ihn plötzlich ein Gefühl der Wehmut. Was nützt es, fährt er fort, wenn wir bis zu den letzten unendlich kleinen und dabei doch so mächtigen Bausteinen der Welt vordringen und aus dem Zusammenspiele dieser Monaden das Weltall und unsere Erde mit allem, was auf ihr lebt und webt, erstehen lassen? Zu einem völlig in sich geschlossenen Natursystem können wir doch nicht gelangen, denn ein Rätsel, das durch die endlose Kette von Ursachen und Wirkungen nicht gelöst werden kann, bleibt immer zurück. Das ist das Erkenntnisvermögen. Die Naturwissenschaft kennt nur blinde, unbewußte, also unvernünftige Kräfte. Wie kann aber aus diesen eine mit Vernunft begabte Potenz hervorblühen? Wodurch gewinnen die Aussprüche, die Normen dieser Vernunft ihre Glaubwürdigkeit? Hier ist die Grenze, wo die Naturwissenschaft ihre Kompetenz verliert. Hier ertönen jene Fragen, die vor das Forum der Philosophie gehören. Und das ist das merkwürdige

Ergebnis dieser geistvollen Betrachtungen: Balfour preist es als das Hoheitsrecht der Naturwissenschaft, das letzte Wesen der Dinge zu ergründen; aber indem sie dies tut, indem sie bis zu den Elektronen vordringt, also die letzten Elemente der Materie aufdeckt, verflüchtigt sich plötzlich diese Materie zu einem unfaßbaren Äther und das alte grinsende Fragezeichen, vor dem Kant erschreckt zurückwich, steigt wieder beängstigend empor. Mit diesem Fragezeichen schließt auch Balfour seinen Vortrag, der in lichtvoller und volkstümlicher Darstellung die moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung darlegt.

Balfours geistige Spannweite reicht aber stark über oie Philosophie hinaus. Er schreibt für verschiedene literarische Revüen scharfsinnige Essays und hält in den Versammlungen der weltberühmten Britischen wissenschaftlichen Gesellschaft Rcd 'n über die Sorge w?gen der Verschlechterung der Rassen oder gar über den Kampf gegen die furchtbare Krebskrankheit. Nach einer stürmischen Nacht im Parlamente fährt er mit dem Schnellzuge in irgend eine Provinzstadt, um ein Musikfest nicht zu versäumen, auf dessen Programm ein Oratorium von Händel, dessen naive, starke Gläubigkeit in seiner Presbyter-Natur orgelhaft Resonanz findet, oder eine Ouvertüre von Richard Wagner steht. Er hat mit einem Worte das, was auf dem Kontinent gewöhnlich Kultur genannt wird und äußerst selten in der Politik zu finden ist.

Und dieser Kulturmensch, der, weit davon entfernt, auf die Fahne des Militarismus zu schwören, jede freie Minute sich in Probleme des Lebens und Denkens Vertieft, sich um die religiöse Erkenntnis bemüht, Beziehungen zwischen Wissenschaft und Religion nachspürt, die Ethik Kants, des praeceptor Lerrnsniae, bewundert, demgemäß die wahrhaftige Sittlichkeit in den vollendeten Altruismus verlegt, die wahre Ethik ganz von den absolut selbstlosen Gefühlen, die sich im Interesse anderer Individuen, der Familie oder des Staates entwickeln und betätigen, abhängig macht, in seinem Shakespeare wie in der Bibel Bescheid weiß und sich in Bachschen Harmonien verliert, — dieser Kulturmensch, dem es schwer fällt, sich zu den kleinlichen Realitäten politischer Geschäfte zurückzuschrauben oder passioniert Partei zu ergreifen, da ihm Wissen, historischer Sinn und philosophischer Zweifel zuraunen, daß auch die andere Seite recht haben könnte, — dieser Staatsmann mal^rs lui, dem Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Charakters, Großherzigkeit gegenüber dem Gegner und ritterliche Treue gegen die Freunde von Freund und Feind nachgerühmt wird, hat, ob auch die ganze britische Nation «uf sein Wort horcht, keinen Einspruch gegen die harten, unerhörten, fluchwürdigen Waffenstillstandsbedingungen erhoben, die die Entente den ihr wehrlos zu Füßen liegenden Mittelmächten auferlegte. Möge der Gentleman mit der sprichwörtlichen Liebenswürdigkeit beim Friedenskongreß das Versäumte nachholen und sich daran erinnern, daß sein Oheim, der unvergeßliche Lord Salisbury, ein warmer Freund der deutschen Nation war!

Karl Hiller:
Ein MWanö im Aktienrecht.
Die Aktiengesellschaft hat in unserem modernen Wirtschaftsleben eine immer bedeutendere Stellung errungen. Es gibt wohl keine Industrie, kein Unternebmcn, lei es welcher Art es will, welches nicht in Form einer Aktiengesellschaft geführt wird oder doch werden könnte. Der Franzose hat für diese Form der Gesellschaft den bezeichnenden Ausdruck ,,3ocietö anonym?", d. h., eigentlich sollte er das sein. In Wirklichkeit liegen die Dinge jedoch ganz anders.
Infolge des deutschen Aktienrechtes und der Indolenz der meisten Aktionare ist die Aktiengesellschaft gemeinhin der Spielball einer Interessenlengruppe, die es versteht, die Majorität der Aktien auf sich zu vereinigen, sei es mit Hilfe einer Großbank, sei es mit Hilfe eines Kapitalisten. Die Unterschiede liegen meist nur in der Große und Bedeutung der betreffenden Gesellschaft. Die die Majorität kontrollierende juristische oder physische Person hat selbstverständlich das Interesse, in die Verwaltung, also in den Aufsichtsrai, Leute zu delegieren, die ihre Ansicht unbedingt nach den Interessen des Majoriiatsbesitzers einrichten. Veimöge der beutigen Bestimmungen braucht er nur 51der sämtlichen Aktien zu kontrollieren, um die Verwaltung unbeschränkt zu beherrschen und die anderen 49"^, Aktionäre zu vergewaltigen oder vor den Wagen seiner Privatinteressen zu spannen.
In deu meisten Fällen wird nun die Majorität danach streben, elwaige Kredit-bedürfnisse und d,e sonstigen Beziehungen und Geschäfte der Gesellschaft so zu beeinflussen, daß sie nur den Hauptaktionären oder der die Majorität beeinflussenden Person zugute kommen, ohne auf die Interessen der Minderheit Rücksicht zu nehmen. Dieses Bestreben ist rein menschlich und von dem gesunden Eigennutz diktiert. Es hilft auch mchts, dagegen mit moralischen Einwänden von dem Recht der Minder-heit usw, zu demonstrieren. Das würden lediglich Redensarten sein. Geschäfts-Politik ist Machtpolitik. Ebenso wie die heutige politische Lage sich gestaltet da-durch, daß die heutige Regierung den Machtstandpunkt als den einzig möglichen erkannt hat, ebenso ist es im Geschäftsleben. Gegen derartige Auswüchse, die der allgemeinen Moral widersprechen, kann man nur mit entsprechenden gesetz-lichen Maßnahmen aufkommen.
Der der Aktiengesellschaft zugrunde liegende Verfassimgsgedanke ist der republikanische. Er hat seine innere Berechtigung aus der Tatsache hergeleitet, daß die Aktiengesellschaft aus einer Menge Kleinkapitalisten besteht, die sich zu-sammengeschlossen haben, um vermittelst des Zusammenschlusses eine Kapital-macht zu bilden, der es gestattet ist, sich in größerem Rahmen wirtschaftlich zu betätigen. Ohne Zweifel ist dieser wirtschaftliche Gedanke durchaus gesund. Aber

ver oder die Urheber haben mcht mit der modernen Entwicklung gerechnet. Diese vrängt dahin, daß sich — wie bei jeder Staats- oder Gesellschafts-Verfassung - einige Mächtige die Gewalt anzueignen versuchen und die anderen ihren Wünschen und Interessen gefügig machen. Das ist natürlich und daher nur auf legalem Wege zu bekämpfen.

Der dem Aktienrecht zugrunde liegende Mangel liegt im Wahlrecht zur Re> gierung, d. h. zum Aufsichterat der Gesellschaft. Die Majorität ist daher ,n der Lage, einen Klüngel zu bilden, eine Interessengruppe oder aber, was noch viel schlimmer ist, einen Aufsichtsrat aus mehr oder weniger bezahlten abhängigen Beamten, die nichts weniger sind als eine Aktionärvertretung, die sie dem Sinne nach sein sollten.

Ideal ist der Gedanke, daß das Aktienkapital proportional seiner Beteiligung in der Verwaltung, d. h. dem Aufsichtsrate, vertreten sein sollte. L.'ider wird dieser Gedanke durch das geltende Wahlrecht total verzerrt. Es ist keine Seltenheit, daß in dem Aufsichtsrate einer Gesellschaft die überwiegende Majorität der Mitglieder aus sogenannten „Vertrauensleuten" besteht, die nicht den geringsten « Aktienbesitz haben und daher persönlich an dem Wohl und Wehe der Gesellschaft nicht im Mindesten interessiert sind. Daher aucb die Berufsaufsichtsräte <meistens Bankdirektoren oder Vertreter von großen Vermögens»« weitungen >. Diesen Leuten ist das Gedeihen der Gesellschaft total gleichgültig. Die Hauptsache ist ihnen das eigene Interesse: die feste, oder bei gut rentierenden Gesellschaften auch die nach dem Gewinn berechnete Tantieme. Außerdem ist es Regel, daß ein Mitglied dem anderen einen nahrhaften Aufsichtsratsposten zuschiebt. Die armen Aktionäre der Minderheit mögen sehen, wie sie zurecht kommen, wenn nur die Pöstchen und die Tantiemen richtig verteilt werden. Wir sind ja unter uns und nur einmal im Iahre winkt ein aufregender Tag: die Generalversammlung. Wird eine entsprechende Dividende verteilt, so geht auch dieser Tag ohne Zwischenfälle vorüber und da? nachfolgende Essen wird in aller Ruhe genossen. D,:e gleirbe ist der Fall, wenn wirklich mal ein einzelner Aktionär den Mul findet, die hochwohllöbliche Verwaltung zu kritisieren. Auskunft bekommt er doch nicht. Ec wird niedergestimmt.

Das alles ließe sich vermeiden, wenn man den Sinn der Verfassung erfaßt hai. Die Verwaltung, der Aufsichtsrat, sollte ein getreues Abbild der Aktienbesitzer sein. Das Wahlrecht sollte ein proportionales, die Minderheit entsprechend vertreten, die Mitglieder des Aufsichtsrates nur Aktionäre sein. Nur bei einem so zusammengesetzten Aufsichtsrat sind die Interessen der Gesellschaft nach bestem Ermessen gewahrt. Nur wer selbst seine Haut zu Markte tragen muß, wird allen Einflüssen von interessierter Seite widerstehen, wird nur das Interesse der Gesamtheit, nämlich auch sein eigenes, im Auge haben. Nur seinem eigenen Besitz entsprechend ist das Aufsichtsratemitglied zu wählen, wobei es nichts ausmacht, wenn ein Groß-

aktionär etwa geringer vertrelen sein sollte, als sein Aktienbesitz ausmacht. Aber niemals sollte er das Recht haben, Nichtaktionäre zum Aufsichtsrat zu bestellen. Den Nichtaktionären werden natürlich gleichgestellt die sogenannten Scheinaktionäre. Wird diese Bestimmung durchgeführt, so fallen alle Berufsaufsichtsratsmitglieder ein für allemal fort, und der Aufsichtsrat wird wieder ein getreues Spiegelbild der Gesellsehafter.

Leo Simons/ öen Haag:

Seutschlanö unö öie Welt.

ii

„.^11 MS)' lie^in s «gl-, but tevv esn enc k it."
IZsn Zonsgn, O » t i I i n «,

.Ich empfing die Gabe des Leids, lind da ivard ich Tichter."
Ibsen, Die Kronprätendenten.

.Man kann ein Boll bezwingen, doch nie seinen Geist."
Stefan Zweig. Jeremias.

Seitdem ich im März meinen ersten kurzen Aufsatz schrieb, hat sich schon manches in der Welt verändert. Wir kennen jetzt den ganzen Vorschlag der fünf ungekrönten Häupter der Entente-Völker — wenigstens wir Neutralen —. Und auch das deutscherseits eingereichte Gegenstück. Und diese beiden Tatsachen vor Augen, können wir sagen, die Weltlage hat sich gründlich geändert.

Wir wissen im Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht, ob die Entente-Bonzen sich besinnen und ihre Vorschläge umändern werden, damit aus vem diktierten Machtfrieden noch ein vernünftiger Rechtsfrieden erwachsen könne. Es gibt Zeichen, daß die Vernunft, die Einsicht in die Zukunft Europas, daß der Idealismus mächtig wachsen. Die Völker der Entente haben ja für ein Ideal gestritten und gelitten, und w>!nn Neutrale wie ich — z. B. in meinem Artikel in der A t l a n t i e M o n t h l y vom November 1916 „Neutrals ancl tKe War" — es klar zu machen versuchten, daß bei ihren führenden Kreisen ebenso wenig von Idealismus und nicht weniger von Machtbewußtsein vorhanden wäre als bei den Deutschen, wurden wir nur verhöhnt. Ihren eigenen mutigen und einsichtigen Wahrheitsbekennern, wie Romain Rolland, Morel, Snowden, ging es natürlich noch schlechter, wenn auch nur Morel seine Wahrheitsliebe mit einem halben Iahre Gefängnisstrafe hat büßen müssen. Aber nach dem Abschluß des Waffenstillstandes

bat ja die Aufklärung der Geister unter den Völkern der Entente allmählich begonnen. Genützt hat es dem Rat der Zehn, oder der Fünf oder der Vier, doch wenig, daß sie im Dunkel der geheimen Sitzungen ihre gegenseitigen Reibereien zu vertuschen suchten. Schon die Dauer ihrer Beratungen hat es hinausgeschrien, wie tief ihre Uneinigkeit, und schließlich hat der zusammengeknudelte Friedensvorschlag es einem jeden, der sehen wollte, deutlich gemacht, daß ein Sieger Sieger bleibt, mag er Deutsch, Englisch oder Französisch, Polnisch oder Velg'sch heißen. Es kommen immer die Kraftleute, die Machtlustigen, die Unversöhnlichen dabei zu ihren Wünschen, und Redlichkeit und Menschlichkeit stehen unter dem Druck des Siegesbewußlseins.

, « ,

So wird denn auch diesmal wieder das: ,,Vae Victis!" moralisch umgew.-rtet, und nur der Besiegte kann die Hoffnung der Welt verdolmetschen. Tut er es wirklich, so wird ihm tatsächlich zum moralischen Sieg verholfen.

Für das deutsche Volk stand das Allergrößte auf dem Spiel. Es waren in seinem Namen Taten verübt, es hatte ein Geist an seiner Statt gesprochen, die drohten, seinen Ruf in der Welt auf längere Zeit verrucht sein zu lassen. Wodurch und wie könnte es lernen, sich den schlechten Einflüssen, denen es zu lange gehorcht, endgültig zu entziehen? Da kamen die Entente Fünfe und unternahmen es, viel schneller, als das deutsche Volk je hatte erhoffen können, ihm zu der Gelegenheit zu verhelfen. Sie legten ihm einen Friedensvertrag vor, daß größere Erniedrigung ihm wohl nicht hätte zugefügt werden können. Der deutsche Stolz hat die Erniedrigung tief gefühlt. „Uns ist es," — schrieb man mir aus Berlin — „als könnten wir nie wieder die Augen in der Welt aufschlagen!" Das war eben falsch gefühlt: „1 e crime lait I 2 K o nte et non lg punition!"— Nicht in einem solchen Frieden, sondern in den Kriegsvorgängen mancherlei Art lag Deutschlands Erniedrigung. Und glücklicherweise haben dann auch die Wortführer des deutschen Volkes in Versailles, besonders Herr von Brockdorff-Rantzau, es anders aufgefaßt. Sie waren sich darüber klar, daß Deutschland vor allem mit einem offenen Schuldbekenntnis vor die Welt treten sollte: anerkennen, daß es vieles wieder gut zu machen hätte; und dann, wie schwer es auch fallen möchte, diese große Last auf sich zu nehmen, sich bereit zu erklären, zum Wiederaufbau der Welt freiwillig die schwerste Aufgabe auszuführen. Verlangte es dazu den nötigen Raum, die unbedingte Freiheit und Gleichberechtigung, so mußte ein jeder, der noch billig urteilen konnte, anerkennen, daß es dazu berechtigt war. Verlangte es, daß man es nur an die 14 Wilsonschen Punkte, kraft derer es in den Waffenstillstand eingetreten war, gebunden erachtete, so berief es sich auf das größte Prinzip, für das die Entente gekämpft haben soll: die Aufrechlerhaltung des gegebenen Wortes.

, , -

Leo Simons

Seutschlanö unö Sie Welt

So ist denn das neue Deutschland vor die Welt getreten mit einem weltpolitischen Programm, das das Gegenteil verspricht von demjenigen, dessen seine Führer sich noch Rußland und Rumänien gegenüber bedient hatten. Es mag sein, daß dies das Programm eines besiegten Volkes ist, es deutet immer ein Umkehr an, die verheißungsvoll ist, weil Deutschland nun einmal so glücklich ist, nicht gesiegt zu haben. Wie hart das Los des deutschen Volkes auch werden mag, schrecklicher wäre es gewesen, wenn seine Durchhalte? es zum Siege hätten führen konnen. M^g es für die Individuen, die leiden, bitter sein, gedemütigt zu werden, bart arbeiten zu müssen für geringen Gewinn; mag es schrecklich sein, kaum die Nahrung zu finden, um die Kräfte wiederherzustellen, — für das Volk als Ganzes wird es zu unendlichem Gewinne werden, den Lurus, der zu oft Perversität wurde, '>u verlieren; den Stolz auf Vieles opfern zu müssen; nicht nach außen zu leben, sondern innerlich in sich selbst einzukehren. Das Höchste, was Deutschland der Welt beschert hat, ist seine Musik und seine Philosophie; ist seine Malerei, als sie uoch rein innerlich war. Und auch die Wissenschaft und die Technik sind nicht nur Kinder des Lurus, vielmehr Kinder der Not.

Das deutsche Volk hat wieder die Gabe des Leidens empfangen. Es wird aufs Neue anzufangen haben, aus der Not sein Gebot zu machen. Kann es für das erste Iahrzehnt nicht wieder Weltpolitik und Weltökonomie treiben, so kann es den anderen Völkern vorbildlich zeigen, wie ein hochbegabtes Volk die Gabe der Konstruktion zur Neubelebung des inneren nationalen Haushalts zur Geltung zu biingen vermag. Es kann, frei vom Militarismus, sich ganz der Umwertung seiner sozialen Werte widmen, und zweifellos wird es ihm gelingen, für die Umwelt w!e für sich selbst wertvolle neue wirtschaftliche Formen zu entdecken. Beim Einkehren in sein tiefstes Inneres wird es seine eigenen, fast verlorenen Schätze der reinen Empfindung wiederfinden und für uns alle aufgraben.

Das neuerwachende Deutschland hat Verständnis dafür gezeigt, wie man Frieden machen soll. Es hat die Gabe des Leids empfangen. Und seinen neuen Geist zu bezwingen, wird auch der furchtbarste Boche fresser nicht vermögen.

So werden die Zerrbilder der „Bildung", nachdem sie dazu mitgeholfen haben, Deutschland aus dem Bann der Demoralisation zu retten, nur seiner unwürdig bleiben. Die besten Geister und Führer des ringsum erwachenden neuen Europas «her werden es zu sich rufen, damit es seine großen und geläuterten Kräfte dem Werdenden zur Verfügung stelle.

Paul Sorgenfrei:
Revolution unö Verbrechertum.

In einem zersplitterten Lande macht sich das Verbrechertum breit. Besonders schlimm war dieses Übel gegen Ende des 18. Iahrhunderts, zumal in dem politisch bis über die Maßen zersplitterten Südwesten Deutschlands. Eine solche böse Zeit droht jetzt wiederzukehren, oder vielmehr: sie hat bereits begonnen wiederzukehren. Meist handelt es sich um Diebe und Einbrecher. Diese Begleiterscheinungen einer jeden Revolution illustrieren vortrefflich das „Recht der Straße", das vielfach falschlich das Recht des Volkes genannt wird. Auf diese Weise aber müßte die Revolution selbst zum Verbrechen gestempelt werden, wenn sie ein solches „Recht der Straße" proklamiert oder auch nur sanktioniert.

In der Unordnung findet das Verbrechertum sein Paradies. Und die wabre Revolution hat sich immer Mühe gegeben, dieses Verbrechertum von sich abzuschütteln. Ia, wenn man einmal gegen jene verbrecherische Bande vorging, geschah es oft in drakonischer Weise. Man war z. B. mit der Todesstrafe schnell bei der Hand. Auch auf Diebstahl stand der Galgen. So vollzog z. B. der Nürnberger Scharfrichter Schmidt, der 1635 starb und ein noch jetzt erhaltenes Tagebuch führte, allein in 43 jähriger Tätigkeit 361 Hinrichtungen.

Man sieht auch jetzt wieder, wie Diebstähle und Einbrüche in erschreckender Weise an der Tagesordnung sind; vorzugsweise werden Nahrungs- und Genußmittel, sowie Bekleidungsgegenstäned gestohlen,—das, was eben besonders entbehrt wird. In diesem letzteren Umstande könnte eine gewisse Entschuldigung begründet erscheinen. Dies ist jedoch nicht der Fall, höchstens kann man dafür nur eine Erklärung finden, die auch eine mildere Beurteilung bedingt. Wären solche anarchistische Zustände nicht eingerissen, so wäre gewiß mit einer gerechteren Verteilung der Nahrungs- und Genußmittel, sowie der Bekleidungsgegenstände zu rechnen gewesen. Allerdings hatte man dies auch schon gehofft, als noch das alte Regiment am Ruder war; bedauerlicherweise hatte man sich aber auch hierin getäuscht. Das alte Reich batte auch in diesem Punkte schwer gesündigt. Es zeigte sich nicht stark genug, dem Wucher mit Energie entgegenzutreten, und so gedieh diese Bf!anze weiter trotz aller Vorschriften, trotz aller Gesetze und Maßnahmen. Und die neue Regierung? Auch sie zeigt sich der Ausrottung dieser üppig ins Kraut geschossenen Wucherpflanze nicht gewachsen. Beides, das Alte wie das Neue, hat auch auf diesem Gebiete, dem wichtigsten, das es jetzt zu bearbeiten gibt, versagt. Es wird fortgewuchert. Und gerade der Wucher gehört zu den gemeinsten Verbrechen, weil er den gemeinsten Beweggründen entspringt. Luther verlangt schon in seinen „Tischreden": „Offentliche Wucherer soll man in Bann tun". Wenn man doch dieses Lutherwort beizeiten befolgt hätte!

Paul Sorgenfrei
Revolution unö Verbrechertum

Ein großer Mißstand liegt in der Arbeitslosigkeit, die aber vielfach ihren Grund nicht in dem Mangel an Arbeitsgelegenheit, sondern in dem Mangel an Arbeits-l u st hat. Mit dem Zurückfluten unserer Soldaten in die Heimat sind dieser bedeutende Arbeitskräfte zugeströmt. Der entlassene Soldat, der vielleicht jahrelang draußen im Felde gelegen hat, hat die Lust zur Arbeit verlernt. Dazu kommt, daß er sich berechtigt glaubt, sich einigermaßen für die Entbehrungen und Strapazen zu entschädigen, die er draußen hat erdulden müssen. Vom menschlichen Standpunkte aus ist dies freilich zu erklären, aber wiederum durchaus nicht zu entschuldigen. Die verlorene Manneszucht des einstigen deutschen Heeres sollte durch mehr Selbstzucht ersetzt w,rden, d. h. jeder einzelne sollte so viel Einsicht besitzen, um sich zu sagen, daß er selber dazu beitragen muß, w,nn die Verhältnisse besser werden sollen. Hierbei spielt auch die Unterstützungefrage eine Rolle. Gewiß soll der aus dem Felde heimkehrende Soldat alle mögliche Unterstützung erhalten, ober doch nicht zu dem Zwecke, um davon zu leben, sondern um sich wieder eine Existenz zu schaffen. Und diese Möglichkeit ist ihm jetzt reichlich geboten. Viele Betriebe in Industrie und Landwirtschaft benötigen Arbeitskräfte. Am Wiederaufbau Deutschlands mitzuhelfen, ist j e d e r verpflichtet, mag er Soldat gewesen sein oder nicht.

Zu der Misere der vielfach gar nicht einmal erzwungenen Arbeitslosigkeit kommt ein Weiteres: diepolitischeRechthaberei. Der Deutsche kommt aus dem Parteigezänk gar nicht heraus und nicht zum Fassen eines vernünftigen, dem Gesamtwohl dienenden Gedankens! Hierbei spielt die eigene Urteilslosigkeit eine bedenkliche Rolle. Auch in der Politik gibt es ein Verbrechertum, das sich am Vaterlande versündigt. Man mag sich zu einer Partei bekennen, zu welcher man wolle: ist das unverantwortliche Treiben der Spartakusgruppe nicht ein Verbrechen? Kann man liier wirklich von einer ernst zu nehmenden „Partei" sprechen? Es wäre nur zu wünschen, daß jene Gruppe ein Teil des Teiles sei, der nur das Böse will und doch das Gute schafft. Auch diese „Partei" hat die Revolution geboren, ^ eine Mißgeburt sondergleichen, die den Bürgerkrieg entfacht, während der Feind vor den Toren steht und wabrend Hunger und Not immer drohender ihr Haupt erheben. Warum straft man nur Diebe und Einbrecher und läßt das übrige, noch viel gefährlichere Verbrechertum unbestraft? Ein Diebstahl oder Einbruch schädigt nur einzelne, aber das Spartakusverbrechen schädigt das gesamte Volk. Hier muß die Regierung zeigen, ob sie stark genug und fähig ist, das deutsche Volk zu regieren.

Die Revolution in Deutschland muß sich auf den Boden des Gegebenen stellen. Bei aller Wahrung der politischen Meinung muß sie, um das zu erreichen, was sie will, nämlich ein neues Deutschland, das imstande ist, sich wieder zu dem Kulturstaate emporzuarbeiten, der es war, das politische Verbrechertum, das nichts mit einem geordneten Parteiwesen zu tun hat, da es selber nur die Unordnung predigt, ausrotten. Greift die Regierung mit starker Hand zu, dann

ist auch die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß sich mancher auf sich selbst besinnt, ehe es zu spät sein dürfte. Das Spartakusprogramm enthält nur Umsturzideen, aber keine Ideen für einen Aufbau, der Deutschland so dringend nottut. Man höre nicht nur die warnenden Stimmen aus dem Innern des Landes und Volkes, sondern auch diejenigen unserer Feinde, die deutlich genug ertönen. Oder soll Deutschland wirklich das Beschämende erleben, daß es bei seiner Unfähigkeit, Ruhe und Frieden im eignen Lande zu stiften, erst der Hilfe seiner Feinde bedarf? Sollte es so weit in Deutschland kommen, daß der Ruf ..ttannib^l ante Portas" nicht als Schreckensruf, sondern als ein Ruf der — Erlösung empfunden wird? Daß man so im feindlichen Auslands zu urteilen scheint, das zeigen zur Genüge die „Friedensbedingungen". Das Verbrechen am eigenen Volke, das größte Verbrechen der Revolution, hat sich fürchterlich gerächt!

Wilhelm Meriöies:

«Organische Semokratie."

Wege zum Aufbau eines neuen Staates.

Von dem Zeitpunkt an, da sich — während des Krieges zunächst erst tastend und vorsichtig, dann in der letzten Zeit vor der Revolution immer eindringlicher — der Wunsch nach „Demokratisierung" des Staates wie des gesamten Lebens geltend machte, bis zur schließlichen restlosen Durchführung der Dcmokratie seit dem 9. November v. I., ist uns eine solche Hochflut von Schriftchen und Schriften und dickbändigen Werken über alle nur irgendwie mit dem „demokratischen Problem" zusammenhängenden Fragen beschert worden, daß man annehmen könnte, es sei dieses Thema heute nicht nur nach allen Seiten hin erschöpft, sondern auch vollständig geklärt. Doch dem ist keinecwegs so; vielmehr schwillt die Flut jener Schriften weiter, — was allerdings an sich noch kein Zeichen dafür zu sein brauchte, daß es noch an Klarheit über diesen oder jenen Punkt fehlt. Tatsache jedoch ist: der Siegeslauf der Demokratie, die immer mehr als der geheime Sinn des Krieges hervortritt, und alle ihre Erfolge, wie Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts, der Parlamentarisierung u. s. f., vermögen nicht, — wenigstens für den, der gc wohnt ist, tiefer und weiter zu schauen, — über die Bedenken hinwegzutäuschen, die gegen die Demokratie in ihrer jetzigen Form bestehen. „Es ist für die Demokratie an der Zeit, ein wenig auf den Weg zu sehen, den sie nun einzuschlagen hat, wenn sie sich selbst treu bleiben will; es ist jetzt ihre dringendste Aufgabe, die Demokratie in ihrer jetzigen unreifen Form zu überwinden. Versäumt sie dies, so gerät sie in Gefahr, nicht nur ihre Macht, sondern auch ihren

Sinn zu verlieren, als Demokratie nicht nur historisch, sondern auch gedanklich aufzuhören."*) Was hier von der Demokratie, allerdings im Hinblick auf die Mängel des Wahlrechts, gesagt ist, gilt in erhöhtem Maße von unserer gesamten Staatsform und Verfassung. Statt daß sich das deutsche Volk, da es nun einmal gezwungen ist, in das Historischgewordene einzugreifen, um Nichtgewesenes, Neues zu schaffen, dazu aufraffte, sich angemessen deutschen Geisteskräften und deutschem Willen zur Vertiefung einen Freiheitsbau zu zimmern, von dem man sagen könnte, er ist selbstgeschaffen, selbst gedacht, in ihm spiegelt sich deutsches Geisteswesen und vorschauendes Erfassen einer neuen deutschen Epoche, die zugleich Weltepoche sein soll, — statt dessen läßt es sich in Weimar von seinen selbst erwählten Vertretern ein Staatsgebäude zurechtzimmern, das nichts weiter ist als ein Kompromißprodukt, das überhaupt darauf verzichtet, sich irgendwie auf das deutsche Problem, oder das innere Wesen des Staatsgedankens einzulassen; ein Staatswesen, das recht und schlecht eine Nachbildung der westlichen Demokratien ist ohne den geringsten Versuch einer Ausprägung spezifisch deutschen Wesens und deutscher Eigentümlichkeiten. Aus der Erkenntnis heraus, daß sich das wahrhaft deutsche Wesen nur dann unantastbar, von äußerer Macht und Geltung unabhängig, verwirklichen läßt, wenn sich das deutsche Volk selbst einen Staatsbau schafft, in dem Sachlichkeit und Persönlichkeit, Spekulation und Wirklichkeit, Logik und Gefühl zugleich verkörpert ist, und aus dem Wunsche vor allem, daß die neue Verfassung wirklich die Verfassung der deutschen Zukunft werde, macht Walther Rathenau in einer soeben erschienenen Broschüre*) den Versuch, dem deutschen Volke den Weg, oder vielmehr: die Wege zu diesem neuen deutschen Staat zu weisen; nicht nur, wie man eben sonst gewöhnlich zu hören pflegt: So oder so muß es gemacht werden; vielmehr ist das gerade das Überzeugende an Rathenaus Schriften: er baut logisch und mit Beispielen das vor unsern Augen auf, was sich vielleicht auch kürzer in abstrakterer Form sagen ließe. Ieder, dem es ernst ist mit dem Neuaufbau unseres Staates, sollte dies Werkchen Rathenaus lesen, das in seiner gedrängten Form mehr Tatsächliches, durchzogen von positiven Vorschlägen, enthält, als manches kunstvoll aufgebaute fachtheoretische Buch. Was Rathenau will, ist kurz gesagt die Verwirklichung der organischen Demokratie, wenn auch in anderer Form, als sie bisher gefordert wurde, z. B. von Schaffte oder von Rob. von Mohl; Rathenau baut auch diesmal streng folgerichtig auf seinen früheren Schriften weiter, so daß sein „neuer Staat" auch seine „neue Wirtschaft" verwirklichen würde. Rathenau ist davon überzeug, daß es nicht angeht, den Willen und die Überzeugung des deutschen Volkes rein mechanisch zu errechnen, wie es bei dem augenblicklich durchgeführten parlamentarischen Wahlsystem der Fall ist. Der mecha-

"> Zitiert aus der Schrift: „Organische Tcmokratie" von Felix Weltsch, Dr. ^ur. et pkil. IDer »me Geist Verlag, 1919, 1.Z0 Ml.)

") Walter Nathenan: „Ter mue Staat", (s. Fischer, Verlag. 1919) 1.S« Mk.

nischen Demokratie stellt er, wie eben schon angedeutet, die orga-
nische gegenüber. Hier, in der Erfassung des Staates als eines Organismus ist der Angelpunkt für die künftige Entwicklung unseres Staates und Volkes zu suchen. Denn entweder wir bekennen uns zur sogenannten romanischen Staats- ouffassung, bei der der omnipotente Staat als Gesamtheit einerseits schroff gegen- übersteht den Staatsbürgern als seinen einzigen Gliedern, woraus sich folge- richtig eine ganz einseitige Auffassung der politischen Freiheit ergibt, charakterisiert durch die Gleichsetzung des Willens der Mehrheit mit dem der Gesamtheit: so bedeutet dies für unsere Nation nichts anderes als den Tod des germanischen Freiheitsideals, das Freiheit jeder menschlichen Persönlichkeit — auch gegenüber dem Staate — fordert. Es entstünde, um mit Rathenau zu reden, „eine unorganische Staatsmaschine, wie es jede der früheren, auch die letzte war, die nur von einer unverhüllten Hegemonie bei gutem Wetter gefahren werden konnte". — Oder wir suchen den Staatsgedanken von einer neuen Seite zu begreifen: Zunächst müssen wir uns klar sein darüber, daß unser neuzeitlicher Begriff „Staat" längst nicht mehr ein bloßer Staat ist. Er ist schon heute eine Vielheit ideeller Staaten, deren Spitzen'sich im Parlament verlieren. Genau genommen gibt es neben dem politischen und juristischen Staat den militärischen, den kirchlichen, den Verwaltungs- staat, den Bildungsstaat, den Verkehrs- und Wirtschaftsstaat. Wenn diese Staaten auch in einzelnen entscheidenden Entschlüssen dem obersten, dem politischen Staat untergeordnet sind, so sind sie doch fast selbständig. Und doch sind sie samt und sonders nur verstümmelte Glieder; denn es fehlt ihnen der feste Unterbau im Boden des Volkes. „Allen wird Volksblut zugeführt lediglich durch die gemeinsame und gänzlich unzulängliche Herzkammer des politischen Parlaments." Was ist denn eigentlich sinnvoller Weise der Zweck der parlamentarischen Repräsentation? In den meisten Theorien, die zur Beantwortung dieser Frage aufgestellt worden sind, findet sich schließlich der gemeinsame Kern: durch das Parlament soll der wahreWilledesVolkes zum Ausdruck gebracht werden. Was geschieht aber statt dessen in unseren deutschen Parlamenten? Rathenau sagt es treffend: „Da wird durch eine Interessenmajorität eine entscheidende Kulturfrage geregelt oder vergewaltigt, durch eine Ideenmajorität eine Wirtschaftsfrage, durch eine politische Majorität eine Religionefrage." Auf diese Weise kommen wir also nie zum Ausdruck der wahren Volksmeinung. Rathenau nun behauptet, daß für uns Deutsche der Parlamentarismus immer nur ein Notbehelf sein könne; ja, er habe sich schon überlebt, bevor er richtig begonnen. Denn: „Wir bringen das Maß universeller Geister nicht auf, die das Große und Kleine, das Gemeine und das Gesonderte überblicken; wir scheitern am Zwiespalt der Ideen und Interessen." Rathenau fordert das System der Fachstaaten. Es müßten die nebeneinander und ineinander geschachtelten ideellen Staaten von einander gelöst, sachlich aufgebaut und selbständig hingestellt werden, letzten Endes freilich der politischen Spitze untergeordnet. Damit würden wir den neuen Staat schaffen, den Staat der Zu-

kunft und zugleich die echte Demokratie. Denn das System der Fachstaaten gibt jeder demokratischen und überdemokratischen Freiheit Raum. „Der Wirtschafte-staat kann sich auf Räte stützen, der Kulturstaat kann sich auf Fachparlamenten aufbauen, der Bildungsstaat auf Fach- und Staatsbürgerparlamenten." Im Grunde fordert er also eine ganz eigenartige berufsständische Verfassung innerhalb des Gesamtstaates, der selbst in sich den Grundsatz der absoluten theoretischen Demokratie verkörpert. Das auf den ersten Blick Befremdende an diesem Vorschlag ist, daß durch ihn eine Vielzahl von Körperschaften neu geschaffen würde, ein vervielfältigter Abklatsch des parlamentarischen Mittelmäßigkeitsbetriebes im alten bürgerlichen Staatsbau. Dies ist allerdings das Unerfreulichste an dem neuen Staat, wie Rathenau ihn sich denkt; aber es muß in Kauf genommen werden, um den leidenschaftlichen Willensüberschuß der Menschen durch Verantwortung bändigen und fruchtbar machen zu können. Nicht dadurch sind die plötzlich entfesselten intellektuellen und Willenskräfte der Millionen zur Ruhe zu bringen, daß man ihnen einige Stimmzettel in die Hand drückt und sie ein behäbiges und unbedeutendes Bürgerparlament wählen läßt, das souverän in ihrem Namen tagt und für ihr bestes zu sorgen vorgibt. Vielmehr wird nur ein. vom Grunde bis zur Spitze lebendiger Aufbau die von unten nachdrängenden Kräfte aufnehmen und nutzbar machen können; nur eine selbstverwaltende Unterteilung würde Lasten, Leistungen und Schöpfungen gerecht und wirtschaftlich ausgleichen können. —
Es ist hier nicht der Ort näher darauf einzugehen, wie Rathenau sich im einzelnen das neu zu errichtende Staatsgebäude denkt, oder gar, was für oder wider seine Vorschläge zu sagen ist. Es möge der Hinweis auf seine Schrift selbst genügen und alle sollten sie lesen, die noch an eine deutsche Zukunft glauben. Auch Rathenau glaubt an sie, trotz des Wirrwarrs und Elends unserer Tage. Wir müssen eben unsere Hoffnung, unser Herz und vor allem unsern Willen zusammenraffen, dann wird es uns gelingen, das neue Vaterland zu bauen. Ich fürchte, man wird Rathenaus Gedankengängen zumeist recht skeptisch gegenüberstehen und ihn in die Gilde der Projektenmacher, der Utopisten, einreihen wollen. Er selbst erklärt sich dagegen für unempfindlich, denn: „Wer ausspricht, was der Menge ungewohnt, unbequem und unverständlich ist, wird des höhnischen Grußes der Überlegenheit gewohnt. Ist dann, nach Iahren, das Wort erfüllt, so heißt es: wir haben es alle gesagt." Und wirklich: Was ist denn anderes zu tun, als Neues vorzuschlagen, wenn der Beweis geliefert ist, daß das Bestehende untauglich ist und schwere Übel erzeugt? Wohl muß alles Leben das Ideal als unerreichbar erkennen; doch es wäre schlimm um uns bestellt, wenn uns nicht der Glaube durchglühen würde, daß es aller Gegenwart und Wirklichkeit zum Trotz eine wahrhafte Bewegung zum Ideal hin gibt und daß es dabei auf, niemanden andern ankommt als auf uns selbst. In diesem Sinne helfe ein jeder an seiner Stelle am Aufbau des neuen deutschen Staates, der neuen Wirtschaft und damit auch an der deutschen Zukunft.

Dr. Will» Cohn:
die Veöeutung öer Seemacht in öer Geschichte.
In der Geschichte der Wissenschaften findet sich oft die Erscheinung, daß äußere Ereignisse in ihr den Anstoß zu Forschungen geben, ohne diese selbst in ihrem Wesen zu beeinflussen. Solange Deutschland kem Interesse am Meere hatte, war auch in der historischen Wissenschaft kein Wert auf Untersuchungen gelegt worden, die hätten klarstellen können, in welcher Weise auf die deutsche Vergangenheit die Seemacht Einfluß gewonnen hat. Dies wurde anders, als das neue Deutsche Reich sich eine Seemacht zulegte; nun kam man auch in der Wissenschaft den Problemen näher und versuchte für den ganzen Umkreis der deutschen Geschichte die Frage aufzurollen, inwieweit auf die politische Gestaltung See und Seemacht Einwirkung gefunden ha«.
Es ist hier das Verdienst des Berliner Historikers Dietrich Schäfer, entscheidend eingegriffen und in der Schöpfung des Wortes „Seegeschichte" die Formulierung gefunden zu haben. Aus seinem Schülerkreise ist uns in der „Geschichte der deutschen Seeschiffahrt" von Walter Vogel die Schrift geschenkt worden, die in umfassendster Weise von der Vorzeit bis zum Ende des 15. Iahrhunderts darstellt, was deutsche Seeschiffahrt geleistet und zu welcher Höhe sich im Mittelalter die deutsche Seemacht entfaltet hat. Ist das Werk, von dem vorläufig erst der Nnfangsband vorliegt, einmal zu Ende geführt, dann werden wir in ihm eine Forschungsarbeit besitzen, die ein geschlossenes Bild von der gesamten deutschen Entwicklung zur See geben kann.
Von anderer Seite ging um dieselbe Zeit Conrad Müller an die Lösung dieser Probleme heran; er spricht von „Altgermanischer Meeresherrschaft" in einem großen Werke und führt uns mit dem ganzen Rüstzeug historisch-kritischer Wissenschaft, aber auch mit hohem dichterischen Schwung und mit ven der Liebe zur See erfüllter Darstellung vor, wie von den Uranfängen her bis ins Mittelalter die Germanen zur See sich betätigt baben und die See in ihrem Empfindungsleben einen entscheidenden Platz eingenommen hat. Mit diesen beiden Werken haben wir den gegenwärtigen Höhepunkt seegeschichtlicher Forschung bezeichnet, ohne daß über viele andere Werke durch das Nichtnennen ein Urteil abgegeben werden soll. Von allen Seiten ist man in Einzelforschung den bisher völlig brachliegenden Gebieten näher gerückt. Man hat die Schiffstypen untersucht, denn die falschen Vorstellungen vom mittelalterlichen Schiffsbau waren unzählig, man hat den Anteil an Handel und Seefahrt einzelner an die See grenzender Gebiete untersucht, wie etwa den Ostfrieslands, vor allem aber hat der Hansische Geschichtsverein in den nötigen Quellenpublikationen für den Stofs zu weiterer Forschung gesorgt. So hat sich um den Begriff der Seegeschichte e'n blühendes wissenschaftliches

Gebäude gerankt, das auch für die Zukunf' manche wertvolle Frucht verspricht. Leider sind auch hier unersetzliche jüngere Forscher dem Krieg zum Opfer gefallen. Wer unter der neuen Problemstellung an die bekannten Tatsachen der Weltgeschichte herantritt, dem eröffnen sich ganz neue Ausblicke und die Weltgeschichte gewinnt ein verändertes Bild.

Der Kampf um die Freiheit der Meere, der in unseren Tagen einen so besonders wichtigen Punkt unter den Zukunftsfragen der Welt einnimmt, hat unter anderem Gesichtswinkel stets eine gewaltige Rolle gespielt. Die Herrschaft zur See zog auch die zu Lande nach sich, und deshalb mußten die großen Entscheidungen in den Landkriegen, falls es sich um seefahrende Nationen handelte, auch von solchen zur See begleitet sein. Diesen „Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" hat zuerst ein Engländer A. T. Mahan erkannt und ihm in einem zweibändigen Werke gleichen Namens Ausdruck gegeben, das epochemachend geworden ist. Er sagt in der Einleitung zu diesem Buche: „Die Geschichtsschreiber waren im allgemeinen nicht mit den Verhältnissen der See vertraut, da sie sich für dieselbe weder besonders interessierten, noch aueh sie genauer kannten, und so wurde der tiefe, entscheidende Einfluß maritimer Stärke auf große Unternehmungen fortdauernd übersehen."

Mahan hat dann zur Grundlage seiner Untersuchungen lediglich den Aeitraum von 1660 bis 1783 gewählt, eine Epoche, die er deshalb so abgrenzte, weil bei ihrem Einsetzen die Segelschiffsperiode mit ihren neuen Merkmalen bereits begonnen hatte und bei ihrem Aufhören die amerikanische Revolution zu Ende ging. Es war also nur ein eng umgrenzter Zeitraum, den er sich vornahm, aber der Anstoß dieses Buches war doch entscheidend.

Man wird nun mit Recht die Frage aufwerfen, inwieweit die Bedeutung der Seemacht für die Geschichte deutlich erkennbar ist und wo an den Hauptwendepunkten des Weltgeschehens der Seemacht die entscheidende Rolle zufiel.

Schon der Augenblick, in dem sich zum ersten Male auf schwankendem Kahne ein Mensch auf das Meer hinauswagte, ist von entscheidender Bedeutung gewesen. Ungeahnte Möglichkeiten taten sich auf, als es gelungen war, das Fahrzeug nach dem Willen des Führers zu lenken. Die Umwälzung, die diese Erfindung hervorgebracht hat, muß größer gewesen sein, als die aller späteren. Das Meer, das bis dahin trennend zwischen den Völkern gestanden haben muß, wurde nun zu einem Bindemittel. Noch aber stand man dem unendlichen Ozean mit Furcht und Schrecken gegenüber, die Schiffahrt der Urzeit ist sicher noch, wie viel späterer Zeiten, Küstenschiffahrt gewesen.

Wie ja unsere ganze Kultur letzten Endes Mittelmeerkultur ist, so fällt auch das erste Licht der Geschichte auf die Schiffahrt im Mittelmeer. Die Küstenschiffahrt ist sicherlich allen anwohnenden Völkern vertraut gewesen, aber den Blick in die Ferne, weit in das unendliche Meer hinaus richteten zum ersten Male die Phönizier. Und ungestört übten sie lange Zeit hindurch die Vorherrschaft zur

See aus. Weite Fernen erschlossen sich ihnen, und il'r Tatendrang endete nicht an den Säulen des Herkules, Ost- und Nordsee befuhren sie auf ihren von der Sage umwobenen Fahrten.

Die Geschichte der nachfolgenden Kulturvölker, der Griechen und Römer ist durchaus Mittelmeergeschichte. Wohl mag auch hier noch hier und da ein kühner Reisender weiter hinaus vorgedrungen sein, aber letzten Endes sind die Entscheidungen ihrer Epoche im Mittelmeergebiet erfolgt. Bei den Griechen ist es vor allem Themistokles, der erkannte, daß auch bei einer Besetzung des Landes durch den Feind die Seemacht unerschüttert bleiben und sich auf das Meer hinaus zurückziehen kann, um sich von dort aus wieder in den Besitz des Landes zu setzen. Und es mag ihm nicht leicht gefallen sein, in die Köpfe seiner Landsleute die Bedeutung dieser hölzernen Mauern hineinzuhämmern. Der Kampf zwischen „Dogge und Fisch", zwischen Athen und Sparta zeigte in seinem ganzen Verlauf, wie schwer einer Seemacht beizukommen ist, wenn man ihr nicht selbst wiederum eine Seemacht entgegensetzen kann. Als die Karthager vom Stamm und Blut der alten Phönizier mit dem aufstrebenden Römerreicb in Berührung kamen, wurde es für die Römer zum Problem, in welcher Weise sie als Landmacht der Seemacht Karthago gegenüber treten sollten. Da verwandelte die geniale Erfindung des Gaius Duilius den Seekampf in eine Art Landkampf; denn die Enterbrücke, die er in der Schlacht von Mylae anwandte, verband je ein römisches mit einem feindlichen Schiff zu einer Einheit; im Kampfe zwischen beiden gab nun nicht mehr das seemännische Können, sondern die Überlegenheit der römischen Legionäre den Ausschlag.

Nach Niederringung der Karthager gewannen die Römer auch die unbedingte Vorherrschaft im Mittelmeer, alle Küsten wurden Provinzen des römischen Reiches, ihre Seemacht wurde zur Seepolizei; zum ersten Male in der Geschichte war das Meer das natürliche Bindeglied zwischen den einzelnen Provinzen desselben Staates. Ohne die Herrschaft auf dem Meere wäre die Verwaltung des ungeheuren römischen Reiches unmöglich gewesen. Mit seinem Verfall aber trat, wie in jeder Beziehung, so auch in der Entwicklung zur See ein gewaltiger Rückschritt ein. Mit dem Eintritt des Germanen in die Weltgeschichte gewinnt auch die Seegeschichte ein anderes Bild. Die Stämme, die damals zum Mittelmeer hinabstiegen, waren, das zeigt schon eine Untersuchung ihres Wortschatzes, von altersher mit dem Meere vertraut. Ihre jugendfrischen Körper machten sich auch bald mit der Schiffahrt auf dem Mittelmeere bekannt und wurden seine Herren; als sie die spätere Entwicklung in den älteren Kulturnationen verschwinden ließ, da blieben genug Spuren ihrer Wirksamkeit zurück, und vor allem im sizilischen Normannenstaate und im Reiche des großen Staufers Kaiser Friedrich II. ist deutlich nachweisbar, wie die Seemacht in diesen Gebilden zu den fundamentalsten Einrichtungen des Staatswesens gehörte. Es bleibt der Phantasie überlassen, sich auszumalen, wie die Geschichte des Deutschen Reiches sich entwickelt hätte, wenn die Nachfolger

des Staufers Friedrich II. von ihm die Erkenntnis der Bedeutung der Seemacht übernommen hätten.

An den atlantischen Küsten hat lange Zeit der Normanne die ausschlaggebende Rolle gespielt und die Kühnheit des Wikingers hat der ganzen Welt gezeigt, was Menschen aus der Herrschaft über den schwankenden Kahn machen können. Daß sie kulturell nicht aufbauend, sondern eher zerstörend wirkten, liegt in ihrer Natur begründet, die Beflügelung der Phantasie durch sie ist aber nicht gering einzuschätzen. Niemals ist ihr Andenken in der Dichtung erloschen und stets ist mit ihrem Namen der der besonderen Kühnheit und des Triebes in die Ferne verbunden gewesen. Und es will mir scheinen, als ob Scheffels Verse aus dem Ekkehard am besten ihre Eigenart wiedergeben:

Der Abend kommt und die Herbstluft weht,
Reifkälte spinnt um die Tannen,
O Kreuz und Buch und Mönchsgebet —
Wir müssen alle von bannen.
Die Heimat wird dämmernd und dunkel
und all.
Trüb' rinnen die heiligen Quellen:
Du götterumschwebler, du grünender Wald,
Schon blitzt die Axt dich zu fällen!
lind wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer.
Erloschen sind unsere Sterne. — —
O Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig auf aus nächtiger Ferne.
Steig auf und emvfah unier reisig Ge-
schlecht
Auf den geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Gölter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.
Wo der Beuerberg loht, Glutasche fällt,
Sturmwogen die Ufer umschäumen,
Auf dir, du trotziges Ende der Welt,
Die Winternacht ivoll'n wir verträumeu!

Im Verlaufe der mittelalterlichen Geschichte setzt dann eine deutliche Zweiteilung in dem Einfluß der Seemacht ein. Selbständig voneinander entwickelte sich das Schiffswesen im Mittelmeer einerseits und in Nordsee und Ozean andererseits.

Charakteristisch für die Bedeutung der Seemacht bleibt es, daß Stadtstaaten mit nur geringem Festlandsbesitz, wie Genua und Venedig und zeitweise Pisa, eine ganz hervorragende Rolle im politischen und kulturellen Leben ihrer Zeit spielen konnten und besonders Venedig, die Königin der Adria, lange Zeit die Vorherrschaft im östlichen Mittelmeer besaß. So ist andererseits das byzantinische Reich auch vor allem durch seine Ohnmacht zur See untergegangen. Hier und da haben römische Kaiser deutscher Nation durch Schaffung von Reichsadmirälen für die Hebung ihrer Seemacht etwas zu tun versucht und es finden sich auch recht schöne Ansätze zu verstärkter Seegeltung, aber in der Regel waren diese Versuche zu sehr mit der Person des jeweiligen Kaisers verknüpft, als daß sie seinen Tod lange überlebt hätten, und andererseits hat eben das Deutsche Reich als solches um diese Zeit keine Seepolitik im Mittelmeer getrieben, ebensowenig wie in der Nord- oder Ostsee.

Sie Veöeutung öer Seemacht in öer Geschichte Willg Cohn

Es ist oft von den Geschichtsschreibern bedauert worden, daß hinter der mächtig aufblühenden deutschen Hansa das Reich nicht als solches stand und mit seiner Macht die Städte beschützt hat. So waren die HanseoNe auf sich selbst angewiesen, ihre Schiffe machten weite Reisen und der Name des deutschen Kaufmanns war in der ganzen Welt angesehen und geachtet. Die Blütezeit der Hansa hat ihrem Jahrhundert das entscheidende Antlitz gegeben und die Verbindung von Bürger-sinn mit seemännischer Kühnheit und Wagelust hat ihm sein besonderes kulturelles Gepräge aufgedrückt. Daß sie verhältnismäßig schnell wieder zugrunde gehen mußte, lag daran, daß das Reich in keiner Weise erkannt hatte, was Seemacht und Seehandel für seine Entwicklung bedeutete. So hat Deutschland an der Be-herrschung der damals entdeckten neuen Welt keinen Anteil nehmen können, weil ihm die Seemacht fehlte. Portugiesen und Spanier machten sich zu Herrschern jenseits des Ozeanes, Holländer und Engländer wurden ihre Erben in der Herrschaft zur See. Für alle diese Völker trat die Schicksalsstunde in dem Augenblicke ein, in dem sie die Herrschaft gewannen bzw. verloren. Wie auf dem Lande, so war auch zur See stets eine bestimmte Macht Vormacht und in diesem ständigen Wechsel lag stets eine Gefahr für die Ruhe Europas.

Der Große Kurfürst von Brandenburg erkannte, daß es für Deutschland auch nur einen Weg zur Aufwärtsentwicklung gebe, nämlich selbst auch eine See-macht zu werden. Er ist in dieser Richtung mehrfach bei dem damaligen Kaiser vorstellig geworden, aber man wollte in Wien wenig von diesen Dingen wissen. Der Versuch des Großen Kurfürsten, selbst den roten Adler über das Meer zu senden, ist bekannt. Schöne Ansätze waren vorhanden, an vergangene Entwicklung war angeknüpft worden, manches wäre anders gekommen, hätte man auf der begennenen Bahn fortschreiten können. Aber das Verständnis für diese Dinge ging dem Nachfolger des Großen Kurfürsten ab. So konnte England auch von Holland und Frankreich nicht mehr allzusehr gestört seine Vormachtstellung zur See weiter entwickeln. Napoleon erkannte, daß der entscheidende Kampf um die Weltherrschaft, nachdem er fast ganz Europa unterworfen hatte, auf dem Meere ausgefochten werden mußte, ihn hat er nicht bestehen können. Und so zeigte auch in seinen« Wirken die Macht der See ihren entscheidenden Einfluß.

Die Demokraten von 1848 machten erneut den Versuch zu einer deutschen Reichsflotte, für kurze Zeit erschien die schwarz-rot-goldene Fahne auf dem Meere. Das klägliche Ende dieser Schiffe unter dem Hammer des Auktionators wird für immer ein schwarzes Blatt in der deutschen Geschichte bleiben. Wieder einmal war die Stunde verfehlt.

Die Anfänge der gegenwärtigen Seemacht liegen in der Begründung des NorddeutscKen Bundes und in der preußischen Flotte, die in der des Bundes auf-gegangen ist.

Auch in dem jetzigen Kriege ging es wie in allen Entscheidungskämpfen der Weltgeschichte um die Seegeltung. Doch steht das Problem heute anders. Es

handelt sich nicht mehr um die Erringung einer Hegemonie zur See, sondern um die Freiheit der Meere für alle seefahrenden Nationen, und auch die kleinsten Völker wollen ihren Anteil am großen Weltmeere haben. Was lange Iahrhunderte nicht erkannt haben, ist nun Allgemeingut geworden, nämlich daß eine staatliche Entwicklung ohne Seegeltung nicht möglich ist und daß der Verzicht auf das Wasser den Verzicht auf das Weiterschreiten bedeutet. Weil aber diese Erkenntnis fast elementar allen aufgegangen ist, muß der Ozean frei für alle sein als der große völkerverbindende Kulturweg.

Und ist diese Tatsache einmal erst verwirklicht, dann erübrigt sich auch für alle Teile die Unterhaltung einer außergewöhnlichen Seemacht, die damit in der Geschichte ihre eigentliche Aufgabe erfüllt hat, nämlich sich selbst zu überwinden.

Eugen Löwinger:

Was soll mit Saloniki geschehen?

Saloniki beherrschte, als es die zweitgrößte Handelsstadt des Balkans war, mit seinem Handel das gesamte Hinterland bis Uesküb hinauf, Mazedonien, zum Teil Serbien, das westliche Bulgarien, Rumelien und bediente vielfach auch Griechenland. Die Grossistenfirmen Salonikis, die Bankiers, wie überhaupt die ganze Handelsschaft hat es verstanden, eine Atmosphäre des Erfolges zu schaffen. Der Hafen von Saloniki wurde von Schiffen aller Nationen angelaufen. Die Dampfer der Deutschen Levantelinie hatten stets starke Ladung für Saloniki, das gleiche gilt von den Schiffen des Österreichischen Lloyd in Trieft. Die Warenlager in Saloniki waren ihrer Größe wegen, ihrer Affoktiertheit halber, weit und breit berühmt. Die Kaufmannschaft von Saloniki galt als solide, als geschäftsgewandt, als unternehmend, und die europäischen Reisenden, die mit ihren Musterkoffern Saloniki besuchten, kamen fast immer auf ihre Rechnung. Die Agenturgeschäfte, wie überhaupt in der Levante, waren zumeist in Händen von Europäern. Das direkte Geschäft, (daß also Salonikier Firmen direkt bei deutschen oder österreichischen Fabriken gekauft hätten,) war selten. Aus vielfachen Gründen zog man es vor, den Levante-Agenten zu beschäftigen, der seinerseits dafür sorgte, daß die von ibm vertretenen Fabriken und Erporteure pünktlich und sorgfältig die ihnen übertragenen Bestellungen ausführten. Die Regulierungsweise der Großfirmen in Saloniki war stets zufriedenstellend, höchst selten fanden die Akzepte oder Tratten keine Einlösung.

Bei dieser wirtschaftlichen Lage Salonikis ist es leicht zu verstehen, wenn die Begehrlichkeit der aufwachenden Balkannationen sich auf diesen Hafen richtete. Die Fama trug dazu bei, den Reichtum Salonikis in ein viel grelleres Licht zu

rucken, als es angängig war, wollte man den Wirklichkeiten nahe bleiben. Reibungen unter den Nationalitäten sind, solange Saloniki türkisch war, nicht vorgekommen. Bulgaren, Türken, Serben, Griechen wohnten friedlich beieinander. Nicht einmal der Antisemitismus zeigte sich in irgendwelchen rudimentären Ansätzen, wenngleich der Großhandel und das Bankgeschäft fast ausnahmslos in den Händen von Iuden lagen. Der französische kulturelle Einfluß war überragend, doch kam ihm der Italianismus ziemlich nahe, wobl anlehnend an das spaniolische Idiom, das im Geschäftsverkehre an der Spitze stand.

Die hier geschilderten Verhältnisse erfuhren eine radikale Änderung, als im Iahre 1912 Saloniki von den Griechen genommen wurde. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die damit einsetzten, die Rivalität Bulgariens, aber auch die Bestrebungen Serbiens, zu einem Hafen an der Aegäis zu gelangen, ließen Griechenland keine rechte Freude an dem Besitz Salonikis. Das Slawische Erpansionsbedürfnis zeitigte fortwährend politische und wirtschaftliche Differenzen und die Erschütterungen des Weltkrieges haben ihr Teil dazu beigetragen, um die wirtschaftliche Bedeutung Salonikis fast auf den Nullpunkt zu bringen.

Griechenland hat jetzt Anwandlungen, Großstaat zu werden. Es will sehr erhebliche Besitzungen in Kleinasien, es will die Mehrzahl der Inseln im östlichen Mittelmeer verschlucken. Und es will zweifelsohne Saloniki so decken, daß es der serbischen Begehrlichkeit entrückt ist. Dieser letzte Schachzug ist verständlich gegenüber der von Serbien angeregten Neutralisierung Salonikis zu dem Zmecke, um diesen Hafen den serbischen Bedürfnissen völlig dienstbar zu machen. Griechenland, das bei der Entente einen Stein im Brett hat, wie Serbien, kann zur Unterstützung seiner Pläne geltend machen, daß es im Besitze einer großen Handelsflotte ist, daß es Saloniki einer zweiten wirtschaftlichen Blütezeit entgegenführen kann, während Serbien in maritimer Beziehung eine Null ist und bis auf weiteres erst den Beweis zu erbringen hat, daß es sich wirtschaftlich so bewähren kann, wie dies Griechenland durch seine maritime und kommerzielle Tätigkeit bereits dargetan hat. Nichtsdestoweniger wird Saloniki seine Eigenschaft als Zankapfel erst dann definitiv verlieren, wenn Saloniki und ein breiter Streifen seines Hinterlandes als Freigebiet, als Freihafen erklärt wird. Das Opfer, das man dadurch den Griechen auferlegt, wird gemildert durch besondere Konzessionen, welche auf Kosten der Türkei dem griechischen Element in Kleinasien zugestanden werden.

Das wäre aber keine Lösung, die vom deutschen Standpunkte aus wünschenswert ist. Ist schon nicht daran zu denken, einen Status herbeizuführen, der dem vor dem Iahre 1912 gleicht, so wäre zu wünschen, daß Griechenland ohne serbischen Einfchlag Salonikis Beherrscher bleibe, weil, nach einer gewissen Übergangsperiode, damit gerechnet werden kann, die griechische Betriebsamkeit voll einsetzen zu sehen, was zur Folge hätte, daß Schiffahrt und Handel, Industrie und Gewerbe nach und nach wieder aufblühen würden. Der griechische Kaufmann ist in jeder Beziehung dem serbischen Handelsmann vorzuziehen,.

Daß Bulgarien bei diesen Erwägungen gänzlich ausfällt, ist bei der Konstellation in politischer und militärischer Beziehung, wie sie das Kriegsende gebracht hat, begreiflich. An eine Balkanföderation ist nicht zu denken. Das siegreiche Serbien wird sich mit dem unterlegenen Bulgarien nicht abfinden. Dagegen ist es denkbar, daß die griechisch-bulgarischen Gegensätze, soweit es deren heute noch gibt, einen Ausgleich finden. Das wäre im Interesse beider Nationen sehr zu wünschen. Die Initiative hat Griechenland. Im Interesse dieses Staates wäre es, die Balkanpolitik so zu formen, daß er das slawische Übergewicht nicht zu befürchten braucht. Diesem Ziele könnte es nahekommen, wenn es Wege einschlägt, die wirtschaftlich und politisch zu einer Annäherung mit Bulgarien führen, das in seiner gegenwärtigen Isolierung gewiß jeden Schritt in dieser Richtung mit besonderer Genugtuung begrüßen wird, schon um irgendwelche Rückendeckung zu haben gegenüber dem expansiven Serbien und gegenüber dem rachsüchtigen Rumänien, das in seiner blutigen Revanche nur zurückgehalten wird durch Rücksichten auf die allmächtige Entente.

Was die Türkei auf dem Balkan betrifft, so hat sie ausgespielt. Keinerlei Erwägungen wirtschaftlicher oder politischer Natur beschäftigen sich bei der gegenwärtigen Lösung der Balkanfragen mit dem, was die Türkei wünscht. Und dennoch kann gesagt werden, daß Saloniki und der ganze Balkan vor den Balkankriegen unter dem Einfluß des türkischen Elements auf die Höchststufe der Entwicklung gekommen war und daß von dem Augenblicke an, da der türkische Einfluß abschwächte, das Wohlgedeihen der Balkannationen auf eine schiefe Ebene gelangte. Taufende ersehnen vergeblich das Wiedereinsetzen von Verhältnissen herbei, wie sie zu Anfang dieses Iahrhunderts auf dem Balkan bestanden.

Or. N. Hansen-Berlin:

Japan unü öas Weltarbeitsproblem.

Die Stellung, die Iapan heute und in Zukunft zur internationalen Lösung des Weltarbeitsproblems einnimmt, ist für die künftige Gestaltung der Weltmarktskonkurrenz namentlich im fernen Osten außerordentlich wichtig. Schon während des Krieges, als der Zustrom europäischer Fertigfabrikate ausblieb, wurde von den japanischen Wirtschaftskreisen systematisch und gründlich darauf hingearbeitet, die günstigen Beziehungen, die sie in den Märkten Südamerikas, Südafrikas, Hinterindiens, Australiens und Chinas erwarben, zu erhalten und dauernd auszubauen. Neben dem Ausfall europäischer Produkte waren es vor allem die billigen Preise, welche den Iapanern die Erfolge erleichterten. Im Lande der aufgehenden Sonne, wo keine Streiks und Unruhen die stetige Entwickelung dss

Geschäftes gestört hatten, gibt sich der japanische Industriearbeiter jetzt noch mit Lohnsätzen zufrieden, die im Vergleich zu den heutigen Sätzen Europas und Amerikas fast märchenhaft bescheiden erscheinen.

Bei der Bedeutung des Arbeitslohnes für die Herstellungskosten der Fabrikate und für die Möglichkeit, billige Waren auf den Weltmarkt zu bringen, dürften einige neueste amtliche amerikanische und schweizerische Angaben über die wirtschaftliche Lage der Industriearbeiter Iapans von besonderem Interesse sein. Ein amerikanischer Konsulatsbericht vom März dieses Iahres zeigt klar, wie außerordentlich noch heute die Arbeitskraft des Iapaners trotz geringerer Entlohnung bei gänzlich unentwickelter sozialer Fürsorge ausgenutzt wird. Nach einer Statistik des japanischen Ministeriums vom 1. September 1918, die zitiert wird, beträgt die Arbeitszeit in den Baumwollspinnereien heute 12 Stunden. In den Seidenfabriken und Druckereien bewegt sie sich zwischen 13 und 15 Stunden. In Webereien wird 14—16 Stunden gearbeitet. In den meisten sonstigen Fabriken betrug in den Jahren 1917 und 1918 die Arbeitszeit zwischen 14—16 Stunden. Die Löhne, die inzwischen etwas gestiegen sein mögen, bewegten sich für ungelernte Arbeiter pro Tag zwischen 60—70 Sen; d. h. 2,40—2,80 Mk. Für gelernte Arbeiter wurden höchstens 1,25 Sen oder 5,— Mk. bezahlt. Der gewöhnliche Tagelöhner begnügte sich mit 55—65 Sen; d. h. 2,20—2,60 Mk. Nach den Angaben des schweizerischen Gesandtschaftsberichtes stellt sich die Schulbildung der japanischen Arbeiterschaft derartig, daß 10^ ohne Schulbildung sind. Weitere 50A, haben eine gewöhnliche Schulbildung von 4 Iahren. Vom Rest haben 30/„ 6 Iahre Schulbildung und 10/g höhere Elementarschulbildung genossen. Die letzte Volkszählung des Iahres 1912 ergab bereits 5 Millionen Arbeiter, wovon 1028 000 aus Fabrikarbeiter, 634000 auf Minenarbeiter, 60 000 auf Werftarbeiter und 3 673 000 auf Landarbeiter entfielen. Seitdem hat sich die Zahl der industriellen Arbeiter außerordentlich stark vermehrt. So ging allein im Bezirk Osaku die Zahl der industriellen Arbeiterschaft von 70 000 auf 260 000 hinauf. Die Arbeiter mit ihren Familien machen heute etwa 70—80/^, der Gesamtbevölkerung Osakus aus. Ähnlich liegen die Verhältnisse in einer ganzen Reihe anderer Industriegebiete des Landes, besonders dort, wo sich große Unternehmungen für Eisen- und Stahlproduktion, für Maschinen, Schiffbau, Baumwollwebereien niederließen. D. h. heute besitzt Iapan ein relativ gebildetes industrielles Proletariat von etwa 8—10 Millionen Menschen, das bei einer außerordentlich langen Arbeitszeit Lohnsätze fordert, die etwa — der heute in Europa gezahlten Sätze ausmachen, wobei für die Europaländer der 8 Stundentag zugrunde gelegt ist.

Als Iapan kürzlich um seine Stellungnahme zu der Aufnahme des Achtstundentages in die internationale Arbeitsordnung gelegentlich der Beratungen in Paris gefragt wurde, hat es ihm seine Zustimmung versagt. Ebenso zeigte es für die Regelung der internationalen Arbeitsbedingungen, insbesondere über die Lohnhöhe, einstweilen noch wenig Entgegenkommen. Es fragt sich auch, ob unter den

N. Hansen
Japan und öas Weltarbeitsproblem

Rückwirkungen des Waffenstillstandes und der jetzigen schwierigen Lage der japanischen Industrie und bei den gewaltigen Preisstürzen, die viele Artikel in den letzten Monaten zu verzeichnen haben, die treibhausartig emporgeschossenen Unternehmungen ihren Betrieb aufrecht erhalten könnten, wenn sie plötzlich Lohnsätze zahlen müßten, die weit über dem japanischen Standard of Life stehen.

Die zunehmende gewaltige Industrialisierung Iapans muß, da durch eine gewaltige Anhäufung der Massen in einzelnen Industriezentren und mit einer relativ guten Schulbildung der Arbeiter die Grundlagen für die Aufklärung und gewerkschaftliche Organisation gegeben sind, zwar bald zu noch nicht abzusehenden Wirkungen auf die Gestaltung des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit führen.

Aber die Differenzen namentlich bezüglich der Lohnsätze sind gegenüber Europa und Amerika heute so groß und die Ansprüche der Iapaner an das Leben so bescheiden, daß voraussichtlich noch eine ganze Spanne Aeit vergehen wird, ehe eine internationale Nivellierung eintreten kann. Wenn Iapan die gegenwärtige wirtschaftliche Krise überwinden will und sich auf die neuen Erfordernisse der Beschickung des Weltmarktes mit brauchbaren Erportartikeln erfolgreich umzustellen versteht, so wird es dafür auch die günstigen Chaneen, welche die billigen Löhne ihm heute bieten, ausnutzen. Der italienische Industriearbeiter mit seinen relativ geringen Ansprüchen und Lohnsätzen vor dem Kriege wird in Zukunft durch den noch viel bescheideneren japanischen Arbeiter ersetzt werden und Artikel zu Preisen fabrizieren, mit denen englische, amerikanische, französische, italienische und deutsche Kaufleute nicht konkurrieren können, selbst wenn sie die Preise noch so stark herabsetzen. Die Lebenshaltung, die Forderungen des Staates sind dort so unvergleichlich hoch, daß man Iapans Industrie zu Grunde richten würde, wenn man von ihr verlangen würde, sich einer internationalen Nivellierung der Lohnhöhe zu unterwerfen. Die niedrige Lohnhöhe für industrielle Beteiligung japanischer Unternehmer in Iapan, China und Korea ist die Wurzel der Kraft für Iapans künftige großindustrielle Entfaltung. So wie während des Krieges der Ausfall der europäischen Konkurrenz auf den meisten Überseemärkten Iapan anspornte, sich industriell auszudehnen und zu verselbständigen, so wird in den nächsten Iahren die niedrige Lohnhöhe ihm einen großen Vorsprung bei dem Absatz seiner Erzeugnisse auf dem Weltmarkt geben. Boraussetzung hierfür ist, daß die Qualität der japanischen Waren sich wesentlich verbessert. Die japanische Arbeit war bisher bekanntlich trotz aller Geschäftigkeit der Industrien teilweise noch recht mangelhaft. Sie läuft auch heute noch Gefahr, bei starker Konkurrenz trotz billiger Preise ins Hintertreffen zu geraten. Um dies zu verhüten, sind im Borjahr besondere Prüfungskommissionen gebildet worden, deren Aufgabe darin besteht, die auszuführenden Fertigerzeugnisse auf ihre Erportfähigkeit zu untersuchen.

Da Iapan sich einstweilen nicht zu den wichtigsten Grundsätzen der Internationalen Arbeitsverfassung bekennt, die in Paris beraten werden, so läßt sich das Weltarbeitsproblem in der gedachten Form nicht lösen. Als Land, das von

dem Kriege nur Vorteil gehabt hat, das wirtschaftlich völlig gesunden konnte und auch in Zukunft den einzelnen Staatsbürger nicht mit hohen Steuern belasten braucht, kann es bei dem billigen Standard of life seinen Arbeitern mit Minimallohnsätzen eine angemessene Lebenshaltung garantieren, die sich auch in Zukunft ganz erheblich unter dem Niveau der in Amerika und Europa zu zahlenden Beträge bewegen werden. Auch die für die nächsten Iahre zu erwartende Entwickelung der Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung wird an der Tatsache wenig ändern können, daß Iapan einstweilen vorzieht, als Außenseiter abzuwarten, wie trotzdem an der Lösung des Weltarbeitsproblems gewährleistet werden muß, weil die Massen unter dem Druck hoher Lebenshaltung, Steuern und sonstiger Lasten auf ihre Regierungen in Europa und Amerika einwirken, um sich bessere Daseinsbedingungen zu schaffen. Aus diesen Gründen wird ihm seine Außenseiterstellung auch gegenüber dem Druck des heimischen Proletariats wesentlich erleichtert

Oberlehrer Dr. P. Michaelis-Verlin:

Ein Amerikaner über Seutfchlanö.

Wer als Literarhistoriker das Leben der Völker und ihre Beziehungen zu einander verfolgt, den überfällt ein Gefühl von Wehmut, wenn er in diesen Tagen zu einer Rede greift, die im Ianuar 1912 Prof. vr, Iohn F. C o a r vom Adelphi College, Brooklyn, N. P., als Vertreter der Germanistischen Gesellschaft von Amerika, vor der Freien Studentenschaft der Universität Berlin gehalten hat:

„Die deutsche Dichtung des 19. Iahrhunderts vom Standpunkte eines Amerikaner s."*)

Mit welcher Hochachtung und Dankbarkeit blickte ein amerikanischer Professor damals auf das deutsche Geistesleben! Darum mag es gestattet sein, heute auf seine Ausführungen zurückzugreifen: Als Amerikaner fühlt er sich zwar glücklich in seinem Vaterlande; aber seine „alte Geistesheimat", Deutschland, hat er nicht vergessen; und so möchte er „dem deutschen Volke herzlich, wenngleich bescheiden, seinen freudigen Dank für deutsche Gaben und deren Anteil an seinem jungen Glück abstatten". Diesen Dank wolle man betrachten als Zeichen „seiner aufrichtigen Anhänglichkeit".

Er blickt zurück auf die ersten Iahrzehnte des 19. Iahrhunderts: „Da strahlt gleich an der Wende des Iahrhunderts ein neues Gestirn am Himmel. Es ist die

") Abgedruckt in den „Berliner Akademischen Nachrichten", Nr. 16 und 17. vom 12. und 20. Juni 1912.

hehre Menschheitsidee, welche deutsche Dichter und Denker am Ausgang des 18. Jahrhunderts als Wahrzeichen der Neuzeit haben aufflammen lassen."

Die Menschheitsidee, dargestellt im Stoffe der Gegenwart, soll den Erdensohn innig umweben, durchdringen, zum neuen Menschentum erheben. „Das ist der Sinn der deutschen Romantik, und durch die Romantik ist's zum Dichterstreben des 19. Iahrhunderts geworden." Novalis, Uhland, Kleist, Grillparzer, Lenau bewundert der amerikanische Professor, neben ihnen sodann die Dichter des Iungen Deutschland, die „zu tief vom perlenden Freiheitspokal geschlürft" hÄben, vor allem Heine. Als Dichter, die auch die große Volksmasse würdigen und besingen, verehrt er Otto Ludwig und Hebbel. —

Inzwischen ist Deutschland „zum größten Industrievolk der Welt", ist Großmacht geworden. „In Deutschlands wachsender Einigkeit und Größe erblicken wir die Gewähr für unsern Glauben an die Menschheit, ohne den wir unter der Wucht unserer eignen Probleme erliegen müßten," so spricht der amerikanische Professor im Iahre 1912.

Allerdings: er kann die Augen nicht verschließen vor den Gefahren, die im deutschen Industrialismus und im Nationalismus liegen. Trotz alledem: „Wir Amerikaner haben uns eben daran gewöhnt, in Deutschland unser Griechenland zu erblicken." Was der Amerikaner von Deutschland und Deutschlands zeitgenössischer Dichtung denkt, das faßt er zusammen mit den Worten eines Herwegh:

Zerbrich der Heimat Schneckenhaus,
Zieh mutig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerherde!
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde.
Drum wirf den Anker aus!

Das waren eines amerikanischen Prosessors Gedanken über Deutschland aus dem Iahre 1912! Der deutsche Literarhistoriker denkt daran, daß das Lob Deutschlands einst von der Französin, Frau von Staöl, in ihrem Buche „De l' .^11e> nrsßne" verkündet worden ist, daß der Brite Carlyle Goethes Namen aus diesem Buche zum ersten Male vernommen hat, und daß die Amerikaner aus Frau von StaLls Schrift zuerst etwas Gründliches über Deutschland gehört haben. Und er fragt sich, da er am Trümmerhaufen mancher Hoffnungen zu stehen wähnt: Soll das, was wir aus Versailles vernommen haben, denn wirklich wahr sein?

Heöwig Sischmann

Dr. Heöwig Kischmann:

Gin Manneswort für öie entrechteten Seutsch-
böhmen.

Wenn die Brücke von Volk zu Volk durch wilden Haß zertrümmert am Boden liegt, dann vermag vielleicht noch die Stimme des Rechts sich von Mann zu Mann den Weg zu bahnen, sortgeleitet durch das unsichtbare Fluidum einer über den Nationen schwebenden geistigen und sittlichen Gemeinschaft. Aus diesem Geist geboren ertönt der „Appell in zwölfter Stunde", den Sigmund Münz an den Präsioenten der tschecho-slowakischen Republik Th. G. Masaryk richtet, Millionen Entrechteten die zündende Gewalt seiner Sprache leihend.

Doch nein, nicht zu dem Präsidenten, der heute, umtost und vielleicht auch betäubt vom jubelnden Siegeswahn seines Volkes, droben auf dem altersgrauen Hradschin thront, sucht dieser Schrei zu dringen: dem unerschrockenen Verfechter der Menschenrechte, der einstmals selber für die geknebelte Wahrheit stritt und litt, gilt der Ruf. Für das niedergetretene Recht der Deutschen Böhmens legt der Autor flammend Berufung ein an das Gerechtigkeitsempfinden eines Mannes, der als furchtloser Kämpfer für das Opfer einer verrotteten Iustiz und des krassesten Aberglaubens in den Tagen des berüchtigten Polnaer Ritualmordprozesses sich dem Wahrheitsstreiter Voltaire würdig zur Seite gestellt hatte. Unter dem verhüllenden Präsidentenmantel sucht er den alten vorurteilslosen, freidenkenden Geist zu erspähen oder wiederzuerwecken.

Der hohe Rat der Vier hatte noch nicht mit seinem priesterlichen Segen das Todesurteil über die Deutschen der Sudetenländer sanktioniert, als dieser Appell hinaustönte; aber kaeto war es bereits vollstreckt und des ehemaligen Rechtsstreiters Masaryk Botschaft an die Nationalversammlung hatte wie diese selbst über Millionen Deutscher als über „herrenloses Gut" verfügt, hatte sie im glorreichen Zeitalter der Selbstbestimmung unbefragt an den neuen tschecho-slowakischen Staat gekoppelt. Mit scharfer Feder kontrastiert Münz den Masaryk von einst und von heute, den Schüler Tolstois und den geistigen Generalissimus der tschecho- slowakischen Legion, den von pazifistischen und kosmopolitischen Ideen erfüllten Ethiker und den mit spitzfindigen Theorien Unrecht in Recht verkehrenden und sich in verdächtigenden Hasseswörten und -taten gegen das neue, ja gegen das zukünftige Deutsehland gefallenden Präsidenten. Mit unerbittlicher Ironie wird die Berufung auf die historischen Ansprüche des Tschechenstaates auf Deutschböhmen in all ihrer Nichtigkeit abgetan, als ein Argument, das ebenso seltsam im Munde von Revolutionären sich ausnimmt, wie ihm im gleichen Atemzug

durch die Loslösung der slowakischen Gebiete aus dem historischen Zusammenhang Ungarns, der Tiroler aus demjenige i Deutschösterreichs widersprochen wirv.

Aber die deutschböhmische Frage muß noch von einem höher n Gesichtspunkt aus betrachtet werden, sie ist ein Teil der deutschösterreichischen, der deutschen Frage. Hier begegnet sich die krankhafte Angst der Franzosen vor einem jemals wiedererstarkenden Deutschland mit dem Großenwahn des tschecho-slowakischen Staates, der stärker erscheinen mochte, als er in Wahrheit ist.

Als diese Schrift hinausgesandt wurde, da glaubte man noch allgemein, daß Deutschösterreich vor die Zwangsalternative gestellt würde: hier Anschluß an Deutschland und völlige Vernichtung, dort Verzicht auf die Vereinigung und erträgliche Lebensbedingungen. Heute wissen wir, daß die milde Einsicht der Entente den Deutschen Osterreichs diesen Gewissenskonflikt erspart bat in der Erwägung, daß zwei völlig zu Krüppeln geschlagene Staaten auch im Zusammenschluß keinen gesunden, lebenskräftigen Staatskörper bilden können. In der Zeit aber, da man Deutschösterreich vor diese Entscheidung gestellt glaubte, weist Münz den Gedanken einer Vorzugsbehandlung Deutschösterreichs weit von sich und tritt unbedingt für den Anschluß an das deutsche Reich als einer Naturnotwendigkeit ein, aus der Verschiedenheit der deutschen Stämme das Erstehen einer barmonisch sich ergänzenden Einheit erhoffend. Doch eben darum kann Deutschösterreich seiner deutschböhmischen Söhne, „der besten Deutschen in Osterreich, des Kopfes und des Herzens unseres Deutschtums" nicht entraten, während sie dem tschecho-slowakischen Staat unbefragt angegliedert eine ewig drohende Irredenta, eine schwärende Wunde im Herzen Europas bedeuten würden. Das gleiche Interesse der Slawen wie der Deutschen erfordert aber die friedliche Zusammenarbeit dieser Völker zur Bekämpfung der gemeinsamen Bolschewistengefahr, zum Wiederaufbau des zerrütteten Zentraleuropas.

Noch einmal in zwölfter Stunde an die einstmals hochgehaltenen Ideale der Freiheit und Gerechtigkeit appellierend, schließt Münz seine tief eindrucksvolle Mahnung an den Präsidenten der tschecho-slowcikischen Republik: „Darum fordere ich Gerechtigkeit für die Deutschen Böbmens. Und Gerechtigkeit ist Selbstbestimmung."

Dürfen wir hoffen, daß sein Wort noch Gehör findet? Schon holt die Weltenuhr zum zwölften Schlage aus, der Zeiger rückt — bald ist die Schicksalsstunde unwiederbringlich entschwunden. Dann wehe den Völkern Europas, den Siegern wie den Besiegten!

Hans Brecht:
Revolution unö Gegenrevolution.

Die Revolution, so hort man oft sagen, sei vornehmlich ein Werk der Iug?nd. Zwar waren Danton und Robespierre, Lenin und Liebknecht nicht mehr jung, als sie, mehr oder weniger von Idealen beseelt, den alten morschen Bau des Staates zertrümmern halfen, wohl aber die Mehrzahl derjenigen, die ausübende Organe eines höheren Willens waren. Man erinnere sich der Märzkämpfer von 1848 oder der russischen Revolutionäre, der vorletzten (Moskauer) und letzten großen Revolution: hier kämpften selbst Studenten, also Vertreter der Iugend, während ihre Mitkämpfer, Arbeiter und Proletarier, aus begreiflichen Gründen prozentual am stärksten vertreten waren und die Altersstufen dieses vierten Standes jedenfalls höhere waren.

Die weitaus größte Zahl der Revolutionäre, so hört man weiter, die in jungen Iahren für Reeht, Freiheit und Gleichheit kämpften, sie würden in gesetzterem Alter die musterhaftesten Staatsbürger liberalster Gesinnung, gelegentlich ihrer Sturm- und Drangjahre als Iahre der Unreife lächelnd und huldvoll erwähnend. In der Tat, bei vielen, nur allzuvielen vollzieht sich diese Wandlung! Philisterleben, Behäbigkeit, Ehe, „realer Sinn", Kampfmüdigkeit, Trägheit, Lust an den Verhältnissen, wie sie einmal gegeben sind, gleich, ob gut oder schlecht, zeitgemäß, reaktionär oder überlebt — all diese Faktoren sind kaltherzige Verräter an den Idealen einer ritterlichen, aufopfernden Iugend.

Man wird entgegnen, diese Wandlung in Gesinnung und Denkart erscheine begreiflich: habe der Revolutionär sein Ziel erreicht, so höre er auf, ein „Empörer" zu sein und realisiere seine Ideale im wirklichen Leben. Die historischen Begebenheiten haben jedoch bewiesen, daß die Früchte der Revolution, die das Volk ernten sollte, nicht immer reif in seinen Schoß fielen, sondern ihm vorenthalten wurden, verkümmerten oder in unrechte Hände gelangten. Die Feinde des Fortschritts hingegen errangen durch Ränkespiel, Gesinnungsmaskerade und scheinbare Konzessionen von neuem Macht, und das Volk, ihr Opfertier, verblendet durch solcherlei Machenschaften, ließ sanft sich einschläfern durch Phrasen und Worte, bis eines Tages der alte „Rechtszustand" mit Feierlichkeit sanktifiziert wird.

Die Errungenschaften der Revolution, die ich schon oft und m't emer gewissen Befriedigung festgestellt habe, sind auch bei uns, der eben erst neu gegründeten Republik, schon so gesichert, daß sie Gewähr böten für das erwachende Zeitalter, die erwachende Zeitjugend der goldenen Freiheit. Der Patriotismus von 1813 bot der Kamarilla (Stein, Scharnhorst, Hardenberg) die erste Gelegenheit, an die Verwirklichung ihrer militaristisch-imperialistischen Träume zu gehen. Und war auch zunächst an die Gründung eines Imperiums nach napo-

leonischem Vorbild nicht zu denken — es genügte diesen von Grund aus reaktionären Männern, das wiedergeborene Deutschland in das System der Unfreiheit, Versklavung und Entrechtung zu zwängen, so sehr ihre Verdienste um die Befreiung Deutschlands von fremdländischem Ioche anerkannt und gewürdigt werden müssen. Wer dachte damals an eine sozialistische Republik? Und welcher deutsche König hat es nachmals verstanden, sich Liebe und Treue seines Volkes durch gute Werke, soziale Forderung der Arbeiterklasse und Vermeidung unnötiger, ich möchte sagen, persönlicher Kriege zu erringen? Lob und Dank des Volkes, von denen die Geschichtsbücher der Vergangenheit widerhallen, sie wurden den Herrschern ja nur von denen gezollt, die ein Interesse an der „vaterländischen Bewegung" hatten, deren Existenz viel von dem Gelingen annexionistischer Pläne abhing!
Es wäre müßig, die Entwicklung des Imperiums Deutschland bis zum Ausbruche der großen Revolution zu verfolgen: sie ist Tatsache und jedem Wissenden bekannt. Hier soll lediglich auf Grund historischer Begebenheiten wie auf Grund des deutschen Volkscharakters auf die Möglichkeit und Gefahren einer Gegenrevolution hingewiesen werden.
Die Märzrevolution von 1848 brachte Friedrich Wilhelm IV. zwar in eine bedrängte Lage und zwang ihn, dem Volk einige Konzessionen zu machen, was aber erblühte daraus dem Volke Wesentliches, ich meine Freiheit, Gleichheit der Tüchtigen und Gleichheil der Untüchtigen (was heißt: diejenigen, denen unverhofft und unverdient Glücksgüter in den Schoß fallen, deren Untüchtigkeit, Minderwertigkeit, Degeneration sie aber nicht dazu befähigt und geeignet macht, den größeren Teil dieser Glücksgüter wieder zum Wohle des Ganzen zu verwerten, diese Untüchtigen müssen sozialistisch, pekuniär und wirtschaftlich mit denen, die ihresgleichen sind, aber weniger „Glück" haben, auf dieselbe Stufe gestellt werden; so merkwürdig dieser Gedanke zunächst erscheint, er läßt sich durch entsprechende Maßnahmen von feiten einer streng sozialistischen Regierung zur Ausführung bringen), Aufteilung des Kapitals unter die Gesunden, Starken, Strebenden, aber durch die Ungerechtigkeit und Unsinnigkeit der damaligen Gesellschaftsordnung Unterdrückten, Getretenen, Übersehenen; wo blieben die Winde, die frischen und brausenden, die immer einen neuen Frühling künden — den Völkerfrühling, die Auferstehung der vergessenen Gerechtigkeit, die groß? Menschheitsversöhnuug, oder, in einem schönen Wort: der Triumph des Lichts? Als vollends der Krieg 1879/71 Deutschland den Sieg bescherte und Wilhelm I. in Versailles zum Kaiser ausgerufen wurde, da war der Gedanke einer sozialistischen Republik noch in weite Ferne gerückt, der s ch e i n b a r e Aufstieg Deutschlands begann! Denn Deutschland war „nationalistisch" und sah nicht die Heraufkunft der Demokratie, des Sozialismus, der rings im Auslande immer siegreicher durchdrang, ja zu einem überwältigenden Machtfaktor in der ganzen zivilisierten Welt — außer Deutschland! — werden mußte. Und das deutsche Phlegma, die verderbliche deutsche Langmut, die wir einmal von Grund aus verurteilen müssen — dieser Geist der

Schwere hat es zuwege gebracht, daß unser vielgeschmähtes deutsches Volk mehr als ein Iahrhundert willig die Sklavenketten trug, daß es unglaublich reaktionär, einfältig und verächtlich blieb vor denen, die Fortschritt, Bildung und Freiheit auf Höhen der Kultur geführt hatte, die Deutschland erst in Iahrzehnten erreichen wird. Das Gift der Vergangenheit, wenn ich so sagen darf, es zehrt noch an Tausenden deutscher Seelen, es macht viele von uns unfähig, die tausend Hoff-nungen und den kommenden Segen, die Kinder dieser großen Revolution sind, auch so nur zu begreifen, wie es zum äußersten Verständnis dringend nottut. Das Gift der Vergangenheit — ich fürchte, es wird stärker sein als der feurige Wein der Freiheit, der junge Herzen höher schlagen ließ und zu Taten anspornte, deren heldische Kraft das Lob aller kommenden Geschlechter verdient. Die Herrschsucht vieler Deutschen, nur leidlich im Zaum gehalten durch den Firnis sogenannter Kultur und mühsam erworbener Verstandesbildung, Triumphe feiernd in dem, was wir verächtlich Militarismus nennen, sie ist in Wahrheit die geheime Trieb-feder der Gegenrevolution, die zu bekämpfen wir uns nunmehr zur heiligsten Pflicht machen wollen! Diese stolzen, diese typischen Tyrannen im modernen Gewande, deren oberster Gott der „Casar" war - halten sie im Grunde auch nur den bescheidensten Vergleich mit den Römern oder Griechen aus? Nichts wüßte ich, was ihre Aspirationen auf ein Imperium, auf ein Alldeutschland unter dem Zwange eines allgewaltigen Monarchen, eines foreierten „Herrenmenschen" recht-fertigen könnte. Und so sehen wir, daß dieses Schauspiel eines brutalen Ringens um Macht und Größe ein unwürdiges und verwerfliches ist, uiwürdig vor der Humanität des 20. Iahrhunderts, verwerflich vor den Augen der Menschheits-freunde, der wahren Intelligenz, der Kampferprobten und wahrhaft Tüchtigen.
Gegenrevolution! Immer frecher erhebt sie ihr Haupt; immer gefährlicher wird sie der sozialistischen Republik — so zürnte die sozialistische Presse. Rechts-stehende Demokraten, die dem Sozialismus nicht ganz abgeneigt sind, erklärten mir, auch ein Scheidemann und Noske seien letzten Endes gezwungen, reaktionär zu werden. Wie seien sie sonst in der Lage, Aufruhr, Streiks und Bruderkriege zu unterdrücken? Sie vergessen, daß auch ein sozialistischer Staat diktatorische Gewalt ausüben darf und muß, nicht aber, um der Reaktion Tür und Tor zu öffnen, sondern um die Gegenrevolution mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken, um Sicherheitsfunktionen zu verrichten und eine strenge polizeiliche Überwachung über das noch unsichere, schwankende Volksganze während der Übergangszeit durchzuführen. Sobald der sozialistische Staat fest und gesichert dasteht, hören diese Zwangsmaßregeln auf und der Freiheit leuchtendes Rot verkündet die neue Zeit.
Der Charakter der Gegenrevolution ist nicht unbedingt ein kriegerischer! Ein stilles, aber beharrliches Arbeiten hinter verschlossenen Türen, ein Sich-Häufen neuer „Verfügungen", deren Endzweck eine immer ausgedehntere und gefährlichere Beschränkung der Freiheit des Volkes ist, ein stillschweigendes (und später un-

verhohlenes) Begünstigen reaktionärer Elemente — genug! Wir sehen, wir fühlen, wir nehmen wahr, wir wissen, daß es so ist, und uns fehlen die Machtmittel, es anders zu gestalten. In Wort und Schrift wirken freie Geister, aber Versammlungs-verbote ziehen engste Grenzen.

Intelligenz — ich denke unwillkürlich an unsere Studentenschaft, die js auf Grund ihres Wissens zu den höchsten Hoffnungen berechtigt. Wer aber unter ihr gelebt hat, wer die Hörsäle besuchte und persönlich mit Akademikern verkehrte, der weiß auch, ein wie lächerlich geringer Prozentsatz wirklich sozialistisch fühlt und denkt! Weiß, daß von 100 wenigstens 90 Söhne wohlhabender und folglich (in Deutschland „folglich") konservativ oder liberal gesinnter Eltern sind, und weiß, daß die Hochschulen selbst und ihre „Lehrmeister der Tugend" nichts weniger als sozialistisch sind. Ein äußerst schlau erklügeltes System zur „nationalen" Erziehung der heranreifenden Iugend, ein beständiges bewußtes Übergehen der sozialen Frage — so w a r es doch, so i st es doch noch heut! Und wie schon der Knabe in der Schule um den wahren und echten Begriff des Fort-schritts betrogen wird — ich glaube, es beginnt endlich zu dämmern, man schreibt die Geschichte nun und beseitigt die vielen und groben Fälschungen, die unter dem alten Regime eine Selbstverständlichkeit waren; man beginnt endlich mit einer sozialistischen Reform der Schule und Universität, denn geschähe es nicht, dann sollte, von neuem und ernster denn je, die Revolution der Schule sich vollziehen; dan.i sollten Männer mit eisernem Willen die Zwingburgen des Geistes brechen und den Sozialismus befehlen, damit andere gehorchen können. Man sage nicht, dies sei Freiheitsbeschränkung und widerspreche den Lehren des Sozialismus: es ist ein Mittel zum Zweck, und der Zweck ist edel! Wenn ich vor die Wahl gestellt würde, entweder tausend Menschen zu opfern und mit diesem Opfer — sei es auch ein Blutopfer — Millionen glücklich zu machen, oder diesen tausend Schädlingen das Leben zu lassen und damit unzählige andere un-glücklich zu machen, so hielte ich es in diesem Falle unbedingt für meine sittliche Pflicht, das Opfer der tausend zu vollziehen. Ist also, wie im gesegneten Deutschland, ein erheblicher, über Macht und Geld verfügender Teil des Volkes nicht sozialistisch, dann sind, sobald der Aufstand der Entrechteten den Sieg verspricht, alle Mittel zur Niederwerfung der Gegen-revolution geboten und erlaubt. Und ob in Zukunft der Kampf um die Macht nur mit geistigen Waffen geführt werden wird? Wer wünscht es nicht aufrichtig? Und wer kennt nicht gleichzeitig die menschliche Natur und ihre Schwächen, wer zweifelt nicht füglich an einem politischen Kampf mit idealen Mitteln?

Ruöolf Schick, Berlin:
^enin, öer Utopist.
In einer heute wieder sehr lesenswerten Abhandlung über „die Bedeutung der Illusionen für Politik und soziales Leben" (Fischer, Iena 1904) führt Georg Adler aus, daß neue Fortschritte in der Sozialpolitik gewöhnlich durch Massenbewegungen angeregt werden, die nur unter Schein- und Täuschung zustande kommen, indem die Köpfe der Menge durch Illusionen erhitzt werden. So werden die Ideale, die solchen Massenbewegungen als Siel vorschweben, in der Regel ein irrationales, der objektiven Kritik nicht stand haltendes Element in sich aufgenommen haben. Aber die Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit der Idee kann nicht als das Entscheidende für unser Urteil angesehen werden, da die Idee selber ja in Wirklichkeit nie realisiert wird, vielmehr Mittel zum Zwecke der Organisation der Massen ist; sondern das Entscheidende ist das positive Ergebnis der durch die Ideen vermittelten Bewegung: ob nämlich das Leben der Nation in der durch sozialpolitische Illusionen gebildeten Atmosphäre geoei oder ob es darin verdorrt — ob, mit anderen Worten, die illusionären Ideen in: Endresultate zu positiven Schöpfungen höherer Kultur führen oder aber nur die Köpfe verwirren und gesunde Keime zerstören.
Kommunistische Ideen hat man wiederholt in's Leben umzusetzen versucht. In England hat 1838—1840 der Chartismus Tausende von Arbeitern zur sozialrevolutionären Arbeit geführt und wenig früher setzte die kommunistische Agitation Robert Owens ein, der mit höchstem ethischen Pathos die Übernahme der gesamten Produktion durch die Gemeinden forderte, wo durch die gemeinsame achtstündige Arbeit angeblich Überfluß an allen Gütern geschaffen werden sollte. Owen hatte die Begründung von genossenschaftlich eingerichteten Gemeinden ^oinillunitios) von etwa 4000 Seelen vorgeschlagen, in welchen durch die Produktion der Arbeiter ihr Konsum gedeckt werden sollte. Versuche, die Owen mit eigenen Mitteln anstellte, brachen kläglich zusammen — und übrig blieb als allerdings sehr bedeutsamer Rest der Konsumvereinsgedanke.
Ist der Bolschewismus eine Illusion der Massen? Nach den Angaben der „Iswestija" (Nr. 64 vom 25. 3. 1919) gibt es nur 313 766 eingetragene bolschewistische Parteimitglieder, von welchen aber nur wenig mehr als 250 000 auf das eigentliche Sowjet-Rußland entfallen. Anderthalb Zehntel Prozent beherrschen also die Bevölkerung eines 170-Millionenstaotes. Eine Massen-Illusion ist der Bolschewismus nicht.
Bleibt nur die Annahme übrig, daß Lenin und einige Anhänger den Kommunismus verwirklicht haben und die Anderen aus egoistischen Gründen, z. B. um bei Verteilung der Nahrungsmittel nicht übergangen zu werden oder um sich

der Rache der offiziellen Machthaber nicht auszusetzen, mitlaufen. Damit allein aber ist Lenins Vorgehen als utopistisch erwiesen, denn er will nicht mehr und nicht weniger als den gewalttätigen Umbau einer der größten Wirtschaftsgesellschaften, deren Glieder in ihrer großen Mehrzahl ihm widerstrebend folgen.

Die Einführung des Sozialismus auf dem Lande sollte durch produktiv-konsumierende Kommunen — also nach dem alten Owen'schen Rezept — vorgenommen werden. Aber die Bauern gingen nicht mit. Dimitry Gawronsky schildert in seiner „Bilanz des russischen Bolschewismus", wie langsam die Bildung dieser Kommunen vor sich ging. In den Gouvernements Wladimir und Saratoff gibt es je drei, in Tammboff und Witebsk 24 bezw. 31 Kommunen von etwa 3000 Mitgliedern. Dabei zählt die Bevölkerung jedes dieser Gebiete nach Millionen. Aber auch diese bescheidene Entwicklung konnte nur durch Vergünstigungen, vor allem durch Zuweisung von mehr Land, als die einzelnen Mitglieder bewirtschaften können, erzielt werden. Die Folge ist Heranziehung von Lohnarbeit, d. h. die Schaffung künstlicher Latifundien, durch welche die um sie herumwohnende Landbevölkerung nach dem System der Lohnarbeit ausgebeutet wird (Arbeitswille vom 8. 10. 18). Die „Stimme des ländlichen Arbeiters" vom 13. 10. 18 schreibt: „Die Möglichkeit der Spekulation verleitet die Mitglieder der Kommunen gegenwärtig die Produktion ihrer Landwirtschaft zu den räuberischen Marktpreisen abzusetzen. Sie hüten sich, ihre Erzeugnisse an die Proviantämter zu Richtpreisen freiwillig abzuliefern." Das hat wenig Ähnlichkeit mit der Schaffung sozialistischer Keimzellen. Liest man allerdings die Dekrete, so müßte man glauben, daß das sozialistische Himmelreich in ihnen verwirklicht ist.

Auch die kommunistische Umgestaltung der Industrie hat versagt.

Gawronsky schreibt darüber: „Als die Bolschewiki gezwungen waren, die Industrie „auf einer neuen Basis" zu organisieren, konnten sie auch hier nichts anderes tun, als zu ihrem bewährten Mittel der „Schöpfung der Massen" zu greifen. Die Arbeiterkontrolle wurde eingeführt; d. h. die einzelnen Unternehmungen wurden unter die Aufsicht der Fabrikkomitees der Arbeiter dieser u.,.ernehmungen gestellt. Ein Iahr ist vergangen — und die Vertreter der Staatskontrolle behaupten, daß die Arbeiterkontrolle völlig ausgeartet sei. Sie sei die „Eigentümerin der Unternehmung, nicht eine bloße Kontrolle" geworden. (Arbeitswille vom 15. 10.1918.) Der eine Besitzer, der Fabrikant, wurde durch eine Gruppe von Besitzern ersetzt. Daß dabei aber die ganze Produktion nicht zum Nutzen des Staates gedeiht und auch nicht gedeihen kann, daß sie vielmehr zu seinem direkten Schaden, d. h. zum Schaden der breitesten Massen des werktätigen Volkes ausschlägt, das erkennt man schon aus folgendem: In der ganzen Metallindustrie beanspruchte schon im Sommer dieses Iahres der Lohn der Arbeiter und Angestellten 105 Prozent des Bruttowertes der Produktion (Handels- und Industrie-Zeitung Nr. 40).

Für eine ganze Gruppe von Fabriken wurde festgestellt, daß die ganze von ihr hergestellte Ware den Wert von 70 Prozent des Betriebskapitals nicht übersteige.

(Nachrichten des Höchsten Rates der Volkswirtschaft Nr. 1.) In aller Erinnerung ist noch die Tatsache, die Sinowiew auf einer Plenarsitzung des Petersburger Sowjets mitgeteilt hat. Die Putilowsche Fabrik erhielt für eine bestimmte Zeit 96 Millionen Rubel Staatsunterstützung; davon wurden 66 Millionen als Arbeitslohn verbraucht, während der Gesamtwert der Produktion noch nicht die Summe von 15 Millionen erreichte! Hierin liegt eben das Wesen der Sache: die ganze Industrie der Sowjet-Republik, sofern sie überhaupt noch besteht, hält sich ausschließlich mit Hilfe staatlicher Unterstützung, aber der Gesamtwert ihrer Produktion beträgt nicht einmal die Hälfte des Betrages dieser Unterstützung."

Der Bankerott der kommunistischen Utopie ist vollständig. Lenin ist heute genötigt, die Rezepte für den Wiederaufbau der russischen Wirtschaft aus der Herenküche des Kapitalismus zu holen. Heute, in der Zeit des vollendeten Chaos, erinnert er sich, daß es mal so etwas wie eine geordnete Wirtschaft gab, in der der Wettbewerb um das größere Einkommen die Arbeit aller Glieder der Gesellschaftswirtschaft stachelte und dieses Einkommen in festem Verhältnis zu den Erträgen der Arbeit stand. So fordert er denn in seinem Bericht „Über die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht" Maßnahmen zur Erhöhung der Arbeitsdisziplin und Produktivität, Unterstützung der gewerkschaftlichen Bestrebungen, die Einführung des Akkordlohnes und des Taylor-Systems, die Anpassung der Löhne an die Arbeitsergebnisse und die Organisation des Wettbewerbs zwischen den Produktiv- und Konsum-Kommunen. Am sonderbarsten mutet in diesem Programm der Schrei nach dem Taylor-System den an, der Einblick in technische Arbeit hat. Aber auch der Laie sollte heute, nach zahllosen Erklärungen dieses Systems, einsehen, daß seine Einführung in einer völlig aus den Fugen gegangenen Fabrikation unmöglich ist. Schon aus der Entwicklung des Taylor-Systems sollte das für jeden Einsichtigen folgen. Es ist als Krönung, sozusagen als letzter Fortschritt der kapitalistischen Fabrikation gedacht. Ist diese zerschlagen — und sie ist's sicher in Rußland — so fehlt dem Taylor-System die entscheidende Voraussetzung.

Nichts kennzeichnet den Geisteszustand Lenins besser als der Wechsel in seinen Ansichten über das Tempo der kommunistischen Evolution. Ursprünglich wollte er seinen Hauptsatz „Alles gehört Allen" sofort in die Praris überführen. Heute sagt er in seinem Berichte: „Nicht Wochen, versteht sich, sondern lange Monate und Iahre sind nötig, damit die neue Gesellschaftsklasse, und dabei eine bisher unterdrückte, durch Not und Unwissenheit bedrängte Klasse sich der neuen Lage anpassen, sich umsehen, ihre Arbeit einrichten und ihre Organisatoren hervorbringen kann. Es ist verständlich, daß bei der das revolutionäre Proletariat leitenden Partei sich die Erfahrung und die Routine der großen, auf Millionen und abermals Millionen von Bürgern berechneten Organisationseinrichtungen nicht bilden konnten, und daß die Umarbeitung der alten, fast ausschließlich agitatorischen Gewohnheiten eine sehr langwierige Sache ist. Aber Unmögliches hierbei gibt

es nicht, und haben wir erst die klare Erkenntnis der Notwendigkeit der Veränderung, die feste Entschlossenheit, sie zu verwirklichen, die Ausdauer bei der Verfolgung des großen und schwierigen Zieles, — so werden wir sie verwirklichen. An Organisationstalent ist im „Volke", d. h. unter den Arbeitern und der fremde Arbeit nicht ausbeutenden Bauern, eine Menge vorhanden; sie sind zu Tausenden von dem Kapital erdrückt, zugrunde gerichtet und fortgeworfen; sie zu finden, zu ermutigen, auf die Füße zu stellen, hervorzutun — verstehen wir noch nicht. Aber wir werden es erlernen, wenn wir — mit dem ganzen revolutionären Enthusiasmus, ohne welchen es keine siegreichen Revolutionen gibt — an dieses Erlernen herangehen werden."

Er will also die Regierungskunst durch eigene Erfahrung, durch eigene Fehler lernen. Daß es früher schon so etwas wie eine Regierungstätigkeit gab, ist ihm, scheint's, entfallen. Man mag dieses frübere Regieren für falsch halten — daß es Ordnung hielt und alle nährte, wird auch der wütendste Kommunist nicht bestreiten können. Ebensowenig, daß — mindestens für die Übergangszeit — allerhand von ihm zu lernen wäre.

Owens Utopie, die ich eingangs erwähnte, war aufbauende Sozial-Ethik. Aus ihr entsprang eine fruchtbare kulturfördernde Illusionierung der lohnarbei>° tenden Massen, namentlich ihrer Führer. Brentano, der Geschichtsschreiber des Chartismus, hat ausdrücklich bezeugt, daß in der großen Zeit der englischen Gewerkvereine, nach der Mitte des neunzehnten Iahrhunderts, die einflußreichsten Leiter und die beredtesten Agitatoren der Trade-Unions Oweniten gewesen sind. „Aber der Unterschied gegen die dreißiger Iahre war der, daß diese Ideen den Charakter von Idealen, von „Sonntagsideen" angenommen hatten, denen man wie süßen Träumen an ein besseres Ienseits sich hingab, während man an Werktagen äußerst opportunistisch seine Politik den gegebenen Verhältnissen des Augenblicks anpaßte." Mehr noch: Die englische Konsumvereinsbewegung ist das positiv«.- Ergebnis der Owen'schen Lehre und Agitation gewesen. An ihr ist der Nutzen produktiver Illusionen zu erweisen, die den von ihnen Hypnotisierten das Herz zu fröhlicher Tat schwellen, ohne sie blind gegen soziale Reformtätigkeit praktischer Art zu machen.

Was wird vom Bolschewismus übrig bleiben?

In einer ausgezeichneten Arbeit „Der Bolschewismus als Konsequenz des Marrismus" hat Fritz Gerlich gezeigt, daß der Marrismus die in's Materialistische übertragene Prophezeiung des tausendjährigen Reiches ist, das vom Heiland Proletariat heraufgeführt werden soll. Aus diesem chiliastischen Charakter schöpft der Marrismus die Lehre von der kommenden Glückseligkeit der Menschen in, Diesseits und gewinnt damit viele, die „mühselig und beladen" sind. Um dieser Lehre willen findet er auch die Sympathien der Mitfühlenden, der „Ideologen der Bourgeoisie", die dem Proletariat seit Iahrzehnten Führerdienste leisten zu müssen glauben. Denn daß die anderen Staats- und Soziallehren eigentlich erst

der richtige Boden fur diese Tätigkeit der praktischen Hebung des Proletariats — der Gewerkschafts-, Konsumvereins-, der Bildungs- und sonstigen Arbeit — sind, wissen diese Mitfühlenden ebensowenig wie die Tatsache, daß der marristische Chiliasmus nie etwas anderes sein kann als der Todfeind dieser ihrer Arbeit. Denn der marxistische Chiliasmus muß die menschliche Kultur zerstören." Erst nach Austilgung des Kapitalismus „kommt der Heiland Proletariat, uns die Seligkeit zu bringen — oder es kommt der Moment, wo die Wirklichkeit, d. h. die Unveränderlichkeit der menschlichen Natur mit ihrem Bösen im Triebleben ^ auch die Schwärmer vor sich selbst als Wahngläubige entlarvt und ihnen dann die Kraft des Handelns, nämlich ihren Glauben bricht".

Für Lenin ist die Stunde des Aufwachens gekommen. Und seine heutigen Forderungen zeigen, daß er aus dem Chaos, das er — gewiß gutgläubig — angerichtet hat, keinen anderen Ausweg weiß als die Rückkebr zu den Hilfsmitteln des Kapitalismus.

Bill van Sgk:

Hinter öen Vergen üort wohnt öas Glück!

Wie über ein reiches in Blüte und Saatenschmuck stehendes Ackerland ein eisiger Frostwind fährt und alles, was im Tagesschweiße und Fron aufgebaut wurde, in einer Nacht vernichtet, so hat die tötende Faust des Krieges aus einem Lande Mark und Saft gezogen und seine Bewohner in Elend und Not hineingeworfen, aus der es kein Entrinnen gibt. Aus dessen harter unbarmherziger Faust kein Mitleid und kein Iammern löst, was tief im Grunde des Gestehens schläft und was aus der eisernen Notwendigkeit heraus kommen mußte.

Wenn der Hof des Bauern zu klein wird für die sieben Söhne, die ihm sein Weib geboren hat, so beruft der Vater sie zusammen und sagt ihnen: „Der Hof Eurer Väter ist zu klein für alle geworden. Der Aelteste bleibt hier und führt ihn weiter, so war es seit Alters her Brauch. Ihr anderen Iungen Ihr zieht hinaus in die Welt und baut Euch Euer Nest, wo Ihr wollt: der eine da, der andere dort. So will es das Gesetz der Natur. Groß ist die Erde und bietet Raum für alle."

So sagt der Vater und die Söhne folgen ihm.

Und wenn in einem Lande der Boden zu klein und arm geworden ist, um seine Kinder zu ernähren, so gibt es nur noch eins: Groß ist die Erde und viel sind der Striche, die weder Pflug noch Hacke gefühlt. Wohlan, für uns, die wir hier liegen und unsere Hände rasten lassen müssen — auch für uns gibt es noch Plätze

unter der Sonne, die auf uns warten. Die dem, der reinen Herzens und fleißiger Hände voll hineingreift in das Erdreich, hundertfältig zurückgibt, wonach er sich sehnt: neue Heimat — neues Glück — und neue Zukunft.
Saget nicht, wir wollen unsere Söhne und Enkel nicht hergeben! Wir wollen nicht, daß ein anderes Land die Früchte erntet, die wir als Samenkörner in die Herzen der unsrigen gelegt haben. — Ueber alles steht der Schrei des egoistischen Tieres, das nach Nahrung und Leben ruft und dessen Seele nach Heimat schreit. Nach Heimat selbst gebaut und selbst gehörig — denn die Heimat ist ja so klein. Sie reicht nicht viel weiter, als der Blick schaut, und sie ist da, wo der Herd steht — da, wo die Wiege des Kindes schaukelt, und da, wo das Weib den Mann nach harter Tagesarbeit erwartet. — Sei es im Norden Afrikas — sei es in Australiens noch jungfräulicher Erde — sei es in Kanada, wo Heimatlose neues Arbeitsglück und neue Heimat gefunden haben, oder auch in Mesopotamien — überall wertet der Boden der fleißigen Hände.
Mutter Germania kann ihre Kinder nicht mehr ernähren, und wenn sie nach gütiger Mutter Weise auch noch immer das Verlangen nach Brot und Arbeit mit gütigen und auch harten Worten zu stillen versucht und ihnen von Tag zu Tag Besserung verspricht, so kommt doch einmal der Tag, wo ihre Kinder ihr nicht mehr glauben werden, sondern selbst hinausdrängen, selbst sich ihren Weg suchen wollen und eins nach dem anderen ihren haltenden Händen entgleiten.
Fünf Iahre haben die Hände von Millionen gefeiert oder waren mit der Arbeit der Zerstörung beauftragt. Fünf Iahre hat der Boden des Landes sein Letztes hergegeben und ist arm und schwach geworden. Fünf Iahre haben die Hände sich der Arbeit entwöhnt. Da war es vorbei: Eng aneinander gedrängt beherbergt die große Stadt die Hungernden nicht nur nach Speise und Trank des Leibes, auch der Seele. Wohl hat der eine oder andere den Menschen Arbeit gegeben. Aber Arbeit, die an einem Ende gefertigt und am anderen wieder zerstört wurde. Aber die Menschen wollen keine Arbeit um der Arbeit willen — sie wollen schaffen.
Sie wollen Werte aufbauen, die da stehen und für ihre Arbeit zeugen, und wollen sagen können, wenn der Feierabend kommt — beute war's wieder etwas — die Maschine dort — bald fährt sie — das Land dort — bald trägt der Baum. Sie wollen planen und in die Zukunft schauen und sagen: Wir sind! Wir leisten es! Wir bauen auf! Für unsere Kinder, für uns — für dich und mich.
Sie alle wollen — aber sie wissen nicht was! Und das große Wollen muß zusammengefaßt werden zu einer großen Kraft und darf nicht im engherzigen Tagesblick brach gelegt werden, weil sein Ertrag sonst auch anderen — Feinden oder Freunden — zu gute kommen könnte. Die Zeit ist vorbei, wo Menschheitsinteresse an den Grenzen des Vaterlandes Halt machte. Immer größer sind die Nationenverbände geworden, immer näher die Entfernungen gerückt — immer enger die Beziehungen von Land zu Land, bis (zum letzten Male wohl) der große

Riß kam, der mit einem Ruck alles brach, w^s m ruhiger organischer Entwicklung sich zu verbinden schien auf Zeit und Ewigkeit. Aber wenn auch der große Riß fur eine Zeit den Trennungsstrich darstellte für eine halbe Welt: die Weiterentwicklung setzt doch dort ein, wo sie abbrach. Mehr noch: sie ist weitergeschritten in den fünf Iahren, weiter, als die meisten ahnen. Hunderttausende, die nie in ihrem Leberi über die Grenzen ihres Städtchens oder gar Dorfes hinausgekommen wären, wurden in ferne Gegenden verschlagen und sahen, daß dort auch Menschen wohnen, daß dort auch Kinder aufwachsen im hellen Licht der Sonne, daß dort auch: Liebe und Haß — Selbstsucht und Mitleid — Freude und Leid das Leben regieren wie bei ihnen zu Hause. So brachte der Krieg den Austausch zwischen l'üben und drüben und mancher, der zurückzog, ließ sein Herz zurück bei einer Blonden oder Braunen oder Schwärzen und sagte zum Abschied: Ich komme wieder! —

Aber mit den Hunderttausenden ging auch etwas mit, das hatte sich in ihre Seelen eingenistet und wuchs dort und wurde größer und größer und überschattete die Zurückgebliebenen, und das war die Idee. Sie war überall anders und doch im Grunde so gleich. Sie hatte Flügel und flog über die Stacheldrahtzäune in die Gefangenenlager und schritt her neben den Arbeitenden auf den Feldern und saß bei den Webstühlen und klang mit in die Schläge des Hammers auf den Ambos oder das Knirschen der Feile am Schraubstock. Und ließ sich nicht abschütteln und nicht mit Sophismen übertönen, sondern brach sich siegend Bahn, und die Idee hieß: Brüderschaft. Die Idee hieß auch: Weltheimat. Oder: Erdbiirgertum. Und in ihren höchsten und tiefsten Seelenschwingungen hieß sie: Liebe zu allen.

Und die Idee nagt und bohrt heute und schreit und tobt auch wohl — und die meisten Menschen, bei denen sie die stärkste Wurzel gefaßt hat, kennen sie nicht mit Namen, sondern nennen sie ganz anders.

Aber stelle die Idee öffentlich aus und nenne sie bei ihrem richtigen Namen — dann werden alle die kommen, die es angeht, und w:rden sagen: Ia, das ist sie.' — Und werden jubeln: Ia, nun erkennen wir sie wieder. Die ging mit uns all die Iahre lang und wir haben sie gesucht und konnten sie nicht finden, denn unsere Augen waren blind. — Nein, Eure Augen waren nicht blind — sie waren nur mit einem künstlich gewebten Schleier verhüllt. Mit dem Schleier, den Eigennutz und Selbstsucht gewebt hat, um Euch festzuhalten in Eurer Sklaverei, damit Ihr fronen solltet und Zins zahlen denen, die von Euch leben.

Heute ist es an Euch: Streckt den anderen dort drüben die Bruderhand entgegen und sagt ihnen: Wir suchen eine Heimat. Wir suchen Arbeit und Glück. Wir suchen das, was man uns fünf Iahre raubte, und wir wollen Euch danken, wenn Ihr uns dazu verhelft. Wir wollen Werte schaffen und sind das Zerstören

Vill van Sgk Hinter öen Vergen öort wohnt öas Glück!

satt. Wir wollen aufbauen — einerlei wo. Aber wir wollen auch wissen wofür: In erster Linie für uns und unsere Kinder. Wollt Ihr uns dazu verhelfen?

Aber der Schrei muß gewaltig werden wie ein Naturschrei. Wie ein Helles sehnendes Rufen muß es um den Erdball gehen. Dann werdet Ihr gehört und man wird Euch antworten. Und wenn in der Antwort auch zuerst noch ein Mißtrauen mitklingt: Empfindlich dürft Ihr nicht sein, denn — ist das Mißtrauen nicht erklärlich? Waren die fünf Iahre nicht so, daß eine Welt glauben mußte, Eure ganze Freude sei: zerstören und niederreißen?

Hinter den Bergen dort wohnt das Glück! so sagen die Kinder. Es ist ver uralte ewig neue Schrei des Sehnens nach dem Unbekannten — Unbewußten. Und in diesem Sehnen liegt eine Fülle von Kraft — liegt eine alles überwindendo Stärke. Sie war es, die mit den deutschen Ansiedlern ging: nach Amerika, nach Brasilien. Und sie war es auch, die dort die blühenden Kolonien baute, die heut? die reichsten der Welt sind. Nur der eine Gedanke: Hinter den Bergen wolmr das Glück. Wie es aussieht und was es ist, das weiß Niemand, und das ist gut so-. Aber jeder weiß: Ich kann es finden, und jeder fühlt: Mir gehört es.

Wer faßt heute die Kräfte zusammen, die in dem kleinen Kindersatz liegen? Wer hebt die Schätze, von der Idee hineingelegt in die Herzen? Aber auch: Wer hebt sie mit reinen Händen und gläubiger Seele zum besten der Sehnenden? —- Ohne Eonderinteressen und ohne Eigennutz?

Dann kann der deutsche Gedanke in der Welt nochmals siegreich Wurzel fassen und zu einem Baum werden, der das Erdreich überschattet. Dann kann das deutsche Lied: gesungen am Amazonenstrom — in Südafrikas Hochplateaus — in Marokkos warmer Sonne — in Australiens Weizenfeldern und auf Kanadas reicher Erde doch noch eine Kraft werden. Aber eine reine Kraft, die Glück und Segen ausstrahlt auf alle, die sie trifft. Und die keine Furcht und keinen Neid erweckt in den Herzen der anderen, denn sie fühlen: eine solche Kraft strömt aus einer starken Seele, aus einem jauchzenden Hoffen, aus einem unversiegbaren Iungbrunnen.

Dann kann aus all dem Iammer und Elend doch noch mal ein starkes Glüek geboren werden, das mit rauschenden Schwingen den Erdball umzieht. .

17tt

Krieörich Schwarz:
Ser ?uüenhaß unö öie ?uöen.
„. . . . Aber hier ist auch der Fall, wie überall, wo die Möglichkeit vorliegt, das Geziemende, das Edle unter den Menschen, daß ich doch alles mit einem Wort sage: die Liebe unter den Menschen zu stärken — wo dies nötig und wo dafür Aussicht vorhanden, da müssen die Philosophen sich anders halten wie sonst. Da dürfen sie nicht nur auf die Belehrung der Wenigen denken, sondern müssen selber unter die Menge treten und unmittelbar wirken. Auf ihre Weise für die Liebe wirken — kein andres wahrlich ist zuletzt das Geschäft auch der philosophischen Seelsorger als Liebe, nur daß sie auf ihre Weise dieses Geschäft betreiben: nicht mit allgemeinen Lamenten über Liebe, Menschlichkeit, Gerechtigkeit und derlei, sondern sehr viel klüger, wohl gar mit Befehdung und Leugnung alles dessen, was in der Menge mit derartigen Namen benannt wird, oder was auch gar nicht vorhanden, was nur Fiktion des Wahnes ist."

So schreibt der Philosoph der „Lehre von den Geistigen und vom Volke" in seinem neuen Werk „Der Iudenhaß und die Iuden."*)

Liebe ist die Wurzel alles groß Geschaffenen in der Welt; je stärker die Liebe, um so stärker das Werk und um so vollendeter und ausgebreiteter seine Wirkung. Aus einer Liebe, die so mächtig, daß sie als Geist im Persönlichen herrscht und die Individualität gewissermaßen aufhebt, indem sie doch zugleich die individuellen Kräfte ins Ungemessene steigert — wie die Liebe der Propheten und die Liebe Christi (den Brunner den größten der Propheten nennt) — aus solcher höchsten Liebe wächst Brunners Schaffen. Liebe ist der Keimpunkt seiner Philosophie von den Geistigen und vom Volke: Größe und Leiden der Geistigen unter den Menschen haben Brunner überwältigt und zur Tat angetrieben, die aus dem Reiche des Gedankens niedersteigt zu unserer Wirklichkeit und unserm Erdenkampf. Und Liebe ist der Keimpunkt des neuen Werkes: Liebe zur gesamten Menschheit, die sich selber quält und schlägt mit ihrer Gedankenlosigkeit und ihrem Haß.

Die Lehre von den Geistigen und vom Volke wendet sich an das kleine Publikum derer, die nicht leben mögen ohne die vollendete Klarheit über ihr eigenes Wesen und über das, was dies Wesen veiwandt berührt aus verwandten Seelen. Die Lehre von den Geistigen und vom Volke enthält reine und angewandte Philosophie oder vielmehr die reine Philosophie und ihre Anwendung. Das Buch Uber die Iuden dagegen spricht zu allen Menschen unserer Kultur und geht sie alle bedeutend an. Beider Werke Inhalt und Umfang stehen also in umgekehrtem Ver-

') Constantin Brumier: Ter Judenhaß und die Juden. Verlag Oesterhrld u. Co., Berlin V?.

hältnis zu einander: die alles umfassende Lehre bedingt einen begrenzten Hörerkreis; das auf ein begrenztes Thema aufgebaute Iudenbuch will von den Vielen gehört sein. Und dennoch sind beide Schöpfungen ineinander verwachsen. Sogar können die über Iuden und Iudenhaß ausgesprochenen Gedanken nach ihrem tiefsten Sinn nur dem verständlich sein, der an dem unendlichen Meer von Brunners Denken steht und die Wellen von weit her ans Land rollen sieht.
Denn Brunners Schaffen ist Einheit, lebendige, lebenzeugende Einheit.
Darum hält es trotz der vollkommenen Klarheit so schwer, eine Inhaltsangabe zu liefern; jedes einzelne taucht auf aus dem Ganzen und wieder in dieses zurück. Zwischen den besonderen praktischen Gedanken und den Grundideen — zuletzt der Grundidee — besteht ein Verhältnis etwa wie zwischen Modi und Substanz: die Modi sind zwar, vom engeren Standpunkt der Praxis betrachtet, selbständig und lebendig und wirkend, aber ihrem Wesen nach begreiflich und also der höheren Wirklichkeit nach lebendig und wirkend doch nur durch die Substanz.
Nur das aus der großen Liebe Geschaffene setzt sich bei den Menschen ein; freilich erst nach langem Widerstand und Verkennung. Brunner haßt, verachtet und bekämpft unsere lieblose, unsere literarische Literatur, die nichts als Ästhetik und Bildung ist und will und daher vergänglich, überflüssig und schädlich ist. Heftig lehnt er die „Scholastik" unserer Wissenschaft wie unserer Kunst ab. Hat Nietzsche mit seiner Opposition gegen das Christentum (wobei er das Kind mit dem Bade ausschüttete, nämlich die Persönlichkeit Christi!) und mit seiner Apotheose des griechischen Geistes eine artistische Kunst und sophistische Wissenschaft in die Wege geleitet, so wird Brunner derjenige sein, der diese Wirkung niederschlägt. Ihm ist die sittliche Idee höchstes Maß und um ihretwillen die Bibel, Christus, Spinoza, Beethoven, Michelangelo, Shakespeare. Und er wahrhaftig möchte am wenigsten mit seinen Büchern der toten Ästhetik und gebildeten Wissenschaft dienen — nur dem Leben reicht er seine Kräfte hin. Aber mit verschwenderischer Fülle; und mit dem Ethos und Pathos, das ihn zum Propheten macht; in dem Sinne, wie er selber von den Propheten sagt, man lege „viel zu wenig Gewicht auf das Geniale ihrer Charaktere und Äußerungen; dafür viel zu viel und zu einseitig auf ihre Weissagungen" (obwohl auch immer etwas von Weissagung in jeder echten Prophetie enthalten sein wird; aber als Nebenprodukt, weil vor dem genialen Blick wohl einmal das Trugbild der Zeit, das uns alle narrt, zusammensinkt und Gegenwart und Zukunft ihm in eins verfließen. Kraft seiner Liebesgewalt und seiner aus ihr getränkten Rede ist Brunner Prophet, aber die Durchsichtigkeit und Konsequenz und vor allem der Universalismus seines Denkens macht ihn zugleich zum philosophischen Systematiker — ein Typ, der bisher einzig ist. Brunner steht zwischen Christus und Spinoza; kein Wunder daher, daß diese beiden diejenigen sind, die aus der gesamten Menschengattung ihn am höchsten und immer neu interessieren. Er hilft ihnen beiden: als Philosoph tritt er zu dem mehr mystischen und künstlerisch genialen Christus und bringt Einheit in dessen oft dunkle und sporadisch liegende Worte;

als Künstler verbindet er sich dem Philosophen Spinoza, der, w.il ihm nicht die Schwinge der leidenschaftlichen Rede eignet, auch nicht hinunterfliegt in das Reich der Menschen, sondern bleibt in seinem höchsten einsamen Himmel, zu welchem sprossenweis die Leiter der Spekulation hinaufzuklimmen nur den Wenigsten unter den Wenigen gegeben ist.
Die Wissenschaft ist um so weniger scholastisch, d. h. um so dienlicher der Praxis des Lebens, je näher sie sich an die guten philosophischen Gedanken hält.
In seinem Hauptwerk, der „Lehre von den Geistigen und vom Wolke", hat Brunner einen Abschnitt der Darstellung des Verhältnisses zwischen Abstraktionen und Empirie, zwischen den Denkern und den Männern der Wissenschaft gewidmet und darin die Abhängigkeit der Praxis vom Gedanken erwiesen. „Alles Wasser der Täler ist der Schnee von den Bergen des Gedankens" heißt es auch in dem neuen Werk. Dies gilt für die Wissenschast; aber nicht nur für sie, sondern für das ganze praktische Leben, dem die Wissenschaft nur Werkzeug ist (wie in der „Lehre" ausgeführt wird). Die Gedanken sind das allein Reale für Brunner wie für Spinoza und Hegel (obwohl in einem sehr andern Sinne als für Hegel). „Euch fehlt die esoterische Auffassung von unserer Welt — so fährt Brunner an der soeben zitierten Stelle fort — und die Bilder der Geschichte sind vor euch gleich hin und her zu schiebenden Dekorationen, so lang ihr nicht die Gedanken lebt und so lang ihr nicht die Gedanken für real haltet, obwohl sie unsichtbar und unbetastbar sind. Ihr versteht nichts von der Geburt und dem Werden unser Welt, wenn ihr nicht die Gedanken merkt, die Urgewalten aus der Tiefe, und wenn ihr nicht folgen könnt, wie diese Gedanken, die langsam wirkenden Ursachen der Geschichte, hervortreten und verschwinden und wieder hervortreten und arbeiten und mächtig werden und durchschlagen und sich wandeln in die Zustände unseres Lebens!"
Brunner legt die Grundideen bloß, und indem er zeigt, wie.aus ihnen als den Wurzeln der Baum des praktischen Denkens und des sogenannt wirklichen Lebens emporwächst, erweist er sich als der Denker, der die empirische Anwendung seiner Abstraktionen gleich selber besorgt. Ausgehend von der Idee, durchschreitet er die Sphäre der Wissenschaft und Praxis, um dann wieder einzugehen in die nun so zeugekräftig gefüllte Idee, daß aus ihr neues Leben erstehen muß und damit der ewig rege Kreislauf sich vollendet.
So ist für Brunner natürlich die Iudenfrage kein Einzelnes; sie ist Menschenfrage und gibt ihm als solche Gelegenheit, seine im Hauptwerk philosophisch begründete und ontologisch eingeordnete Psychologie in unmittelbarer Anwendung zu entwickeln. Der Grund, worauf diese Psychologie ruht, ist der Begriff des Egoismus; es ist also Realpsychologie. Mit dem Worte der Resignation A««r»! eistl! finden wir das Kapitel „Vorurteil und Haß" überschrieben. Aber weit würde derjenige fehlen, der nun ein Iammern und Wehklagen über die Schlechtigkeit der Menschen und ihrer Welt erwartete. „Der Zustand der Menschen ist Egois-

mus" — der ganze bis jetzt erschienene Teil des Hauptwerkes dient der philosophischen Erklärung dieses durch Deduktionen aus tiefster kosmischer Erkenntnis gewonnenen Satzes, die wir hier natürlich nicht mitgeben können. Für Brunners Einsicht ist der Iudenhaß das Selbstverständliche. Ihm ist die Menschenkenntnis des ganz großen Genies eigen: er erkennt die Menschen in ihrer Nichtigkeit; aber dies hält ihn nicht ab, sie zu lieben und ihnen helfen zu wollen. So wie Sokrates und Christus sehr wohl wußten, für was für ein Geschlecht sie in den Tod gingen. Während die Genies zweiten Grades, denen die letzte philosophische Einsicht mangelt, leicht entweder Menschenhasser oder blinde Philanthropen werden.

Der Egoismus des Menschen ist an sich nichts Böses, sondern weder gut noch böse wie alle nackte Natur. Er verliert aber seine Unschuld durch den immer mit ihm verbundenen Zwilling, die „moralische Kritik, die den andern schwarz und sich selber weiß macht; daher das verkehrte Vorurteil und der Haß". „Was sind die Menschen? Egoistische Wesen mit moralkritischem Unwesen." Mit der moralischen Kritik fallen alle Menschen übereinander her, und die durch ihre Eigentümlichkeit hervorstechende Minderheit der Iuden ist diesem ungerechten Richter ebe.i wegen ihrer sie bezeichnenden und aussondernden Eigentümlichkeit weit ärger ausgeliefert als die übrigen. Vorurteil und Haß sind in der Gesellschaft der Menschen immer rege, nur die Formen wechseln. Brunner erkennt keinen Fortschritt der Menschen an, deren Natur vielmehr die gleiche bleibt durch alle Zeiten der Geschichte — die Menschen nicht, lediglich die Verhältnisse ändern sich. Luther vergleicht das Volk mit einem trunkenen Bauern, der bald von der einen, bald von der andern Seite des Esels herabfällt.

Es gehört aber zum Egoismus dazu, es ist eine seiner vornehmsten Aufgaben, eine moralische Kritik zu begründen und zu beschönigen, ja sie als höchsten Idealismus zu rechtfertigen. Früher, da der Aberglaube*) des Fühlens die Menschheit beherrschte, die Religion, wurden die Iuden gehaßt und mißhandelt scheinbar um ihres andern Glaubens willen; heute, wo das Christentum abgewirtschaftet hat und in die leere Lücke der Aberglaube des Wissens und der Wissenschaft getreten ist, werden sie gehaßt, verachtet und verfolgt scheinbar um ihrer andern Rasse willen. In Wahrheit gestern wie heute wegen ihres Andersseins, weil das Geringschätzen und Hassen im Wollen des Aberglaubens einer jeden Zeit gleich mächtig ist. Religion wie Rassentheorie sind nur Vorwände, welche die moralische Kritik dem Egoismus in die Hände gibt.

Die Iuden seien eine fremde und untergeordnete Rasse, behaupten die Fanatiker der Rassentheorie. Nun hält sich Brunner nicht für zu schlecht, im Dienste der Sache den Begriff Rasse genau zu untersuchen, und gelangt mittelst eines felbstgebauten wissenschaftlichen Apparates zu dem folgenden Ergebnis. Der Begriff

') „Aberglauben" nennt Brunner den prinzipiellen Gegensatz zur Wahrheit.

Rasse zerfällt theoretisch in sich selbst. Praktisch aber müssen wir trotzdem Rassenunterschiede anerkennen. Brunner steht „völlig auf dem Boden der Rassenunterscheidung, damit nicht der Rassentheorie". Da der Begriff Rasse nicht standhält, gibt es auch keine „reine Rasse" — dieses fiktive Ideal der Rassentheoretiker —, die relativ reinste ist die jüdische, deren Spezifikum in folgendem besteht: „Sie ist eine besondere Rasse von Einheitlichkeit des Typs bei größtmöglicher Variabilität — darin liegt die Lösung des Widerspruchs zwischen den Behauptungen der einen, welche von einem homogenen jüdischen Typ reden, und der andern, welche einen solchen rundweg in Abrede stellen." Einerseits gleichen Typen der verschiedensten Rassen dem jüdischen Typ (Ifomorphie), andrerseits weisen die Juden Typen auf, die frappant denen anderer Rassen ähneln (Variationsweite). „Die jüdische ist unter den Rassen die zentrale Rasse, welche mit ihrer physischen Äußerlichkeit die Mitte hält zwischen den Menschheitstypen, die Verschiedenheiten aller an sich tragend und dadurch von allen verschieden; und auch hinsichtlich der Geistigkeit nimmt die jüdische Rasse eine zentrale Stellung ein und hat die stärkste Wirkung auf die übrigen Menschheitsrassen ausgeübt."

Die jüdische Rasse vereinigt also in sich den scheinbar unlöslichen Widerspruch, sowohl die reinste, d. h. am meisten konstant gebliebene Rasse zu sein wie auch zugleich mit größter Beweglichkeit des Typs sich den andern Rassen zu nähern. Höchstens an der Gegensätzlichkeit zu fassen ist also der Begriff dieser merkwürdigen, alle Konstruktionen, ja, wie es scheint, alle Logik über den Haufen werfenden jüdischen Rasse wie — das Genie; dessen Wesen auch niemand ganz zu ergreifen und zu bestimmen vermag, das in seiner unendlichen Spannungsweite die Gegensätze betont aufweist, die bei den Menschen geringerer Kraft sich ineinander verwischen.

Die Iuden sind sozusagen mehr Rasse als die übrigen Menschen, aber auch sie sind keine Rasse, weil es Rassen im strengen, wissenschaftlichen Sinne überhaupt nicht gibt. Nicht Rasse ist Realität; Staat, Nation ist Realität. (Die Wahrheit dieses Satzes haben jetzt eben wir alle an Leben oder Gut erfahren!) Nachdem er den Begriff Rasse als schwankenden, fließenden verworfen, stellt Brunner den Begriff Staat auf feste Füße. Verblendet sind nach Brunner diejenigen, welche den Staat als ein künstliches Gebilde betrachten. Ihm ist er die Natürlichkeit selbst, nämlich der Egoismus selbst. Brunner zeichnet in dem Kapitel „Der Staat und die politischen Parteien" die Grundlinien einer Staatslehre, die aus demselben Grunde Realpolitik ist, weshalb seine Psychologie Realpsychologie ist: er gründet sie auf den Egoismus. Alles wird aus diesem Grundprinzip restlos erlliirt. Wesen und Notwendigkeit der drei politischen Hauptparteien, die es immer gegeben bat und geben wird, erhellt daraus. Die Begriffe Macht, Recht, Gerechtigkeit werden durchleuchtet. Der Traum von Völkerrecht, Völkerbund und Völkerfrieden, dem jetzt die verängstigte und erschöpfte Menschheit verfallen, zergeht vor dem konsequent gehandhabten Prüfstein „Egoismus" wie andere Träume und

Schäume. Um so fester stehen die guten Bauten des Egoismus: Staat,
Macht, Pflicht, Recht.
Selbstverständlich wie der Staat ist auch das Gefühl für ihn: die Vaterlands-
liebe. Und zu ihr sind die Deutschen jüdischer Abstammung (wie Brunner seiner
Auffassung entsprechend zu sagen pflegt) genau so berechtigt und verpflichtet wie
die andern Deutschen. Patriotismus hat erst Boden innerhalb eines geregelten
und freien Staatsgebildes, also bei uns Deutschen seit den Befreiungskriegen.
Vorher hatten wir keinen Staat, sondern lauter zusammenhanglose Staaten und
Stätchen, und daraus erklärt sich, daß sich früher gerade die Besten und Gebildetsten
einem Kosmopolitismus in die Arme warfen, der für jene Zeiten begreiflich und
natürlich war, unfern von Grund auf veränderten Zuständen aber gänzlich unan-
gemessen erscheint. Der leeren und schwächenden ästhetischen Bildung, der Ur-
sünde unserer Epoche, macht Brunner auch dies zum Vorwurf, daß sie, wie andere
gesunde Gefühle, auch das Vaterlandsgefühl töte, dem Brunner den zweiten Platz
in unserm Herzen geben will. Seit hundert Iahren haben wir ein Deutschland,
das wir lieben können und müssen, und wie die Iuden für dieses Land mit gekämpft,
mit gelitten, sich mit geopfert haben, so sind sie auch mit ihm verschmolzen und sollen
sich stolz als seine berechtigten, freien Bürger fühlen und halten. „Ia, wir lieben
unser Vaterland wie soll man sagen, was so schwer zu sagen ankommt?
Wir sagen das nur gezwungen und schämen uns das zu sagen, daß wir unser Vater-
land lieben: weil es ja so unnatürlich und schändlich ist, sein Vaterland nicht zu
lieben — und gegen die Scham ist auch zu sagen, daß man es liebe, besonders in
Zeiten wie die unsrigen, wo so viele das so thrasonisch sagen; überhaupt wobl
eignet gewöhnlich Vaterlandsliebe den Menschen, wie andres Bestes, im umgekehrten
Verhältnis zu ihrem Reden davon. Dennoch, da es denn gesagt sein muß: wir
lieben unser Vaterland mit unsrem ganzen Menschsein. Nächst dem, was mehr
in uns ist als das Menschsein und aus dem unvergänglichen Samen, — nächst
der ewigen Wahrheit lieben wir nichts mit so heißem Herzen, mit solcher Urgewalt
und Leidenschaft als unser deutsches Vaterland, und wir wollen mit Hingabe und
Treue vergelten auch das, was anderes als Hingabe und Treue an uns tut." Weiter
unten legt Brunner ein Selbstbekenntnis ab — er spricht von sich, aber für andere —
das mit den Worten schließt: „. . . . und lebt kein Deutscher und sitzt keiner auf
einem deutschen Thron, den ich an deutschem Sinn über mir erkenne. Und wie
in mir, so in andern Deutschen jüdischer Abstammung; wir sind deutsch in Geist
und Gemüt, gehören mit Gut und Blut dem deutschen Wesen und Vaterlande
und sind ein Stück von ihm."
Brunners Verhältnis zum Zionismus ergibt sich nun von selbst. Er nennt
ihn den „Reinfall der Iuden auf den rassentheoretischen Iudenhaß", „die Traufe
des Regens Antisemitismus", „das zweite Pferd am Unglückswagen (neben dem
Antisemitismus) und wohl das stärkere im Ziehen". „Die Iuden eine Nation!?
In den verschiedenen Häusern der Stadt die zerschnittenen Stücke Braten auf den

Tellern will ich eher einen lebendigen Ochsen nennen als die Iuden eine Nation! Aber wären sie tausendmal eine Nation — ließe sich darum diese Nation in Palästina wieder einsetzen? Ein Nagel haftet in der Wand, ist er aber einmal herausgerissen, dann nützt kein ihn wieder in das alte Loch Stecken; er hält da nicht mehr." Hinzugefügt sei noch, daß Brunner „eine jüdische Siedelung von osteuropäischen Iuden, eine Siedelung mit Selbstverwaltung unter Staatshoheit eines der bestehenden Staaten als ein mit allen Opfern zu erstrebendes Ziel" ansieht. Doch ist er überzeugt, „daß auch für Osteuropa die Iudenemanzipation kommen wird wie für Westeuropa". Nun, inzwischen baben wir sehr viel Anlaß gewonnen, diesen Glauben zu teilen!

Brunner vertraut der Kraft der Iuden, die er neu aufruft; er vertraut, daß weder der Zionismus ihnen etwas anhaben wird, noch die vielen Mischehen, noch ein augenblicklicher Geburtenrückgang, noch auch die vielen Taufen. Die Taufe (die seltenen Fälle abgerechnet, wo der Übertritt aus Überzeugung geschieht) beurteilt und verurteilt er lediglich vom ethischen Gesichtspunkt aus. Daß auf Unredlichkeit Belohnung steht, wirft er aufs Heftigste unserm Staat vor. „Die Iuden haben ihre innere Emanzipation noch nicht vollendet und sind an«sich selbst noch nicht, was sie sein könnten und müßten? Aber man sieht, unser Staat ist auch noch nicht völlig emanzipiert und noch lange nicht der beste Staat."

Überhaupt wendet sich das Buch „Der Iudenhaß und die Iuden" an alle Deutschen, keineswegs nur an die von der jüdischen Abstammung. Brunner verlangt von den Deutschen anderer Abstammung, daß sie den Iuden „ihre Last tragen helfen, tätiger als bisher mitwirken bei der Verbesserung ihrer Verhältnisse und auf alle Weise es ihnen erleichtern, sich gegen die Beleidigungen der Iudenhasser mit der gebührenden Gleichgültigkeit zu verhalten". Besonders eindringliche Worte richtet er an den deutschen Adel: eine warme, stolze, aufrüttelnde kleine Rede, die mit den Sätzen endet: „Deutscher Adel, Hunderte deiner Familien haben in ihre Adern jüdisches Blut eingegossen, — deutscher Adel, ich frage dich: wie viele deiner Männer haben für die Sache der Iuden ibre Pflicht getan und ihren Adel bewährt wie Ulrich von Hutten, der Adlige, der auch so viel wie möglich wirklich adlig zu sein und zu handeln wünschte? wie viele haben den wahrhaft ritterlichen Charakter bewährt, der kein Dahocken und Mitansehen begangener Niedertracht zuläßt, weil er an sich selber Kraft und Tätigkeit ist für das Edle in der Welt und zur Verteidigung des unverteidigten Rechtes? Ganz gewiß von großartigem sittlichen Verantwortungsgefühl ist beseelt, wer adlig sich nennen mag, und klar steht ihm vor Augen die besondere Wechselbeziehung zwischen den Vorzugsrechten, die er genießt, und den Vorzugspflichten, die er sich selber auferlegt — deutscher Adel, wie viele deiner Männer werden hervortreten und ihre Pflicht tun?"

Indem Brunner so zu den Menschen redet und an das Beste in ihnen mit starken Schlägen pocht, daß es herausspringe und wirke, ist er dennoch kein Schwär-

mer, geschweige denn Utopist. Er weiß am besten und spricht es aus: Antisemitismus wird bleiben, so lange Iuden bleiben und also der psychologische Anlaß für das Hassen fortbesteht. Auf die Form des religiösen Hasses ist die des rassentheoretischen gefolgt, und entsprechend dem immer und immer nur die Form wandelnden Aberglauben werden weiter neue Erscheinungen von wesentlich gleicher Art die alten ablösen (vgl. die Lehre von den Geistigen und vom Volke). Doch wie die Einzelnen sich ihrem Schicksal und Ungluck gegenüber durch Erkenntnis stark halten, ja sich davon frei machen können, so gilt es sür die Iuden, das Besondere ihrer Natur und Geschichte mit Klarheit zu ergreifen und so sich zu festigen. Iedoch warnt Brunner ausdrücklich vor Theoretisieren und psychologischem Analysieren in diesem Punkt: „Die Iuden will ich ernstlich abmahnen von den sämtlichen Schriften, und zwar sowohl ihrer Freunde wie ihrer Feinde, worin ,psychologisch^ ,der Charakter der Iuden*, ,der Geist der Iuden* usw. zergliedert wird. Alle diese Schriften, ich sage auch die ihrer Freunde (z. B. selbst ihres Freundes Leroy Beaulieu) sollen die Iuden meiden wie die Pest. Keine unpassendere Erziehung als die mit beständiger Analysierung der Vorzüge und Fehler des Zöglings; keine verhängnisvollere .Selbstgewöhnung auch als die zu derartiger Selbstanalyse: eine ganze Anzahl unserer jungen Menschen, in dieser Zeit des übertriebenen scholastischen Psychologisierens, sind unglücklich dadurch .... Die Iuden sollen nicht weiter stille halten. Dieses lebenslängliche Viviseziertwerden tut lebenslänglich weh, raubt die Sicherheit und macht krank. Ein Mittel, sich zu vervollkommnen, ist das nicht, alle Welt Tante sein und unausgesetzt sich hudeln zu lassen; der von andern an der Seele Gequälte wird endlich Selbstquäler und quält auch wiederum andere — jeder von dem Fundament des naiven Lebensbewußtseins Getrennte quält sich und andere." Die Iuden sollen sich halten an den einfachen und großen Sinn ihrer Bestimmung, wie er ihnen von Brunner ausgelegt und verdeutlicht wird.

Dazu gibt er ihnen ganz bestimmte praktische Ratschläge als Stütze, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll.

Von einen: ist nun noch übrig zu sagen, eines, das nicht vergessen werden kann; denn es ist die Krone des ganzen Werkes, in der es sich mit Gedanken wie mit leidenschaftlicher Hingerissenheit des Wortes am machtvollsten ausbreitet. Wie die „Lehre", so schließt auch dieses Buch mit einer Rede oder besser Predigt. Mit der Rede: „Wir wollen ihn zurück!" Wen? Iesus Christus. „Christus muß hinein in die Synagogen! Das ist der neue Weg der Vervollkommnung, auf den ich die Iuden weise, das ist mein Geschenk an sie der neuen Waffe, damit sie eines großen Teils ihrer Feinde sich werden erwehren können. Die Zeit ist neu, der Kampf ist neu — ich zeige ihnen, von welcher Art und Beschaffenheit die neue Waffe ist, die sie selber sich schmieden sollen. Sie werden mit der Lehre Christi sich durchdringen; es ist ein Zufall der Geschichte, daß einer ihrer weitaus größten Söhne ihnen ist geraubt worden und sein mächtiges Wort für sie unfruchtbar blieb. Nun

müssen sie spät es sich holen und sich aneignen. Sie können das, mit besserem Sinne als die andern; es ist vom ihrigen, es ist Iudentum. Die Iuden haben das Recht an Christus nicht verloren — die Christen können es ihnen nicht bestreiten, die ihn anders auffassen, als die Iuden ihn auffassen werden."

Mit der Glut zwingender Beredsamkeit tritt Brunner nun erst wirklich als der neue Prophet einer ungeahnten Verkündigung vor die Iuden hin: gewaltiger Aufruf, Kontroverspredigt und Verkündigung ist diese Rede. Das Unerhörte der Tatsache, daß die Iuden sich ihren besten Mann rauben ließen, soll wieder gut gemacht werden dadurch, daß sie sich ihn zurückholen, ihn für sich in Anspruch nehmen, sich auf eine neue, selbständige Weise zu ihm bekennen. „Nicht ohne den steifsinnigsten und verzweifeltsten Widerstand werden sich die Iuden zurückgeben lassen, was sie als das Fremdeste und Feindlichste zu betrachten gelernt haben. Wie mag nur Gewohntes und Geliebtes so fremdartig und abstoßend wirken! Aber dennoch, die Zeit kommt — bis sie kommt, das ist keine Zeit und nichts bedeutend. Die Verlenktheit und Verstocktheit wird nachlassen, und sie werden mit Entsetzen und Überströmung des Entzückens erkennen, daß sie, Sinnberaubte, ihr Eigenstes, Bestes, Heiligstes verstoßen und für ein Nichts geachtet haben —; das wirklich Eigenste, Beste, Heiligste des Iudentums, das müssen die Iudei, das werden die Iuden, das werden die Inbrünstigsten der jüdischen Religion erkennen, sobald ihnen die geistigen Augen geöffnet sind, wie der geheilte Blindgeborene auf der Stelle die Farben wahrnimmt. Und beginnt es nur erst lebendig sich zu regen, so wächst es, hat keinen Aufenthalt mehr, wird groß aus den Säften der Kraft, und der Same streut sich umher; mag es aus den Winkeln heraus die Gemeinden erfassen und erfüllen — alle wie eine heiligen sie zuletzt die große Restitution, Israel kennt ungekannte Begeisterung, und wir sehen es prangen in dem Schmuck und den Blumen seines Reichtums, nachdem es so lange fast dürftig ging. Muß denn auch jener Kampf noch gekämpft werden — die Glut der neuen Sache schlägt herauf auch an den Widersachern; warum denn nicht sollten wir Iuden abermals Nichtjuden zu Cbristus bringen können, warum denn nicht auch Arge unter den frommen Christen, in denen der dunkle Teil der Seele die Herrschaft führt? — es heißl, der Schacher am Kreuz sei bekehrt worden, weil ihn der Schatten Iesu gestreift und angerührt. Warum nicht sollten wir abermals das Christentum verkündigen, neu Gezeugte, Neues erzeugend?! Wir leben noch; die Welt ist voll der Früchte von uns, und wir sind immer noch Wurzel der Fruchtbarkeit; wir bekehren zum zweiten Male zu Christus — es beginnt unsre Mission unter euch Christen."

An Constantin Brunner haben die Iuden also wieder einen Propheten.

Was werden sie mit ihm tun? Moses und den Propheten des alten Bundes sind sie nicht gefolgt; Christus haben sie sich entreißen lassen; Spinoza, der Nur-Philosoph, steht der Menge zu fern. Beiseite lassen können sie diesen neuen nicht, dazu kommt er zu gewaltig.

Und doch, wer den ganzen Brunner kennt, weiß, daß er nicht den Iuden gehört, sondern der Menschheit; darum aber den Iuden nicht weniger!
Es ist nun von dem Inhalt dieses Buches genug gesprochen worden; hoffentlich, so viel, daß begreiflich wurde: hier handelt es sich um ein Werk tiefsten Ernstes, um ein aus sittlichem Drang geborenes, das nicht Buch sein will wie Millionen Bücher, sondern Same zu Tat. Ein starkes Ia und ein ebenso starkes Nein macht die Rede der Großen. Wie Christus gegen die Pharisäer, Sokrates gegen die Sophisten, so stellt sich Brunner gegen die modernen Scholastiker und Ästheten, immer zurückgehend auf den reinen Geist der Wahrheit und Liebe, ihn aber nicht nur heiligend durch Enthusiasmus, sondern zugleich ihn schützend, verteidigend und selber waffenfähig machend mit allen Waffen systematischer Wissenschaftlichkeit und glanzvoller, immer wacher Dialektik.
Au Beginn ironisch-publizistisch, in der Weiterführung wissenschaftlich-sachlich, mündet Brunner ins Pathetisch-Prophetische, womit nicht ausgeschlossen werden soll, daß diese und andere Tonarten im Verlaufe des Ganzen harmonisch ineinanderklingen. Brunner besitzt die Mittel der Abschattierüng alle, von donnerndem Zorn zu leiser, kaum merklicher Satire, zu Witz, Scherz, ja Schelmerei. Zu den Iuden spricht er oft streng aufrufend, aber ermutigend wie ein Erzieher, dann mit der warmen Herzlichkeit einer Mutter. „Die Iuden haben großen Anlaß an ihre Feinde zu glauben und dürfen sie nicht zu leicht nehmen; sie mögen auch das Besondere ihrer Wirklichkeit nicht verkennen und sich sagen, daß für die verstorbenen Iudenhasser immer wieder lebendige in die Stelle treten: aber der Gedanke an ein Unterliegen braucht ihnen nicht zu kommen. Die Iuden sind von festem Bestande in der Geschichte: ihre Propheten sind hingegangen, aber die Iuden blieben bestehen; ihr Pharisäismus und Talmudismus verschwindet, ihre Rabbinen und ihre jüdische Religion wird verschwinden, und die Iuden bestehen und werden bestehen. Die Furcht der Verzagten unter ihnen ist umsonst, allein das felsenfeste Vertrauen und der Mut ihrer Tapferen zeigt den Weg der Wirklichkeit. Es gab immer diese Zweierlei unter den Iuden, sie waren von jeher die Zwillinge Herzhaft und Bangmut — gleich Zwillingen im Mutterleibe: der eine Kopf hoch, der andre unten. .. . Nein, der Gedanke an ein Unterliegen braucht ihnen nicht zu kommen, sie können herzensruhig sein; sie besitzen die Garantie der Geschichte. Und so mögen sie mit frischem Mute weiter kämpfen."
Leidenschaft und Heftigkeit kennzeichnen Brunners prophetische Art. Ekel und Empörung lassen ihn z. B. einen Ausruf tun wie diesen: „Welch eine Viehheit in den Urteilen der Menschheit!" Doch steht der wilden Naturkraft des Gedankens und Temperaments die empfindlichste Kultur gegenüber, die sich vor allem in der Vollendung der Ausdrucksmittel kundgibt, auch der rein intellektuellen. Zuweilen im Vorübergehen und wie aus dem Ärmel geschüttelt, ein andermal in den Zusammenhängen systematischer Belehrung werden Definitionen ausge-

sprochen, die die Knappheit und Einprägsamkeit von Schlagwörtern besitzen. A. B. „Der Staat ist die kühle, die Nation die warme Seite des Vaterlandsbe° ivnßtseins." Oder: „Hoflichsein, d. h. dem andern nicht dieWahrheit seinesEgoismus ins Gesicht sagen, sondern tun, als glaube man ihm die Moral."

Schlagwörter scharf und blank wie Waffen finden sich in diesem Buch. Und sie sollen auch als Waffen gebraucht werden; aber in einem Kampf nicht des Hasses, nein, der Liebe, in dem Kampf, zu dem Brunner die Menschen um der Liebe willen führt. Danken werden ihm die Edlen, daß er ibnen eine Idee schenkte des Kämpfens wert.

-» —»»»»— —»

Vitus Vreg:

Der Nonelj-^rust.

Iohn Monard, der erste Direktor der Jndustrial Money Co., saß nachdenklich -vor seinem Schreibtisch und war, was nicht oft vorkam, unentschlossen. Zum Leufel! — Er nahm den Hörer vom Telephon, das ihn direkt mit seinem ersten Sekretär verband: „Habe Besprechung, heutige Konferenz absagen. Soll morgen oder übermorgen stattfinden. Ich rufe Sie heute nochmals an. Danke!"

Vor dem Portal wartete sein Auto, das ihn zu Lara Marlotti brachte. Ihre Villa lag draußen in der Gartenvorstadt unter Flieder und blühenden Akazien in einem kleinen Park. Lara hatte ihre Toilette noch nicht beendet und ließ den lOUhr-vormittags-Besucher mit einer koketten Absichtlichkeit warten. Mr. Monard -ging in den Garten und schlenderte lässig die weißen kiesbestreuten Wege hinab. <Zr sah hinüber zu der Stadt, über deren himmelragenden Mauern und Dächern in Dunst und Rauch der Atem ihrer ungeheuren Arbeit schwelte; vom Riesen-Hafen schrillte das heisere Pfeifen der Sirenen herüber und Monard gedachte der großen Schiffahrtstransaktion, die er erst vor kurzem so vorteilhaft ausgeführt hatte.

Da erblickte er Lara in einem duftigen, lichtgrünen Morgenkleid auf der Terrasse; ihr Barsoi sprang laut kläffend die Treppe herunter. Sie winkte ihm zu. Monard beschleunigte seine Schritte und ging zur Villa zurück. Das Bild des Lebens vor ihm, das strahlende junge Mädchen, die blühenden Bäume, die Beete -voll Frühlingsblumen, das hatte ihn sichtlich bewegt.

Große Entschlüsse sind immer ein Spiel. Man muß mögliche Verluste wegen des ungleich größeren Gewinns wagen. Monard kniff ein w.'nig die schmalen Lippen zusammen; er hatte sich entschieden!

Gleich darauf begrüßte er mit breitem Lächeln seine Freundin. Beim Frühstück blieb er nachdenklich und einsilbig; ja er vergaß sogar auf das neue Pariser Kleid, das nun eingetroffen war und das sie demnächst tragen würde. Diese wichtige Angelegenheit war ihm entschwunden. Woher kam das nur? Hatte er soviel business im Kopf oder wurde er schon alt? Oh, — etwas grau begann er ja schon zu werden — oder sollte sie gar eifersüchtig sein? Man wußte das nie so recht bei den Männern ... So küßte sie ihn beim Abschied mit einer fast kindhaften Besorgtheit, indem sie schmerzlich die Braunen zusammenzog und ihn nachdrücklich als ihren Iohny umarmte.

Monard fuhr in seine Wohnung. Angespannt von einem fieberhaften Unternehmungsdrang, rauchte er auf der Fahrt eine Zigarette nach der anderen. Tie schwierige Aufgabe, den Schatzmeister der Industrial Money Co. auf seine Seite zu ziehen, strengte ihn immer wieder aufs neue an. Dieser Shorton war ein eigentümlicher Mensch. Knapp angebunden, fast grob, aber aufs höchste gewissenhaft und verlässig. Und so schwer er von einem einmal als richtig befundenen Standpunkt abzubringen war, so schwer war er für manche Dinge zu „haben"; er wich plötzlich aus, wo man es gar nicht erwartete. Monard betrachtete es aber als eine Art Prüfstein für die Entwicklungsfähigkeit seiner Pläne, wenn es ihm gelang, den Schatzmeister auf seine Seite zu ziehen. Mit ihm schon war es schwierig genug, das Unternehmen ins Werk zu setzen, gegen ihn war es aus--sichtslos.

Er mußte also an Shorton elwas herankommen. ^Er informierte sich über verschiedene kleine Sonderbarkeiten Shorton's, über den Kursstand einzelner Effekten, von denen er wußte, daß sie ihm am Herzen lagen, über die europäischen Staatendinge, die ihn interessierten.

Monard traf ihn in guter Laune. Die „Hemmung der Werte", die durch die zu sehr regulierten Bedürfnisse eingetreten war, war durch ein glänzendes Fallissement — man mußte es so nennen — behoben. Die Aero-Construetions-Company war so ziemlich erledigt. Die Kriegslieferungen, d«en ungeheure Massen die Fabriken zu immer neuen Betriebsvergrößerungen veranlaßt hatten, waren durch die Einstellung der europäischen Kriegsereignisse abgeschnitten. Die Werke bauten für Transport- und Sportflieger um. Man rechnete mit Bestellungen durch staatliche und private Gesellschaften. Allein es tauchten um diese Zeit die mannigfachsten Verbesserungen auf, deren sich die Construetion-Co. nur mangelhaft anpaßte. Dies wurde bald bekannt und viele der laufenden Bestellungsordres wurden nicht erneuert. Die Leitung der Fabriken glaubte es erst mit einer vorübergehenden Verstimmung, eincm schlechten Markt, zu tun zu haben und veränderte den Betrieb während der monatelangen Verhandlungen mit den Bestellern fast nicht; täglich wurden neue Aeros fertig. Die Aufbewahrungsräumlichkeiten mußten unaufhörlich vergrößert werden, denn der Absatz war nur mehr ein ge-

legentlicher. Die Sache ging fast durch ein Iahr so und wäre noch länger so weiter gegangen, wenn sich nicht eine große Baisse-Partei gefunden hätte.
„Wir brauchen unbedingt Wellenschlag in unserem Wirtschaftsleben", ließ sich ein namhafter Zeitungsfinanzler vernehmen. Dieser „Wellenschlag" sollte wohl mit den zahllosen Propellern der Aero-Construetions-Cempany erzeugt werden, witzelte man an der Börse.
Es bildeten sich zwei Parteien: Die eine, die alles für einen großen Bluff hielt und die sistierten Lieferungsaufträge für ein Finanzmanöver, um Papier und Dividende zu verbilligen, und die andere, die das Fatale der Situation richtig einschätzte. Die Shares der Aero-Construetions-Company flogen an der Börse hinauf und hinab, „bedeutend besser als ihre Erzeugnisse", ironisierte Shorton, der aus seiner Ansicht über die Verhältnisse bei den Werken kein Hehl machte. Er hatte damit schweren Stand bei dem Ausschuß seiner Gesellschaft, der die Lage der „Aeros" viel optimistischer betrachtete als er. Verschiedenfach waren auf seine Veranlassung hin bereits Abstoßungen von Werten der Aeros vorgenommen worden; ohne großes Gepränge, durch Zwischenleute. Bei den entscheidendsten Lostrennungen entspann sich aber ein Kampf. Die Mehrzahl der Herren des Direktoriums der Industrial Money Co. war für eine „moralische Stützung". Monard wollte sich eist am Schluß der Sitzung entscheiden. Ohne seine Hilfe wäre die Transaktion sicher mißglückt. Shorton war Monards damals nicht sicher gewesen. Er hatte sich zwar in seinem Sinne privatim ausgesprochen, aber Monard war so unberechenbar, daß man nicht fest auf ihn bauen konnte. Doppelt überrascht war daher Shorton, daß Monard sich so ausführlich und gründlich mit der Sache beschäftigt hatte, daß er Dinge ans Licht brachte, auf die Lhorton unglaubliche Mühe vei wandt hatte, Dinge, die er selbst nur im Falle eines drohenden Scheiterns seines Planes ausspielen wollte. Er konnte eine leichte ärgerliche Überraschung nicht verhehlen, als er sich von Monard überflügelt wähnte; dennoch mußte er ehrliche,weise die geniale Begabung und das strategische Geschick dieses Mannes bewundern.
Shortons Plan einer völligen Abstoßung der Aeros, das „einzig Richtige", sollte durchgeführt werden. Aber auch diese letzten Veränderungen wurden nicht überstürzt, sondern durch vielfache Umtauschungen, Scheinkäufe und dergleichen verschleiert. Das Gros der Börse wußte nichts von dem hereinbrechenden Schicksal der Aeros. Man wartete zu. Und erst als das unaufhaltsame Versinken eintrat, als die Aeros unrettbar verloren waren, da spielte Shorton noch einen Trumpf aus: er machte die letzten offiziellen Veräußerungen. Es geschah dies mit einer derartigen Nachdrücklichkeit, mit dem ganzen Linm der Presse und der Makler, daß sämtliche Flugzeugpapiere am Boden legen und wochenlanges Eimattetsein folgte.
Die Industrial Money Co. hatte einen glänzenden Sieg errungen. Sie hatte sich in günstigster Zeit sämtlieber Flugzeugwerke bemacbtigt, sie war nun

imstande, die gesamte Flugmaschinenproduktion der Vereinigten Staaten zu beherrschen. Das „glänzende Fallissement" der Aeros war natürlich noch unab' sehbar in seinen Folgen. Shorton wußte, daß die nächsten Tage und Wochen fundamentale Kapitalsumstürze Amerikas bringen konnten.

Er begrüßte Monard mit einer herzlichen Vertraulichkeit, wie man einem alten Kriegskameraden begegnet.

„Denken Sie nur, die Eisenbahnen kommen ins Gleiten."

„Unmöglich!"

„Ich habe bestimmte Nachrichten."

„Ein Finanzgewitter," lächelte Monard sarkastisch.

„Nein, das ist es eben nicht, Sie wissen doch, daß Ieff <K Bluying fertig sind." *

Das mußte sich eist vor wenigen Stunden zugetragen haben, Monard wußte es noch nicht.

„Ich dachte, daß Sie gerade darin etw.is vorhatten, weil sie zu mir kommen," sagte Shorton.

„Nein, darin direkt mochte ich nichts versuchen, obgleich jedes stürzende Bankhaus ein Stein zu unserem Neubau ist, — nun, ich will es sagen: zu dem gigantischen Gebäude des Money^Trust."

Monard sprach davon in einem solchen Tone von Selbstverständlichkeit, daß m.m glauben konnte, der Money-Trust sei eine längst geplante Einrichtung. Shorton faßte blitzschnell die fruchtbare Idee und doch konnte er es nicht glauben, daß der trockene, vorsichtige, kalte Monard eine derartig phantastische Sache anfassen wollte.

„Bitte, sprechen Sie weiter, ich habe keine Einwendungen."

„Sie verwundern sich über das phantastische Projekt, Shorton, Sie trauen mir keine Utopien zu und Sie haben recht, alles, was phantastisch ist an der Sache, stammt nicht von mir, das hat ein weltentrückter Gelehrter ausgeheckt. Nun, ich h^be seine Arbeit abschreiben lassen und als „leider über die Verwirklichungs-möglichkeiten eines Bankhauses hinausgehend" dankend abgelehnt. Wie der Mann auf den Einfall kam, gerade uns eine quasi wissenschaftliche Sache anzu-bieten, weiß ich nicht. Ich hätte das Manuskript ja auch gar nicht angeschaut; babe ich Zeit dazu? Burton hat mich dreimal darauf hingestoßen. Denn die Sache ist möglich und wird gemacht, wenn nicht jetzt, dann in 20 Iahren, aber dann nicht mehr von uns. Also der junge Mann, — ich bezweifele nicht, daß er noch sehr jung ist — meint, das Geld, das ursprünglich Tauschobjekt war, — Geld-wert gegen Ware z. B. und umgekehrt, sei später Zahlungsmittel geworden. Man war sich nicht mehr Äcker, Wald und Häuser, sondern Geld schuldig. Das Geld machte weitere Karriere, es wurde Wertmesser. Alles, was irgendwie Wert batte, Menschenleben wie Schweinerücken, wurde in Geld veranschlagt. De>-

Grundbesitz wurde taxiert und ncich seinem Geldeswert besteuert, sodaß der Mann eigentlich kein Land mehr besaß, sonder n ein in Land angelegtes, so und so hoch verzinsliches Kapital, d. h. Geld. Wie in Europa ursprünglich niemand Land besaß, sondern nur der König Herr des Landes war und die kleinen Besitzer das Land zu Lehen hatten, so erklärten sich auch die Staaten zu Herren des Geldes; «der sie wollten es wenigstens. Sie prägten Münzen, entwerteten Münzen, Haben Noten und Schatzanleihen heraus, denen immer w.'niger Deckung zugrunde lag. Ia, das deutsche Reich war seiner kriegerischen Einschließung durch die bekannten Beschlagnahme-Maßregeln entgegengetreten, indem es alles, was allgemeinen Nutzwert hatte, in seinen Machtbereich brachte; aber ebensogut wie Kupfer hätte es auch Gold beschlagnahmen können. Deutschland wurde während des Krieges und wird noch jetzt schlecht und recht durch immerwährende staatliche Eingriffe am Leben erhalten, ebenso wie England nur durch die Zw.mgs-dienstpflicht seiner Länder den Krieg überstand. Iedoch das Naheliegendste, sich zum völligen Herrn des Geldes zu machen, vermochten die Staaten noch nicht. Sie waren und sind, soviel sie auch ausgeben, nur Verbraucher, keine Schöpfer; sie sind auf die Abgaben ihrer Werte schaffenden Bürger angewiesen. Gewiß, die Staaten könnten es auch anders machen; sozialistische Staatslehrer haben es gepredigt. Sie könnten mit den härtesten Zwangsmaßregeln die Menschen zur Schöpfung von Nutzwerten zwingen. Damit wäre aber auch der letzte Rest von Freiheit, an die ja schließlich jeder Mensch glaubt, dahin."

„Freiheit! — was ist Freiheit?" unterbrach hier Shorton, „ein Phantom, von dem Narren und Schwächlinge träumen. Keiner ist frei. Ich kenne keine Freiheit, ich habe sie nie und nirgend geseben!"

„Sie mögen recht haben, Shorton," erwiderte Monard, „ich erzählte Ihnen ja bereits, daß ein phantastischer Gelehrter Urbeber dieser Gedanken ist. Meine eigenen Ansichten sind vielfach andere, doch ich will Sie nicht mit Weiterungen aufhalten. Meine Frage ist kurz die: Werden wir der Industrial Money Co. die Macht zuführen können, daß sie einzig entscheidend für die — nun ich sage „Geldverhältnisse" der Vereinigten Staaten sein wird?"

„An keinem anderen Tag hätte ich Ihnen eine so kurze Antwort geben können wie heute . . . aber ich habe Sie vorhin rücksichtslos unterbrochen, als Sie von „Freiheit" anfingen. Ihre Sache interessiert mich. Tatsächlich ein wunderbarer Gedanke, die Staaten, die sich so wichtig und großherrlich gebärden, ihrer Macht zu berauben und diese großen Tiere auf die Schlachtbank zu führen, wie die Franzosen ihren König. Das wollen Sie doch? — seien Sie nur ehrlich! Was übrigens die Freiheit anlangt, so hat mir diese ein Geistlicher auf dem College gründlich versauert. Er führte sie stets im Munde und erfand dabei immer neue Einschränkungen unseres Lebens."

„Es ist nicht Ihre Art, Shorton, derartige Ausbiegungen zu machen. Sie

sagten vorhin, Sie wären imstande, heute noch zu antworten. Spannen Sie mich nicht auf die Folter!"
„Monard, Ihr Vorschlag ist neu, aber er muß gemacht werden und er kann gemacht werden, ich werde schon jetzt alles in dieser Hinsicht vorbereiten. Übrigens lassen Sie mich bezüglich Ieff K Bluying an Burton telephonieren, — unser letzter Stock soll nicht verkauft werden." „Sie wollen wohl auch noch den letzten Stein dieses Bankhauses niederreißen, ähnlich wie bei den Aeros?" — „Nein, mein Bester, diesmal ist es anders. Ich stütze Ieff ö Bluying, weil wir damit Iohn Boldy in die Hand bekommen. Sie wissen, wie ängstlich Iohn Boldy um jeden Verlust besorgt ist. Gar kein Geschäftsmann — ein Erbe. Die 50 Millionen in Ieff 6 Bluying könnte er entbehren, ohne gerade betteln zu müssen; aber es sind das die Leute, die keinen Pfennig verlieren können, ohne ums Leben zu kommen."
Shorton hatte das Telephongespräch beendet, Monard hatte sich gleichfalls mit Burton besprochen. „Bitte, machen Sie sich bereit für heute Abend 8 Uhr, Privatkonferenz zwischen Shorton und mir. Sie sollen uns hierbei helfen."
„Warum weihen Sie Burton in derartig wichtige, unvollendete Dinge ein?"
„Er besitzt ein unglaubliches Wissen, Fleiß und mein Zutrauen, das genügt."
„Gut," sagte Shorton, „also dann auf beute Abend."
Die Mittagsausgaben brachten klägliche Berichte über den Börsenstand. Andeutungen über Ieff ö Bluying, die Schwierigkeiten der Eisenbahnen und die Stockungen des Baumwollmarktes. Von den Finanzblättern traten einzig die Money-News ein wenig für Ieff ö Bluying ein, die Monen-News, der von der Industrial Monen Co. inspirierte Finanzberater.
„Wichtig erscheint mir, daß wir die Sukkers auf unserer Seite haben," erklärte Shorton am Abend. „Wichtig, ober nicht unbedingt nötig."
„Wie stellen Sie sich zu der Sache, Burton?" fragte Monard.
„Die Kleinkapitalisten schwören noch heute auf Ieff L Bluying und wir führen ihnen ein Erperiment vor, das sie uns für immer untertan macht. Wir können jetzt leicht acht der einflußreichsten Finanzblätter haben. Kaufen nicht nötig; eine Auskunft von uns genügt, um uns die Blätter für Monate zu verpflichten. Ich habe Leute, die verschiedene Finanzartikel schreiben. Offizielle oder von uns inspirierte, in denen allen Sparern und Spekulanten auf's Dringlichste empfohlen wird, Ieff A Bluying zu kaufen. Nie sei eine bessere Gelegenheit gewesen, ein Hochpapier verhältniemäßig billig zu elwerben. Wir treten mit unserem Namen für die Sache ein. Wir tun dies umso nachdrücklicher, je mehr uns Iohn Boldy die Gesamtleitung seiner Kapitalien überträgt. Wir geben ferner den täglichen Finanzerläuterungen an alle unsere Agenturen stets die Kauf-

empfehlungen für Ieff Bluying mit. Der Erfolg wird der sein, daß Ieff 6 Bluying von den Sukkers gehalten und gekauft , an der Börse aber zunächst sinken wird."
„Glauben Sie das? Das würde unsere Transaktion erheblich erleichtern," sagte Shorton.
„Natürlich werden sie sinken, denn das Mißtrauen der eingefleischten Börsenleute wird nur gesteigert durch unsere Berichte. Wir müssen auch Ieff 6 Bluying zeigen, daß wir sie in der Hand haben, ein Wink von uns und sie sind völlig fertig. Wenn das Iohn Boldy weiß, überläßt er uns Alles."
„Für ihn, der nichts tut, ist dies auch das Beste," warf Monard ein.
„Bitte, geben Sie mir die Aufstellung der Werte, die in den nächsten Wochen zugrunde gehen müssen," sagte Shorton.
Monard nahm einige Blätter aus seiner Mappe und reichte sie den Herren.
„Diese Eisenbahnen mögen zum Teufel gehen, wir fassen nur 4 große Linien. Die Protektoren dieser Linien lassen wir eine Zei lang zittern wie Iohn Boldy. — Die Stahlherren werden wir zwar auf diese Art nicht kriegen. Wir müssen ihnen eine drohende Konkurrenz vor die Nase setzen; auch das wird geschehen. Die Baumwolle ist langsam zu sperren und mit ihr greifen wir zuerst in Europa ein. Das wird nicht allzu schwer sein, da wir in Baumwolle bereits einen großen Einfluß haben. Kein Baumwollschiff darf ohne unsere Zustimmung nach Europa. ^ Die Geldinstitute sind nach der Zurückbiegung von Ieff L- Bluying nicht abgeneigt.... Sollte sich eines weigern, innerhalb zwei Monaten den Money-Trust unter unserer Oberkontrolle einzugehen, so werden wir es sprengen, — unnachsichtlich! Ich-kann Sie versichern, innerhalb eines Iahres haben wir die Finanzkontrolle über das gesamte Geld- und Wirtschaftsleben Amerikas. Ein Iahr oder zwei weiter und wir geben Gesetze, wir bestimmen Krieg und Frieden, wir besetzen die Völksvertrelung mit unseren Leuten. Iede Anleihe, die der Staat unterbringen will, bedarf unserer Genehmigung; denn wir allein haben das Verfügungsrecht über Wirtschaft und Kapital, wir sind Amerika!" Ein harter, tyrannischer Zug hatte sich in Iohn Monards Gesicht gegraben.
„Und wen von uns gedenken Sie am Leben zu lassen?" fragte Shorton mit lächelndem Spott.
„Natürlich alle diejenigen, die auf die Sache eingehen," replizierte Monard scherzhaft und dann plötzlich abspringend: „Morgen, — nein, sagen wir übermorgen, werden wir die Sitzung des engeren Direktoriums haben. Paßt es Ihnen Shorton? Und Sie, Burton, können dann vielleicht etwas Genaueres über Ieff 6 Bluying bringen. Ich habe hier ein Telegramm, in welchem mich Iohn Boldy um eine Besprechung ersucht. Ich will ihn morgen selbst aufsucben. — Auf Wiederfehn!"
, Dies war der Auftakt zu der gewaltigsten Veränderung der Geschichte des 2l). Jahrhunderts. Der Money-Trust vei wurzelte sich wie ein ungeheueres Schma-

rotzergewächs und streckte seine Arme nach England, Frankreich und Holland herüber; er durchdrang die wirtschaftliche Einschließung Deutschlands. Man sprach in den Ententeländern davon, daß der Money-Trust große Anleihen unter gewissen Bedingungen nicht ausschließe. Die Tageszeitungen durften nichts Genaueres darüber bringen und die offiziellen Organe dementierten mit „grundlos" und „aus der Luft gegriffen".
Die kriegerischen Unternehmungen gegen Deutschland waren seit Monaten eingestellt Grenzkämpfe und Revolutionsgefechte waren an der Tagesordnung Auch in den siegreichen europäischen Staaten gab es innere Unruhen, Meutereien, Regierungskrisen. Daß Wirtschaftsleben wollte nicht recht in Fluß kommen. Überall drohte das finanzielle Fiasko der geschwächten Staaten. Man hatte Geld ausgegeben für eine wenig rentable Sache und dafür Geld gepumpt; Geld, das verzinst werden sollte. Von allen Seiten schielte man auf den größten Geldgeber der Welt, den Money-Trust. Aber auch der Money-Trust interessierte sich für die europäischen Verhältnisse nach Kriegsende, da ihm die wirtschaftliche Schwächung der Staaten genügend fortgeschritten erschien. Und was er für die Übernahme der Kriegskosten verlangte, war ja schließlich nichts Unerschwingliches. Monard unterhielt sich darüber des längeren mit den französischen Fianzgesandten Renoi und Bandun.
„Was wir wollen, ist eine Kleinigkeit, im Staatsleben völlig nebensächlich," sagte Monard. „Was Sie erhalten, ist alles, was Sie brauchen. Friede, Ruhe, Zufriedenheit und Geld. Ich wiederhole, wir wünschen einzig das Recht, jährlich in bestimmter Höhe zahlungsmittelartige Schatzscheine herauszugeben, sowie eine kleine, nebensächliche Kontrolle über Geld, Industrie und Wirtschaftsleben und Mitberatung bei den obersten Wirtschafte und Finanzbehörden. Die Besitzerverhältnisse, der Staat, alles bleibt beim Alten, nur wir zahlen, zahlen ihre zum „Segen Europas" gemachten Schulden, die Sie von Deutschland doch nie zurückerlangen können." Die europäischen Herren lächelten elwas verlegen.
Shorton sprach dazwischen:
„Mit der Presse werden wir schon fertig, das haben Sie ja bereits während des Krieges so trefflich verstanden. Die Einschiebung des Money-Trust in die europäischen Staatsverhältnisse läßt sich leicht rechtfertigen. Keine Beeinflussung der Staatssouveränität durch die Verbindung mit dem amerikanischen Großkapital. Im Gegenteil! Die wirtschaftlichen Bindungen und Rücksichtnahmen, die bisher hemmend in der freien Entwickelung des Staatsgedankens waren, sind jetzt zum allergrößten Teil abgetragen; politische Gesichtspunkte könnten von den nun weniger finanzbeschwerten Staaten in viel unabhängigerer Weise gewahrt werden. So ungefähr können Sie zukünfteln. Sagen Sie den Leuten nur immer wieder, der Money-Trust zahlt, zahlt und das Volk braucht nicht zu zahlen, und alles wird Ihnen beistimmen,"

Und der Money-Trust zahlte! Die europäische Wirtschaft funktionierte wieder. Die Regierenden, die Soldaten, das Volk, alles pries den Erretter aus der Not und in den Kirchen wurde auf ihn als eine „Hilfe der Vorsehung" gern fingergezeigt. Zwar waren einige radikale Sozialisten mit dem Gang der Ereignisse unzufrieden, aber sie fanden gegen den unpersönlichen Money-Trust nicht den Anhang, den sie zum Kampf gegen persönliche Machthaber stets gehabt hatten.
Der Money-Trust war nun überall Mitbesitzer geworden. Er hatte keine Konkurrenz zu fürchten. Wenn irgendwo die Stahlwerke zu flott gingen, dann bremste er ein wenig; wenn zuviel Getreide produziert wurde, dann schleuderte er ein wenig. Und noch ein anderes hatte er von den kriegführenden Staaten gelernt: die „künstlichen Teuerungen zum Staatswohl". Iede Lohnbewegung, jeder Verdienstausgleich folgt der Preissteigerung erst nach, daher blieb der Vorteil stets auf Seite der Produzenten und seines großen Nutznießers, des Money-Trusts. Einen weiteren Vorteil hatte die mit der steten Preisaufwärtsbewegung Hand in Hand gehende Entwertung des Geldes. Es war dies der praktischste und gangbarste Weg zur Verbilligung von Stcmtsschulden. Ie schneller das Wirtschaftsleben pulsierte, desto unbedenklicher konnte man Preise in die Höhe schnellen lassen, das Geld mit anderen Worten entwerten. Und so tat es der Money-Trust, als er die langsame Versklavung der Menschen einführte, indem er den Frane zum Cent, die Mark zum Pfennig machte. Die Menschen klagten über die teuren Zeiten und doch priesen sie den Money-Trust und seine Verdienste um die Errettung der Menschheit. Er wurde zu einem Idol erhoben, das in kritikloser Höhe thronte. Über Völker und Staaten herrschte der Finanzpapst Iohn Monard und seine Kardinäle.
Ein neues Zeitalter hatte begonnen.

Nun greifst du wieder zum Wanderstab.
Bleibe, Ahasver! Wir beide
Ducken uns knirschend, wenn nur das Grab
Beschattet von Buche und Weide
Auf deutscher Halde den Hügel baut,
Auf Fliedertrauben der Morgen taut,
Bleibe, Ahasver, und leide.
Wirf fort den Stecken! Der Willen strafft
Die Sehnen. Die Fernen verschwimmen.
Der Heimat Erde entströmt die Kraft,
»»»,

Richarö Mag
Ahasver, öer Seutsche
Den trotzigen Rücken zu krümmen.
Wir bleiben, den Haß in die Seele gebannt,
Bis rings im dürren Grase zum Brand
Knisternd die Funken entglimmen.
Wir bleiben in trotzig schweigendem Groll,
Wir Freisten der Freien als Knechte.
Die Fremden erheben den Brückenzoll
Und plündern der Berge Schächte.
Sie sicheln die Halme, sie pflücken die Frucht,
Die Schiffe wimpeln in deutscher Bucht
Farben uns feindlicher Mächte.
Nicht feige werden, nicht müd' und schwach!
Sie müssen die Sonne uns lassen!
Der Goldstaub glitzert auf First und Dach
Und heimelt in winkelnden Gassen.
Er stäubt auf den Wassern, die plätschernd ziehn,
Er spricht auf Ginster und Rosmarin,
Nbasver, wir bleiben und hassen.
Die Sonne ist unser, und Duft umströmt
Uns würzig auf Wiesen und Matten.
Wir bleiben, Ahasver, verfolgt, verfehmt,
Wir trennen uns nicht vom Schatten
Der knorrigen Eichen, vom schwarzen Tann,
Der Märchen uns bangen Kindern ersann,
Märchen, die Wurzeln hatten.
Du schüttelst das Haupt und den zausen Bart,
Ahasver. Die Wurzeln fehlen
Uns drüben. Wir bleiben, denn unsre Arl
Wird hart sich im Wetter stählen.
Sie nehmen uns alles und doch, und doch
Nie zwingen sie nieder ins Knechtejoch
Harrende deutsche Seelen.
Zerbrich den Steckene! Nun neige dich tief
Und küsse die heiligen Schollen,
Die harten, die spröden. Der Frühling rief,
Die Knospen sind aufgequollen.
Der deutsche Frühling! Vergiß dein Leid,
Wir dulden und schweigen, es kommt die Zeit.
Ahasver, nur wollen, nur wollen!

Ruöolf Klein Siepolö:

Zur Psychologie öes künstlerischen Schaffens.

Auf die enge Verwandtschaft zwischen Traum und Kunstschaffen ist des öfteren hingewiesen worden und darauf, daß ein näheres Eingehen auf das Wesen des einen wertvoll sei für die Erkenntnis des andern. Denn das produktive Schaffen hat in seinen Urregungen dort seinen Sitz und Ausgangspunkt, wo die Träume ihren Sitz und Ausgangspunkt haben und ihr geheimes Spiel treiben. So ist gewissermaßen jeder ein „schaffender Künstler", ein „Dichter": im Traume! Im Traum liegt mehr oder weniger das Organ frei, dem wir die produktiven Fähigkeiten, die natürlich je nach dem Wert des Individuums verschieden sind, zuschreiben, das Organ des inneren Schauens. —

Der Schlaf ist eine Form der Bewußtseinshemmung, und Schlaf und Wachen im Wesentlichen an Tag und Nacht gebunden. Wir beobachten, wie abends, während dem Einschlafen, das Persönlichkeitsbewußtsein langsam schwindet und ein Zustand bleibt, dem alle Eigenschaften unseres Ich innewohnen, das Wissen um Zeit und Raum — die also wohl mit dem Tag an Auge und Ohr gebunden sind.— jedoch fehlt; man hat diesen Zustand das Unterbewußte im Gegensatz zum Oberbewußten genannt, im weiteren den des transzendentalen Ich gegenüber dem an die Empirie gebundenen Persönlichkeitsbewußtsein. Es sind demnach zwei Arten des Bewußtseins anzunehmen. Dem natürlichen Schlaf aber unterliegt nur das Bewußtsein für Zeit und Raum, also das eigentlich orientierende Persönlichkeitsbewußtsein, das in ständigem Kontakt mit der Außenwelt lebt; das Persönlichkeitsbewußtsein erhält ja überhaupt erst scine Bedeutung durch die Orientierungsarbeit des Wachens. Im Traume des Tiefschlafs erleben wir demgegenüber ein reines Ich-Bewußtsein ohne jeden Persönlichkeitsinhalt — es hat seinen Sitz in der Seele, ist die Seele — es ist zeitlos und dennoch die Zeitempfindung selbst in ihrem Ewigkeitssein; sie muß ihren Sitz im Ganglion haben, denn sie ist allen Wesen gemeinsam. Sie fühlt: „ich bin"! Dazu aber tritt eine rein abstrakte, von aller Empirie unabhängige Fähigkeit des Denkens, die nur dem Menschen eigen und deren Sitz wir in die mittleren Partien des Hirns verlegen müssen (während das Stirnhirn den empirischen Bewußtseinszusammenfchluß vollzieht und der Sitz der funktionellen Logik ist) —: ihr Wesen ist der Begriff: „ich denke". Sie ergänzt die erste Anlage so, daß beide in ihrer Zweiheit doch eine Einheit sind. Sie denkt vorläufig nichts als das reine transzendentale Ich. Diese beiden Urformen des Ich, die einander ergänzen und ineinander arbeiten, bilden das Gefäß für den Inhalt der empirischen Persönlichkeit, deren Inhalt jedoch nur zum geringsten Teil ein wirklich persönlich erworbener ist, Vielmehr größtenteils ein ererbter Schatz durch Empirie in Generationen erwor-

bener Ablagerungen, der erst durch die eigene Empirie ins Persönlichkeitsbewußtsein gehoben wird; wir nennen ihn deshalb die Individualität. Ihr Inhalt ist es, der den Einzelnen der angeborenen Anlage nach unterscheidet, ihren Wert bestimmt, während mit ihrem Reichtum die reine Denkform des transzendentalen Ich seltsamerweise zu wachsen scheint — indem sie in den Stand gesetzt wird, immer weitere Sphären zu erfassen, die ja auch als solche Werkzeug des empirischen Persönlichkeitsbewußtseins ist. Als den Leitungskontakt der beiden transzendentalen Bewußtseinszustände, wie auch hinsichtlich ihrer empirischen Äußerungsfo. m und deren Korrespondenz zur Individualitätsanlage kann man die Grenznäbte ansehen, da Kleinhirn und Großhirn ineinanderwachsen. Und diese Grenze ist auch der Sitz des ganzen Traumspieles zwischen Schlaf und Wachen, der Ubergang, wie gesagt, vom Individualitätsinhalt ins Persönlichkeitsbewußtsein. Damit aber nähern wir uns dem Kern unseres Themas, d. h. dem Wesen der künstlerischen Produktion, die darin beruht, durch das an der Hand der Empirie erwachte und wachsende, mittels ihrer arbeitende Persönlichkeitsbewußtsein die durch Auge und Ohr vermittelten Eindrücke — ein Vorgang, der den Nichtkünstler nur als dumpfes Lust- oder Unlustgefühl begleitet — im Bereich jener ererbten, schon durch das ewige Sein gewanderten Werte der Individualitätsschicht umzuprägen und als Werk herauszufordern. In die Empirie fortgesetzt, wirkt das transze, -dentale „ich denke" als Wille; ja, man könnte sagen, daß es in der Paarung mit seinem physiologischen Träger, also im Augenblick, daß das Ich in Erscheinung tritt, sich als „Wille" betätigt.

Dieser Zweiteilung liegen, wie das Vorige erkennen läßt, zwei Weltan^ schauungen zugrunde, die einander feindlich gegenüberstehen: die des Metaphysikers und die des Empirikers; näher bezeichnet, die des Mystikers, der das reine Ich-Bewußtsein als ein prius annimmt, nach dem das Persönlichkeits-Bewußtsein sich bilde, wie die des modernen Psychophysiologen, der dem Individuum jede persönliche Apriorität abspricht, die Persönlichkeit als das Ergebnis von Kausalitäten betrachtet und das Unterbewußte als eine Reihe automatisch, gewordener Seelenfunktionen deutet, die der Kontrolle des Ichbewußtseins nicht mehr bedürfen — wie die Intelligenz vieler Tiere beweist — und den Gesetzen, der Schlafhemmung nicht unterliegen. Diese Physiologen nehmen nur eine Zweiteilung des Persönlichkeitsbewußtseins an, die dadurch entsteht, daß eine partielle Hemmung eintritt und unter Umständen reale und unterbewußte Regungen zugleich ermöglicht, während die Mystiker in einem Individuum zwei nebeneinander bestehende Ich gelten lassen. Die Deutung und Auslegung der Physiologen scheitert im letzten Grunde aber am Somnambulismus, den sie einen Traum mit Muskelreaktion nennen, unter Ausschaltung des sich in Zeit und Raum orientierenden Persönlichkeitsbewußtseins: da der Somnambule sich> aber dennoch deutlich als ein einheitliches Ich fühlt, so kann es nur der transzen« dentale Ich-Komplex sein, der ihn leitet. —

Wir können für unseren Zweck beide Anschauungen hinnehmen, denn die erste, die der Mystiker, schließt die zweite nicht aus, kann als ein Gradunterschied gelten, der die Verschiedenartigkeit der Träume bestätigt.

Der gesunde Mensch, der nicht an geteilter Funktion des Persönlichkeits-bewußtseins leidet, — die vorhin als eine partielle Hemmung bezeichnet wurde und in ihrer äußersten Form Wahnsinn genannt wird, — ist-sich, wenn überhaupt, einer Zweiheit nur während des kurzen Übergangsstadiums vom Wachen zum Schlaf bewußt. Der Schlaf, der diesen Zustand herbeiführt, entsteht durch das Schwinden des Persönlichkeitsbewußtseins. Wie das Müdigkeitsgefühl dieses herbeiführt, darüber ist man sich nicht klar. Einen Augenblick bleibt dann jener Übergangszustand, dem alle Ichempfindungen eigen sind, jedoch der Begriff für Zeit und Raum fehlt, um der völligen Bewußtlosigkeit, dem gesunden Schlaf zu weichen. Dieser Übergangszustand ist ein Zwischenstadium von Persönlichkeits- und reinen Ichbewußtseinsinhalten. Die zweiten treten nur im Traum des Tief-schlafes oder Somnambulismus in Tätigkeit. Dafür sprechen die Verschieden-artigkeiten der Traumzustände. Der Traum des gesunden festen Schlafes, der selten und nur sekundenkurz ist, gehört gleich dem inneren Schauen der Somnam-bulen dem reinen, d. h. transzendentalen Ich an, während der Traum des neivösen Menschen in jenes Übergangsstadium zwischen Wachen und Schlafen zu verlegen ist, jener Traum, der im Gegensatze zu dem des gesunden Menschen Stunden, ja die ganze Nacht währen kann, da er nichts ist wie eine automatische Gedankenerzeugung des durch eine Erregung in seinem Übergangsstadium gehaltenen Hirns; ein Traum, den wir alle am häufigsten erleben und fürchten, da wir mit sehwerem Kopfschmerz aus ihm erwachen, und zwar je tiefer und bewußter dieser Halbschlaf zugleich war, d. h. je tiefer die partielle Hemmung auf der einen Seite und je reger die Bewußtseinstätigkeit zum andern war. Er hat einen anderen Sitz als der gesunde Traum und ist, je nach seinem Grade, ein Zeichen leichter geistiger Erkrankung, falls man die Nervosität schon hierhin rechnen will, wie er des wirklichen Geistes" krankcn ständiger Begleiter ist, und unterscheidet sich dadurch vom Traum des Tiefschlafes, daß er sich mit den Ereignissen und Erlebnissen des Tages befaßt, was jener selten tut. — Aber auch können in solchem Zustand, wie in der Hypnose, Eindrücke an die Individualitätsschichten gelangen, die hernach ihr Recht fordern, ohne je verantwortlich im Persönlichkeitsbewußtsein gelebt zu haben, und die Individualitätsschichten daraus dann den Trauminhalt speisen.

Daher lassen diese Zustände des Traumes eine Verwandtschaft mit dem Kunstschaffen erkennen, indem durch Hemmung des Persönlichkeitsbewußtseins das Individualitätsleben graduell verschiedener Art leise erwacht und aus seinem Residuenschatz die Gedankenproduktion speist, jene automatische Gedankenpro-duktion, wie sie dem in der Inspiration fiebernden Schaffenden eignet, freilich mit dem Unterschiede, daß ihr im Traumzustand die sichere Führung des Willens fehlt, während psychologisch die Resultate von hohem Interesse sein können. Die

Ursache des Traumlebens ist also in einer geringeren oder weiteren Hemmung des Persönlichkeitsbewußtseins zu suchen, die zuerst nur die Orientierung für Zeit und Raum ausschließt, während die übrigen Inhalte führerlos ihr Spiel treiben, wenn auch im jedesmaligen, durch einen unerklärlichen Anstoß bedingten Thema mit überraschender Gesetzmäßigkeit, die darin beruhen mag, daß gewissermaßen mein Persönlichkeits-Ich sich spaltet und die Rolle der handelnden Person des Themas übernimmt und durchführt aus dem Residuenschatz seiner Erlebnisse, bis es an den notwendigen Punkten beobachtend und erwidernd eingreift.
Im reinen Tiefschlaf aber, der von einer derartigen Gedankenproduktion frei, gewinnt das transzendentale Ich die Vorherrschaft, das an keine Schlafhemmung gebunden, deren Wesensinhalte jedoch, da sie unterhalb der Persönlichkeits-Bewußtseinsschwclle liegen, selten in dieses Bewußtsein hinübergelangen, dazu aber dennoch die Möglichkeit vorhanden: in solchen Augenblicken erreicht die Persönlichkeit auf Grund der transzendentalen Intuition die Hellsichtigkeil.
Das transzendentale Ich verläßt nach Ansicht der Mystiker — für die es eine feste Grenze der Welt des Geistes und der Erscheinung nicht gibt — in diesem Zustande den Bann des Körpers und lebt außer ihm. Wollten wir diese Idee beibehalten, so könnten wir annehmen, der Persönlichkeitsbewußtseinszustand und das Erwachen (ein vielleicht gleichzeitiger Vorgang) werde durch seine Rückkehr und die Kontakteinschaltung bedingt. Der Traum im Tiefschlaf gleicht einem abgeklärten Schauen — er schwebt über den Dingen und durchleuchtet sie, ihre Körperlichkeit existiert für ihn nicht — während der gedanken-automatische des Halbschlafs an die Tätigkeit einer sich selbst ladenden elektrischen Batterie erinnert: er ist identisch mit der Ausgestaltung des dichterischen Schaffens, dieser gleicht dessen Erleuchtung über die tiefsten Geheimnisse.
Ie tiefer die Hemmung des Persönlichkeitsbewußtseins, je mehr nähert sich die Traumtätigkeit der Individualitäts-Schichten durch ihre Verwandtschaft mit der schöpferischen Kraft dem Erleuchtungszustand des transzendentalen Ich im Tiefschlaf, indem ihr jene innere Logik eigen, nach der alles Organische wächst und sich gliedert und auf der im Reiche des Künstlerischen das produktive Denken beruht, jene innere Logik, die durch freie Willenskraft nicht herbeigeführt werden kann, da diese nur die innere Erfahrung vermittelt, vielmehr die Resultate der sinnlichen Rezeption einordnet — wenn schon der intellektuelle Apparat als Form nach Prinzipien verfährt, die jener adäquat sind, um sie ergänzen, aufnehmen und verarbeiten zu können. So wären wir an dem Punkte, wo, wie ich sagte, jeder in gewissem Sinne ein Schaffender ist. Abgesehen davon gibt es manchen, der im Traum unmittelbar zur dichterischen Leistung befähigt war aus der Verbindung dieser Seelentätigkeit im Verein mit der Anlage seiner Individualität, dazu seine Kraft im Wachen jedoch nicht ausreichte, weil es ihm da an Schwungkraft der Seele und logischer Willenskonzentration fehlte, während andere durch einen Traum zum ersten schöpferischen Versuch veranlaßt wurden.

Der Unterschied zwischen wirklichem Kunstschaffen und Traum besteht dem-
nach in dem Vermögen, im wachen Zustande durch Konzentration des Willens
die Gedanken so auf eine Vorstellung lenken zu können, daß die Außenwelt versinkt
und die innere Schauenstätigkeit sich einstellt. Wie Schlaf und Traum künstlich er-
zeugt werden können durch hypnotische Wirkungen verschiedener Art, Ablenken des Be-
wußtseins auf einen Punkt, so überwindet der Künstler durch Konzentration des Wil-
lens die Außenwelt und sein Traum beginnt aus dem ererbten und erworbe-
nen Erlebnisschatz seiner Seele: sein Schaffen,dazumancherDichter zumal im Schwai-
gen der Nacht sich befähigter fühlt als am Tage. „I^a notte madre 6i pensieri."
Leidet ein Künstler an der vorhin erwähnten krankhaften Doppelfunktion
des Gehirns, die reale Zustände aufnimmt und ordnet, unterbewußte Zustände
zugleich freiläßt und kontrolliert, so daß der Übergangszustand von Wachen und
Schlaf selbst am Tage in einer Art Dämmerzustand eintritt, oder gar völliger Traum-
zustand, so verwischen sich ihm die Grenzen der Wirklichkeit und er schaut mittels
des inneren Mechanismus der Seele, sieht die Gespenster am hellen Tage wandeln,
und gerät in den Stand der besonderen Fähigkeit zur Schilderung psychologisch-
abnormer, ja transzendenter Vorgänge, da ihm die Schauenskraft der Seele mit
ihrer Fähigkeit der inneren Logik im weitesten Sinne eignet, als Beispiel nenne
ich: Jaeob Böhme, die heilige Theresia, William Blake, Edgar Poe, Novalis! —
Infolge solcher Zustände hat man schaffende Dichter für Wahnsinnige ge-
halten und haben Wahnsinnige dichterische Fähigkeiten besessen. Dieses Doppel-
bewußtsein als Krankheitszustand kann bis zur völligen Persönlichkeitsspaltung
führen, deren Zweiheit nicht mehr nebeneinander, vielmehr nacheinander besteht,
so daß das eigentliche Persönlichkeits-Ich dem Betreffenden vorübergehend ver-
loren geht und er den Begriff seiner selbst verliert, oder er gar, als ein anderer,
in dieser Verfassung dunkle Taten begeht; ein Zustand, der hier jedoch außerhalb
unserer Interessen liegt. Aber auch kann es, was für uns in Betracht kommt,
sei es durch fortgesetzte Selbstbeobachtung oder aus unbekannten physiologischen
Gründen, in letzter Form ähnlich dem Übergangszustand von Wachen und Schlaf,
als förmliche Massenpsychose auftreten, wie zurzeit der Romantik oder teilweise in
der letzten Generation: dann redet man von Dekadenz und die Kunst bewegt sich ins-
gesamt in ganz bestimmter Richtung: Auflösung der Form, des großen Lebens-
inhaltes; Überwiegen der Analyse, des Kolorismus, des Details; krankhafte Steige-
rung des lyrisch-femininen Ich-Lebens mit erotischer Treibhaustemperatur.Als Vor-
läufer dieses Typus mag Edgar Poe gelten; seine Gipfel sind Wagner und Nietzsche.
Was die nähere Betätigung der beiden Bewußtseinsarten betrifft, so kommt,
wie gesagt, den Verstandestätigkeiten, die das Persönlichkeitsbewußtsein bilden,
die Führerrolle willensfreier Direktion zu, die dem transzendentalen Seelen-
zustand, gleichviel ob im Traum oder Wachen, fehlt: die Seele ist eben Zustand.
Und was den Sitz der beiden angeht, so hat jenes, darüber sind sich die Physio-
logen ziemlich einig, als Organ des Willens und der freien Logik seinen Sitz im

Stirnhirn, während dieser, den die Physiologen nur als Art-Intelligenz bei den niederen Tieren gelten lassen, nach der Behauptung der Mystiker im sympathischen Nervensystem lokalisiert ist, speziell dem Sonnengeflecht. Diese Ansicht ist für unsere Frage vom Kunstschaffen von höchstem Wert, da das Individualitätsleben, wie schon erwähnt wurde, jene seelischen Werte bergen soll, die in dem traumähnlichen Zustand der Inspiration, durch Übertritt ins Persönlichkeitsbewußtsein als Ton, Gedanke oder Farbe ihren künstlerischen Wert nach außen hin erhalten. Ia man kennte überhaupt annehmen, daß jede Art von Gedächtnis verhältnismäßig schon jener anderen Sphäre angehört, indem es auf der Grenze von Klein- und Groß-gehirn lokalisiert scheint; denn wer nur „begrifflich" liest, d. h. den Gedanken formal nach dem Inhalt erfaßt — er kann an sich beobachten, daß dieser Vorgang im Stirnhirn sich abspielt — wird das Aufgenommene sich nicht so einprägen, wie der, der nach Vergleichen aus dem Eigenen sucht, die aus der Tiefe aufsteigen und ihren Kontakt mit der Begriffswelt auf der Grenze der beiden Hirnteile finden. — Beispiele vorerst für den Sitz einer Intelligenz in den Ganglien können aus dem Tierreich belehrend für uns sein. Die Jndividualintelligenz, die ihren Sitz im Rückenmark hat, wird von den Physiologen bei den niederen Tieren Art-gedächtnis genannt, weil sie sich durch Vererbung steigend fortpflanzt, jedoch nur in einer der betreffenden Spezies eigenen Art. Besonders bedeutsam sind für diese Behauptung die Ergebnisse der Ameisen- und Bienenforschung, die kund-taten, daß die ganz erstaunliche Intelligenz dieser Tiere, die in gar keinem Ver-hältnis zu ihrem gering organisierten Gehirn steht, auf nichts anderem beruht, denn auf einer durch Generationen vererbten Spezialverfeinerung des Rücken-markes, das in ganz besonders empfindlicher rhythmischer Automatik reagiert. In dieses Gebiet fallen höchstwahrscheinlich auch die dunklen Geheimnisse des Vogelflugs in den Süden und verwandte Erscheinungen, die jeder „exakten" Deutung spotten. Es erhellt hieraus, daß das Rückenmark der Sitz der Individual-intelligenz ist, einer Kraft, die, wenn auch einseitig, doch im Gegensatz zu den, freilich willkürlichen Gehirnkräften, eine erstaunlich überlegene Verfeinerung erleiden kann durch die Vererbung der Fähigkeiten von Generationen, und die schlechthin als „Seele" bezeichnet wurde und beim Menschen oft das Beieinander-leben verschiedener Individuen umschließen soll, die abwechselnd sein Tun und Lassen, sein Gut und Böse bestimmen. Hier müssen nun auch ganz unberührt davon, ob ein transzendenter Unsterblichkeitskern die Menschenseele von der Tier-seele unterscheidet — manche sprechen den Tieren und Pflanzen noch nicht individualisierte „Gruppenseelen" zu — weil die Ganglien der Sitz der indivi-duellen Erblichkeitsanlagen sind, die geheimnisvollen Ablagerungen ruhen, die die Fähigkeiten und Vorgänge des Kunstschaffens aus ihrem Urdrang hervorrufen und die Persönlichkeit zur Gestaltung treiben. Denn sie sind nie durch das Gehirn zu erlernen, und das Vermögen ihrer Ausübung tritt gewöhnlich durch eine Generationen lang vererbte Kulturanlage in Erscheinung, wenn auch die Kräfte

bei den Ahnen eines Genies latent lagen und gerade deswegen nicht verbraucht wurden. Damit fällt die dumme Redensart der Materialisten „Genie ist Fleiß" in sich zusammen. Und nur bei dieser Auffassung des Genies, als eine Summe ererbter Faktoren, die unabhängig von den im Laufe der Iahre sich bildenden Residuen der Hirnrinde, ist es einigermaßen erklärlich, daß ein Dichter gleich Goethe in seiner unerfahrenen Iugend Werke schaffen konnte, deren Vollendung die gereifte Erkenntnis seines Alters in Erstaunen setzte. Dieser Umstand zeigt ferner, daß der produktive Mensch nichts zu lernen braucht, da er als Blüte einer langen Ahnenreihe über Fähigkeiten verfügt, die jenen Sonderintelligenzen oben erwähnter Tiere verwandt sind, um dieserart bei Shakespeare und Rembrandt seinen Höhepunkt zu erreichen, während ein Typus selbst wie Goethe noch mehr begrifflich im Verhältnis zu jenen, schon Vorhandenes bearbeitete, weshalb jene beiden eigentlich die Urschöpfer sind; ein Anlageunterschied, der sich gradweise auch bei weit Geringeren durchführen läßt und oft ganze Zeiten und Völker kennzeichnet. Ein weiterer Beweis für den Sitz des Schöpfertriebes in jener Nervenbahn ist die offensichtliche Verbindung zwischen Kunstschaffen und Serualtrieb — der zudem beim Genie besonders stark und heftig scheinbar anormal auftritt, obgleich es nie den nackten konkreten Typus einer bestimmten Anormalität darstellt, weil bei ihm eben alles möglich ist — und der gleichfalls dort lokalisiert ist, während sein Erwachen selbst den Durchschnitt zu lyrischer Empfindung treibt, wie den Vogel in jedem Frühjahr zum zwitschernden Lied während der Paarung, und das Männchen gar zu leuchtenderer Färbung des Gefieders.

Halten wir hieran fest, so kommt der Ganglientätigkeit auch beim Menschen eine weit höhere Bedeutung zu, als die Physiologen ihr schlechthin zusprechen möchten. Sie räumen ihr nur die niederen, vornehmlich automatisch gewordenen motorischen Funktionen ein. Wir aber wollen die Ganglien bei den Tieren als ein Organ betrachten, das, als Sitz des Nrtgedächtnisses, der äußersten Verfeinerung fähig ist und das Tier instand setzt, mittels dieser Spezialfunktionen die Leistungen des Gehirns weit zu überbieten, wir wollen die Ganglien beim Menschen, wie uns die innere Logik des Traumes, das Schauen der Extatiker und die Schöpfungen der jugendlichen Genies lehren, als den Sitz der Intuition ererbter Schöpferkraft ansehen, infolge deren ein Mensch heute mit auf die Welt bringt, was seine Ahnen mühsam lernen mußten, und somit als den Sitz der produktiven Fähigkeiten überhaupt. Ohne Direktion der freien Logik des Verstandes kommt es freilich nicht zum Schaffen. Aber jenes ist das Kosmische, das uns mit dem Weltall verbindet, durch das unsere Individualanlagen bis tief hinabreichen in die Ewigkeit, und ist wachsend der Mantel während der ewigen Wiederkehr des Seelenkerns, der sich bei der Wiederverkörperung je nach dem Grad seines Zustandes erhöhende Träger im Diesseits sucht, durch die er in Erscheinung tritt, bis seine Bahn das Ziel der Vollendung erreicht. Es trägt so alle Rasse- und Individualresiduen der Ahnen und es ist nicht ausgeschlossen, daß je nach einem höheren Zustand

die Kerne von einer Nasse in eine andere übergehen, d. h. der Rassenunterschied
also identisch ist mit dem Unterschied metaphysischer Stufen und unter Umstanden
sogar deren Prinzipien verkörpert. Zugleich könnte man es das Barometer der
„neue Werte" prägenden Zeitpsyche nennen, deren Organ in allen Landen
zugleich die vorantastenden Dichter sind; deren hypersensitive Organisation mel>r
als der Durchschnitt einer gewissen prästabilierten Harmonie allen Geschehens
unterliegt, sind sie doch auch meteorologisch ein förmliches Barometer — der
sich keiner entziehen kann, vielmehr jeder unbewußt mehr oder weniger in ihrem
Rhythmus mitschwingt, weil unter dem Druck transzendenter Konstellation die
Menschheit, entgegen den in diesem Verhältnis verschwindenden Individual-
unterschieden, auch als Ganzes wächst. Ferner ist es bestimmt das Organ der
Mimikry und Arterhöhung bei den Tieren, ja der Ausgangspunkt seelischer Kräfte,
die entscheidend im Diesseits das Schicksal der Einzelnen bestimmen. Es bildet
in Gemeinschaft mit dem Gehirn einen Dualismus des Geistes. In ihm ist Gut
und Böse noch nicht getrennt wie einst beim antiken Menschen. Das Christentum
trennte sie. Eine Trennung, die rassebedingt im Ursprung des Christentums seinen
ersten Grund haben mag und dann die Germanen zumal nach dieser Richtung
infizierte. Der Instinkt und seine Triebe degradierte zum Teufel — den Gott,
das bewußte Gehirn, als Vernunft bändigen sollte, indem es im Chaos der Triebe
die Anlage sittlicher Gesetze entdeckte, analog den Denkgesetzen des formalen Ver-
standes — und erkrankte, verkalkte mehr und mehr in seiner Werte prägenden
Kraft, geriet in Verruf. Der Mensch lebte fortan unter der Vorherrschaft des-
Gehirns. Böse und Gut wurden stärkere Gegensätze, Ästhetik und Ethik gebeten
in Feindschaft, und der Kampf zwischen Individual- und Gehirntätigkeit mancher
großen Persönlichkeit, bis auf die neueste Zeit, ihr Schwanken zwischen antiker und
christlicher Weltanschauung — und die Neigung zurück zu heidnischen, oder die Sehn-
sucht eines Ausgleichs als „Drittes Reich" — könnte als Beweis angeführt werden.
Betrachten wir von diesem Standpunkt noch einmal das Wesen der Einzel-
persönlichkeit im Hinblick auf seine Schaffensanlage und Fähigkeit. Die Phy-
siologen, die transzendentale Anlagen leugnen, und den Einzelnen einzig als
Produkt der Diesseitseindrücke auffassen, beweisen, daß Gedächtnis, Wille, Per-
sönlichkeit ein Werdendes sind, und belegen den Beweis für deren Entstehen mit
Glück aus der streng rückwärts schreitenden Gesetzmäßigkeit, mit der sich diese
Funktionen im Krankheitsbilde auflösen. Aber die entscheidende Frage ist, ob
Gedächtnis, Wille, Persönlichkeit, diese Summen von Modifikationen und dyna-
mischen Assoziationen, die vornehmlich an die Großhirnrinde gebunden sind, nicht
ein Verschiedenes sind von der eigentlichen Individualität, und einem jene drei
bildenden „transzendentalen Ich", jenen beiden Faktoren, auf deren Unterscheidung
sich unsere Anschauung aufbaut. Und wenn sie die Gesetzmäßigkeit der Entstehung
der Persönlichkeitsanlage auch mit scheinbarer Sicherheit belegen aus dem klinischen
Bilde der organischen Gehirnerkrankung, so bleibt ein ewiges Rätsel das Wesen

der funktionellen, unter deren Herrschaft die Wirkungsfähigkeit oft dauernd, oft nur vorübergehend oder teilweise gehemmt wird, wie eben im Traume. Ais Beweis für unsere Annahme der Doppelheit zwischen Persönlichkeit und transzendentalem Ich könnte ferner die unabänderliche Harmonie des Entstehens der Persönlichkeit beim einzelnen Individuum gelten, ein Entstehen, dem seiner Geschlossenheit nach weit eher causae kirmles denn causae ekkicient.es zugrunde liegen. Dafür spricht der höchst charakteristische Umstand, daß,je produktivbegabter ein Mensch ist, desto längere Zeit er zur Entwicklung, d. i. Auswicklung der in der Tiefe schlummernden Fähigkeiten bedarf, daß Lernen ihm schwer fällt, fast jene Auswicklung behindert, weil bei ihm der Bau der formalen Verstandesfähigkeiten, jener anderen Anlage analog, in einer komplizierteren Struktur längere Zeit zum Auswachsen bedarf, um in Kongruenz mit jener Anlage zu geraten, und Dinge schwieriger fassen kann, die sich im eigenen Innern noch nicht gelöst, während der Durchschnitt, bei dem jene Anlage gering, einzig mit dem verstandlichen Fassungsvermögen aufnimmt, d. h. lernt, was ihm vorgedacht wurde. Wer somit nichts „in sich hat", hat auch keine Entwicklung. Ein solcher Mensch muß lernen, während der produktive, sich entwickelnde Mensch im eigentlichen Sinne nichts zu lernen vermag. Er hat nur einige Data nötig, um von da aus alle Dinge eigen und aufs Neue zu durchdenken. Was andere vor ihm gedacht, ist ihm nichts; und wenn es sich um bedeutende Dinge handelt, so gewinnen sie erst Leben für ihn in dem Augenblick, da ihr Inhalt sich in seiner eigenen Anlage löst. Daher steht auch der originelle Künstler ganz auf eigenen Füßen, und es sind seine Werke unsterblich. Ihre Zeit kehrt wieder, mag eine augenblickliche Strömung sie verdunkeln, nie verlieren sie — der Fabrikware gleich — an eigentlichem Wert. Der produktive Mensch denkt eben organisch nicht . nur begrifflich, und diese Denkart ist wiederum vornehmlich der germanischen Rasse eigen. Gerät bei derartig Veranlagten der Kontakt zwischen begrifflichem Denken und seelischem Erfassen — wie wir ihn oben hinsichtlich der Traumtätigkeit schilderten — in Störung, so neigen sie eher als andere zu jenen Erscheinungen der Hell- und Doppelsichtigkeit, wie denn auch die germanische Rasse die größte Zahl religiöser und visionärer Extatiker hervorgebracht hat, zurück bis aufs alte Indien. So wächst seine Individualität nach ihren eigenen Gesetzen, Zelle an Zelle bildend, bis die Persönlichkeit die Kongruenz mit ihr, und sie mit dem neuen Erleben der Außenwelt erreicht hat und reif ist zu sterben. Das Leben ist also ein Auswicklungsakt, der garnicht anders vor sich gehen konnte, wie er beim Einzelnen vor sich geht. Seine Fähigkeiten, die sein Schicksal sind, schlummern in den Tiefen der Individualität, dem Organ der Vererbung — dem Träger des reinen Ich ^ als Summe des irdischen Wandels seiner Ahnen. —

Hinsichtlich des eigentlichen Gestaltungsaktes, also der Sichtbarmachung der inneren Schöpferwelt — die je nach dem Grad der Individualität identisch ist mit dem Inhalt eines Zeitalters, oder wie bei den Allergrößten mit dem der

Menschheit — bedarf es zur Ausformung sowohl der reichsten Wechselwirkung empirischen Erlebens wie der ganzen Kombination der Grundgesetze des Verstandes, um Gestaltung zu formen, für deren überzeitliche Gültigkeit sich aus der Wirklichkeit jeder Epoche der Beweis erbringen läßt. Wer nur die feine Kultur der Ganglien besitzt, wie die Romantiker älterer und neuester Zeit, wird ebenso wenig zum formal höchsten Schöpfungs- d. h. Gestaltungsakt befähigt fein, wie das denkscharfe Gehirn zum künstlerisch-organischen. Der Verstand ist entscheidend. In sich selbst Form-Kanon zieht er die Gesetze, die ästhetischen und ethischen, aus der transzendentalen Anlage. Als Typus der einseitigen Fähigkeiten gilt ferner gemeinhin das Weib. Vom Weibe sagt man heute noch: „es denkt mit dem Rückenmark". Und es bedarf in der Tat des Gehirns nicht, um als Weib überlegen wirken und handeln zu können in jeder Situation. Es ist ebenso wenig formal-schöpferisch wie es sittlich, — wenn es nicht als „reine Jungfrau" diesseits aller Sünde bleibt, und somit aber auch diesseits des eigentlichen Lebens, — zur Erlösung des Mannes bedarf. Im Altertum ließ man das Weib unterhalb dieser Sphäre und stellte deshalb die Männerfreundschaft sittlich höher.

Eine gewisse Denkart, die in unfern Tagen teilweise und auf den verschiedensten Gebieten im Vordergrunde stand, nennt man zudem die „feminine". Das Entstehen solcher Zustände innerhalb eines Teiles der Gesellschaft ist physiologisch nicht zu erklären und mag auf den Urtrieb der Nrtwandlung zurückzuführen sein. Ihre Erscheinungsform ist meist mit Degenerationsanzeichen verbunden. Es gibt ganze Epochen solcher einseitigen Ganglienverfeinerung, die diese „feminine" Denkart kennzeichnet. Sie folgen gewöhnlich auf eine einseitige Herrschaft des Verstandes und sind vielleicht dazu angetan, die Art zu erhöhen; wenn auch womöglich nur indirekt den Gegentypus. Wie so die Romantik zu Anfang des 19. Iahrhunderts als eine solche Epoche gegen den Rationalismus des 18. Iahrhunderts betrachtet werden könnte, find ähnlich die beiden letzten Dezennien als Rückschlag auf den Materialismus der Naturwissenschaften anzusehen mit seinen allzu demokratischen Zielen. —

Die letzte Generation der jungen Künstler — und das bildet ihren eigentümlichen Gegensatz zum übrigen Volksganzen und seinen eigentlichen wirtschaftlichen und politischen Trägern — stand entschieden unter dem Zeichen einer solchen einseitigen Ganglienverfeinerung, und die Werke ihrer typischen Vertreter, man könnte bei Richard Wagner beginnen, der von der alten Romantik seinen Ausgang nimmt, aber alle Anzeichen der ihm folgenden, die Kunstjugend bis heute belastenden Modernität verkörpert, bis zu Friedrich Nietzsche, der weniger davon ausging, als in sie hineinwuchs, und gerade deshalb das Bedürfnis empfand, sie zu überwinden, bleiben daher zumeist in der lyrischen Intuition stecken, in der Farbe — der nervösen Steigerung des Details — Zeichnung und Komposition fehlten — in einseitiger Subjektivität, an Stelle der schwellenden, ungebrochenen, allgemeinen Lebensfülle, die zum Drama drängte. Der Unterschied zwischen diesem

Kunstschaffen und dem letzter Vollendung ist der gleiche wie jener zwischen der Empfindungsart von Mann und Weib (und daher auch das Vorrücken des Weibes und seine Bekämpfung durch den effeminierten Mann). Das Weiblich-Einfühlende mit all seinen erhitzten und erhitzenden auf den Augenblick berechneten Absichten und Wirkungen war vorhanden. Das Männlich-Gestaltende, das kühl an den Grund der Dinge rührt und sie mit unerbittlicher Logik ins Zeitlose transponiert, fehlte. Zur Hervorbringung der höchsten Kunstwerke aber bedarf es beider Anlagen, der weiblichen wie der männlichen, d. h. der aufnehmenden Einfühlung, wie des formkombinierenden durchbildenden Verstandet; gleichwie zur Zeugung der Vereinigung von Mann und Weib. Das Schaffen der lyrisch Modernen glich vielfach dem Zeugungsakt jener niederen Wesen, die sich durch Teilung ihrer selbst fortpflanzen, die nur Ganglien, nur zellulares Werden sind, die alles in sich aufnehmen, verarbeiten, absondern. Das Urbild des vollendeten Künstlers ist gewissermaßen eine Verschmelzung von Mann und Weib, welche oft sichtbar hervortretenden Eigenschaften ihn deshalb auch vom generell uniformeren Durchschnitt unterscheiden. Dabei sei erwähnt, daß jener Typus, der die Zukunft in etwa vorwegnimmt, eher ein wenig zum Femininen neigt: Lionardo, Goethe; während jener, der den Ab- und Zusammenschluß einer Kulturepoche bildet, fast rein maskulin erscheint: Michel Angelo und Shakespeare, auch Rembrandt. Die Modernen, die zu einseitig Weib waren ihrer Anlage nach, bilden daher mehr eine Art Übergangstypus, als ihre Werke von dauerndem Bestand wären, und in Zukunft mehr nur für die Zeitpsyche ein zuverlässiges Rückschlußmaterial bilden,an dem sich alle Stufen der modernen Seele feststellen lassen. Das Verhängnis aller Kleineren ihrer Art ruhte zudem darin, daß sie sich, auf das Leben verzichtend, die eigentliche Entwicklung abschnitten, indem sie den Ausgangspunkt aller Kunst zum Gegenstand der Kunst machten, und die schöpferische Kraft bald aufzehrten.
Um aber auf den Ausgangspunkt unserer Abhandlung zurückzukommen, d. h. auf die Verwandtschaft von Traum und Schaffen, so könnte man sagen: je reiner der Ausgleich und ungestörter der Hemmungsapparat zwischen Schlaf und Wachen, der Kontakt der beiden Bewußtseinsarten, je eher wird der Künstler zur Schöpfung jener Werke — den Reichtum seiner Anlage vorausgesetzt — neigen, die wir die klassischen nennen; während mit fortschreitender Trennung und Spaltung ihrer Funktionen, die, wie wir oben sahen, den Traumzustand selbst ins Wachen verlegt, er zur Darstellung jener einseitig persönlichen Werke gedrängt wird, die dem Leben fremd, das bunte Schattenspiel aufsuchen, das auf der Grenzscheide zwischen Diesseits und Ienseits, zwischen Tag und Nacht sein Wesen treibt und dazu sich die Subjektivität der Romantiker von einst gleicherweise hingezogen fühlte, wie die effeminierte Rauschkunst der Modernen; denn, um im Bilde zu bleiben: der Traum gleicht gewissermaßen dem Weibe, das gestaltende Wachen dagegen ist das männliche Naturprinzip.

Oscar Wilöa
Sie schwarze Stunöe
Oscar Wilöa, Breslau:
Sie schwarze Stunöe. Schauspiel in einem Me.*>
Personen:
Ernst von Hobental, Referendar. > Erna Lübau.
Karl von Werden, Dr. msck., sein Freund. > Fritz, Tiener bei Ernst.
Zeit: Gegenwart. Ein Herbstabcnd.

(Ein sehr elcg,mtcs JiMMsellenhcim. Im Hintergrunde rechts Türe, die zum Entree führt, links Portiere, durch die cmS dem Schlafgemach der rote Schein einer Ampel fällt. Auf der linken Seite 2 Fenster — rechts ein Sekretär. Ein festlich gedeckter Tisch; ans demselben 2 Flasci>cn Wein, Schüsseln mit Delikatessen, Frnchtschole, Gedeck für 2 Personen, Wein- und Sektgläser. Auf einem Ständer ein Kübel für die Champagner flcssche. — Büffet, Divan, Fautenils, ein runder Tisch mit Decke. Auf dem Konsol eines großen Spiegels 2 hohe Gläser mit Rosensträußen. Auf dem Sekretär ein weibliches Bildnis in reichem Stehrahmcn. Das Gemach ist hell beleuchtet von einer elektrischen Krone, einer großen Stehlampe mit seidenem Schirm und einer elektrischen griiiibeschirmten Lampe . auf dem Sekretär.)

Ernst (sitzt am Sekretär und schreibt).

Fritz (setzt die Champagnerflasche in den Eiskübel): Haben der gnädige Herr noch etwas zu befehlen?

Ernst (während er die Adresse auf das Auvcrt schreibt): Hast du auch nicht die Sektgläser vergessen?

Fritz: Es ist alles besorgt, gnädiger Herr, der Sekt ist auf Eis gestallt, die beiden Bernkastler Doetor stehen auf der Tafel.

Ern st: Es ist gut!

Fritz: Soll ich die Blumengläser auf den Tisch stellen?

Ernst: Laß das! — werde das selbst besorgen. (Erhebt sich, mit dem fertigen Brief in der Hand, wirft einen Blick auf die Tafel.) Recht hübsch! Diesen Brief sofort expedieren, Fritz. ,

Fri,tz: Sehr wohl, gnädiger Herr!

Ernst: .. . Das heißt ... Du mußt ihn zum Hauptbahnhof bringen, er soll mit dem Abendzuge mit.

Fritz: Iawohl, gnädiger Herr!

Ernst: Du brauchst dich beim Rückwege nicht beeilen. Vor zwei Stunden werde ich deiner nicht bedürfen, verstanden?

Fritz: Ich verstehe, gnädiger Herr. ... Ist vielleicht noch etwas aus der Stadt mitzubringen?

Ernst (nachdenkend): Wart' mal — nein, werde das lieber morgen selbst abmachen.

Fritz (bleibt stehen): Verzeihen, gnädiger Herr.

Ernst (ungeduldig): Na, was gibt's denn noch?

^ Uraufführnng im Breslauer Lobetheater am lZ. Mai lfll.'i.

Fritz: Ich hatte ganz vergessen, dem gnädigen Herrn auszurichten, ^ Herr von Werden war heute nachmittag da, er bedauerte, den gnädigen Herrn nicht getroffen zu haben, er wollte heute abend wiederkommen!
Ernst (ärgerlich): Mensch — und das sagst du mir jetzt erst — Himmelher» gott-. . . alter Döskopp.
Fritz: Nehmen's der gnäd'ge Herr nicht übel. Es soll nicht mehr passieren, (kleinlaut) der Herr von Werden kann jeden Augenblick hier sein.
Ernst: Ich bin jetzt für Niemand zu spreehen — (Fritz wirft unwillkürlich einen Seitenblick auf die festliche Tafel) für Niemand zu sprechen. Und nun geh — halt, du wirst zusehen, daß du Herrn von Werden abfängst, und wirst ihm sagen, ich sei nicht zuhause, verstanden?
Fritz: Sehr wohl, gnädiger Herr! Und der gnädige Herr sind mir doch nicht mehr böse?
Ernst: Na, nimm dir nur den Dötkopp nicht zu sehr zu Herzen, Alter. — Aber nun 'n bißchen dalli.
(Fritz ab.)
Ernst (geht zum Spicgelkonsol, nimmt die beiden Blumengliiler und stellt sie auf den Tisch; holt dann vom Konsol eine Schale mit Blüten, die er auf die Tafel streut. Geht zum Sekretär, betrachtet innig das Bild und küßt es): Erna — meine Erna! (Pause, sieht nach der Uhr.) Noch eine Viertelstunde. Wie lang wird diese Viertelstunde sein! (es klingelt.) Sollte Erna schon kommen? (er geht öffnen, enttäuscht.) Du bist's Karl — das ist — ich bin —
Karl (im Eintreten, lachend): — nicht zuhause — ich weiß, alter Freund.
Ernst: Hat dir Fritz nicht —
Karl: Dein Fritz hat alles getreulich ausgerichtet, alter Kronensohn, aber, Freundchen, die Abwesenheit des Herrschers pflegt man nicht durch solche verschwenderische Illumination zu feiern.
Ernst (eilt schnell an die Fenster, zieht die nicht völlig geschlossenen Vorhäng« eilig ganz zu).
Karl (lacht): Und dann, siehst du, ich habe eine feine Nase — w?nn ich nicht (er sieht sich um) Rosen hier sähe, würde ich odenr 6e lernme voraussehen — es liegt etwas in der Luft.
Ernst: Lieber Karl, es tut mir leid, — ich bin augenblicklich pressiert —
Karl: Du erlaubst doch, daß ich ablege (er zieht den Überzieher aus). — Das tut mir aber wirklich leid, zumal ich da einen Schampus sehe — weißt du, ich habe gerade fabelhaften Appetit auf Schampus.
Ernst (verlegen): L'eber Freund —
Karl: Aber ich kann deine liebenswürdige Einladung leider wirklich nicht annehmen.
Ernst: Ich bitte dich —
Karl: Dränge mich nicht — es geht beim besten Willen nicht — obwohl ich, wie gesagt, kein Gegner von Madame Cliequot bin und Rosenduft mir auch nicht zuwider ist —
Ernst: Du spottest, Karl. Aber jedenfalls wirst du begreifen —
Karl: O ja, einigermaßen begreife ich. Und ich will dir meine werte Gesellschaft nicht lange gönnen. Der Zweck meines Besuches wird, denke ich, bald erreicht sein . . . Apropos, du kennst doch Schopenhauers schönes Sprüchlein von der Freundschaft in der Not . . .

Ernst: Weißt du, für deinen Schopenhauer, den We» und Frauenverächter, habe ,ch nie viel übrig gehabt —
Karl: Und jetzt ganz besonders nicht, wie? Aber mitunter greift einem der Weise von Frankfurt mit einem guten Ariom sehr angenehm unter die Arme. Also Schopenhauer sagt: Freunde in der Not wären selten? Im Gegenteil, kaum hat man mit Iemand Freundschaft gemacht, ss ist er auch schon in der Not und will Geld geliehen haben. Verstebst du?
Er n st: Ja, was soll das?
Karl: Aber, mein Lieber, so em Freund in der Not bin icb nämlich.
Ernst: Kann ich dir mit etwas dienen?
Karl: Nicht wahr, du wüßtest nichts, was dir angenehmer wäre. „Dem Mann kann geholfen werden." Also: ich habe gestern scheußliches Pech gehabt; wir haben mal bißchen die Harmlosen gespielt, und da habe ich einen schönen Batzen verpokert. „O, meine güldenen Dukaten, wo seid ihr hingeraten!"
Ernst: Mit wieviel kann ich dir aushelfen?
Karl: We,l du es bist, fordere ich nicht unter 200 M'chen. Ich will dich nicht kränken.
Ernst (geht an seinen Sekretär, holt ein paar Scheine heran?): Wenn es 300 sein dürfen!
Karl: Ich bin kein Unmensch, dir kann ich wirklich nichts abschlagen (er steckt die Scheine ein). Und ich nehme auch eine Zigarette von dir ohne Bedenken an.
Ernst: Verzeih', ich bin unaufmerksam (er bietet ihm sein Etui an, Äari nimmt sich eine Aigarette, Ernst gibt ihm Feuer).
Karl: Dafür w'rst du nachher um so aufmerksamer sein — wenn ich fort bin.
Ern st: Du errätst — ich erwarte Besuch.
Karl: Ich, ich errate — ich errate auch, wer dich besucht.
Ernst: Das glaube ich nicht — natürlich ist es eine Dame, das vor dir jetzt zu verhehlen, wäre lächerlich. Aber um so eher wirst du begreifen, — daß aus Gründen der Diskretion — so lieb mir dein Besuch sonst ist —
Karl: Aber selbstverständlich! Es wäre ja für Fräulein Erna immerhin recht peinlich, wenn —
Ernst (erregt): Wie kommst du auf Fräulein Erna —.
Karl: Das liegt doch so nahe — so nahe, wie Liebe und Sünde —
Ernst (unwillig, entschieden): Ich bitte, das liegt keineswegs nahe.
Karl: Aber so einen alten Roßtäuscher wie mich wirst du doch nicht hinters Licht führen wollen? — So wie Ihr Beide miteinander steht —
Ernst: Wenn du weißt, wie Fräulein Erna und ich miteinander stehen, und wenn du das Mädchen kennst, — dann darf es dir eben nicht nahe liegen, daß Erna — Fräulein Erna zu mir kommt. Darauf dürftest du nicht verfallen, denn es ist eben etwas ganz Wunderbares, das Unerwartete —
Karl: Ah, Freundchen, du verrätst dich. Gib das Komödienspielen auf.
Ernst: Karl, gib mir dein Ehrenwort —
Karl: Du hast es — (er reicht ihm die Hand) obwohl es dessen nicht bedarf.
Ern st: Es ist nun besser, ich gesteh es ein: ja, Erna kommt zu mir — aber wenn du wüßtest, welcher Mühe, welcher Beschwörungen es bedurft hat, sie dazu zu bewegen! Ein Opfer, das sie ihrer strengen Tugend abgerungen hat, ein Opfer, das nur aus der Tiefe einer unermeßlichen Liebe gebracht werden konnte, und ein Beweis des höchsten Vertrauens ist so glücklich war kein Mensch vor mir —

Sie schwarze Stunöe
Oscar Wilöa
Karl: Das Opfer haben unzählige Frauen vor ihr gebracht, es ist ein ganz amüsantes Opfer.
Ernst: Andere Frauen — diese Gleichstellung ist beleidigend — bei jenen ist's Leichtfertigkeit, sagen wir allzu willige Hingabe gewesen; bei Erna ein Emporschwingen zu Höhen, auf denen sie die andern ihres Geschlechtes tief unter sich läßt. Nur wer nachfühlen kann, was es ein Mädchen wie sie gekostet hat, weiß das Große dieser Tat zu würdigen. Es ist der höchste Beweis ihrer Liebe —
Karl: Und sie fürchtet sich nicht vor — deiner Liebe?
Ernst: Sie weiß, daß sie mir unantastbar ist, wie eine Heilige, — daß hier in diesen Räumen nicht ein unreiner Gedanke sich an sie heranwagen wird.
Karl: Holla — die Sache scheint mir ernsthaft —
Ernst: Was glaubtest du? — Ist bei einem Mädchen wie Erna etwas anderes denkbar! Karl, bei unserer Freundschaft — ich kann's nicht dulden, daß du so sprichst.
Karl: Hör' mal, mein Iunge, hast du dir die Sache auch ordentlich überlegt? Was soll daraus werden?
Ernst: Was daraus werden soll? Naive Frage, (mit tiefem Ernst) Zwei Glückliche, für's Leben verbunden, bis der Tod sie scheide.
Karl: Und denkst du auch an deine Eltern? Werden die ohne weiteres Ia und Amen sagen?
Ernst: Es gibt für uns kein Hindernis. Ich liebe Erna, und die Gewißheit ihrer Liebe leiht mir Kraft zu allem — freilich, wenn ich die nicht hätte —
Karl (zuckt die Achseln).
Ernst: Du kennst mich und sie, du hast uns oft genug beisammen gesehen — hast du nicht auch die Überzeugung, daß sie mich liebt — hast du irgend einen Grund, daran zu zweifeln, sprich!
Karl: Die Beantwortung solcher Frage ist eine kitzlige Sache. Mir ist um meine Haut bange.
Ernst: Sprich!
Karl: Darf ich frei von der Leber sprechen, ohne Gefahr . . .
Ernst: Ich werde die Zähne zusammenbeißen — rede Wahrheit!
Karl: Hm — lieber Freund, die 300 Mark verpflichten mich ja eigentlich zur Unaufrichtigkeit, doch du würdest mich verachten, wenn ich mich bestechen ließe. — Also frei heraus: Die Kleine — pardon — das Fräulein liebt dich, wie eben ein wohlerzogenes Mädchen, das nichts als eben seine Wohlerzogenheit und seine schöne Larve hat, einen jungen Mann, den der Nimbus des Millionärs umgibt, der kein Krüppel ist und über einen leidlich hübschen Schnurrbart verfügt, zu lieben ausgiebige Veranlassung hat —
Ernst: Mit nackten Worten: Du willst sagen, daß sie mich vorwiegend meiner Börse wegen „liebt".
Karl: Habe ich's noch nicht gesagt?
Ernst: Ich muß gestehen, du bist mehr als aufrichtig.
Karl: Du meinst grob? Grob und aufrichtig sind heutzutage Synonyma.
Ernst: Ich bin gewiß nicht eitel — aber hältst du es denn für ausgeschlossen, daß ein Mensch noch anderes Schätzenswerte an mir findet, als das vermaledeite Gold!
Karl: Schilt mir das Gold nicht! .... Gewiß, — wenn dieser Mensch ein Mann ist, wie ich zum Beispiel.
LOS

Ernst: Laß die Scherze. Bin ich wirklich ein so armer Reicher? . . . Oft in Stunden bangen 3w?ifelns habe ich mir die Frage vorgelegt: womit ich die Liebe dieses herrlichen Geschöpfes aufwiegen könnte. Was kann ich ihr bieten, das ihrer würdig wäre .... Ist es denkbar, daß einem Menschen wie mir,, einer Alltagsnatur, ein solches Glück vor anderen beschieken sein sollte! ....
Karl: O Schwärmer — Schwärmer!
Ernst: — daß sie mich, gerade mich, den Unbedeutendsten, Unwürdigsten auserwählt unter so vielen durch Geist und Mannesschönheit hervorragenden Verebrern —
Karl (trocken): Die nichts haben.
Ernst: Mensch ... ich bitte dich, mache mich nicht rasend ... Du urteilst aus der Kälte deiner Menschenverachtung heraus . . .
Karl: Die Menschen kennen, beißt noch nicht sie verachten. Miß du sie mit dem Maße deiner phantastischen Vorstellung — und du wirst sie natürlich klein finden. Gewöhne dich daran, sie zu nehmen, wie sie sind, und ereifere dich nicht, daß sie nicht anderes sind.
Ernst: Wenn sie nicht das wäre, wofür ich sie halte — wofür sie sich ausgibt — wenn ihre Liebe Trug — oder berechnende Übertreibung eines banalen Alltagsgefühls wäre — dann ist alles Lug, was aus Weibermunde kommt, dann gibt es keine Liebe . . . Doch nein, tausendmal nein! Die Erfahrungen, die du gemacht hast, bei den Weibern, die du genossen, mögen dich zu so erbärmlicher Lebensphilosophie berechtigen —
Karl: Du willst bitter werden, lieber Freund —
Ernst (fortfahrend): Aber soll ich deshalb durch eine graue Brille in die Welt sehen, weil d u echte, wahre Liebe nie gefunden hast, we,l d u nur weibliche Sinnlichkeit und Genußsucht und nicht die Hingebung und Nufopferungsfähigkeit des liebenden Weibes begreifen gelernt hast?
Karl: Weibliche Hingebung? — Weibliche Aufopferung? — Hm.
Ernst: Was meinst du?
Karl: N — na, sofern ich dich recht verstanden, hast du von ihrer — weibliehen Hingebung den unzweideutigsten Beweis noch nicht erhalten . . .
Ernst: O pfui. — Doch was versteht ein Zyniker wie du von dem Fühlen und Kämpfen eines ehrbaren Mädchens, das die Gebote der Scham und der Ehre in den Anfechtungen des Blutes, in dem schmeichelnden Werben der Liebe zu achten sich abringt. — Da ist was Heiliges . . .
Karl: Nun, ich sehe nichts Heiliges. „Das Ziel ist würdig, und der Preis, ist groß"
Ernst: O ich verstehe dich, — der große Rechenkünstler findet für alle« eine Tare.
Karl: Aber, lieber Freund, wozu immer die großen Worte? (paredierend) „Ewige Liebe" — „Dein bis in den Tod" — „Mit dir sterben, welche Seligkeit!" Na, es hört sich ja ganz schön an im Moment des Rausches, der Ekstase, d. h. im Moment des unbewußten Betrügens und Sichbetrügens — aber daran glauben in normaler Verfassung, — das ist Unvernunft — das ist lächerlich — ich mu,; sagen: es ist e m p ö r e n d!
Ernst: Ia, du meinst, es gebe nur große Worte ohne Inhalt! Und daß ein reines Mädchen eher sein Leben als feine Ehre hingibt, ist dir ein Märchen.
Karl: Leben — Ehre! Die Frauen haben diese, sie zu verlieren, jenes, um es festzuhalten und auszukosten. Und wenn deine Kleine — dein Fräulein

Braut in dem einen Punkte eine Ausnahme machen sollte, so sicher nicht in dem andern. Glaube mir, sie will leben, leben mit allen Sinnen, und sie würde sich — trotz ihrer unermeßlichen Liebe — für den reizendsten Tod in deiner sonst sehr angenehmen Gesellschaft, für das stilvollste Sterben in Schönheit schönstens bedanken.
Ernst: Ia, sie liebt das Leben, wie ich es liebe, wir lieben es um so glühender, als es uns jetzt seine schönsten Blütenkränze entgegenbringt. Aber was gälte uns dies Leben, wenn Eins das Andere entbehren müßte, wie armselig wäre es gegen die Seligkeit gemeinsamer Vernichtung. So fühle ich — und daß si e so fühlt, diese Überzeugung steht auf zu festem Grunde, als daß deine zynische Skepsis sie zu erschüttern vermöchte.
Karl: Dieser feste Grund ist ein — Weiberwort.
Ernst (zusammenfahrend): Horch, ging da nicht die Klingel? (Er sieht nach der Uhr.)
Karl: Ich hörte nichts. Indes, du hast Recht, es ist hohe Zeit, daß ich das Feld räume. Lebewohl, lieber Phantast, verliere nicht ganz den Boden dieser wohlgegründeten Erde unter den Füßen — möge der heutige Abend ein Tag von Damaskus für dich werden. Vielleicht wird einmal umgekehrt aus einem gläubigen Paulus ein ungläubiger Saulus. Ich suche vielleicht noch heute den Saulus hier!
Ernst: Laß das —Willst du noch eine Zigarette auf den Weg nehmen?
Karl: Mit Wollust. (Er zündet die Zigarette an, Ernst hilft ihm sehr beflissen in den Überzieher. Im Hinausgehen von Ernst begleitet) ... Na — und den Dank, Dame, begehr' ich nicht, nämlich für meinen ehrlichen Freundesrat. (draußen) Adio . . . und viel Vergnügen.
Ernst (draußen): Lebewohl!
Ernst (allein. Geht unruhig, nervös im Zimmer auf und ab, wirft sich in einen Sessel, — fährt lauschend empor, geht zur Tür, späht hinaus — kehrt enttauscht zurück, geht wieder mit den Zeichen heftiger Erregung auf und ab, bleibt vor dem Schreibtisch stehen, nimmt das Bildnis Ernas in die Hand, betrachtet es; weicher werdend, murmelt:) Nein, nein! (Küßt das Bild, setzt es wieder an seine Stelle. Geht auf und ab, nimmt eine Broschüre zur Hand und versucht zu lesen, wirft aber das Heft bald zur Seite. Springt auf, — sieht nach der Uhr.) Sie hält nicht Wort . . Erna — Erna! . . . (Es klingelt.) Endlich! (Er eilt hastig zur Türe. Man sieht, als er sie geöffnet, die Entreetür, auf deren Scheiben von mattem Glase sich der Schatten einer weiblichen .Gestalt abzeichnet. Ernst mit unterdrücktem Jubel:) Sie ist es! (Er öffnet die Cntree-türe.) Willkommen, Geliebte! (Will sie stürmisch umarmen.)
Erna (ihn matt abwehrend, mit Kennzeichen der durch Erregung erzeugten Erschöpfung): Ernst — ich bitte dich — laß — die Türe — . . .
Ernst (schließt die Entreetüre, geleitet Erna, sie sorglich führend, zu einem Sessel): Mein Gott — wie erregt du bist — was ist dir, liebes Herz? (Er läßt Erna in einen Fauteuil sinken, kniet vor ihr nieder, ihre Hand in der seinen haltend.)
Erna: . . Ich hätte nicht kommen sollen — Es ist unrecht von mir . . .
Ernst: Erna, sprich nicht so — (Cr küßt ihre Hand.)
Erna: Ich setze meinen Ruf aufs Spiel.
Ernst (mit leisem Vorwurf): Doch nicht deine Ehre! Ich hab's dir gelobt — traust du mir nicht?
Erna: Wäre ich sonst gekommen? Aber, Lieber, die Welt urteilt nach dem Schein . . . und es verstößt doch gegen die Sitte . . .

Ernst: Erna . . . o, wie kalt das klingt — Ruf und Sitte und Moral - hat wirkliche Liebe so vernünftige Bedenken?
Erna: Ach, ihr egoistischen Männer. Verlieren wir nicht gar zu leicht Eure Liebe, wenn wir die Achtung der Welt verloren haben? . . . Wenn du wüßtest, welche Angst ich ausgestanden! An der Ecke traf ich de'nen Freund Werden — er erkannte mich trotz meines Schleiers . . . mir war's, er lächelte ironisch, als er grüßte, — als ob er wüßte . . . wie mir der Mensch zuwider ist — (auf eine Bewegung Crnst's hin) Verzeih', er ist dein Freund. — In der Haustür wollte ich wieder umkehren . . . doch du hättest mir gezürnt, ich hatte es versprochen. Und als ich hier oben vor deiner Türe stand und zagte und'zögerte, ob ich klingeln sollte, hört' ich jemand von oben herabkommen ... ein Mann . . . mir klopfte das Herz zum Zerspringen; er schaute mich prüfend an . . und ich ging weiter, an ihm vorüber, ein, zwei Treppen, und mir war's, als käme er hinter mir her . . . Gott, was hätte ich getan?
Ernst (zärtlich ihre Hände streichelnd): Armes Närrchen!
Erna (plötzlich leidenschaftlich werdend, Ernst umfassend): Ach, Ernst, — Ernst, wirst du mich auch nicht verlassen! Ach, ich überlebt' es nicht!
Ernst: Kannst du fragen, kannst du zweifeln?
Erna: Ach, ich glaub' dir ja, ich glaub' dir; ich weiß, daß du mich liebst. Du mußt mich ja lieben, weil ich dich so grenzenlos liebe.
Ernst: Nun, ist da nicht alles gut, Geliebte?
Erna: Alles? Und deine Eltern? Wird dein Vater eine so arme Schwieger-rochter willkommen heißen?
Ernst: Liebes Kind — wir brauchen nicht auf Geld zu sehen —
Erna (wider Willen lebhafte« Interesse verratend): Ist dein Vater wirklich so ungeheuer reich? Ist es wahr, daß er so viele Schiffe auf dem Meere hat? Daß man ihn den Seekönig nennt. Daß er auch am Gardasee eine Villa besitzt? Und ein Palais in Berlin?
Ernst (befremdet): Woher weißt du das alles?
Erna (sich fassend): Ich — ach — ich .. .
Ernst: Ich habe es vermieden, zu dir von meinen Eltern zu sprechen — das hatte seine Gründe —
Erna: Ia, du bist mir stets ausgewichen, du Böser, wenn ich nach ihnen fragte — du sprachst von deiner tiefen Liebe zu ihnen und zugleich von einer Entfremdung zwischen Sohn und Eltern, vie freilich nicht andauern könne und werde — aber darüber dürfe dir nichts über die Lippen kommen. Und ich schwieg, obwohl mir oft und oft die brennende Frage nach den deinen aufstieg — ach, sind uns nicht die Eltern des Geliebten teuer wie die eigenen? Liebte ich nicht deine Mutter um deinetwillen, ohne sie zu kennen, mit aller Wärme kindlichen Gefühls? . . . Nicht wahr, deine Mutter ist eine ungewöhnliche Frau —
Ernst (einfach): Das weiß ich nicht, (innig) sie ist meine Mutter!
Erna: Das sagt alles!
Ernst: Doch du wolltest mir erklären —
(Schluß folgt.)

Runöschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neu mann, Cha» lottenburg.

Die Gemeinwirtschafts-Idee.

DemReichswirtschaftsministerWissell ist die richtige Erkenntnis gekommen, daß der Unwille gegen die Regierung, der in den Massen dauernd steigt, in erster Linie auf die Nichterfüllung der wirtschaftlichen Hoffnungen zu setzen ist. Die wirtschaftliche Krisis hat sich in gefährlichem Grade weiter verschärft; ganz das Gegenteil von all den vielen Versprechungen hat sich erfüllt. Wissel! stellte mit anzuerkennender Objektivität fest, daß die Regierung und die Partei der Rechtssozialisten an der weiteren Zuspitzung der Krisis zu einem guten Teil mit d"e Schuld tragen. Dies ist in der Tat so. So erleben wir gegen- rviirtig wieder einmal eine Streikwelle. Sie erstreckt sich insbesondere auf das Verkehrsleben. Teilstreiks der Eisen- bahner sind ausgebrechen, ein General- streik kann sich leicht daraus entwickeln. Welche Ursache hat dieser Streik? In erster Linie kommt das wirtschaftliche Moment in Frage. Anfang März des Iahres traten die Arbeitervertreter an die Eisenbahnverwaltung mit dem drin- genden Ersuchen heran, nun endlich mit dem Preisabbau zu beginnen, da sie sonst eine Lohnerhöhung verlangen müßten. Hierzu hat sich die Regierung nicht geäußert. Erst nachdem Ende April die Arbeiter ihre Forderung ge- wissermaßen in einem Ultimatum be- kannt gaben, gab die Regierung am 7. Mai die Erklärung ab, daß sie die Forderung der Arbeiter um Erhöhung des Stundenlohnes (um 1 Mark) zu recht anerkenne, aber nicht in^der Lage sei, die Lohnerhöhung zu bewilligen, sie wolle darum energisch und unver^ züglich den Preisabbau betreiben. Ein Preisabbau ist nicht erfolgt — weil er auch nicht künstlich erfolgen kann — vielmehr sind die Preise enorm weiter-, gestiegen. Nachdem nun der Unmut der Arbeiterschaft begreiflicherweise stark angewachsen ist, findet die Regierung noch keine Zeit, in Verhandlungen ein- zutreten, sondern verschiebt dieselben von Tag zu Tag. Dafür ist nun teil- weise der Streik ausgebrochen; beharrt die Regierung weiter auf ihrem Stand- punkt, dann ist der Generalstreik un- vermeidlich. In der Erkenntnis, daß es wie bisher nicht mehr weitergehen

kann, will nun Wissel! den „neuen"
Weg beschreiten, nach seiner Meinung,
den Weg des konsequenten Sozialismus.
4
209

Runöschau

Wissel! hat mit seiner Weimarer Parteitagrede bei seinen Kabinetts-kollegen, wie bei verschiedenen Partei-genossen, eine heftige Opposition her-vorgerufen. Auch die Unabhängigen wollen nicht viel von Wissells Plan-wirtschaft wissen. Sie alle aber sind auf dem falschen Wege; denn fast ohne Unterschied haben sich bisher alle So-zialdemokraten und sogar auch die Kommunisten für eine planmäßige Wirtschaft ausgesprochen, naturgemäß sind nur die Grenzen in den verschie-denen Auffassungen nicht die gleichen. In den radikalen Kreisen ist man des-halb nicht mit Wissells Idee einver-standen, weil man die wirkliche Lösung von der Vollsozialisierung erhofft, in der Planwirtschaft aber nur einen gewissen Ersatz für die Sozialisierung erblickt. Wissell sieht wohl auch ein, daß im Augenblick die durchgehende Sozialisierung unmöglich ist, er will aber doch zur Verwirklichung des So-zialismus schreiten. Seine Planwirt-schaft ist aber ebenso verhängnisvoll wie die sofortige Sozialisiermig.

Die Planwirtschaft setzt voraus, daß wir genau über die Bedingungen und Grundlagen des Wirtschaftsprozesses unterrichtet sind. Dies ist aber nicht der Fall. Ia, man hat sich gerade auch in sozialdemokratischen Kreisen — solange man noch Zeit dazu hatte — recht wenig um die Schaffung einer systematischen Wirtschaftskunde ge-kümmert. Man kann zumindest solange nicht von planmäßiger Wirtschaft spre-chen, solange man im Unklaren über den Wirtschaftsprozeß selbst ist. Die gründliche und allumfassende Durch-dringung der wirtschaftlichen Zusammen-hänge läßt sich nun aber auch nicht plötzlich bewerkstelligen. Dies müßte Wissell wohl auch einsehen, oder glaubt er ohne dieses Wissen nach der bis-herigen Theorie das Wirtschaftsleben meistern zu können? Es ist immer wieder die Tatsache, die ich hier schon fortgesetzt festgestellt habe, daß wir über die Zusammenhänge und Funk-tionen im Wirtschaftsleben noch völlig unorientiert sind. Hier liegt der Punkt, an dem alle Sozialisierungsbestrebungen scheitern müssen! Denn bei Erkenntnis der Bedingungen des Produktionspro-zesses muß man zu der Überzeugung kommen, daß die Individualität noch nicht überwunden ist und man sich über

diese Tatsache nicht kurzerhand hinwegsetzen kann. Diese Grundlage hat unsere Kriegswirtschaftspolitik verlassen und sie hat uns zu dem gegenwärtigen Chaos geführt. Gewiß mußte im Interesse der allgemeinen Volksernährung eine besondere Wirtschaftspolitik geführt werden, da die „freie" Organisierung der Wirtschaft sich in Unkenntnis der Notwendigkeit derselben bis zu Kriegsbeginn, insbesondere was die Konsumenten anbetraf, nur schwach entwickelt hatte.

Die Wissellsche Plan- oder Gemeinwirtschaft ist nun keineswegs ein Abgehen von der bisher befolgten Kriegswirtschaftspolitik: sie ist vielmehr eine Verstärkung der Zwangswirtschaft. Damit ist ihr von vornherein eingeimpft, daß sie das wichtige Produktionsproblem nicht lösen wird. Die Produktion wird nicht im notwendigen Grade gesteigert werden können, vielmehr ist eine Verminderung zu erwarten. Wo will aber Wissell die notwendige Beamtenschaft hernehmen, die zur Neuorganisation notwendig ist und die die Vergrößerung des Apparates bedarf? Wir müssen bedenken, daß wir auch nach den Abtrennungen verschiedener Landesteile 14 Millionen Haushalte haben werden. Und wir müssen doch wohl anerkennen, daß die Privatwirtschaft, deren hauptsächlichste Art die Familienhaushaltung darstellt, das grundlegende Moment in unserer Versorgungswirtschaft ist. Die Staatskontrolle muß sich auch auf diese Zwerggebilde erstrecken, wie wir es ungefähr

gegenwärtig schon bei dem Kartensystem haben. Man wendet wohl ein, daß die einzelne Haushaltung im großen und ganzen sich keine besondere Ertravaganzen leisten kann und daß gelegentliche Überschreitungen die Allgemeinheit nicht sonderlich schädigen «erden. Nun, diese Extravaganzen machen zusammengenommen ein ansehnliches Objekt aus, genau wie die nicht registrierten Gartenfruchte zusammen einen wichtigen Bestandteil der Volksernährung darstellen und talsächlich auch ausmachen. Wenn man weiter bedenkt, daß schließlich sogar diese besonderen Aufwendungen mehr «ls die Hälfte ausmachen können, wie es doch vielfach jetzt der Fall ist, dann wird man nicht bestreiten, daß der Kontrollapparat äußerst umfangreich und vielgestaltig sein muß. Damit erheben sich auch die Bedenken, ob die Schaffung einer solchen Instanz überhaupt möglich ist. Von besonderer Bedeutung ist doch noch hierbei, daß Beamte gefunden werden müssen, die moralisch unanfechtbar sind. Die Regelung dieser Frage ist aber die schwierigste. Es soll hiermit nicht gesagt «erden, daß nicht Männer vorbanden sind, die den ehrlichen Willen haben, für d>e Allgemeinheit zu wirken, ob diese alle aber auch die nötige Kenntnis der Dinge haben werden, das ist entscheidend.

Ein weiterer Irrtum ist es auch, wenn angenommen wird, daß der Kampf zwischen Kapital und Arbeit durch die Einmischung des Staates, durch Bildung von besonderen Körperschaften, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammengefaßt sind, aus der Welt geschafft werden kann. Der nun einmal notwendige Kampf zwischen den beiden widerstrebenden Polen muß ausgefochten werden. Wollen wir die Klärung der Bei hältnisse, die sich im Kampfe ergibt, durch die sogenannte wirtschaftliche Demokratie vertuschen? Die wirtschaftliche Demokratie ist vorläufig ein Unding. Besonders kein Sozialist könnte dafür eintreten, da damit die Bekämpfung des Kapitalismus unmöglich gemacht wird. Der Kapitalismus hingegen würde nur zu gern diesen Deckmantel aufnehmen und stark weiter Wurzeln schlagen. Die Aufgabe des Staates ist es aber nicht, selbst in den Wirtschaftsprozeß einzu-

greifen, er soll vielmehr auf dem Boden der politischen Demokratie aufgebaut, die einzelnen Parteien von einer höheren Warte aus betrachten und darauf achten, daß keinem Staatsbürger die politischen Rechte geschmälert werden. Im Rahmen der politischen Demokratie muß es alsdann jeder Partei selbst überlassen bleiben, ihre wirtschaftlichen Kräfte zu organisieren. Hiergegen wird allerdings wieder eingewendet, daß das Proletariat darin von vornherein unterliegen muß, da es wirtschaftlich zu schwach ist und daher der Hilfe des Staates bedarf. Diese Auffassung ist ebenfalls unrichtig. Im Proletariat schlummern ungemein starke wirtschaftliche Kräfte, die nur zu organisieren sind. Man denke nur an die Kapitalien der Gewerk- und Konsumgenossenschaften, sowie der Sparkassengelder, die größtenteils aus Proletarier- ^ Händen kommen, dazu an die vollkommene Organisation des Angebots von Arbeitskraft und der Nachfrage nach Konsumartikeln.

Die Planwirtschaftsidee kann hier gegenwärtig nur in kurzen Umrissen beleuchtet werden. Wie von der Kriegswirtschaftspolitik, so muß ich auch von dieser Politik nur eine weitere Verschlechterung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse erwarten. Immer wieder tut es not, darauf hinzuweisen, daß wir einer gründlichen wirtschaftlichen Aufklärung bedürfen. Solange diese Vorbedingung fehlt, solange ist auch kaum an eine Aufbesserung der allgemeinen Wirtschaft zu denken.

Runöschau
Rundschau von Schriften zur Revolution.
Von Dr. A. Ciffrin.

Lieber Freund jenseits der großen See!

Es müßte Dir da draußen leichter fallen, Umschau zu halten über oll die Leuchten, all die Kometen — all die Eintagsblinzler, Irrgelichter, die aus dem Schoß dieses Sturmwirbels in die Höhe aufflogen; allein, nichts dringt heraus aus dieser Insel. Hier wimmelt's von Eintagsgrößen. Bruchstücke fliegen auf, von keinem aufgefangen — mit der Geburt zu Eintagsleben verdammt.

All die Massensplitter treiben ohne das Bewußtsein des Massentums. Die große Linie, die man gemeinhin Phantasie nennt, fehlt und gibt dem ganzen Sturm das Aussehen einer regellosen Flucht vor unbekannten Mächten. Das ist unverkennbar aller Schuld.

Man hat zu wenig gelesen. Theorie schien allen grau — weil's ihnen der Größte eingeredet. Nun sind sie ohne Mutter — ohne Wegweiser auf Sturmpfad. Ist er schmal? Gar breit und sumpfig? Bleibt das ideale Ziel, der Ideenfluchtpunkt stets am Horizont der Realitätenwelt haften, dieweil wir in Tiefe straucheln und uns am Ende an die allernächste Strauchwurzel mit allen Lebensorganen klammern?

Ieder kennt Rezepte, verordnet sie — für die „anderen" natürlich, weil ja die Krankheit nur den Nächsten befallen hat. Ieder ist heute Arzt geworden, kaum einer unter hundert hat Medizin studiert; und keiner will Patient sein, sie laufen alle davon. Hans auf der Straße ward Wunderdoktor. Allemal und unentwegt spielt Natur ihre alten, ewigjungen Streiche. Man ölt die Maschine — und vergaß den Dampfofen mit Kohle zu beschicken. — Man ist übers Ohr gehauen, und starrt auf Vergangenheit und blinzelt in die Zukunft. Man kauert und tastet mit dem Auge die Dunkelheit ab ... .

Ich hab' es entdeckt! Mein Freund jenseits der See, erzähl es allen! Der Massenmaschine fehlt das Geistesfchwungrad! Erzähl es ihnen allen. Sie sollen anders lesen. Langsam lesen, mit dem Hirn lesen! Nicht mit dem Auge Meilen Schwarzdruckzeilen überfliegen — und am Ende

mit bleischweren, Kopf am Boden
kleben bleiben.
Erzähl es allen! Das Geistes-
schwungrad fehlt.
Man hört kaum eine Uhr ticken.
Das ist der Lebenspuls der gewaltigsten
Enttäuschung, die je die Erde sab.
Gustav Landauer erzählte uns
zuvor in seinen „Briefen aus der
französischen Revolution"*) die
bedeutungsvollsten Symbole; Leucht-
turm und Warnungssignal. Man
kennt die Dinge zu wenig. Für mein
Gefühl schenkte uns dieser inbrünstige
Phantasiemensch das schönste Buch,
das in der Vorrevolutionszeit die Öffent-
lichkeit erblickte. Das schönste Buch!
Weil er jene Zeit und jene Menschen
selber sprechen läßt. Unverfälscht in
ihrer eigenen Stimme, eigenen Klang-
farbe aufjauchzen, schreien, seufzen,
himmelan ihr Herz springen läßt. Der
Ausschnitt einer Welt, die Weltwende
ward! Europas Antlitz bis ins Tiefste
wandelte. Sein „Aufruf zum So-
zialismus"**) ist inbrünstige Geister-
beschwörung. Der Ruf wird in alle

') Berlagsanstalt Riitten 6 Loening,
Frankfurt a. Main.

"> Diese Schriften dringt der Verlag
Paul Eassirer, Berlin, sich der Größe der
erzieherischen und ethischen Ausgabe voll
bewußt, heraus.

Hirne, die denkfähig und zukunfts-
trächtig sind, dringen. Das Rein-
Geistige wirbt um das Menschenhirn,
möchte die wirtschaftlichen Kennzüge
jenes dogmatischen Sozialismus ver-
nichten, anerkennt nur die geistige
Herrschaft, dessen Ausfluß nur Ge-
rechtigkeit zu sein vermag. Es ist ein
Bekenntnis jenseits des Götzen, den
unsere Tage „Partei" heißen. Seine
„Rechenschaft",*) mehr eine An-
klage denn eine Rechtfertigung, ist
der materielle Beleg der Vorkriegs-
jahre 1910—1914, der historisch-poli-
tische Antrieb für den Ideenruf: „Men-
schen, werdet gerecht!"

Von Kurt Eisner sind die „Ge-
sammelten Schriften"") erschienen.
Sie ergeben nicht allein ein vollstän-
diges, gerechtes Bild dieses eigenartigen
Künstler-Politikers, als in viel höherem
Maße ein Zeitbild der Umgebung, des
Landes, des Volkes — der geistigen
Stoßkraft, der Partei. Geistreich,
stilistisch bis auf das feinste geschliffen,
symbolisch oft herrlich eingekleidet, sprü-
hen hier Gedanken und Erlebnisse
dahin, die die gestrigen Zeitläufte
hell beleuchten und bis in die tiefsten
Gründe und Ursachen des heutigen
Sturmwirbels dringen. Was hier
besonders reizt und so stark anzieht,
ist jene Künstlerlaune, jene Künstler-
phantasie, deren ja gerade der schöpfe-
rische Staatsmann für das große Werk
bedarf (und warin sich der Staats-
mann vom geschickten Eintagsdiplo-
maten unterscheidet) — die er aber
nicht ausschließlich zum Leitstern seiner
ganzen Tätigkeit nehmen darf.

Eisners Schriften sind sowohl für
jeden Politiker wie Künstler, für jeden
Menschen unserer Tage eine Quelle
tiefster Erkenntnis und Freude.

') Paul Cassirer, Berlin.

') Paul Cassirer, Berlin.

Erinnerungen des Russen Koro-
lenko — „Die Geschichte meines
Zeitgenossen"*) — in der Über-
setzung von Rosa Luxemburg, bilden
das lyrische Kapitel in den Schriften
dieser Zeit. Schwermut, russischer
Erdenatem, Güte und Weisheit sprechen
aus diesem Werk, das in seiner Eigenart
indessen politische und geistige Pa-
rallelen mit der hiesigen Lage und
hiesigen Menschen kaum zulassen.

Mitten in das Getriebe — besser:
in die Kirchhofsruhe des heutigen Ruß-

land führen die Schriften Gawronskis: „Die Bilanz des Bolschewismus",**) Alfons Paquet's***)und Hans Vorst's: „Im bolschewistischen Rußland"^-). Der Sowjetstaat ist gewandelt in die moderne Folterkammer, aus allen Ecken des Totenhauses erheben sich Fluchwirbel, Stöhnen auf die Häupter der Inquisitoren — deren „Gerechtigkeit und Wohltat" der gesamten Menschheit Plage geworden. Urteile, die hinter den objektiven Dingen, den Tatsachen, hervorlugen !

Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht in Wien,^) das Protokoll seines Prozesses w.'gen des politischen Mordes am damaligen österreichischen Ministerpräsidenten, gibt Einblick in die Sphäre, in die Luft, die solchen Umsturz vorbereitete: Wolkenfetzen dieses Gewitters.

Ergänzend seien noch die „Memoiren einer Sozialistin" von Lily Brauns^) genannt, die in neuer Auflage erschienen sind und dem regen Bedürfnis des Inlands in großzügiger Weise Rechnung tragen. Nun noch

') Paul Cassirer, Berlin.
"1 Paul Cassirer, Berlin.
Diederichs. Jena.
5) Neuer Geist-Verlag, Leipzig,
-j-s) Paul Cassirer, Berlin,
-j-s-s-) Albert Langen, München.

Runöschau
em Blick in die Zukunft, den Heinrich Stroebel, nach Ausbruch der Revolution Minister in Preußen, in der „ersten Milliarde der zweiten Billion"*) entwirft. Kein politischer Zukunftsroman, keine Utopie mit den üblichen Phantasiegebilden. In großartiger, den Boden der Realität nur wenig verlassender Weise, den Leser nie erlahmend, ist ein Rückblick aus dem Iahre gegeben. Kühn und verheißungsvoll führen hier die geistig schöpferischen Kräfte des „Bundes Neue Menschheit" langsam aufwärts aus dem Abgrund.

Hier und dort, diesseits und jenseits der großen See, ist der Keim des neuen MenschheitInmdes zum Segen des Menschentums im Entstehen und Aufquellen.

So bilden all diese Schriften ein Gewirk, auf dessen Grund sich Geschichte in sausendem Tempo abspielt — und eine neue Welt wird. Die Zeit wird Herr, die Ereignisse kristallisieren zu Geschichte . . . diese Schriften bilden den lebendigen Luell für die zukünftigen Tage.

Mein Freund jenseits der großen See, lies all diese Geistes- und Willensgesichte. Dann hast Du die Höhe erklommen, die Dir freie Aussicht gewährt in die Wehenszeit und Wesensart unserer Tage. Das Beste richtet sich vor Dir auf — Du siehst ins weite Land und rufst über See, dieweil das Boot die Segel spannt, den Menschengruß uns zu! Wünsche flattern auf und hauchen die Segel über die Flut hierher. Weiße, blanke Segel auf blankem, sonnenblinkendem Meer! Helle -Zukunft, Menschentum in wahrem Gewande, wahre Gerechtigkeit, wahre Freiheit mögen über alle Welt prangend leuchten! ....

') Paul Cassirer, Berlin.

Geschichtliche Rundschau VII.

Von Dr. Kurt Ed. Imberg.

„Zur Entstehung des Weltkrieg es."

Immer wieder wird uns von unseren Gegnern vorgeworfen, Deutschland allein trage die Schuld an dem Ausbruche des Weltkrieges, Deutschland sei verantwortlich für das 4 ^jährige Morden in Europa, Deutschland müsse deshalb auch jetzt bestraft werden. Wer in Wirklichkeit die Schuld am Kriege zu tragen hat, ist eine Frage, die vorläufig wobl kaum mit aller Bestimmt-

heit und Gerechtigkeit entschieden werden kann und voraussichtlich auch in den nächsten Iahren nicht vollauf wird beantwortet werden können. Dazu wäre vor allem erforderlich, daß alle am Kriege beteiligten Staaten ihre Archive rücksichtslos öffnelen und die dort über den Kriegsausbruch und die vorhergehenden Ereignisse und Verhandlungen lagerndeu Dokumente der Offentlichkeit zugänglich machten. Die deutsche Regierung hat sich zu diesem Schritte bereit erklärt unter der Bedingung, daß die Ententestaaten das Gleiche täten. Vorläufig wird dies kaum der Fall sein, und so sind wir für die nächste Zeit noch auf mehr oder weniger privates Material in der Kriegsschuldfrage angewiesen. Aber auch unter diesem Material findet sich vieles, was für die Beurteilung dieser Frage von größter Bedeutung und höchstem Wert ist. In erster Linie ist dies natürlich der Fall bei den Veröffentlichungen aus der Feder von Persönlichkeiten, die berufen waren, an der Führung der Regierungsgeschäfte in jener Krisenzeit mitzuwirken, und die deshalb am besten die ganze Lage zu beurteilen vermögen. Gewiß wird in vielen von diesen Veröffentlichungen von Staatsmännern, Militärs und Politikern manches noch enthalten sein, was in gewollter oder

ungewollter subjektiver Färbung dem Leser geboten wird; ober dies schmälert nicht der, Wert dieser Veröffentlichungen, und man muß doch annehmen, daß die Verfasser nach bestem Wissen und Gewissen sich bemüht haben, die Sachen so darzustellen, wie sie wirklich waren. Zunächst sei hier auf den 2. Band der Erinnerungen des früheren langjährigen Pressechefs im Auswärtigen Amt, Otto Hammann hingewiesen, der bei Reimar Hobbing unter dem Titel „Zur Vorgeschichte des Krieges" erschienen ist. Dieser Band behandelt die Iahre 1897—1906, die etwa die Übergangsperiode deutscher Politik von Kiautschau bis Algeeiras umfaßt. Es sind die entscheidenden- Iabre in der Neugestaltung der weltpolitischen Konstellation. Von besonderem Interesse sind die kurzen charakteristischen Zeichnungen der einzelnen leitenden Persönlichkeiten unserer Auslandspolitik, wie Hohenlohe und BUlow, Richtbvfen und Holstein. Aber auch wichtige neue Aufschlüsse gibt Hammann in seinen Erinnerungen, die bisber wenig oder garnicht bekannt waren, so z. B. die beabsichtigte Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Präsidenten Loubet, die 1904 auf Anregung des Fürsten von Monaeo in den italienischen Gewässern stattfinden sollte, und der sog. Björtovertrag, in dem sich — wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 13. 9. 1917 ausführte — die beiden Kaiser einander zusicherten, „daß sie alles in ihrem Machtbereich biegende tun würden, um die Übereinstimmung der beiderseitigen Volksinteressen im Falle drohender Kriegsgefahr auch durch die Tat zu bekunden, indem sie fremde Friedensstörer gemeinsam zur Ruhe verwiesen und, wenn dies erfolglos bleiben sollte, einander nötigenfalls auch mit den Waffen Beistand gewährten". Dieser Björkövertrag war kein Staatsvertrag, sondern lediglich ein Geheimtraktat zwischen dem Kaiser und dem Zaren. Das Hauptstück in diesem Bande bilden die Verhandlungen über eine Allianz zwischen Deutschland und England im Iahre 1901, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß von deutscher Seite auf ein dreimal angebotenes Sonderabkommen über Marokko nicht eingegangen wurde, obwohl dieses die französisch-englische euteute oorSiä,!« aller Voraussicht nach unmöglich ge-

macht hätte. Die Schuld an den Versäumnissen und Übereilungen in unserer auswärtigen Politik jenes Iahrzehnts gibt Hammann den Reden und Gesten des persönlichen Regiments, die vielleicht nicht immer zu geeigneter Zeit und am richtigen Platze waren, und dann vor allem- dem unheilvollen Einflusse des Geheimrats v. Holstein auf die offizielle Diplomatie, der gegen jegliche Verständigung mit England war und dank seines dunklen Einflusses im Auswärtigen Amt diese Verständigung schließlich auch vereitelte. Hammann verurteilt mit Recht die starke Anlebnung an Rußland, die man irrigerweise als Vermächtnis Bismarcks hinstellte, jenes „Rücken an Rücken mit Rußland", das uns alle Gelegenheiten verpassen ließ, die sich der deutschen Politik auf anderer Seite boten. Erwähnt sei schließlich noch, daß Hammann am Schlusse den Briefwechsel zwischen Bismarck und Salisbury 1887 mitteilt, der hier zum ersten Male im Wortlaut wiedergegeben wird.

Auch das Bnch des Staatsministers Dr. Karl Helfferich über „Die Vorgeschichte des Weltkrieges", das im Verlage von Ullstein ec Co. in Berlin erschienen ist, bietet manche Neuigkeit und manchen Aufschluß zur Kriegsschuldfrage. Helfferich schildert in der Hauptsache die politische Entwicklung der letzten 8 Iahre vor Kriegsausbruch und die Stellung der deutschen Politik, die er als eine Politik der mangelnden Gleichgewichte charakterisiert. Der Verfasser verschweigt nicht die Fehler un-

serer Diplomatie: „Unseren deutschen Staatsmännern ist es nicht in gleichem Maße — wie England — geglückt, Reibungspunkte mit Staaten, die nicht notwendigerweise unsere Gegner sein mußten, rechtzeitig zu beseitigen" . . . „Dazu kamen bei uns gewisse Unge-schicklichkeiten und Schroffheiten in der diplomatischen Taktik und in der Form unserer Meinungs- und Gefühlsäuße-rungen, die im Auslande teils falsch verstanden, teils gegen uns ausgenutzt wurden." Besonders ausführlich be-handelt Helfferich das Bagdadbahn-problem. Hier ist er ja auch ganz zu Hause und wohl am meisten geeignet, aus seiner reichen persönlichen Er-fahrung wertvolle Aufschlüsse zu geben. Klar und verständlich schildert er denn auch den Kampf um die Bagdadbahn, die Versuche Rußlands, Frankreichs und vor allem Englands, diesem deutschen wirtschaftlichen Erfolge überall das Wasser abzugraben, überall Schwierig-keiten zu bereiten und Steine in den Weg zu legen, um dieses für die Türkei so wichtige Kulturwerk nicht zur Voll-endung kommen zu lassen. Interessant sind aus der Zeit nach dem österreichisch-ungarischen Ultimatum — neben dem Abdruck eines Geheimbefehls des Kriegsministeriums über die Versor-Zungsfristen für die elsnssischen Festun-gen, der wohl klar und deutlich zeigt, daß Deutschland nicht den Krieg vor-bereitet hat — vor allem die Ver-handlungen Helfferichs mit dem Di-rektor der Russischen Bank Davydoff, der im letzten Augenblicke noch im Auftrage der russischen Friedenspartei nach Berlin gekommen war. Aber diese Partei war zu schwach; die Kriegs-partei hatte zur Zeit dieser Verhand-lungen bereits die'Oberhand in Rußland gewonnen, und der Krieg war dort schon beschlossene Sache. —

Nicht weniger Beachtung verdient das Buch des ehemaligen Staats-sekretärs G. v. Iagow über „Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges" (Verlag von Reimar Hobbing in Berlin), das in kurzer, aber treffender Darlegung ein Bild von der deutschen Politik vor dem Kriege gibt. Zunächst schildert er die Freundschaft zu Rußland, die nur eine persönliche Freundschaft zwischen den beiden Herrschern war, während das russische Volk und vor allem die herrschenden Klassen in Rußland schon

damals deutschfeindlich waren. Deshalb sieht Iagow im sog. Rückversicherungsvertrag auch mit Recht „nur einen Zwischenzustand, eine meisterhafte diplomatische Verkleisterung pro tempore der auch zwischen Berlin und Petersburg entstandenen Risse", und bezweifelt, daß diesem Vertrag auch ohne Kündigung noch ein langes Leben beschieden gewesen wäre. Im weiteren Verlauf seiner Darstellung beschäftigt sich der Verfasser ausführlicher mit der deutsch-englischen Verständigungsfrage. Er weist darauf hin, daß Bismarck keineswegs der geschworene Albionfeind war, als den ihn manche hinzustellen suchen, daß Bismarck vielmehr niemals versäumt hat, „auf gute Beziehungen mit England zu achten und Fäden zu knüpfen, die uns mit der großen Seemacht verbanden". Dies ist immer vergessen worden. Selbst als Ende der Mc-r Iahre und 1901 von Chamberlain der Abschluß eines englisch-deutschen Vertrages angeregt wurde, konnte man sich in Berlin nicht entschließen, auf die von Chamberlain gemachten Vorschläge einzugehen, aus Furcht, man könne dadurch Rußland brüskieren und dessen „Freundschaft" — „ein Inventarstück der angeblichen Bismarckpolitik", wie sich Iagow ausdrückte — verscherzen. Nach einer kurzen Schilderung der deutschen Politik während des Tripoliskrieges, die er als Botschafter in Rom vertreten mußte, kommt der Verfasser auf seine Tätigkeit als Staatssekretär des Äußeren zu sprechen. Es war die Zeit der Balkanwirren, die

wiederum ein drohendes Gewitter am politischen Horizont Europas aufziehen, ließen. Es war also erklärlich, daß ihm der Posten in Berlin „wenig Verlockendes" bot, zumal die Stellung des Staatssekretärs „im Schatten des Reichskanzlers" stand, „neben welchem (wenigstens nach außen hin) dem Staatssekretär trotz nicht geringerer Verantwortlichkeit mehr die Rolle eines unterstellten Hilfsarbeiters zufiel". Als seine Richtlinien, die er als Staatssekretär zu verfolgen sich vorgenommen hatte, bezeichnet Iagow: „Erhaltung des Friedens und Erleichterung der politischen Konstellation für Deutschland, welches durch die Einkreisung und die gleichzeitige Schwächung des Dreibundes politisch immer mehr lahmgelegt worden war". Dies war nur auf einem Wege zu erreichen: durch Besserung der Beziehungen zu England. Diese hat er denn auch während der kurzen Spanne Zeit, die ihm bis zum Ausbruch des Krieges zur Verfügung stand, mit allen Mitteln zu erreichen versucht. „Die Verhandlungen gestalteten sich allmählich zu einem großzügigen Abkommen über die wichtigsten sich berührenden Interessen in Mesopotamien, Kleinasien und Syrien. ... Es war eine Teilung der Türkei in wirtschaftliche Interessensphären und hätte durch die Ausgleichung der Reibungsflächen eine eminente Friedensgarantie werden können." Trotz der vielen Schwierigkeiten, die sich bei diesen Verhandlungen boten, stand das Abkommen, bei dem England „entschiedenes Entgegenkommen" zeigte, im Sommer 1914 vor dem Abschluß und Ende Iuli 1914 erhielt der deutsche Botschafter in London die Ermächtigung zum Abschluß, als der Ausbruch des Weltkrieges diesen Verständ,'gungsversuchen ein jähes Ende bereitete. Die Tatsache, daß man sich in London und Berlin auf wirtschaftlichem und kolonialem Gebiete in so weitgehendem Maße hat einigen können, hätte, wie Iagow mit Recht ausführt, „zweifellos allmählich zu einer politischen Entspannung geführt, die friedlichen Tendenzen im englischen Volk wohl vertieft und es den leitenden englischen Staatsmännern dann schwerer gemacht, die Nation gegen ihre besseren Instinkte in den Krieg mit uns zu treiben, wie es 1914 der Fall war." Die letzten sechs Kapitel des Iagowschen Buches

schildern die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruche des Weltkrieges. Klat und ausführlich werden die politischen Ereignisse vom Verfasser dargelegt, der wie kein anderer dazu berufen ist, über die politische Lage in jenen Tagen zu urteilen und über sie die Mitwelt aufzuklären. Auch aus seinen Darlegungen erhält man den unzweifelhaften Eindruck, daß von feiten der deutschen Regierung alles getan worden ist, um den Frieden zu erhalten, und daß es zweifellos nicht zum Kriege gekommen wäre, wenn auch auf der Gegenseite der gute Wille vorhanden gewesen wäre, den Weltbrand zu verhüten. Das Buch, das wir allen unseren Lesern aufs Wärmste empfehlen können, wird sicherlich weiteste Beachtung finden; auch unsere jetzigen Gegner könnten aus ihm manches lernen und durch die Ausführungen Iagows ein richtigeres Bild von der Schuldfrage erlangen, als es jetzt noch bei ihnen der Fall ist.

Auch das neue Buch des Grafen Ernst zu Reventlow „Politische Vorgeschichte des Großen Krieges", das im Verlage von Mittler ö Sohn in Berlin erschienen ist, gehört zu diesen wichtigen Neuerscheinungen zur Frage nach der Schuld am Kriege. Der Name des Verfassers, dessen Werk „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914" weiteste Verbreitung gefunden hat, ist ja unseren Lesern wol'lbekannt. In diesem neuen Werke, das vielleicht als eine Art Fortsetzung und Ergänzung des früheren Werkes angesehen werden kann, schildert Revent-

low die historische und politische Entwicklung der Ereignisse und Ursachen, die den Krieg veranlaßt haben. Alles zuverlässige Material über diese Frage, soweit es bis jetzt der Offentlichkeit zugänglich, ist in gewissenhafter, sorgfältiger Weise verarbeitet. Unparteiisch, politisch sachlich und wahrheitsgetreu stellt der Verfasser die Ereignisse dar. Er beginnt mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, deren Ursachen und Gründe er untersucht und klarlegt. Diese Untersuchung führt ihn auf die Balkanpolitik, in der die Ursachen des Mordes zu suchen sind. Die Balkanpolitik wiederum hat ihre Wurzeln in der allgemeinen Europapolitik der großen Mächte, deren oft geheimnisvolle Fäden Reventlow im 3. Abschnitt seines Buches in klarer Weise zu entwirren trachtet. Er beschreibt die Machenschaften des Dreiverbandes, die zur Isolierung Deutschlands und seines Bundesgenossen führen sollten, und die Versuche der beiden letzten Reichskanzler, Deutschland aus dieser Einkreisung zu befreien.

Wie schon erwähnt, ist die Darstellung klar und unparteiisch. Man geht fehl, wollte man den Verfasser naeh seinen Aufsätzen in der Tagespresse beurteilen, deren Tendenzen und Ansichten wir keineswegs immer zustimmen konnten. In seinen beiden Werken hat sich Reventlow ehrlich bemüht, eine wahre, ungeschminkte, von jeglicher „alldeutscher" Tendenz, die man ibm oft vorwirft, freie Darstellung zu geben. Ieder wird darum aus dem reichen Inhalte dieses Buches lernen können. Die Tatsache, daß schon nach wenigen Wochen eine 2. Auflage erscheinen durfte, beweist ja schon, daß auch das neue Buch Reventlow's viel Anklang und zahlreiche Freunde gefunden hat. —

Als ein „Standardwerk" ist ferner das Werk des Basler Geschichtsforschers Dr. Ernst Sauerbeck: „Der Kriegsausbruch" zu bezeichnen, das, bereits in 2. Auflage vorliegend, bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man dieses Buch als eins de: besten bezeichnet, das über die sog. „dreizehn Tage" überhaupt geschrieben ist. Die Gründlichkeit und Klarheit, mit der der Verfasser das gewaltige Aktenmaterial jener Tage

gesichtet und verarbeitet hat, ist geradezu mustergültig; die Objektivität, mit der er die Ereignisse prüft und zur Darstellung bringt, macht seine Arbeit zu einem wissenschaftlichen Werke ersten Ranges, dem in der Literatur über den großen Krieg stets einer der ersten Plätze gebühren wird, was auch noch über diese Epoche der Weltgeschichte geschrieben werden wird — und wir sind überzeugt, das wird nicht wenig sein. Dem Forscher, der sich über die Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Krieges zu unterrichten wünscht, eröffnet sich hier eine reiche Fundgrube, die ihm alles bisher erreichbare und authentische Material in kritischer Bearbeitung und Beleuchtung bietet, eine grundlegende Arbeit von neutralem Standpunkte aus, die nichts anderes will, als an Hand der Quellen die reine geschichtliche Wahrheit zu ergründen, soweit dies überhaupt möglich ist.

Uber die Schuldfrage am Kriege handelt schließlich auch eine kleine bei Walkher Rothschild in Berlin verlegte Broschüre des Heidelberger Universitätsprofessors Dr. F. Affolter: „Die Friedensentschließung des Reichstags und die Kriegsschuldfrage". Ausgehend von dem Entlastungszeugnis des Reichetags vom 19. Iuli 1917 legt der Verfasser dar, daß es zur Lösung der Schuldfrage nur einen gerechten Standpunkt gibt, nämlich den organischen, von dem aus jedoch die deutsche Regierung von jeder Schuld freizusprechen ist.

Runöschau

Literarische Rundschau.

Von Prof. Lr Heinrich Brömse.

Wenn der Rat eines alten Weisen, daß die Leitung der Politik den Sachverständigen gebühre, noch immer zeitgemäß erscheint, so ist es auch zu einer Zeit, in der sich die Schwätzer breit machen, besonders willkommen und heilsam, Sachverständige über Politik sprechen zu hören. Zu solchen berufenen Sprechern werden von Freund und Feind zwei Männer gerechnet werden, die an der Führung unsres Schicksals stark beteiligt gewesen sind, G. von Iagow und Karl Helfferich. Beide stellen ausführlich dar, wie es zum Kriege kam, jener in dem Buche „Ursachen und Ausbruch desWeltkrieges" (Berlin, Reimar Hobbing, 1919), dieser in dem ersten Bande des Werkes „Der Weltkrieg", betitelt „Die Vorgeschichte de« Weltkrieges" (Berlin, Ullstein ö Co., 1919). Es ist hier nicht die Stelle, noch ist es meines Amtes, zu den Einzelheiten dieser inhaltsreichen Schriften Stellung zu nehmen; wenn aber das, was uns allen auf der Seele brennt, von kundiger Hand in großzügiger Form erörtert wird, so gehört auch solches Schrifttum wenigstens seinem allgemeinen Eindruck nach in eine Rundschau über die Literatur — so gut, wie im Zeitalter der Reformation die reformatorischen Schriften einen bedeutungsvollen Teil der allgemeinen Literatur ausmachten. Beide Werke behandeln in ziemlich ähnlicher Gliederung des Stoffes zunächst, ziemlich weit ausholend, die Vorgeschichte des Krieges, die allgemeinen Gründe, die treibenden Kräfte, die vergeblichen Versuche einer Verständigung, um sodann die letzten Veranlassungen und Vorwände und die sogenannte Schuldfrage zu besprechen. Aus beiden ergibt sich das überwälti' gende Gefühl, daß dieser Krieg mit der unvermeidlichen Notwendigkeit eines Naturgesetzes kommen mußte. Stimmen die Tatsachen und ihre Gruppierung in beiden Büchern naturgemäß überein, so doch nicht immer ihre Wertung, nicht immer die Betonung und Ausführlichkeit, mit der dies oder jenes hervorgehoben wird. Der Kreis der äußeren politischen Ereignisse erscheint bei Iagow mehr geschlossen. Mit dramatischer Wucht tritt das folgenschwere Verhängnis hervor, daß gleich-

zeitig mit der planmäßigen Einkreisung Deutschlands die Schwächung des Dreibundes immer mehr fortschreitet. Mit mehr Zurückhaltung spricht Iagow von den politischen Fehlern Deutschlands, von den „verpaßten Gelegenheiten", , deren ausschlaggebende nach seinem Urteil unsere Beziebungen zu England betrifft. Er bemüht sich, die übliche Meinung, daß Bismarck ein geschworener Gegner Englands und ein grundsätzlicher Freund Rußlands gewesen sei, zu entkräften und mit Berufung auf Bismarcks Worte selbst zu zeigen, wie Rußlands Freundschaft für uns immer nur falscher Schein, immer nur Machtpolitik zu eigenem Vorteil gewesen sei. Rußland ist der von ihm am meisten gehaßte, fast verachtete Feind; es ist „ein halb, wenn nicht mehr asiatischer Staat geblieben"; es war stets eine Gefahr für Europa; Deutschland habe in der ihm aufgezwungenen Abwehr Rußlands Europa gerettet. Deutschlands gefahrvolle Lage zwischen dem Panslavismus und dem rachedurstigen Frankreich wurde von Bismarck allein dadurch gesichert, daß er das deutsch-österreichische Bündnis durch Hilfskonstruktionen wichtigster Art ergänzte, besonders auch durch die Verständigung mit England. Gerade der Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik erheischte diese Verständigung. „Wel'-politik gegen England machen zu wollen, wenn man auf dem Kontinent von zwei feindlichen Mächten sich bedroht

wußte, war ein Unding!" In gewissem Sinne bildet dieser Satz den Angelpunkt der ganzen Erörterung über die Vorgeschichte des Krieges. Mit besonderem Nachdruck rechtfertigt der Verfasser seine eigenen Bemühungen als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, die Fäden mit England wieder zu knüpfen. „Eine Interessenauseinandersetzung, ein Hand in Hand Gehen . . . wäre durchaus nicht undenkbar, nicht unmöglich gewesen. Wenn der Weg, durch andere Ereignisse gekreuzt, nicht zum Ziele geführt hat, war er darum nicht der richtige? Praktisch war er der einzige, der uns blieb. Aber vielleicht ist er zu spät beschritten worden!"

Gerade in' diesem Punkte nimmt Helfferich anders Stellung. In seinen Augen war die „Zuspitzung unseres Verhältnisses zu Großbritannien nicht vermeidbar", weil England in Deutschlands wirtschaftlicher Entwicklung „je länger, desto mehr eine ernstliche Bedrohung seiner industriellen und kommerziellen Suprematie und damit eine Bedrohung seiner Weltherrschaft überhaupt erblickte". Angesichts dieser immer gefahrvoller werdenden Lage hätten Sicherungen „selbst unter großen Opfern" geschaffen werden müssen. Unsere Politik versäumte dies; es war eine „Politik der mangelnden Gegengewichte". Helfferich erinnert daran, wie wir uns ohne Zwang Iapan zum Feinde gemacht, an unsere Haltung auf der Haager Friedenskonferenz 1907, an Ungeschicklichkeiten und klirrende Reden, durch die unseren Feinden die Möglichkeit gegeben wurde, „das friedlichste Volk und den friedlichsten Monarchen der Welt ... als besessen vom Kriegsteufel hinzustellen".

Nach einer Richtung wird Iagows Buch von Helfferich wesentlich ergänzt: durch die Erörterung der weltwirtschaftlichen Fragen. Besonders auf den Abschnitt über die Bagdadbahn sei hingewiesen.

In beiden Werken sehließt sich an die allgemeine Vorgeschichte eine wahrhaft packende Darstellung vom Ausbruch des Weltkrieges; aus beiden wird u. a. ganz klar, daß die belgische Frage für England nur einen zugkräftigen Vorwand bildete, daß dieser Krieg für uns , Deutsche ein Kampf aufgezwungener Notwehr war und daß das Schuldgeschrei der Gegner haltlos ist. Als

tiefste Ursache sieht Iagow den Gegensatz „der slawischen gegen die germanische Welt" an; „englischer Neid und Machtwille und vor allem französischer Rachedrang dienten als politischer Sprengstoff, um die Katastrophe des slawischen Bergsturzes zu beschleunigen". Helfferich dagegen erkennt in England die Hauptursache des Krieges. „Großbritannien hat wieder einmal sein Ziel erreicht. Die stärkste Kontinentalmacht, sein stärkster Wettbewerber auf den Märkten der Welt liegt am Boden, wie vordem Spanien, die Niederlande und Frankreich. Unsere Kraft ist gebrochen in einem Krieg, den England so wenig unmittelbar entzündet hat, ivie etwa den Spanischen Erbfolgekrieg, den Siebenjährigen Krieg und die Napoleonischen Kriege, den es aber, genau wie jene großen Koalitionskriege, mit unübertrefflicher diplomatischer Kunst aus dritter Ursache duldend und fördernd hat entstehen lassen, um dann einzugreifen und seinen stärksten Rivalen zur Mehrung seiner eigenen Macht und Herrlichkeit niederzuwerfen." Iagows Buch ist knapper, aber doch in politischer Beziehung umfassender. Die Zerlegung in kurze Kapitel erleichtert die Übersichtlichkeit im einzelnen, mag aber gelegentlich den Blick des Lesers für das Ineinandergreifen der verschiedenen Fäden trüben. Das Werk ist in der vornehmen, wohl abgewogenen Sprache des Diplomaten geschrieben mit den ihr eigenen Kunstausdrücken und Fremdwörtern. Gelegentlicb erklingt ein Ton des Unmuts,

der Leidenschaft, häufiger herrscht die gelassene Ruhe abgeklärter Sachlichkeit. Helfferich behandelt nicht alles gleichmäßig eingebend; er legt den Hauptnachdruck auf die Vorgänge, an denen er selbst beteiligt war, kann sich für manches auch auf frühere Darlegungen seiner Feder beziehen. Er wirkt im ganzen bei aller vornehmen Sachlichkeit persönlicher, lebhafter, gegenwärtiger, nicht nur als Diplomat, sondern als weiterfahrener Kenner und Vertreter der ganzen Kultur unserer Zeit.

Beide Bücher haben endlich im Aufbau und Stil Vorzüge von teilweise künstlerischer Art, so daß ihnen auch aus diesem Grunde allgemeine literarische Bedeutung zukommt.

Nur in aller Kürze kann hier noch auf einige andere politische und sozialpolitische Schriften hingewiesen werden, die ebenfalls von allgemeiner zeit- und kulturgeschichtlicher Bedeutung sind. Warm empfohlen und weithin beachtet zu werden verdienen die neuen von I)r A. R. v. Wotawa herausgegebenen „Flugblätter für Deutschösterreichs Recht" (Wien, Alfred Hölder, 1919). Sie wenden sich zugleich an das internationale Gerechtigkeitsgefühl und an unser deutsches Gewissen. Iedes dieser Flugblätter, die zum Teil stattliche Abhandlungen mit lehrreichen Kartenbeigaben sind, ist in aller Sachlichkeit und Schlichtheit ein flammender Aufruf für das Recht nationaler Selbstbestimmung. Neben Denkschriften von einzelnen Gauen, besonders mährischen Gebieten, stehen allgemeinere wertvolle Aufsätze, so von Franz Heiderich über „DieWirtschaftskräfteDeutschösterreichs" und von Karl Gottfried Hugelmann über den „Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland". Besondere Aufmerksamkeit verdienen die genauen statistischen Nachweise in diesen Heften.

Eine Sammlung von „Beiträgen zur sittlichen und künstlerischen Kultur" wird unter dem Titel „Der Spiegel" von Robert Prechtl herausgegeben (Charlottenburg, Spiegel-Verlag). Sie verdient und findet auch wohl schon allgemeinere Aufmerksamkeit. Sie will am Wiedererstehen der deutschen Kultur mitarbeiten, der Verzweiflung und Selbstvernichtung entgegentreten, will zeitgemäß sein, aber nicht Tagesfragen schlechthin behandeln, sondern nur, was aus dem Tag hinaus in die Zukunft

reicht. Flugblätter und umfangreichere Hefte, die jeweils einem Gegenstand gewidmet sind, so Heft 1 „Selbstbesinnung", Heft 2/Z „Das Problem Preußen", dienen diesem Zweck mit beachtenswerten Beiträgen.

Der Stimmung zwischen Trauer und Hoffnung, zwischen Niedergang und Aufgang, von der das deutsche Volk erfüllt ist, entspricht Titel und Inhalt der Betrachtungen von Gertrud Bäumer „Zwischen Gräbern und Sternen" (Iena, Eugen Diederichs, 1919). In schöner Form werden Eindrücke und Gedanken aus der zweiten Hälfte des Krieges mitgeteilt, Eindrücke, die aus den Erscheinungen das Wesentliche festzuhalten suchen, Gedanken voll von warmer Liebe zu den Mitmenschen und starkem Glauben an die Macht des Geistes und an das unbezwingbare Leben. Besonders gehaltvoll ist der Abschnitt „Helfer", der über Plato, Goethe, Hölderlin und andere Spender seelischer Kraft tiefdringende Betrachtungen enthält.

Die Rede, die der Rektor der Freiburger Universität, Heinrich Finke, „Unseren Gefallenen zum Gedächtnis" gehalten hat und die nun auch im Druck vorliegt (Freiburg im Br., Herder, 1919), ist so gedankenvoll und ergreifend, daß sie weit über den unmittelbaren Zweck hinaus Bedeutung hat. Es ist eine Gedächtnis- und Trauerrede zugleich für das gefallene Vaterland, und gerade die diesem ^Gegenstand gewidmeten Be-

trachtungen sind «oll so starker Mahnungen, daß viele sie hören sollten.

Auch Ludwig Finckh, der warmherzige Minnesänger, der feinsinnige Erzähler, darf als Politiker und Volkserzieher auf unsere Aufmerksamkeit rechnen. („Wiederaufbau", Konstanz i. B., Reuß S Itta). Der Schwabe empört sich in ihm über den Geist des Zerfalls, der angeblich in Berlin herrscht. Lieber noch als diese übers Ziel hinausschießende Kritik hören wir das Bekenntnis: „Deutsch wollen wir sein, nicht in der Enge des Kleinstaats verkrümeln." Als entscheidend für das Schicksal Deutschlands im Kriege erkennt er „den grundlegenden Völkerrechtsbruch der Hungerblockade". Er mabnt zur Würde, zur Arbeit, zu mutigem Vertrauen trotz aller Not. Er vertraut auf den gesunden Kern unseres Volkes; er glaubt, daß der Übermut der Feinde den Keim des Verfalls in sich trägt. Und vor allem predigt er die frohe Botschaft von der Notwendigkeit und Möglichkeit, das Daniederliegende wiederaufzubauen, in Liebe einander zu helfen, die Arbeit und Volksgesundheit zu organisieren.

Eine sehr scharfe Kritik des russischen Sozialismus, von besten Kennern verfaßt, enthält das Sammelwerk „Rußlands politische Seele. Russische Bekenntnisse". Herausgegeben von Elias Hurwiez (Berlin, S. Fischer). Russische „Intellektuelle", die selber zum Teil der revolutionären Bewegung angehört haben, Schriftsteller von anerkannter Bedeutung, bieten hier Einblicke von volkspsychologischem und politischem Wert.

In elfter, bedeutend vermehrter Auflage ist eine der umfassendsten deutschen Kritiken des Sozialismus erschienen, „Der Sozialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und Durchführbarkeit" von Viktor Cathrein 3. 5. (Freiburg im Br., Herder, 19l9). Wie man sich auch im einzelnen zu den Ausführungen des kenntnisreichen Iesuiten stellen mag, dafür jedenfalls verdient er Anerkennung, daß er knapp und zugleich annähernd vollständig den Stoffkreis der Geschichte des Sozialismus in Deutschland und im Ausland vor Augen führt und alle wesentlichen Gesichtspunkte zu seiner Beurteilung zusammenstellt.

Nun noch ein Blick ins Weite, Allgemeine! In dieser schweren Zeit, in der der Kampf um die inneren Werte, um Weg und Ziel der Seele doppelt schwer ist, will Paul Men - zer („W eltan schauung sfra- g e n", Stuttgart, Ferdinand Enke) den Ringenden helfen, indem er sie zu einer idealistischen Weltanschauung führt. Sein Werk, der deutschen akademischen Iu- gend gewidmet, umfaßt acht umfang- und inhltareiche Abhandlungen über grundlegende Fragen des Erkennens und Handelns und verbindet mit der Darlegung eigener Gedanken prüfenden Rückblick auf große Idealisten, besonders auf Kant. Der Verfasser entwickelt die Wandlungen im Weltanschauungs-Problem, erörtert lichtvoll die alte und ewig neue Frage nach der Freiheit des Willens und ihrem Verhältnis zum sittlichen Leben, zieht die Grundlinien einer idealistischen Weltanschauung, in der scharfe Gedankenarbeit, sittlicher Ernst, künstlerische Begeisterung und lebendiges Menschentum zusammen-wirken, in der sich alle bestimmenden Züge des deutschen Geistes vereinigen. Die sittlichen Forderungen Kants und Schillers werden klar dargestellt und scharfsinnig beurteilt in dem Aufsatz „Der kategorische Imperativ und die schöne Seele". Die doppelte Aufgabe des Menschen, sich im Handeln zu konzentrieren, im Fühlen ins Weite zu streben, wird zum Teil mit Seiten-blicken auf Nietzsche als Weg zum Ideal der Persönlichkeit gezeigt. Optimismus und Pessimismus werden abgewogen:

„Der richtige Weg führt durch den Pessimismus und bleibt nicht in ihm stecken." Eine Auseinandersetzung der Philosophie mit der Erscheinung des Krieges wird auf breiter Grundlage durchgeführt. Endlich wird der Kreis der Betrachtungen wieder zum Allgemeinen erweitert und „der Lebenswert der Philosophie" bestimmt. Begriffliche Ergründung und Bilder aus der Geistesgeschichte zeigen, welche Kraft die Philosophie der Seele zu geben vermag, wie sie nichtnachäußerem Nutzen, sondern nach ihrer Wirkung auf das innere Leben beurteilt werden muß, wie der Mensch sein eigentliches Iiel erst gewinnt und sich selbst erhöht, wenn er an sie glaubt und für sie kämpft. Auch darin hat der Verfasser recht, daß gerade jetzt wieder die Erschütterung, die in die Gemüter der Menschen gebracht ist, zu erneutem Fragen und Suchen drängt. Wenn Menzers Werk bequemen Lesern nicht immer leicht verständlich sein wird, so kann es ernsthaften um so förderlicher sein.

Nachdem die Maler der Romantik, vor allem Ludwig Richter, mit sicherer Einfühlung Bilder zu unsern alten Märchen geschaffen hatten, sank der zeichnerische Schmuck der Märchenbücher auf eine recht tiefe Stufe herab. Von erheblichem Grausen kann man gepackt werden, wenn man sieht, was geschäftliche Mache auf den Markt geworfen hat, welche erste künstlerische Anregung der Iugend oft geboten wurde. Um, hierin Wandel zu schaffen, hat sich der Verlag von Bruno Cassirer in Berlin mit hervorragenden Künstlern in Verbindung gesetzt und die Herausgabe einer beachtenswerten „Folge von Märchenbüchern für Kinder und Erwachsene" „Das Märchenbuch" begonnen.

Sechs Werke liegen bisher vor. Mar Slevogt hat das erste (Deutsche Märchen, erzählt von den Gebrüdern Grimm) und das letzte (Rübezahl, erzählt von I. K. A. Musäus) mit meisterhaften Zeichnungen geschmückt. Alles ist Leben und Bewegung, naturwahr und märchenhaft zugleich. Und welch glänzender und vielseitiger Humor herrscht hier, schelmisch und grausig, leicht schwebend und voll derber Wucht!

Leopold von Kalckreuth
(Zweites Buch, Deutsche Märchen, erzählt von den Gebrüdern Grimm)

zeichnet kindlich schlichte, treuherzige Bilder. Hochdramatische Skizzen mit wilden Linien, aber doch treffender Bestimmtheit entwirft WalterKlemm im dritten Buch: Genovefa und Der arme Heinrich. Karl Strothmanns Zeichnungen zum vierten Buch (Aladdin oder Die Wunderlampe) sind am meisten von der Skizze zum fertigen Bild vorgedrungen, wirksame Schaustücke, die jugendlichen Lesern gewiß mehr gefallen werden als die andern Bilder, die eher den Beifall gereifter Feinschmecker finden dürften. Mit schrulligen Tuschzeichnungen endlich begleitet Karl Walser im fünften Buch das Märchen von Wilhelm Hauff „Zwerg Nase". Es sind kindlich zarte Gebilde, mit deren hingehauchter Anmut und Heiterkeit Kinder doch vielleicht nicht viel anzufangen wissen. Zum Schluß sei noch mit warmer Empfehlung auf die neuesten Reelambände (Ph. Reelam, Leipzig) hingewiesen. Sie bieten unter anderm das kulturgeschichtlich nicht unwichtige Buch „Das merkwürdigste Iahr meines Lebens" von August von Kotzebue mit einer Einleitung von R. Steinert. Was der Verfasser hier von seiner Gefangenschaft in Rußland und Sibirien, vom Leben am Hofe und im Volke des östlichen Reiches erzählt, kann gegenwärtig auf erhöhte Aufmerksamkeit rechnen. Drei weitere Storm bände mit je zwei Erzählungen, herausgegeben von Walther Herrmann, sind sehr willkommen: „Vi 0In. trioolor und Ein

Runöschau
stiller Musikant", „Beim Vetter Christian und Die Söhne des Senator s", „Eekenhof und Zur Chronik von Grieshuu s".

Geheimrat Professor Dr. Carl Ludwig Schleich, Berlin-Wilmersdorf, der bekannte Chirurg, Naturforscher und philosophische Schriftsteller, vollendete am 19. Iuli sein sechzigstes Lebensjahr. Er ist einer der großen Ärzte, deren Wohltaten d'e leidende Menschheit segnet, ohne daß die meisten den Namen des Wohltäters zu nennen wüßten, den sie in ihren Segen einschließen sollten. Schleichs schöpferische Tat ist die Begründung der Lokalanästhesie — der örtlichen Schmerzbetäubung. Die Gefahren der Narkose hatten schon vorher zu dem Gedanken gedrängt, daß man Mittel finden müsse, um ohne allgemeine Betäubung die Schmerzempfindung an der Stelle auszuschalten, wo operiert werden soll. Französische Aerzte hatten das durch Coeaineinspritzungen erreicht. Aber die Nervenbetüubung durch die topischen (vergiftenden) Wirkungen von Mitteln wie Coeain oder Morphium ersetzt die Gefahren der Narkose durch andere nicht geringere. Da machte Schleich die Entdeckung, daß die Leitungsfähigkeit der Nerven unterbrochen, also die Schmerzempfindung aufgehoben wird, wenn man die Gewebe durch Einführung großer Mengen unschädlicher Flüssigkeiten zum Schwellen bringt. Er verwendete Kochsalzlösungen, die Coeain und Morphium in ungefährlichen Verdünnungen enthalten. Diese „Infiltrierung der Gewebe durch indifferente Flüssigkeiten" ist die Schleichsche Lokalanästhesie. Es hat schwere Kämpfe gekostet, den einfachen Grundgedanken einer Methode, die seither verschiedentlich ausgebaut worden ist, durchzusetze.?. Heute ist die örtliche Betäubung ein Verfahren, das nicht nur bei geschwächten Personen — bei Herz- oder Nierenleiden, bei denen sich die Narkose vorweg verbietet, angewendet wird, sondern bei allen Operationen, an deren Ort schwellungsfähiges Gewebe sich findet. Der Schöpfer dieses Verfahrens ist einer der großen Schmerzenlinderer, die das menschliche Unglück vermindert haben.

Carl Ludwig Schleich ist aber auch

einer der ersten chirurgischen Künstler Deutschlands, ein Meister der Operation und ein gütige? Arzt, dem die traurigen Iahre des Krieges als leitenden Chirurgen eines großen Lazaretts noch ausgedehntere Tätigkeit auferlegt haben. Und weit über die ärztlichen Fachkreise hinaus ist sein Name als Naturphilosoph und Schriftsteller gedrungen. Der Meister des Worts, dem wir Bücher wie „Vom Schaltwerk der Gedanken", die Essay-Reihe „Von der Seele" und „Lyrische Gedichte" verdanken,'die ebenso Gedankliches zu gestalten wissen wie den Volkston im Ausdruck der Empfindung zu treffen, darf über dem Schmerzbefreier nicht vergessen werden.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Herausgeber und Ehesredakleur: Pros, 0r. Ludwig Stein in Berlin W lg, Lützowuser S». (Teleson Amt «ursiirsl Nr, «Scs) — Berantwortlicher Redakteur: v^. Sylvin» Bruck in Breslau.— Für den Volkswirtschaftlichen Zeil: Or. jur, Smil Erich Hölscher, Berlin.Iehlendors, Sophie-Sha'Iottest,af,e AI >Fernrus:Lehl«ndors l»17) — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau Iu. —
Verlag der Schleichen Buchdruckerei v. S, Schottlaender. A.-S., Breslau III.
Druck von TH. Schatzky S. m. b, H,, Breslau »I, Neue Sraupenstrage S.

^^^^i In8«raten-^nnakme ^
ckurok un»sre (ZesokKktssisIIe, LsrUn I^üKovukvr bs; 6ur«K unser» Verlag, Sreslsu III; kervsr 6urok 6is ?irms: Kuckolk Klose uock «Iis bekannten Annoneen klxpeckltiollev,
Insertion»?«?»: pro 46 mm breit« 2sils skuckolk Klosse's I^ormsl-2silsnm«ser Xo. b) 70 ?k.

Bildnis und eigenhÃ¤ndlge Unterschrift des Erfinders des Vollbrol-Verfahrens Direktor Paul Gros;.

EMPTY

EmeöeuOkMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche und Verlagsallstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. ff. Stewacker. «erthold Sutt«. «rilllcheKi.Hosbuchhandl. Erslev K SaNelbalch
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.«, Fritze, I,ldn,Iri« lk«x»Is, Saeob Dybwad Bnchhdlg, Internat, «uchhandl. Ott» «eil.
sür die Provinzen in Schweden und in Dänemark: »eorg «Hr. Urfw» Nachsolger, «o>e«I,age».
sür die Schweiz: »kadem. Anttau. u. »uchtiandlung H«m. Vaur, Zürich I.
Generalvertrewng sür Holland: W.B. va« Stockum und «,t,n, Haag, BuitenhosZS.
43. Jahrgang. Band 170. Heft 5W. September 1919.

EMPTY

Eine öcuHkM>natMch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlefische Verlagsaustalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
». ff. Stewacker. «erthold S»U«, VrWIche K K.Hoslnchhandl. ErUev ^ Sasselbalch,
Stockholm Christiania Konstantinopel
l. E, Fritze, l.id»Iri« «ox^Ie, Jacob Dybwad Buchhdlg, Internat, Buchhandl. Otto «eil.
sür die Provinzen in Schweden und in Dänemark: »eorg Ehr. Urstnl Nachsolger, KoveuKage».
sür die Schweiz! «kadem. «nttqu. u. Buchhandlung Her«. Vaur, Jülich I.
Generalvertretung sür Holland: W.V. van«to«um und «,i,«, Haag, «uitenhosZS.
^t3. Jahrgang. Band 170. Heft 5W. September 1919.

Professor Dr. Luöwig Stein:

Sas Wesen öer Autorität.

IV. Grenzen der Autorität.

Tie Überspannung des Autoritätsbegriffs kann ebenso große Übel im Gefolge baben, wie die völlige Preisgebung aller Autorität. In letzterem Falle geht die Gesellschaft unfehlbar atomisierender Auflösung entgegen, im ersteren läuft sie Gefahr, alle Persönlichkeit zu ersticken und das ganze Volkstum aus Mangel an ausgebildeten Individualitäten zu seelenloser Starrheit herabzudrucken. Hat nämlich das Autoritätsprinzip als oberster Kulturfaktor in der allgemeinen Wohlfahrt, die es gewährleistet, seine Begründung, so hat es darin zugleich auch seine Grenze. Haben wir die höchste Rechtfertigung der Autorität in dem Vernunftgrund gefunden, daß sie kulturfördernd wirkt, so gilt diese Motivierung natürlich nur dann und so weit, als sie den Fortschritt menschlicher Kultur in Wirklichkeit sichert. In dem Augenblicke aber, da die Autorität solche Dimensionen annimmt, daß sie nicht mehr kulturfördernd, sondern geradezu kulturhemmend wirkt, verliert sie ihr logisches Daseinsrecht. In solchen Fällen wird eben, mit Goethe zu sprechen, „Vernunft Unsinn, Wohltat Plage".

'Die Geschichte ist unendlich reich an Beispielen, daß Völker, welche unter der absoluten Herrschaft der Autorität leben, geistig degenerieren und kulturlich den Krebsgang antreten. Wird also das Autoritätsprinzip, wie z. B. bei den despotisch regierten orientalischen Völkern, so übertrieben, daß für individuelle Eigenlebigkeit der Bürger, für die Entfaltung der Persönlichkeit kein Spielraum mehr übrig bleibt, so hat es aufgehört, Wohltat zu sein, und hat eben damit vor dem Forum der Vernunft sein Daseinsrecht eingebüßt. Dieselbe Vernunft fordert im Gegenteil die Aufhebung des starr und mechanisch gewordenen Autoritätsprinzips in dem Augenblicke, dn es mit erdrückender Schwere auf der Volksseele lastet, und somit die Entfaltung von Leben und Energie hommt lind allen Unternehmungsgeist lahmlegt.

Abschreckende Beispiele dafür, daß die völlige Überschattung der Völker durch das Schwergewicht absolut gewordener Autoritäten ihren kulturlichen Untergang herbeigeführt haben, bilden im Altertum die Egypter, im Mittelalter Byzanz, in der Neuzeit Spanien. Unter der absoluten Anarchie (Faustrecht) verwildern, unter der absoluten Autorität verflachen die Völker. Bei den Semiten war die unnahbare Herrfcherwürde bis ins Ertrem durchgeführt. Die Könige gehören dem Kreise der Götter an. Der Kaiserkultus zeitigt im Orient Blüten, wie sie selbst in Rom unter der Tyrannei des Cäsaren-Wahnsinns kaum zu Tage getreten

sind. Der orientalische Despot saugt die ganze Volksseele in sich auf. Alle« um ihn herum ist starr, leblos, unfruchtbar. Das Volk ist tot, ohne daß der Kaiser wirklich lebte. Das zeigt sich in der Religion, in den egyptischen Totenbüchern, die das Trostloseste an kulturlicher Verödung darbieten. Während die egyptische Feinkunst der Frühzeit ganz unbegreifliche Höhen erstiegen hatte, und die egyxtischen Priesterkasten anfänglich die Geometrie und die ersten Anfänge der Astronomie begründen, verfallen Kunst und Wissenschaft von Dynastie zu Tmwstie, bis endlich das ehemalige Kulturzentrum Egypten kulturlich zu einer griechischen Provinz herabsinkt, um durch die Befruchtung mit hellenischem Geist wieder aufzuleben. Die Kunst lebt sich in Pyramiden aus, die selbst weiter nichts sind, als versteinerte Substanzbegriffe — petrifizierter Cäsaren-Wahn. Wobin hat also der autoritative Absolutismus geführt? In Egypten nicht bloß, sonderu ebenso in Persien, Bavylonien, China — allüberall endete die absolute Autorität mit geistigem Tod der Völker und kultuilicbem Stillstand. Um nur ein Beispiel, das auf selbsterlebter Beobachtung beruhr, anzuführen. In der einzigen Hock'-schule, welche der Orient heute noch besitzt, der Al-Azhar in Kairo, welche von l0000 Studenten besucht wird, wird heute noch nach den Lehrbüchern des 12. und 13. Iahrhunderts unterrichtet. Der ganze Unterricht reduziert sich auf ein mechanisches Eintrichtern des Korans und seiner Kommentatoren, sowie einen Gedächtnisdrill im Auswendiglernen der Gedanken — Anderer. Alles, was dort gelehrt wird, ist mumifizierte Wissenschaft. Der Geist der durch drückende Autoritäten entarteten Orientalen ist verknöchert — versteinert.

Nicht viel besser ging's im mittelalterlichen Byzanz. Die letzten Cchattenkaiser der Palaeologen hatten da alle Attribute der Autorität bis hinauf zur Göttlichkeit an sich gerissen. Und wie waren die kulturlichen Zustände beschaffen? Ein ödes Trümmerfeld, ganz Byzanz eine kulturliche Ruine! Ruhe, Starrheit, Unbeweglichkeit war die Signatur in Bnzanz ebenso gut, wie im Orient. Denn wo für die Entfaltung des Genies kein Raum übrig bleibt, wo die Autorität alle Ausstrahlungen des Volksgeistes monopolisiert und für ihre eigene Person in Beschlag legt, da wirkt sie unausbleiblich hemmend, störend, zersetzend. Diese seelische Leere zeigt sich, ähnlich wie in Egypten, am untrüglichsten in der byzantinischen Kunst, als welche in jedem Volke und zu allen Zeiten ein Barometer zur Feststellung des Kulturgrades abgeben kann. Die byzantinische Kunst ist das Spiegelbild der byzantinischen Volksseele. Ein „Bilderstreit" hält das ganze Reich während eines vollen Iahrhunderts in Atem. Wie sollte auch ein Fortschritt irgend welches Art, besonders in der Kunst möglich sein? War doch alle Persönlichkeit erstarrt, in Fesseln gelegt, an Händen und Füßen gebunden! Der Kunst fehlte Licht und ^ufr, die für sie ebenso notwendige Lebensbedingungen sind, wie für jeden Menschen das Einatmen von Sauerstoff. Und wie war es damit bestellt? Auf dem zweiten nieäischen Konzil (787) wurde dekrediert: „nicht die Erfindung der Maler schafft die Bilder, sondern ein unverbrüchliches Gesetz — eine Tradition der katholischen

Kirche." So dachten die Bilderfreunde. Und nun erst die Bilderfeinde? Das Malerbuch des Kyrillos von Chios setzt fest, was und wie gemalt werden darf. Natürlich sinkt damit alle Kunst zu handwerksmäßiger Technik oder zu geisttötendem Kopistentum herab. Und was bleibt in einem solchen von der Zentnerlast der absoluten Autorität erdrückten Individuum anderes übrig, als sich zum „Kanal des Allgemeingültigen" zu degradieren? Und was war das Ende vom Lied? Die byzantinischen Kaiser hatten das ganze Volksmark ausgesogen, alle frische, alle Unternehmungslust und alle Lebensenergie ihrer Untertanen vampyrmäßig verschlungen und den Mangel an Wolkskraft durch prunkende Äußerlichkeiten hinwegzugaukeln versucht — ein vergebliches Bemühen! Der mohamedanische i?rkan fegte das tausendjährige ruhm- und glanzlose Reich wie ein Kartenhaus binweg. Auf der Hagin Sophia in Konstantinopel ward das Kreuz entfernt und der Halbmond aufgepflanzt. Das byzantinische Kaisertum mit seiner feigen Flucht r>or der Fahne Mohameds birgt die bittere Lehre in sich, daß die Völker ebensowenig gedeihen unter der Herrschaft der absoluten Autorität wie unter dem ChaoS der Anarchie. Plethora an Autorität ist ebenso verderblich wie Anämie. Die Autorität muß ihre Wurzeln im Volkstum haben, ihre Kraft aus dem ständigen Kontakt und der wechselseitigen Befruchtung mit der Seele des Volkes schöpfen, sonst läuft sie Gefahr, zur Schablone zu erstarren, zur dekorativen Kulisse herabzusinken. Das parallele Beispiel aus der neueren Geschichte liefert uns Spanien, weiterhin die gesamte romanische Rasse. Der Autoritäten-Kultus ist unter den westlichen Kulturvölkern nirgends so heimisch, wie in der romanischen Rasse, besonders in Spanien. Ein Königspaar wie Ferdinand und Isabella, ein Herrscher von den Qualitäten Karls V. und ähnlich geartete Herrschergestalten erdrückten mit dem Prestige ihres Namens nicht bloß ihre eigenen Völker, sondern zwangen so ziemlich den gesamten christlichen Kulturkreis in ihren Bann. Spanien war die wirkliche Weltmacht, nicht wie Frankreich unter Ludwig XIV. nur eine Theater-Weltmacht. Heißt nämlich Autorität Geist der Bevormundung, so war Spanien eine geraume Weile tatsächlich ein Vormund der christlichen Kulturvölker. Nicht bloß ging im Reiche Philipps II. die Sonne nicht unter; die Staaten Europas rührten sich nicht, ohne auf den Wink von Spanien spannungsvoll zu lauschen. Der Geist der Bevormundung beschränkte sich unter Philipp II. und der von ihm geförderten Gegenreformation nicht bloß auf die politische Unterdrückung, sondern dehnte sich auch auf die seelische Knechtung aus. Eine so gewaltige, imposante kraftstrotzende und furchteinflößende Autorität hatte die Welt seit Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa nicht mehr gesehen. Als Machtzentrum überragte Spanien die alten Weltreiche, so daß diese Autorität eine wirkliche Weltmacht binter sich batte. Was hat nun diese Überfülle an Autorität Spanien genützt? An dieser Autoritäten-Plethora ist es schmählich zu Grunde gegangen. Das Herz braucht ja ein Quantum Fett, um in Bewegung zu bleiben, ober eine völlige Verfettung verträgt das Herz nicht, oder es hört zu schlagen auf. Ein gewisses Maß

von Autorität braucht jedes Volk, und zwar ein ebenso großes Maß, wie sein augenblicklicher Kulturzustand gerade frdert, aber ein Übermaß an Autorität hat überall tödlichen Ausgang. Buckle hat den überzeugenden Nachweis geführt, daß Spanien buchstäblich an seinem Autoritäten-Übermaß verblutete. Und wie Byzan; einst dem Ansturm Mohameds II. (145?) durch die Einnahme Konstantinopels unrühmlich erlag, so hat jüngst Spanien, das alte Kriegervolk, vor Amerika, dem jungen Krämervolk, schmählich kapituliert. Gewiß sind diese geschichtlichen Beispiele keine Beweise, sondern nur Analogien. Aber diese Analogien von Egypten, Byzanz und Spanien, wo die höchsten Autoritäten in unumschränkter Absolutheit herrschten und statt der Blüte nur den Ruin ihrer Völker herbeiführten, reden eine Sprache von i icht mißzuverstehender Deutlichkeit. Die mit absoluter Autorität ausgestatteten Staatswesen hatten ja Gelegenheit genug zu zeigen, wie weit man mit dieser Überspannung eines an sich gesunden und berechtigten Prinzips komme. Die egyptische Despotie endete mit der Vormundschaft des germanisch-protestanlischen England, die byzantinische mit der Beugung des Kreuzes unter den Halbmond, die spanische mit Ertiervung, Staatsbankerott und mi^ fast kampfloser Preisgabe der einstigen Kolonien an da: germanische Amerika, und der große Sonnenkönig Ludwig XIV. führte zur großen fra,,zösischen Revolution. In dieser Nebeneinanderstellung der vier Haupttypen von absolutistisch gefaßten Autoritäten liegt ein Rhythmus von verführerischer Beweiskraft.

Die Argumentation post Koc, erz;o propter Koc ist aber logisch unzulässig. Deshalb können wir uns nicht genügen lassen, nur die negative Beweisführung zu versuchen, daß nämlich die absolute Gestalt des Autoritätsprinzips nie und nirgends zum bleibenden Segen der Völker geworden ist, sondern wir müsser. das umgekehrte Verfahren einschlagen. An der Hand der germanischen Völker, welche mit' der Wahrung des Autcritäte.iprinzips ein hohes Ausmaß individueller Freiheit zu verbinden wissen, soll jetzt der p?sitive Beweis erbracht werden, daß in der germanischen Versöhnung von Autorität und Freiheit di? Lösung des Problems liege. Die Germanen sind nicht, ii.ie d'e Semiten, von der Autorität erzogen, sondern von der Geschichte erst allmählich zur Autorität erzogen. Ihr Gehorsam entspringt der Treue, und nicht der Furcht; ihre Unterwerfung unter Führer ist eine freiwillige, keine sklavische. Taeitus hebt bereits den Freiheitsdrang der Germanen als isre charakteristische Eigenart hervrr. Der Germane ziehe den Tod der Sklaverei vor. Der Staats in stinkt, der zur abseluten Unterwerfung des Einzelnen unter der Kollektivwillen drängt, geht ihnen vollkommen ab, weil ihre Sonderheit ganz auf Individualität gestellt ist. Sie bilden Familien, Sippen, Clans, Gaue, aber keinen Staat. Erst die Berührung mit Rem läßt den Stciatsgedanken in ihnen reifen. Rom ist ebenso universalistisch gerichtet, wie die Germanen individualistisch gestimmt sind. Rom siegt; der Universolismus überwindet den Individualismus. Der römische Staatsgedanke zwingt die germanischen Stämme in seinen Bannkreis; das römische Recht bleibt auf der ganzen

Linie Sieger und verdrängt allgemach das germanische; die römische Religion überwindet die letzten Überreste germanischer Göttergestalten.
Zwischen Romanentum und Germanentum spielt sich ein weltgeschichtlicher Kampf ab. Es ist im letzten Grunde der alte Urgegensatz im Menschengeschlecht, welcher zwischen diesen beiden Hauptträgern menschlicher Gesittung zum Austrag gebracht werden soll — der Gegensatz von Persönlichkeit und Gattung, von Individualismus und Universalismus, von Anarchie und Autorität. Die Semiten stellen alles ab auf die absolute Autorität des Despoten, wobei alle Sklaven sind, und nur einer frei ist, der Despot; der römische Weltbegriff steuert einem absoluten Staat zu, einem Moloch oder Leviathan, der alle Persönlichkeit verschlingt, wobei olle Freiheit der Bürger absorbiert wird von dem einzig Freien, dem absoluten, ober unpersönlichen Staat. Erst der germanische Weltbegriff stellt, wie Hegel schon ausgeführt hat, die Persönlichkeit in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses; er will die Freiheit aller. Der Staat ist den Germanen nicht letztes Ziel, sondern Durchgangspunkt und Mittel zur Herstellung und Sicherung der Freiheit «ller. Das erbliche Prinzip der Germanen drückt dieses Verhältnis am schärfsten «us; denn es symbolisiert die über den Tod hinausgehende Treue. Der römische Weltbegriff fordert den knechtschaffenen Untertan; der germanische den treuen Aasallen; dort Wahlkaisertum, hier Erbkönigtum.
Wie auf politischem Gebiet, so kommt der Urgegensatz zwischen Romanen und Germanen auch auf religiösem zu schneidend scharfem Ausdruck. Der Katholizismus ist nur die religiöse Formel für romanischen Universalismus. Sein Lebensprinzip ist Autorität, und zwar absolute Autorität. Wie der römische Staat das politische Individuum zu völliger Bedeutungslosigkeit herabdrückt, so die römische Kirche das religiöse Individuum. Die Autorität befiehlt, und der Adept hat nur blind zu gehorchen. Alle Eigenart, alles Sonderleben, jeder Persönlichkeitsdrang ivird erstickt durch die jedes Einzelleben aufsaugende Allmacht der kirchlichen Autorität. Der weitaus hervorragendste Kopf des sich ausbauenden Katholizismus, der Kirchenvater Augustin, drückt dieses starre Autoritätsprinzip (gegen die Manichäer Kap. 6) in folgenden dürren Worten aus: vero evangelio nori <reäerem, liisi me Latkou«ie ecclesise comrnoveret. auctnrltAL. Was heißt dies anderes, als blinde Unterwerfung der persönlichen Vernunft unter das Machtgebot 5er kirchlichen Autorität.
Solange das Germanentum der Erziehung zur Autorität vermittelst des römischen Staatsrechts und Religionsbegriffs bedurfte, fügte es sich willenlos 5em römischen Universalismus. Als aber nach tausendjähriger Erziehung und Niederhaltung durch römischen Universalismus der alte teutonische Freiheitsdrang mit wildem Ungestüm erwachte, und eine besondere germanische Kultur im Herzen der angelsächsischen Rasse und in den deutschen Landen sich herausbildete, da sprengte er mit altem Reckentrotz die Fesseln des unerträglich gewordenen römischen Universalismus. Die deutsche Reformation ist ein flammender Protest gegen

den alle Eigenlebigkeit lähmenden kirchlichen Universalismus. Die Lehden zwischen Kaisertum und Papsttum, zwischen Ghibellinen und Welsen, der Kampf der beiden Schwerter — dies alles bedeutet in seiner tiefsten völkerpsychologischen Wurzel die Auflehnung des Germanentums gegen das Romanentum, der persönlichen Freiheit gegen die seelische Bindimg seitens einer zur Unfehlbarkeit erstarrten Autorität.
Der Kampf wird auf allen Linien und mit allen Mitteln aufgenommen.
Die aufgezwungene Vormundschaft der unerträglich gewordenen Autorität wird von allen germanischen Völkern nach und nach abgeschüttelt. Luther und Melanchthon führen die Sache des Geistes gegen das Dogma, der Gesinnung gegen die (vorgeschriebene) Tat, der sittlichen Freiheit gegen autoriläreu Zwang. Die Gesetzesreligion wird von der Gesinnungsreligion bekämpft. Deutsche und niederländische Kunst revoltieren gegen die römische, ausschließlich im Dienste der Kircbe stehende Kunst. Die englische Philosophie bricht das Ioch der sebolastischen Denkweise. Die deutsche Wissenschaft zertrümmert mit Kopernikus, Tycho de Brabc und Kepler das ganze mittelalterliche Weltbild. So entdecken die Germanen nach und nach erst die richtige Gestalt der Erde (Kopernikus) und des Planetensystems (Kepler), sodann die richtige Gestalt des Menschen (Protestantismus). Darunter geht der mittelalterliche Autoritätenbegriff in die Brüche. Da man jetzt durch germanische Wissenschaft weiß, daß die Erde, das bisher festeste Symbol der Konstanz, sich bewegt und um die eigene Achse dreht, so beginnt jetzt das ganze mittelalterliche Weltbild, sich um seine Achse zu drehen. Selbst der fromme Römling, Paseal gibt jetzt zu, wenn die Erde sich bewege, so werden alle Kirche.ndekrete der Welt sie nicht daran hindern. Die Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises durch die Umsegelung des Kap, Entdeckung Amerikas, Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers lbeides germanische Erfindungen), Teleskop und Magnetnadel, Kompaß und Luftpumpe u. s. w. treten hinzu. Alles was bisher für wahr gehalten wurde, wankt, kracht, stürzt. Und der Buchstabe des Gesetzes allein sollte stille stehen? Alle bisherigen Autoritäten in der Wissenschaft werden durch die neu entdeckten und festgestellten Tatsachen in Grund und Boden gebohrt, und nur die kirchliche Autorität sollte unangetastet bleiben?
Ietzt beginnt der große Prozeß der Zersetzung des absolut gewordenen mittelalterlich-kirchlichen Autoritätsbegriffs. Das Germanentum weist den römisch-kirchlichen Universalismus in seine Schranken, indem es einen neuen Autoritätsbegriff konstruiert. Die beiden Grenzpfähle des von den Germanen eingezäunten Autoritätsbegriffs heißen: Vernünftige Einsicht und öffentliches Wohl.
Diesen neuen, auf „Einsicht und öffentliches Wohl" gegründeten Autoritätebegriff hat Niemand so scharf umgrenzt und mit ebernem Griffel in das Herz seiner Völker eingegraben wie Friedrich der Große. Was Luther und Melanchthon für die religiöse, Kopernikus und Kepler für die wissenschaftliche,

Cranach und Holbein für die künstlerische, Leibniz und Kant für die philosophische, Lessing, Herder, Schiller und Goelhe für die poetische Wiederbelebung der deutschen Volksseele geleistet haben, das bedeutet das Auftreten Friedrichs II. für die politische Bildung seines Volkes. Seiner Absicht nach war er der erste Diener des Staates, seiner Wirkung nach der erste politische Lehrer seines und weiterhin des gesamten deutschen Volkes — ein wahrhafter ^raeceptor Oerrnsirise.
Friedrich II. begründet den neuen Autoritätsbegriff, der dazu bestimmt ist, den mittelalterlichen ganz abzulosen — die Autorität von unten. Der Staat wird souveränes Individuum und mit allen Hoheitsrechten der ehemaligen Fürsten-Autorität ausgestattet. Seit der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, an welcher besonders v. Stein, v. Schön und Scharnhorst mitwirkten, hat sich die Verantwortlichkeit aller am Wohl und Wehe der Nation immer schärfer herausgebildet. Damit die Freiheit aller gewährleistet werden konnte, wie es nach Hegel von jeher die geschichtliche Mission der germanischen Völker gewesen ist, mußte zunächst ein gleicher Pflichtenkreis und ein nationales Verantwortlichkeitsgefühl für alle geschaffen werden. Wollen alle an der Freiheit partizipieren, so müssen sie aber auch alle ihren Tribut in der Form der allgemeinen Dienstpflicht zollen. Die Soldheere werden nach dem Modell Preußens nach und nach in allen Kulturländern vom Nationalheer abgelöst, und wo man in unserem Kultursystem diesem Beispiele Preußens noch nicht gefolgt ist, da wird die Logik der Tatsachen die Völker zwingen, die allgemeine Dienstpflicht einzuführen.
Die nationale Armee ist nur der Typus des modernen Autoritätsbegriffs. Leitung und Disziplin beruhen in ihr auf vernünftiger Einsicht, und der Zweck der Armee ist kein anderer, als die Überwachung und Aufrechterhaltung der nationalen Wohlfahrt. Da bildet das ganze Volk die Basis und der oberste Kriegs-Herr die Spitze der Pyramide. Da wurzelt die oberste Autorität im Volke selbst, welches seine Verfassung, wie seine Fürsten respektiert, nicht weil man diesen Respekt von oben herab befiehlt, sondern man bringt ihn von unten hinauf freiwillig entgegen.
Es ist deshalb nur eine Teilwahrheit, daß wir den Respekt vor Autoritäten einzubüßen im Begriffe stehen. In Wirklichkeit war Europa, dank der allgemeinen Dienstpflicht, niemals besser diszipliniert als heute. Nur die patriarchalische Begründung der Autorität hat infolge der technischen und Verkehrsumwälzungen der letzten Iahrzehnte an Wirksamkeit und Gewicht verloren. Hat auch die Autorität von oben herab, die patriarchalisch begriffene, von kirchlichen oder weltlichen Souveränen diktierte, an Intensität abgenommen, so ist dies weder für die Souveräne, noch für das Volk ein Unsegen. Denn nur antiquierte Formen der Autoritäten überleben sich, während d i e Autorität bleibt, so lange es eine Kultur gibt, zumal sie, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, Voraussetzung aller Kultur ist.

Or. Z. P. Büß, Heselberg:

Sie Entwicklung öes Mbeitsverhältnisses zum Tarifvertrag im Hinblick auf öen wirtschaftlichen Wieöeraufbau.

Innerhalb der Zunft, jener ältesten Organisationsform der gewerblichen Produktion, die die ganze Zeitspanne vom frühen Mittelalter bis tief ins 19. Iahrhundert hinein beherrschte, war das Arbeitsverhältnis ein öffentlich-rechtliches. Wie durch den Zunftzwang und die Normierung einer Höchstgrenze der Produktion jeder Zunftmeister in der Führung seines Betriebs an eine feste Ordnung gebunden war, so entzog auch eine statutarische oder gesetzliche Regelung des Arbeitsverhältnisses die Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen dem freien Willen der Gesellen und der Meister. Was produziert, wie produziert und unter welchen Bedingungen produziert wurde — das alles w.ir obrigkeitlich geregelt. Neben dem patriarchalischen Einfluß der Zunftmeister auf die Lebensführung und das gewerbliche Fortkommen der Gesellen ist diese öffentlich-rechtliche Regelung des Arbeitsverhältnisses ein wesentliches Merkmal der Zunftverfassung. Vor allem waren Arbeitslohn, Arbeitszeit, Dauer der Lehrzeit und der Wanderschaft des Gesellen durch die Zunftordnung genau vorgeschrieben. Das ganze Zunftwesen lag solange im Interesse der Allgemeinheit, als innerhalb der Stadtwirtschaft des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit der Verkehr gering und das Produktions- und Absatzgebiet zu überschauen war, als die Arbeits- und Produktionsverhältnisse jener Bedarfsdeckungswirtschaft den Ansprüchen der Produzenten, Arbeiter und Konsumenten gerecht wurden. Mit der Entstehung der Fabrik und dem Auftreten eines Massenbedarfs der sich in den Städten zusammenballenden Bevölkerung wurde der produktionsbeschränkende Charakter der Zünfte zu einer volkswirtschaftlichen Gefahr und mit der Ausnutzung des Zunftzwangs zur Förderung der Meisterinteressen waren die Gesellen wirklich die Ausgebeuteten, indem sich das Arbeitsverhältnis von seiner öffentlicb-rechtlichen Grundlage zu einem tatsächlichen Herrschaftsverhältnis hin entwickelte. Immerhin war dem Arbeiter im Rahmen der Zunft, deren Mitglied er war, eine materielle Eristenz und die Aussicht auf eigenen Geschäftsbetrieb gesichert.

Mit der Zeit des Zunftverfalls und des Zunftmißbrauchs und der damit in zeitlichem Zusammenhang stehenden Ausbreitung des Fabrikwesens entwickelte sich ein neues, vom Zunftrecht unabhängiges Arbeitsrecht. Zum einen Teil trat zunächst an die Stelle des Selbstverwaltungsrechts der Zünfte die staatliche Gewerbeaufsicht unter Beibehaltung der Zunftform, zum andern Teil reifte mit

Verhältnisses zum Tarifvertrag). Vuß
dem Aufkommen der Großindustrie in England eine von aller Gebundenheit befreite Gewerbeverfassung, die in dem System der Gewerbefreiheit seit der französischen Revolution die Welt eroberte. Zuerst entstand in Manufakturen und Fabriken, seit Einfuhrung der Gewerbefreiheit in allen Gewerben ein freier A r b e i t e r st a n d, der einer öffentlich-rechtlichen Regelung des Arbeitsverhältnisses entbehrte. Die patriarchalisch-obrigkeitliche Ordnung war abgelöst durch den freien Arbeitsvertrag, der das Arbeitsverhältnis zu einem rein vertragsmäßigen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gestaltete. Die volkswirtschaftlichen Folgen dieser rechtlichen Umwälzung sind gewaltig. Hier soll auf dieses Schulbeispiel der Wechselbeziehungen von Recht und Wirtschaft nicht eingegangen werden, es soll nur gezeigt werden, wie sich mit dieser Änderung des Arbeitsverhältnisses und dem Ausbau der privatkapitalistischen Wirtschaft die Stellung des Arbeiters zum Arbeitgeber verschob. Rechtlich bewirkte die neue Lage die Anerkennung der Gleichberechtigung von Arbeiter und Unternehmer. Ersterer ist nicht mehr der Diener und Letzterer der Herr, beide sind vielmehr vertragsmäßig berechtigt und verpflichtet. Faktisch bedeutete diese recht' liehe Gleichstellung der vertragschließenden Teile bei der überlegenen wirtschaftlichen Machtposition des Arbeitgebers und bei der völligen Abhängigkeit des einzelnen Arbeiters vo°, dem Arbeitsmarkt für den Arbeiter sehr wenig.
Um überhaupt leben zu können, mußte er oft die elendesten Arbeitsbedingungen hinnehmen. In dieser ersten Epoche der Gewerbefreiheit ist es der Eigentümer der Produktionsmittel, der für sich das ausschließliche Recht in Anspruch nimmt, zu bestimmen, was und w i e produziert werden soll und ganz besonders unter welchen Bedingungen produziert werden soll. Wenn auch der Staat durch Gebote und Verbote (Arbeiterschutzgesetzgebung) den Inhalt des Arbeitsvertrags zugunsten des schwächeren Teils beeinflußte, so blieb doch die Festsetzung des Entgelts für die Überlassung der Arbeitskraft stets dem Arbeitgeber vorbehalten. Es war klar, daß auf dieser Grundlage individueller Freiheit die ungünstige Loge des Arbeiters beim Abschluß des Arbeitsvertrags nicht verbessert werden konnte.
Wesentlich verändert wurde diese Sachlage, als in gewerkschaftlichen Fachverbänden sich starke Massen der Arbeiter zusammenschlossen, um durch das Mittel der Selbsthilfe in einheitlicher Front dem Unternehmer gegenüberzutreten mit dem Ziel, das Arbeitsverhältnis so umzugestalten, daß dem Arbeiter die Möglichkeit gegeben ist, entsprechend der ungeheuren Steigerung des Volksreichtums seinen Anteil am Produktionsertrag zu erhöhen. Die auf dem mächtig gewachsenen Machtbewußtsein der organisierten Arbeiterklasse ruhenden Koalitionen, die als Gegenwirkung die Gründung zentraler Arbeitgeberverbände auslösten, erzwangen einen neuen Zustand des Arbeitsverhältnisses, mit dem der individuelle Arbeitsvertrag überwunden wurde und den Arbeitern das Mitbestimmungsrecht bei der Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen eingeräumt werden mußte. Der

Individualvertrag ist nicht beseitigt, er ist aber in den Rahmen der kollektiven Vereinbarungen eingeordnet. Der Inhalt dieser neuen Arbeitsverträge beruht auf der übereinstimmenden Willenserklärung einer paritätisch zusammengesetzten Vertretung der organisierten Arbeiter und Unternehmer. Er ist gültig und verbindlich für die Personen, die den beiderseitigen Organisationen angehören und die zur Jeit des Abschlusses am Arbeitsverhältnis beteiligt sind oder während der Dauer seiner Gültigkeit hinzutreten. Da sie für Gesamtheiten abgeschlossen werden und die Arbeitsbedingungen für eine Zeit hinaus generell regeln, nennt man sie Kollektivverträge oder Tarisgemeinschaften. Sie entstanden zunächst überall da, wo die Machtverteilung im wirtschaftlichen Kampf der Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch die straffe Organisation der Arbeitermassen einigermaßen ausgeglichen werden konnte. In den Industrieen, in denen die natürliche Machtstellung der Unternehmer innerhalb der privat-kapitalistischen Wirtschaft eine unbezwingbare blieb, bestimmten diese immer noch allein die Bedingungen des Arbeitsvertrags. Aber auch da, wo es bisher zu Tarifverträgen kam, war diese Verständigung weniger das Ergebnis einer beiderseitigen Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Nützlichkeit solcher Gemeinschaften und eines Verantwortlichkeitsbewußtseins für die notwendige Versorgung der Allgemeinheit, als eine egoistische Waffenstillstandspolitik, während der man neue Reserven für bevorstehende aufreibende Kämpfe sammelte.

Es wird im folgenden insbesondere zu zeigen sein, von welch grundlegender volkswirtschaftlicher Bedeutung der Ausbau der Tarifverträge für die Wiederaufrichtung der deutschen Wirtschaft und eine gerechte Auseinandersetzung der Arbeiter und Arbeitgeber über den Produktionsertrag sein kann. Es bedarf als Voraussetzung dazu eines gewaltigen Opfergeistes auf beiden Seiten, aber auch einer gänzlich neuen Einstellung zu dem Faktor der Arbeiterklasse als solcher. Unsere innere Wirtschaftspolitik muß auf das Ziel höherer sozialer Formen hinstreben, denn allein auf der neuen Basis einer gerechten Verteilung des Arbeitsertrags kann die Arbeiterbewegung jene nur auf das Materielle gerichtete Stufe in ihrer Entwicklung überwinden.

In den Gewerbezweigen, wo es bisher zum Abschluß von Tarifverträgen gekommen ist, ist diese Entwicklung wesentlich von zwei privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten bestimmt. Die Arbeitgeber erwarten von den paritätischen Vereinbarungen über die Arbeitsbedingungen die Gewähr für einen ruhigen Geschäftsgang und die damit in Zusammenhang stehende Möglichkeit einer besseren Kalkulation der Produktionskosten. Die Arbeitnehmer erhoffen von der tariflichen Regelung des Arbeitsverhältnisses eine Garantie für die Beständigkeit der Arbeitsbedingungen und eine gewisse Unabhängigkeit von den Schwan kungen der Konjunktur. Auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht war die Wirksamkeit der Tarifverträge durch die Erzielung einer periodischen Stetigkeit des Arbeitsverhältnisses nutzbringend. Die Idee der Selbstbestimmung der Arbeits-

bedingungen durch die am Arbeitsverhältnis beteiligten Faktoren hat sich trotz der anfänglichen heftigen Gegnerschaft der sozialdemokratischen Partei und der bis vor kurzem noch vorherrschenden Abneigung starker Schichten des Kapitals mit Macht durchgesetzt. Die oft von Unternehmern vorgebrachten Bedenken: Nivellierung der Arbeits- und Lohnbedingungen ohne Rücksicht auf die individuellen Leistungen, verschlechterte Anpassungsfähigkeit an die Konjunktur und Erschwerung der Geschäftsführung, sind tatsächlich nicht aufrecht zu erhalten, ganz abzusehen davon, daß feit der politischen Umwälzung überhaupt nicht mehr an eine andere Regelung des Verhältnisses von Arbeiter und Unternehmer als auf dem Boden des Tarifvertrags gedacht werden kann.

Es ist selbstverständlich, daß die Durchsetzung des Tarifvertrags mit dem Ausbau eines staatlichen Rechtsschutzes zusammengehen muß. Das, was die vertragschließenden Organisationen für einen Gewerbezweig des ganzen Reichsgebiets bestimmen, muß für ihre Mitglieder wirklich rechtsverbindlich sein. Dazu bedarf es eines Arbeitstarifgesetzes, das namhafte Sozialpolitiker wie Hugo Sinzheimer schon vor dem Kriege gefordert haben, auf Grund dessen die vertragschließenden Teile durch ihre Abmachungen unmittelbar Arbeitsrecht schaffen. Erst dann werden die Tarifämter die für die Rechtsprechung nötige Machtgrundlage besitzen. Es bedarf gleichermaßen einer Aufhebung des § 152 der Gewerbeordnung, wonach Verabredungen über die Gestaltung des Arbeitsverhältnisses reehtsunverbindlich sind, also Ieder jederzeit ohne nachteilige Folgen von ihnen zurücktreten kann. Ein Zwang zur Einhaltung der Vereinbarungen kann mit Erfolg erst dann ausgeübt werden, wenn hinter den Verträgen verantwortliche Rechtssubjekte stehen und Führer wie Vermögen der Organisationen für alle gegen die tariflichen Bestimmungen verstoßenden Handlungen haftbar gemacht werden können.

Bevor nun von dem Wert der Tarifverträge für den Wiederaufbau der Wirtschaft gesprochen werden soll, ist noch ein Wort über ihren Geltungsbereich zu sagen: Es kann heute gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Gültigkeit der Bestimmungen eines Reichstarifsvertrags sich nicht nur auf die Mitglieder der organisierten, vertragschließenden Parteien erstrecken darf, sondern wegen der Dringlichkeit einheitlicher Arbeitsbedingungen auch die Nichtorganisierten Teile des betreffenden Gewerbes erfassen muß. Es wäre daher ein Passus ungefähr folgenden Inhalts in den Tarifvertrag aufzunehmen: „Die Mitglieder der Ar b eitg e b e r organisation sind verpflichtet, allen von ihnen beschäftigten Arbeitern, ob organisiert oder nicht, die tarifmäßigen Bedingungen zuzubilligen. Die Mitglieder der A r b e i t n e h m e r organisationen sind verpflichtet, bei sämtlichen Arbeitgebern, ohne Unterschied ob organisiert oder nicht, nur zu den tarifmäßigen Bedingungen in Arbeit zu treten." Auch der Ausbau der Schlichtungs- und Vermittlungsinstanzen (Tarifämter, Arbeitsnachweise) ist selbstverständlich nur auf paritätischer Grundlage vorzunehmen. Die Benutzung

der paritätischen Arbeitsnachweise muß obligatorisch gemacht werden.

Es bleibt nun noch die Frage zu streifen, welcher Wandlungen im Verhältnis von Arbeiter und Unternehmer es nach der Umsturzbewegung bedarf, um mit Hilfe von Tarifgemeinschaften den Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft zu organisieren. Dabei ist zunächst grundsätzlich festzustellen, daß die ganze Tarifvertragbewegung sich im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsform vollzieht, zu der Frage einer Sozialisierung der Wirtschaft also in keinem direkten Verhältnis steht. Die Gewerkschaften forderten seit mehr als 25 Iahren das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen und sie wirkten mit Erfolg dahin, der Arbeiterklasse den gerechten Anteil am Produktionsertrag zu sichern. Viele Unternehmerverbönde gaben diesem Druck nach, stärkere widersetzten sich jeder Bestrebung, die Organisation der Arbeiter als gleichberechtigten, verhandlungsfähigen Faktor anzuerkennen. Die Tarifgemeinschaften, die bis zum Kriegsausbruch zustande kamen, waren Schöpfungen des wirtschaftlichen Zwangs, denen der Makel des Opportunismus und des gegenseitigen Mißtrauens stets anhaftete. Die tarifliche Regelung des Verhältnisses zur Arbeiterschaft bestimmte weniger das Verantwortungsgefühl für die Schaffung einer der Menschenwürde und dem nationalen Wohlstand entsprechenden Daseinsmöglichkeit, als reine Zweckmäßigkeitserwägungen. Soll die erste Errungenschaft der Revolution für die deutsche Volkswirtschaft: die tarifmäßige „Arbeitsgemeinschaft" der gesamten Industrie und der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft, wie man hofft, den Grundpfeiler des wirtschaftlichen Wiederaufbaus bilden, so darf man auf keiner Seite in ihr das notwendige Übel der Stunde sehen, die Gemeinschaftsbasis, um die man leider nicht herum kam, vielmehr müßte in ihr der Wille zur untrennbaren Zusammenarbeit der produzierenden Kräfte tief verankert sein. Die gewaltige Aufgabe der deutschen Wirtscharts-politik kann nur gelöst werden, wenn neben der vertragsmäßig fixierten Einigung von Unternehmer und Arbeiter in Fragen des Lohns und der Arbeitszeit auf beiden Seiten ein menschliches Verstehen sich durchsetzt, wenn zum Wohl der Gesamtheit eine gründliche Abkehr von der Politik der privatwirtschaftlichen Rücksichtslosigkeit befolgt wird und wenn der Arbeiterschaft mit dem Wachsen der Aufgaben ein wachsender Anteil auch an der Verantwortung für den ganzen Produktionsprozeß übertragen wird.

Dr. N. Hansen-Verlin:

Mußenhanöelsbanken unö Exportfinanzierung.

In allen Welthandel treibenden Ländern läßt sich im Verlaufe des Weltkrieges, besonders aber in der letzten Hälfte des Iahres 1918 bis jetzt ein eifriges Bemühen um eine großzügige Erportfinanzierung durch Gründung von Erport- und Außenhandelsbanken im Auslande feststellen. Am rührigsten haben sich in dieser Beziehung entschieden die Vereinigten Staaten betätigt. Aber auch die Erportbankenbemühungen Englands, Norwegens, Iapans, Italiens, Frankreichs u. s. w. verdienen sowohl wegen der angewandten Methoden als auch wegen der Richtungen, in denen sie sich bewegen, eine erhöhte Beachtung der deutschen Erportkreise. Zeigt sich doch darin, wie der Ansturm gegen den deutschen Welthandel sich auf einem äußerst wichtigen Gebiete immer intensiver vorbereitet, und daß der deutsche Erport mehr denn je für seine Finanzierung ein besonderes Institut benotigt; denn die deutschen Großbanken mit ihren ausländischen Filialen werden bei den enormen Ansprüchen des Inlandes kaum in bisherigem Maße in der Lage sein, eine überseeische Finanz- und Erportpolitik wie vor dem Weltkriege zu fordern. Was sie bis dahin mit ihren Filialen und Tochtergründungen für den Aufbau des deutschen Außenhandels geleistet hatten, wurde nicht nur vom Auslande lebhaft beachtet und respektiert, sondern wirkte in vieler Beziehung geradezu vorbildlich. Und wenn man jetzt liest, welche Leute an die Spitze der neuen ausländischen Außenhandelsbanken berufen wurden, so finden sich darunter manche Namen von Männern, die ihre praktische Ausbildung in deutschen Bankinstituten des In- und Auslandes empfangen haben. In den Pressenotizen, welche über die Neugründungen berichteten, wurde sogar häufig die deutsche Bankschulung der Leiter ausdrücklich erwähnt.

In den Vereinigten Staaten wird der Erport in Zukunft nicht allein durch Banken, sondern durch einen Regierungsfonds in Höhe von einer Milliarde Dollar finanziert. Aus diesem Fonds werden an einzelne Personen, Firmen oder Auefuhiwereinigungen (durch Webb-Pommeranee-Aete gestattet) Beträge für einen Zeitraum von 5 Iahren ausgeliehen werden können. Der Verzinsungssatz ist auf festgesetzt worden. In diesem Falle betätigt sich gewissermaßen der Staat selbst als Erportbank, wenn auch mit beschränkten Funktionen.

Der Hauptteil der amerikanischen Ausfuhr wirdaberdurch private Institute finanziert. Diese sind entweder als stark abhängige Zweigniederlassungen im Auslande begründet oder sie arbeiten gemischt, nationale selbständige ausländische Bankgesellschaften. Ein drittes Verfahren ist die Errichtung von Diskontierungsinstituten für den Umsatz der Papiere, den der Außenhandel mit sich bringt. Diese Form entspricht bis zu einem gewissen Grade dem sogenannten Clearwghouse in London. Von

den Banken, die in den letzten Iahren die zahlreichsten Filialen im Auslande er- richtet haben, sind besonders zu nennen: die National-City-Bank in New-Vork mit nicht weniger als 60 Filialen im Auslande, ferner die Commereial-National-Bank in Washington, die First-National-Bank in Boston und die Ameriean-Foreign-Banking-Corporation. Die Mereantile-Bank of the Ameriea's, die erst während des Krieges, und zwar 1915 gegründet wurde, ist ein besonderer Außenhandels-typus, weil in ihr das amerikanische Auswärtige Amt vertreten ist. Sie befaßt sich einmal mit Valutaregulierungen süd- und mittelamerikanischer Staaten und ist an den Staatsbankinstituten einzelner dieser Länder kapitalistisch beteiligt. Andererseits fördert sie den direkten Bezug von süd- und mittelamerikanischen Rohstoffen. Sie wendet sich an die Pflanzer selbst, denen sie durch Bankniederlassungen im Lande Geld verschafft. Auch bei der Ausfuhr ist sie bennibt, Verkäufer und Käufer in unmittelbare Verbindung zu bringen.

Die International-Banking-Corporation ist die älteste amerikanische Außenhandelsbank. Sie wurde bereits 1901 gegründet und hat sich in der Zeit ihres Bestehens in erster Linie der Finanzierung des Handels in Astasien, besonders in China und auf den Philippinen gewidmet. In den letzten Weltkriegsjahren hat die National-City-Bank of New-Pork fast das ganze Aktienkapital der Inte» national-Banking-Corporation erworben. Die Bank unterhält heute 24 Zweigniederlassungen, wovon 2 in Iapan, 6 in China, 2 auf den Philippinen, 1 in Straits Settlements, 2 in Niederländisch-Indien, 2 in Britisch-Ostindien, 2 in Panama, 1 in Kolumbien, 4 auf St. Domingo und 1 in London arbeiten. Der Zentrale in New-Pork liegt es jetzt ob, für die nötigen finanziellen Erleichterungen Sorge zu tragen, Ausfuhrwechsel zu kaufen, die erforderlichen Gold- und Silberve» schiffungen vorzunehmen, amerikanischen und ausländischen Firmen Kredit zu gewähren, die Filialen zur Kreditgewährung zu ermächtigen und allgemein die Aufsicht über die Zweigniederlassungen auszuüben. Durch die 1992 errichtete Londoner Filiale gehen sämtliche von der Zentrale und von den Filialen gekauften Sterlingwechsel. Sie steht in engster Fühlung mit den Silbermärkten, von deren Haltung die Kurse im fernen Osten in hohem Maße abhängen. Vor allem liefert sie in großem Umfange Auskünfte über die Kreditfähigkeit europäischer am Außen - handel beteiligter Firmen. Die im Laufe desIahres1919 gegründete Asia-Banking-Corporation ist von 5 amerikanischen Banken als ausgesprochene Erportbank für den Ostasienhandel mit einem Kapital von 2^/« Millionen Dollar finanziert worden. Sie errichtet jetzt Filialen in San Franziseo, Hankau, Peking, Tientsin und Wladiwostok.

Für die gemischt nationalen Bankgründungen im Auslande hat die Union in den letzten Iahren ebenfalls ein sehr reges Interesse bekundet. So wurde ini Laufe des Iahres 1916 eine amerikanisch-kanadische Bank gegründet, die Zweigstellen in Yokohama, San Franeiseo und Seattle hat und den Erport nach Ostasien finanzieren soll. Ferner sind eine amerikanisch italienische, eine amerikaniseh

japanische, eine amerikanisch-spanische, eine amerikanisch-südslawische und eine amerikanisch-schwedische Bank inzwischen ins Leben getreten. Namentlich in Italien und Schweden sind die amerikanischen Finanzleute zur Zeit sehr rege, um mit Hilfe solcher gemischt-nationaler Banken große Industrie- und Handelsgesellschaften' zu gründen, die Großabnehmer amerikanischer Erzeugnisse sind. Es handelt sich da nicht nur um Automobil- und Maschinenfabriken, fondern auch nm Textilunternehmen aller Art. Anfang Februar fanden beispielsweise zwischen amerikanischen, schwedischen und dänischen Finanzgruppen Besprechungen statt, welche die Gründung einer großen Gesellschaft zur Förderung des Handels zwischen Amerika, den skandinavischen Ländern und Deutschland bezweckten und deren Kapital 300 Millionen Kronen betragen soll. Im Prinzip versucht Amerika mit diesen gemischt-nationalen Bankengründungen zunächst schnell in den einzelnen Ländern Fuß zu fassen und persönliche Verbindungen zu bekommen, um dann möglichst durch das „bi^ Kusiness" seinen Erport zu beleben. Diese Bankenexpansionsmethode wendet es vorwiegend in Europa an, während in den übrigen Teilen der Welt entweder Filialen oder Diskontbanken errichtet werden.

Der Typ einer vorwiegend das Wechsel- und Akzeptgeschäft pflegenden amerikanischen Auslandsbank ist z.B. die im Oktober 1918 gegründete First-National-Corporation in Buenos Aires. Übrigens legen die Amerikaner auf die Entwickelung des Handelsakzeptverkehrs auf dieser Grundlage ein immer größeres Gewicht; denn ihr Streben geht auf eine ständige Stärkung der Stellung Newyorks als finanzieller Geschäftsmittelpunkt. Bereits vor 2 Iahren wurde ein von amerikanischen Kaufleuten und Bankiers gebildeter Akzeptrat geschaffen. Der Betrag der durch ihn vermittelten Wechsel stieg seitdem von 200 auf 800 Millionen Dollar.

In England erfolgt die Finanzierung des Erportes vorwiegend in der Form, daß sich verschiedene Banken zusammenschließen und eine Erportbank gründen. Das letzte Beispiel hierfür ist die British-Oversea-Bank. Die British-Trading-Corporation, die am 31. Dezember 1918 ihr erstes Geschäftsjahr abgeschlossen hat und 5 Sh. pro Aktie als Dividende zur Verteilung bringen konnte, ist Ende 1917 unter Mitwirkung der englischen Regierung ins Leben getreten. Aus ihrem Geschäftsbericht ergibt sich, daß sie sich vorwiegend als Finanzierungsgesellschaft betätigt hat. Im April 1918 wurde von ihr die Trade-Indemnity-Company ins Leben gerufen, um einem fühlbaren Mangel an der Möglichkeit, Versicherungen von Äandelskrediten abzuschließen, abzuhelfen. Das 2,5 Millionen Mark betragende Kapital dieser Neugründung befindet sich ausschließlich in den Händen der British-Trade-Corporation. Diese Gesellschaft beteiligte sich ferner an der Portugese-Trade-Corporation mit 100 000 Pfund, um in Portugal erfolgreich den Wettbewerb der Engländer gegen den deutschen Erport zu fördern. Die Anglo-Brasilian-Commereial und Agenen Co. Ltd. ist eine gemeinsame Gründung der London-and Brasilian-Bank und der British-Trade-Corporation. Diese Gründung soll

den Engländern den Wettbewerb mit deutschen Kaufleuten in Brasilien erleichtern und durch Neugründungen und Beteiligungen an brasilianischen Firmen und Geschäftsabschlüssen die englische Ausfuhr fördern. An der Levant Co. Ltd., die mit einem Kapital von 1 Million Pfund Sterling begründet wurde, und die den Levante-Handel pflegen soll, ist die British-Trade-Corporation mit 200 000 Pfund beteiligt. Sie hat auch inzwischen das ganze Kapital der türkischen Nationalbank erworben. An der Inter-Allied-Trade und Banking-Corporation, die mit einem Kapital von 1 Millionen Pfund ins Leben trat und den Handel zwischen Groß-britannien, Belgien und Nordfrankreich zu fördern bestimmt ist, hat sie ebenfalls einen maßgebenden Anteil. Die Aussichten der British-Trade-Corporation werden als recht günstig angesehen und die englische Geschäftswelt rechnet in wachsendem Maße damit, die finanzielle Unterstützung dieses Institutes zu finden, wenn die hereingebrachten Aufträge britischer Lieferanten zur Ausführung gegeben werden.

In Europa hat im Laufe dieses Iahres Lloyds Bank Filialen in Brüssel und Antwerpen eröffnet. Die London-City- und Midland-Bank Ltd. hat in London eine besondere Abteilung für das italienische Geschäft eingerichtet. Ihre Vertretung selbst hat die Banea Commereiala übernommen. Am lebhaftesten dehnen sich die englischen Auslandsbanken zur Zeit in Südamerika, in den eroberten deutschen Kolonien und im Kolonialreich aus, und zwar wählen sie meist die Forin der Filialgründungen. Gemischt-nationale Gründungen wurden von den Engländern bisher wenig bevorzugt. Interessant ist die Tatsache, daß englische Banken im Mai 1918 in Argentinien sich zu einem Syndikat vereinigt haben, „um Handel und Industrie dieses Landes zu fördern", wogegen die Presse des Landes damals energisch Front machte. Dagegen haben die Engländer in Brasilien einen weit besseren Boden für ihre Außenhandelsbankenexpansion und Erportfinanzierung gefunden.

Das kleine Norwegen besitzt eine Erportbank, die mit einem Aktienkapital von 20 Millionen Kronen und 5,7 Millionen Kronen Reserven arbeitet. Im letzten Geschäftsjahr 1918 konnte sie 7^ Dividende verteilen. Daneben ist von der Mehrzahl der größeren norwegischen Bankinstitute im Laufe des Vorjahres eine Überseehandelsbank gegründet worden, die inzwischen in Brasilien, Argentinien und Shanghai Niederlassungen errichtet hat. Das Kapital von 5 Millionen Kronen soll je nach Bedarf erweitert werden und kann bei der breiten finanziellen Grundlage leicht durchgeführt werden.

Iapan bevorzugt in Europa die Gründung von gemischt-nationalen Bankgründungen, wie Beispiele in Frankreich, Italien und Belgien belegen. In Südamerika, wo die Iokohama-Speeie-Bank in Buenos-Aires im August 1918 eine Filiale errichtet hat, wird von der japanischen Reichsbank, die an dem neuen Unternehmen beteiligt fein soll, eine finanzielle Beihilfe gezahlt.

Das neu gegründete italienische Außenhandels-Kreditinstitut wurde Ende Februar 1918 unter dem Protektorat des Handelsministers Ciufellis unter Bc-

teiligung der 4 größten Bankinstitute des Landes ins Leben gerufen. Es konstituierte sich unter der Form einer Aktiengesellschaft mit Sitz in Rom und der Berechtigung, überall im Auslande Filialen zu errichten. Der Nennwert der Aktien beträgt 1000 Lire, jedoch ist das Kapital von 4 Millionen Lire durchaus unzureichend, um den Zweck des Unternehmens zu erfüllen. Nach seinem Programm soll die Erportbank den Neuaufbau des gesamten italienischen Außenhandels finanzieren, an der Gründung italienischer Handels- und Bankunternehmen für den Außenhandel im In- und Auslande mitwirken, die Einführung von Industriezweigen in Italien und im Auslande fördern, soweit deren Erzeugnisse den Außenhandel beleben können. Weiter soll das Institut jegliche Handelserpansion und die Bestrebungen zur Gewinnung ausländischer Märkte unterstützen. Die italienischen Großbanken haben, wie sich jetzt herausstellt, jedoch nur wenig Interesse 'für die Bank. Nur unter einem gewissen Zwange haben sie damals die ihnen von der Regierung zugedachte Rolle übernommen. Heute sehen sie, weil sie selbst >am Auslandsgeschäft interessiert und stark in der Erpansion begriffen sind, sogar eine unbequeme Konkurrenz in ihr. Durch Interessengemeinschaften und Gründung von Zweigniederlassungen haben die italienischen Großbanken über die ganze Welt ihre Fühler ausgestreckt und fürchten natürlich den Wettbewerb von Neu-Hründungen, die mehr oder weniger offiziellen Charakter haben und auf Re-c>ierungsschutz rechnen dürfen. Die gemischt-nationale „Italienisch-französische Bank für Südamerika" hat Ende 1918 ihr Kapital von 25 auf 50 Millionen Franks erhöht, um zwei südamerikanische Bankinstitute aufsaugen zu können. In Südamerika hat die Banea Italiana di Seonto in Rio Sao Paulo und Pelotas im Laufe des Vorjahres Filialen errichtet. Die Banea Commereiala Italiana hat in Marseille eine Niederlassung eröffnet, die den italienisch-französischen Handel fördern soll.

Die Finanzierung der französischen Erportbank, der Banque Nationale du Commeree Interieur de Franee weicht von allen bisher geschilderten Formen völlig ab. Die Bank hat einen privaten Charakter. Sie erhält jedoch auf die Dauer ^>on 20 Iahren eine staatliche Beihilfe von jährlich 2 Millionen Franks und ein zinsfreies Darlehen von 25 Millionen, das nach 20 Iahren rückzahlbar ist. An der Aufbringung des 250 Millionen Franks betragenden Kapitals sind der französische Staat in Gemeinschaft mit der Bank von Frankreich mit je 50 Millionen Franks und am Rest die französischen Großbanken und das Privatpublikum beteiligt. Ihr Hauptziel ist die Förderung des französischen Handels im Auslande, die sie wie die British-Trade-Corporation durch Kreditgewährung zu erreichen gedenkt. In den Ländern, in denen noch keine französischen Banken tätig sind, sollen Zweigniederlassungen errichtet werden. Ein einzurichtender Auskunftsdienst soll über die Kreditwürdigkeit fremder Handelshäuser und die Absatzmöglichkeiten für französische Artikel laufend berichten. Neben dieser neuesten französischen Erportbank arbeiten für die wirtschaftliche Erschließung abgegrenzter Gebietsteile die Banque

Francis« pour le Bresil, die Banque Argentine et Franc^aise, die Banque In^dustrielle de Chine, die Banque Franeo-Iapanois und ein? ganze Reihe französischer Kolonialbanken in Indo-China, Martinique, Guadeloupe, Guyana und Reunion, deren Privilegien im Vorjahre um 25 Iah« verlängert wurden.

Ein Rückblick auf die hier geschilderten Grundsätze und Einzelheiten über die Außenhandelsbestrebungen und Erportfinanzierungsmethoden des Auslandes zeigt, wie vielseitig und umfangreich die Bemühungen in dieser Richtung geworden sind, und daß sie in erster Linie in solchen Ländern Raum gewinnen, wo die deutschen Bankfilialen entweder völlig zugrunde gerichtet oder zur Hauptsache lahmgelegt worden sind. Die Aufzählung macht keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie hätte noch auf schwedische Filialgründungen in England und den sonstigen Ententeländern, in Finnland, in der Levante und Ostasien eingehen können. Ferner hätten die niederländischen Kulturbankbestrebungen in Hinterindien, die Niederlassungen fremder Banken in Deutsch-Ostafrika, die Ausdehnungsbestrebungen der spanischen Banken in Südamerika, die Politik der belgischen Auslandsbanken u. s. w. besprochen werden können. Iedoch bieten sie in ihren Grundsätzen und Methoden so wenig Abweichungen, daß sich ein Ein°gehen auf Details in diesem Zusammenhange erübrigt. Soviel steht fest, daß die Amerikaner auf dem Gebiete der Welthandelsfinanzierung unter allen Ländern die größte Rührigkeit fortgesetzt entwickeln. Wohin sie steuern, sagt das Dezemberheft der Zeitschrift „Federal Reserve Board" ganz unverhüllt, indem sie ausführt: Es liegt im Interesse der Vereinigten Staaten, daß die amerikanischen Banken die Arbeit der Ausdehnung im Auslande so schnell wie möglich durchführen, denn sie ist notwendig, um den Vereinigten Staaten die Übermacht im Wettbewerb auf dem Weltmarkt zu sichern. Für die deutschen Erporteure ergibt sich aus allem die dringende Mahnung, auf dem Gebiete der Finanzierung der Ausfuhr sich nicht völlig ins Hintertreffen drängen zu lassen und zu überlegen, welche Form, ob reine Erportbank, Großbanken mit Auslandsfilialen, gemischt-nationale Banken, Finanzgesellschaften nach dem Muster der British-Trude-Corporation, Regierungsfonds oder irgend eine Kombination dieser Formen am besten den Anforderungen der heutigen Verhältnisse, die in erster Linie auf den Wiederaufbau des deutschen Erports gerichtet sein müssen, entspricht.

Voöenrecht unö Voöenunrecht
H. Seipp
H. Seipp:
Voöenrecht unö Voöenunrecht.

Im Iahre 1910 hat die preußische Heeresverwaltung den als „Tempelhofer Feld" bekannten, im Süden Berlins gelegenen Truppenübungsplatz an die Ortsgemeinde Tempelhof für 72 Millionen Mark verkauft, Sie hatte ibn im Iahre 1839 für etwa 80 000 Mark erworben, mithin ist der Wert dieses Geländes in siebzig Iahren auf das neunhundertfache angewachsen. Die Tagesblätter berichten von Zeit zu Zeit ähnliche Fälle, in denen Grundstücke zu dem Mehrfachen, ja Vielfachen des Preises veräußert worden sind, zu dem sie gekauft wurden. Bisweilen erscheint die dabei zutage tretende Wertsteigerung auf den ersten Blick annähernd märchenhaft. Doch wird die Notwendigkeit einer Erhöhung des Bodenwertes schließlich sehr leicht verständlich durch einen Blick auf die Znnahme der Einwohnerzahlen in unseren deutschen Städten. Die Bevölkerung des Deutschen Reiches vermehrt sich gegenwärtig um jährlich 800 000 Menschen. Das bedeutet jährlich ebenso viele neu? Bewerber um Raum für Wohn- und Arbeitsstätte.
Die so stark vermehrte Nachfrage mehrt den Wert des Bodens, und das ist natürlich. Überraschenderweise kommt es uns ebenso natürlich vor, wenn die vermehrte Nachfrage umgekehrt wirkt, wenn sie eine Ware verbilligt. Das tut sie in der Regel. Als Uhren oder Fahrräder oder Kraftfahrzeuge nur für eine beschränkte Zahl von Liebhabern hergestellt wurden, waren ihre Preise cmsebnlich hoch; seitdem in jeder Wohnung eine Uhr hängt und nahezu ein jeder vom Tage der Konfirmation oder der Firmung ab eine Uhr in der Tasche trägt, seitdem die große Zabl der Arbeiter gern das Fahrrad benutzt, um in ihre von der Wohnung oft weit entfernten Arbeitsstätten mit geringerem Zeitaufwande zu gelangen, seitdem Militär, Post- und Geschäftsboten ohne Fahrrad kaum mehr denkbar sind, seitdem mit einem Wort die Nachfrage nach jenen Waren gegenüber der früheren Zeit sich ungeheuer vermehrt hat, sind die Preise für diese Erzeugnisse menschlichen Erwerbfleißes verhältnismäßig sehr stark gesunken. Das macht: Die Hersteller konnten mit der stetigen flotten Abnahme ihrer Ware rechnen und daber zum billiger arbeitenden Großbetriebe übergehen. Teilung der Betriebe zur Herstellung jeder einzelnen Teile durch eigens entworfene Maschinen im großen, Verminderung des auf das einzelne Stück entfallenden Teiles der allgemeinen Geschäftsunkosten, leichtere Beleihbarkeit der fertigen Ware auf dem Lager, weil der Geldgeber weiß, daß die lagernden Waren leicht Absatz finden werden, geringste Berechnung der Gewinne, um nach Möglichkeit die eigene Ware billiger auf den Markt zu bringen als die sich schnell der Erfolg versprechenden Anzeige zuwendenden Wettbewerbe — all das wirkt im Sinne der Verbilligung zusammen. Und das ist wieder natürlich.

H. Seipp

Voöenrecht unö Voöenunrecht

Die Verteuerung des Bodens durch Nachfrage, die Verbilligung aller durch Menschenarbeit herstellbaren Waren durch Nachfrage: beides scheint in gleicher Weise natürlich. Dann ist es vffenbar unnatürlich, wenn der Boden als eine Ware wie jede andere betrachtet und behandelt wird. Das geschieht im heute geltenden Recht. Iedermann kann nach diesem Recht ebenso wie jede andere Ware auch den Boden kaufen und verkaufen, verpfänden und verleihen, verschenken und vererben, kann Ware und Boden nach Willkür gebrauchen, darf sie aber beide in gleicher Weise — hier liegt der Schwerpunkt — auch ungehindert und ungestraft zurückhalten und ungebraucht liegen lassen, gerade als sei das eine ebenso harmlos oder bedeutungsvoll wie das andere für den Staat und seine Bürger. In Wirklichkeit besteht ein tief einschneidender Unterschied. Iede Ware, die stärker begehrt wird, als sie auf dem Markte vorhanden ist, kann in längerer und kürzerer Zeit vermehrt werden — der Boden niemals, für jede Ware, die ein übelgesinnter Händler einem Kaufwilligen vorenthält, kann Ersatz geschaffen werden — für Boden niemals. Verweigern einem Menschen alle Schuhmacher eines Ortes ihre Erzeugnisse, so läßt er sich seine Schuhe aus dem Nachbarort kommen, verweigert man ihm die Benützung des Bodens, so ist sein ganzes Dasein an diesem Orte unmöglich, er muß fortziehen. Der Boden ist unvermehrbar, der Boden ist unersetzlich, und dabei ist er uns unentbehrlich wie die Luft, die wir zum atmen brauchen. Der Grund und Boden ist nach seinem ganzen Wesen etwas völlig einzigartiges; in dem Rechte aber, das für ihn gilt, ist von dieser Besonderheit ' seines Wesens nichts zu merken. Es herrscht nicht Bodenrecht, sondern Bodenunrecht!

Hierin liegt ein Übelstand von garnicht zu ermessender Bedeutung. An der einen Tatsache, daß der Grund und Boden nicht die rechtliche Sonderstellung einnimmt, die der Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit seines Wesens entspricht, daran krankt die ganze heutige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Ieder fühlt, daß die heutige Wirtschaftsordnung nicht ist, wie sie sein soll, und doch nimmt jeder die nicht endenden Preissteigerungen aller Art und die schnellen Umschläge guter Geschäftszeiten in solche der Not, die damit gegebene wirtschaftliche Unsicherheit weitester Volkskreise und überhaupt die oft als gar zu ungerecht empfundene Ungleichheit der Güterverteilung als etwas unvermeidliches hin. Dabei hört er große Worte von der Lage des Weltmarktes, die er nicht versteht, oder von der Entwertung des Geldes, die nichts erklären, oder von gottgewollten Unterschieden, die das Gewissen nicht beruhigen. Er brauchte aber nur dem Kreislauf des Wirtschaftslebens bewußt zuzuschauen, um bald die wahre Ursache der heutigen Wirtschaftsunordnung, die kranke Stelle unseres Wirtschaftslebens zu entdecken.

Die Dinge verlaufen folgendermaßen: Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs wecken den Unternehmungsgeist. Neue Betriebe entstehen, alte Betriebe werden verlegt oder erweitert. Die Neubauten brauchen Boden: der Bodenpreis steigt. Auch der Handel nimmt an dem Aufschwung teil: neue Zwischenlager, neue Ver-

kaufsstellen werden errichtet, alte erweitert. Die verstarkte Nachfrage steigert die Höhe der Ladenmieten, die der Hausbesitzer fordern kann: der Grundstückswert und -preis steigt. Der Neuanlage von Geschäftsräumen muß manche Wohnung, manches Wohnhaus in den Altstädten weichen, die für die Erweiterung und Neuerrichtung der Betriebe herangezogenen Arbeiter vermehren dagegen zu gleicher Zeit den.Bedarf an Wohnungen; die Nachfrage nach Wohnungen treibt deren Preis in die Höhe und damit wieder den Wert des Bodens. Die Arbeiter und Angestellten erstreben begreiflicherweise in dieser Zeit guten Geschäftsganges, da ihre Arbeit am wertvollsten ist, eine Lohn- und Gehaltserhöhung und setzen sie leichter durch als zu anderen Zeiten. Nun können sie sich besser rühren, drängen «us gar zu dürftigen Wohnungen in bessere und gesündere; sie verstärken die Nachfrage und die Steigerung der Mietpreise. Diese Steigerung der Mietpreise geht nun aber gleichmäßig überall vor sich; sie trifft nicht nur den, der soeben eine Einnahmeerhöhung erfahren hat und nun, schmerzlich genug, oft das mühsam Errungene zum größeren Teil dem Vermieter abgeben muß, sie trifft vielmehr alle und kann im großen und ganzen nur dadurch ausgeglichen werden, daß der Betroffene an anderer Stelle seine Ausgaben einschränkt. So beginnt eine allgemeine Einschränkung des Verbrauchs, der Absatz in den Läden stockt, die Händler rufen aus den Fabriken die bestellten Waren nicht ab lind machen keine neuen Bestellungen, die Fabriklager schwellen an: bald müssen die Unternehmer den Betrieb einschränken, die Arbeitszeit verkürzen, Arbeiter entlassen, und es ist begreiflich, wenn sie auch den bleibenden Arbeitern die zuvor zugestandene Lohnerhöhung wieder streitig zu machen suchen. Nun herrscht eine Zeit vollen wirtschaftlichen Niedergangs und letzten Endes bleibt von dem schnell vergangenen Aufschwunge für die Dauer nichts als eine Erhöhung des Bodenwertes. Die rechtliche Stellung unseres Bodens ist nicht die einzige, wohl aber die stärkste Ursache der endlosen Preisschraube, der Tatsache, daß, wenn Löhne und Gehälter einmal erhöht sind, sehr bald durch eine Preissteigerung der Wohnungen und aller Verbrauchsgüter, in deren Preis — wohlbemerkt — die Ladenmiete des Verkäufers, der Preis der Bodenfläche, auf der die Fabriken und Werkstätten stehen usw., enthalten sind, der vorübergehend gewonnene Vorteil wieder verloren ist.

Diese unausbleibliche Preissteigerung des frei veräußerlichen Bodens 'macht ihn zu dem geeignetsten Gegenstande des Glückspiels, der sogenannten Spekulation. Diese ist der Kauf und der Besitz des Bodens nicht zum eigenen Gebrauch, noch zum baldigen Verkauf an solche, die ihn gebrauchen wollen, sondern zur Zurückhaltung zum Zwecke der künstlichen Preissteigerung. Wenn der Spieler, der Bodenspekulant, nicht über alle Maßen gewagt vorgeht, ist im Gegensatze zu allen anderen Spekulationen, die oft große Verlustgefahren mit sich bringen, für ihn auf die Dauer ein Verlust nahezu ausgeschlossen, da eine Notwendigkeit für die stetige Steigerung des Bodenpreises besteht. Zahlreiche Bodengesell-

schaffen kaufen daher in Deutschland den Boden um aufblühende Städte oder
längs des zu erwartenden Laufes neuer wichtiger, eine Landschaft neu erschließender
Verkehrswege auf und geben ihn an Boden Begehrende nur zu Preisen ab, die
sie auf eine ansehnliche Höhe gesteigert haben und steigern können, weil die Nach-
frage befriedigt werden muß, aber eben nur aus dem Besitz dieser Gesellschaft
befriedigt werden kann. Auf diese Weise wird dann die natürliche Preissteigerung
des Bodens noch künstlich beschleunigt.
Endlich wirkt in gleichem Einne die Möglichkeit der Bodenverschuldung.
Ein Grundstücksbesitzer kann sein Grundstück gegen eine ihm geliehene Summe
verpfänden, d. b. er kann eine „.Hypothek" aufnehmen. Mithin kann Grundbesitzer
leicht auch der werden, der keine dem Werte des Bodens entsprechenden Barmittel
besitzt, der Kreis der Bewerber um Grund und Boden ist damit sehr erweitert,
die Neigung zur Preiserhöhung verstärkt. Dazu kommt dann noch, daß die sehr
weitgehende rechtliche SicKerstellung solcher gegen Grundverpfändung berge-
liehener Beträge, der sogenannten Hypotheken, es erlaubt, diese Bodenbeleihung
zu einem sicheren und nutzbringenden Geschäft zu machen; ihm widmen sich die
Hypothekenbanken, die ihre hierzu nötigen Mittel sich durch den Verkauf von
Pfandbriefen verschaffen, Wertpapieren, mit denen deren Käufer einen Rechts-
anspruch auf die im Besitze der Bank befindlichen Grundschuldforderungen er-
werben. Diese vielfach durch Landesgesetz für mündelsicher erklärten Anlage-
papiere sind aus mancherlei Gründen bei dem kleinen Vermögensbesitzer vor-
züglich beliebt und hierin verbirgt sich ein neuer Übelstand für das Wirtschafts-
leben der Gesamtheit. Denn 12 Milliarden solcher Pfandbriefe sind in Deutsch-
land in Umlauf und entziehen so die entsprechenden Summen dem Reiche, den
Einzelstaaten und den Gemeinden, weil deren Anleihen andernfalls von dem
jetzt in Pfandbriefen angelegten Kapital als die einzig mündelsicheren Papiere
in erster Reihe begehrt werden würden. Die öffentlichen Körperschaften in Deutsch-
land müssen daher für ihre Anleihen Zinsen in einer Höhe zahlen und ihre Papiere
so wenig begehrt sehen, wie es in keinem Verhältnis zur Sicherheit ihrer wirt-
schaftlichen Lage stebt. Das hat zur Folge, daß auf dem Wege von Steuern und
Umlagen eingebracht werden muß, was an höherer Verzinsung zu leisten ist.
Auch diese Mehrbelastung des Staatsbürgers hat mithin ihre letzte Ursache im gel-
tenden Bodenrecht.
Am schmerzlichsten empfindet der deutsche Bürger die Mißstände, die sich
aus der unglücklichen Ordnung der Bodenbesitzverhältnisse ergeben, am eigenen
Leibe in der Wohnungsfrage. Das Wohnungselend in Deutschland ist eines Kultur-
volkes unwürdig, es ist bei weitem noch nicht genügend erforscht und bekannt.
Was der deutsche Staatsbürger heute schon davon wissen könnte, müßte seine
Scham erregen, wenn er es nicht vorzöge, sich über das Leben der Eskimos oder
der Südseeinsulaner zu unterrichten. In Berlin gab es im Iahre 1895 fast
Z2 <XX> Wohnungen, die entweder aus einem einzigen unheizbaren Raum

bestanden oder aus einem heizbaren Raum/ dabei aber von 6 oder mehr Menschen bewohnt waren; annähernd 300 000 Menschen wohnten in diesen trostlosen Verhältnissen. Bis zum Iahre 1900 war die Zahl dieser sogenannten Wohnungen auf mehr als 33 500 gestiegen. Diese überfüllten Einraum-Wohnungen betrugen in Berlin 12 vom Hundert aller vorhandenen Wohnungen, in Alt-Leipzig 13,6 v. H., in Breslau 14,8 v. H. In Hamburg waren im Iahre 188» 400 Wohnungen völlig unheizbar, im Iahre 1895 deren 850; im Cholerajahre wohnten dort mehr als 47 000 Menschen in übervölkerten Einraum-Wohnungen. In München gab es im Iahre 1907 306 ganze Anwesen ohne Abort, nahezu die Hälfte aller vorhandenen Wohnungen (46 v. H.) entbehrten des eigenen Abortes; 71 „Wohnungen" wurden gezählt mit weniger als 6 Geviertmeter Bodenfläche. Mehr als zwei Fünftel aller Wohnungen (43 v. H.) bildeten kein abgeschlossenes Heim, sondern bestanden aus Teilwohnungen oder nahmen Aftermieter auf. Mehr als ein volles Viertel der gesamten Bevölkerung Münchens schlief in unzureichenden Schlafräumen, d. h. in solchen, die weniger als 15 Raummeter auf jeden Schläfer maßen. Im Jaore 1909 gab es in einer ganzen Reihe bayerischer Städte auf 1000 Wohnungen nur sechs bis acht leerstehende und an vielen Orten Deutschlands verschlingt die Wohnungsmiete der Kleinwohnungen bis zu einem vollen Drittel das Einkommen der Bewohner. Die durchschnittliche Zahl der Bewohner eines Hauses, die sogenannte Behausungsziffer, betrug in Berlin im Iahre 1875 noch 58, im Iahre 1900 schon 77, in Charlottenburg im Jahre 1880 noch 24, im Iahre 1900 schon 60, weiter im Iahre 1900 in Breslau -40, in Hamburg 23, in München 28, bier dagegen im Iahre 1907 schon 35. Im Gegensatz dazu beträgt in England, das ein anderes Bodenrecht besitzt, die Behausungsziffer in London nur 7, in Liverpool 5, in Manchester 5, in Leeds 4. Das sind in bunter Folge einige Zahlen, die ahnen lassen, welche Abgründe des Wohnungselends in Deutschland klaffen.

Dieses Wohnungselend ist dabei nun wieder seinerseits die Haupt- und Mitursache einiger anderer bösartiger Schäden unseres Volkslebens. Die Alkoholkrankheit oder Trunksucht findet ihre Opfer gern unter denen, die nichts von einem behaglichen Heim wissen; die geschlechtliche Schamlosigkeit und Verwilderung mit ihrer Folge von Geschlechtskrankheiten hat ihren Nährboden in den menscheniiberfüllten Kleinwohnungen, die eine Trennung der Inwohner nach Alter und Geschlecht nicht gestatten; die wachsende Zabl jugendlicher Verbrecher entstammt einem Volke, das ohne Würde in dumpfen, luft- und lichtlosen Behausungen vertiert; die bis zu einem Drittel der Zahl aller Geburten angewachsene Zahl der sterbenden Säuglinge, gibt Zeugnis von der zerrütteten Gesundheit eines in unzureichenden Wohnungen kränkelnden Geschlechts. Es wäre nicht zu Zeiten in Deutschland ein Drittel aller im Alter zwischen 16 und 60 Iabren Sterbenden der Lungenschwindsucht erlegen, wenn nicht 90 bis 98 v. H. aller „Proletarier"-Leichen Herde dieser Krankheit aufzuweisen gehabt hätten: Die überfüllten Klein-

wohnungen, in denen die erwerbsunfähigen Schwindsuchtskranken mit zwei oder mehr, vielleicht bis zu sieben und acht anderen Menschen den gleichen Schlafraum teilen, in denen gar wohl annähernd ein Drittel von ihnen das Bett mit einem anderen Schläfer teilen muß, das sind die Brutstätten dieser Volksseuche.
Ein verfehltes Bodenrecht ist eine der wichtigsten Ursachen der Unsicherheit unseres Wirtschaftslebens wie die Quelle unseres Wvhnungsjammers und der mit diesem verknüpften Mißstände. Dieses Bodenunrecht ist im Grunde der große Fortschrittsfeind. Das deutsche Volk hat ein Iahrhundert staunenswerten Aufschwungs hinter sich und hat doch keinen rechten Anteil daran gewonnen; die Massen sind auch heute noch in ihrem Einkommen nicht sehr weit über die Grenze des zum Leben und zur Aufzucht des heranwachsenden Geschlechts mindest Erforderlichen hinaufgekommen. Den in diesem Iahrhundert des Aufschwungs geschaffenen gewaltigen Neuwert — durch den Krieg leider verschlungen ^ hat der Boden im wesentlichen in sich aufgesogen; der Großteil des in blutigen Kriegen und in saurer Arbeit Errungenen ist gleichsam in den Boden hineingestampft worden. Ein weit verbreitetes sittliches Fehlurteil erkennt den einzigartigen heiligen Wert der Arbeit nicht; daran ist g/ewiß der Umstand vor allem anderen schuld, daß es inmitten aller Arbeitsmühe als sittlich erlaubt gilt, durch Schacher und Spiel mit dem heiligen Boden des Vaterlandes ohne Mühe und Verdienst, ohne ehrliche, schaffende Arbeit Vermögen zu erwerben. Diese bisher vom Allgemeinbewußtsein sittlich nicht beanstandete, dem sich verfeinernden Gemeinschaftsgewissen aber zunehmend als unsittlich erscheinende Möglichkeit der Vermögensbildung hat auch den als unzulässig empfundenen hohen Grad der Besitzunterschiede verursacht und damit den Haß irregeleiteter, nicht selbst urteilsfähiger Massen gegen das Vermögen überhaupt, gegen den „Kapitalismus" erzeugt.
Das herrschende Bodenrecht ist verfehlt: das ist die schmerzliche Erkenntnis, zu der eine bedächtige Überlegung führte. Es ist kein Recht, sondern ein Unrecht, weil es den jedem Menschen unentbehrlichen, den unvermehrbaren, unersetzlichen, nicht zu vernichtenden, durch keines Menschen Kunst in seinem Bestande wesentlich veränderlichen Boden zu einer frei veräußerlichen, unbegrenzt verschuldbaren Ware macht, wie jedes beliebige, von Menschen herstellbare, vermehrbare, ersetzbare Gut, weil es den Boden zu einem Teil des sogenannten „Kapitals" werden läßt, das sich sonst nur aus erspartem Arbeitsertrag bildet, weil es den Boden zusammenkoppelt mit den von Menschen herstellbaren, aber auch zerstörbaren Gebäuden. Dieses heutige Bodenrecht ist in seiner vollentwickelten Form in Deutschland eigentlich nicht viel älter als hundert Iahre. Keinem Volke eignet es als ursprüngliche, natürliche Rechtsanschauung. Noch bis ins achtzehnte Iahrhundert hinein haben z. B. deutsche Gerichte richtig alle Baulichkeiten, weil das Feuer sie zerstören kann, als „fahrende Habe" im Gegensatz zum allein ganz unbeweglichen Grund und Boden angesehen. Als im Iahre 1667 der Große Kurfürst verordnete, daß wüst liegende Baustellen in Berlin,, wenn der Eigentümer

sie nicht innerhalb bestimmter Frist bebaue, demjenigen kostenlos zufallen sollen, der sie bebaut, wußte und empfand er noch, daß „Bodenbesitz" nur das Recht bedeuten kann, den Boden zu gebrauchen, nicht auch ihn willkürlich dem Gebrauche zu entziehen, daß es ein „Eigentum", ein unbeschränktes persönliches Verfügungsrecht am Boden nicht in der gleichen Art geben könne wie an beweglichen Gütern. Das ursprüngliche und unverbildete Rechtsbewußtsein jedes Volkes sah im Grund und Boden ein Eigentum der Gesamtheit: wie Luft und Licht kann er nur allen gehören, die Gesamtheit muß ihn verwalten.

Nur die möglichste Annäherung an diese Grundanschauung kann diese Krankheit der heutigen Wirtschaftsordnung heilen. Die vollkommenst mögliche Besserung wäre darnach die Überführung des Bodenbesitzes in die öffentliche Hand, in erster Linie in den Besitz der Gemeinden. Schon jetzt kann eine weitschauende Gemeindeverwaltung dadurch, daß sie das Gemeindegrundeigentum planmäßig vermehrt, großes leisten; die Stadt Ulm an der Donau ist heute schon Besitzerin von vi« Fünfteln, die Stadt Frankfurt am Main die der Hälfte ihres gesamten Weichbildes. Die mindeste Forderung des Tages ist, daß keine Gemeinde mehr aus ihrem Besitze an Boden auch nur einen Fuß breit verkaufe; die Rechtsform der „Erbpacht" und des „Erbbaurechtes" gestatten ihr eine Verwertung auch des umfangreichsten Grundeigentums.

Ein anderer, nicht minder gangbarer Weg zur Rückkehr zum natürlichen Bodenrechte ist der, die Eigentumsverhältnisse am Boden der Form nach unberührt zu lassen und nur die reinen Bodenwerte, d. h. den Ertrag des Bodens, den der Eigentümer nicht aus seiner landwirtschaftlichen Bearbeitung oder aus den auf dem Boden errichteten Gebäuden, sondern nur aus der Tatsache des Bodenbesitzes gewinnt, durch eine Steuer für die Allgemeinheit einzuziehen; damit würde sich der freie Bodenbesitz in eine Art Erbpacht verwandeln. Eine solche Bodenwertsteuer ließe sich so gestalten — und das erstrebt z. B. eine Reformbewegung in England — daß sie alle anderen Steueni entbehrlich machte; sie hätte den Vorzug, daß sie in der genauen Meßbarkeit der Bodenfläche eine Vorbedingung gerechtester Steuerverteilung besser erfüllte als jede andere Steuergrundlage, während alle geltenden Steuern infolge der Schwierigkeit gerechter Verteilung Härten nicht vermeiden können und ein Stückchen Widersinn in sich tragen, insofern sie Fleiß, Sparsamkeit, Regsamkeit, Unternehmungslust, Begabung, kurz, die wertvollen Vorzüge der Menschen, die in der Regel deren höheres Einkommen, größeren Geschäftsumsatz u. dgl. verursachen, gleichsam durch Steuererhöhung unter Strafe stellen. Der schweizerische Kanton Appenzell-Inner-Rhoden kennt noch heute nur eine einzige Staatssteuer, die auf Grund und Boden, und ähnliche Verhältnisse hat für das deutsche Kiautschau dessen „Landordnung" geschaffen.

Bis die wachsende Erkenntnis von der Wichtigkeit dieser Frage im deutschen

Volke so an Boden gewonnen hat, daß gesetzgeberische Maßnahmen von ähnlich großem Zuge wie die im Vorhergehenden angedeuteten möglich sein werden, bis dahin muß schrittweise die jeweils bestmögliche Annäherung an das große Ziel versucht werden. Hierher gehört eine Änderung der Veranlagung der gegenwärtigen Steuer auf Grund und Boden. Sie wird bisher meist nach dem sogenannten Nutzungswerte des Bodens berechnet, d. h. nach dem Ertrage des Bodens oder der auf ihm stehenden Häuser, die ja die herrschende Rechtsanschauung noch als Einheit mit ihm ansieht. Diese Steuerverteilung ist ungerecht, denn nach ihr bezahlt der Besitzer einer im Innern einer Großstadt liegenden Baustelle im Wert von mehreren hunderttausend Mark seine Steuer nach der Höhe des Ertrages, den er von der als Acker kleinen Fläche etwa durch Kartoffelbau erzielen könnte, während der Nachbar, dessen kleineres Grundstück einschließlich der darauf stehenden Gebäude den gleichen Wert wie jene Baustelle allein ohne Gebäude hat, nach der Höhe seiner den landwirtschaftlichen Ertrag um ein Vielfaches übersteigenden Mieteinnahmen zur Steuer herangezogen wird. An die Stelle dieser ungerechten Steuerverteilung sollte nun allgemein die andere nach dem „gemeinen Wert", dem Verkaufswerte des Grundstücks treten. Nach dieser Veranlagung kommt dann der Besitzer jener Baustelle, der einstweilen der Allgemeinheit nichts leistet, sondern sich vielmehr durch ihre Arbeit den Wert seiner Baustellen hinaufschrauben läßt, wenigstens in die gleiche Steuerstufe mit jenen öausbesitzern, deren Haus den gleichen Verkaufswert wie sein Grundstück hat.

Als in Preußen vor mehreren Iahren an hunderten von Orten die Besteuerung nach dem Nutzungswert der anderen nach dem Verkaufswert weichen mußte, zahlte hier und da ein Spekulant, der vordem nach dem Ertrage einer auf seiner städtischen Baustelle als möglich berechneten Kartoffelernte der Allgemeinheit eine Steuer von 3 Mark geleistet hatte, nun nach dem wirklichen Werte seines Besitzes statt dessen 100« Mark.

Eine zweite, ebenso wichtige und sogleich durchzuführende Maßnahme ist die Besteuerung des Anwachses des Bodenwertes, soweit er ohne Zutun und Verdienst des Besitzers erfolgt. Der Bodenwert steigt, wie eingangs ausgeführt ist, notwendig allgemein durch die Zunahme der Bevölkerung und durch die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland. Schon hieran hat der zufällige Besitzer des Bodens nur so weit ein Teilverdienst, wie er selbst an der Entwicklung seines Volkes mitwirkt, wie jeder andere Nichtbesitzer auch. Auf jeden Fall mangelt ihm aber jeglicher Anspruch auf die Wertsteigerung, die der Boden bestimmter Bezirke durch die besondere Entwicklung einzelner oder durch besondere Maßnahmen der Allgemeinheit erfährt. Wenn der L preußische Morgen große Besitz eines Bauern in Britz bei Berlin in einem Iahre nicht für 50 M0 Mark zu verkaufen war, ein Iahr später aber 1.800 (XX) Mark im Verkauf einbrachte, weil inzwischen der Staat eine Eisenbahnhaltestelle neben diesem Besitz gebaut und dadurch zu Baustellen gemacht batte, dann ist der Wertzuwachs von l 250 000 Mark inner-

halb eines Iahres kein Verdienst des Besitzers, sondern ein Geschenk der Allgeineinheit an ihn. Wenn Staat, Provinz, Kreis und Gemeinden ans den Mitteln der Allgemeinheit mit einem Aufwande von vielen Millionen einen Kanal bauen und der durchschnittliche Bodenwert in allen von ihm berührten Gemeinden sich um das 1^/2 fache bis 5^ fache vermehrt, für einzelne Güter z. B. von 850 000 Mark auf Z'/I Millionen, von 94 000 Mark auf 550 000 Mark steigt, wie das bei dem Bau des Teltowkanals geschah, so ist das wieder kein Verdienst der Bodenbesitzer, sondern ein Geschenk der Allgemeinheit an sie. Wenn ein Bürger, und stände er noch so hoch, solche verschwenderischen Geschenke machte, zugleich aber für seine eigenen notwendigsten Bedürfnisse Anleihen machen müßte, würde er sofort unter Vormundschaft gestellt werden; die Gesamtheit aller Bürger, der Staat, handelt so unverantwortlich, und jeder, der das erkennt, versäumt seine Pflicht, wenn er nicht hilft, dagegen einzuschreiten. Um welche Riesenwerte es sich beim Wertzuwachs des Bodens handelt, wird an einigen Zahlen klar: Ein Streifen Landes in Breite von 75 Meter auf beiden Seiten des Kurfürstendammes in Berlin war im Jahre 1860 etwa 100 000 Mark wert, 1898 schon 50 Millionen, 1904 etwa 65 bis 70 Millionen, bei 3 bis 4 Millionen Ausgabe für die Straßenonlage. Der Bodenwert der Stadt Cbarlottenburg hat sich von 45 Millionen im Iahre 1886 auf 300 Millionen im Iahre 1897 vermehrt. Der durchschnittliche Bodenwert der Stadt Halle an der Saale bat sich vom Iahre 1835 bis zum Iahre 1895 verachtfacht. Durch eine kräftige Steuer auf diesen Wertzuwachs läßt sich das Bodenunrecht in heilsamer Weise mildern. Mit der Annahme des allerdings noch sehr mangelhaften Wertzuwachssteuergesetzes im Februar des Iahres 1911 ist ein erster Schritt hierzu getan.

Die Frage nach dem letzten und nach dem nächsten Ziele der Umgestaltung unseres Bodenrechtes und nach der bestmöglichsten Art, wie diese Ziele zu erreichen sind, ist sehr schwierig und garnicht einfach zu beantworten. Der Boden hat eine mannigfach verschiedene Bedeutung. Nach der feinsinnigen Ausführung des Professors Frucht in Stuttgart will er zunächst gewürdigt sein als Stätte (Wohn- und Werkstätte), sodann als Scholle (Landwirtschaft), aber auch weiter als Schatzkammer (Kohle, Kali, Erze usw.), als Rinne (Wasserstraßen, Wasserkräfte), als Fährte (Straßen und Bahnen); er hat seine Bedeutung als Pfand (Hypothek), als Bild (Heimatschutz und Landschaftspflege) und als Zeuge (Denkmalschutz), ja er kann zur Pfründe werden (Schank- und Apothekenkonzession) und bedarf einer ganz besonders sorgfältigen Rechtsbehandlung als Neuland (Kolonieen). Schon diese Aufzählung allein läßt erkennen, welche Fülle von Einzelfragen schwierigster Art hier verborgen liegt; um so dringender ist die Pflicht für jeden Staatsbürger, jeden deutsehen Mann und jede deutsche Frau, an der Lösung dieser Aufgabe mitzuarbeiten. In Deutschland wirkt ein eigener Verband in diesem Sinne; er will die Erkenntnis von der Dringlichkeit jener Aufgabe in immer weitere Kreise tragen, die Einsicht in ibre Tragweite immer mehr vertiefen und

alle an ihrer Lösung arbeitenden Kräfte in einer stoßkräftigen Bewegung zusammenfassen. Es ist das der „Bund deutscher Bodenreformer" in Berlin.

„Er sieht in der Grund- und Bodenfrage den wesentlichsten Teil des sozialen Problems. Er tritt dafür ein, daß der Boden, dieGrundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht."

Dr. Paul Ostwalö, Verlin:

Politik unö öffentliche Meinung.

Es ist noch nicht allzulange her, daß der öffentlichen Meinung in der Politik der europäischen Staaten eine Rolle von Bedeutung zukommt. Denn es ist selbstverständlich, daß in dem europäischen Staatensystem sich die öffentliche Meinung erst von dem Zeitpunkte ab Geltung verschaffen konnte, als die Stützen des absoluten Regimentes zusammenbrachen. Die Aufklärung ist daher, wie Oncken mit Recht nachgewiesen hat, als die eigentliche Geburtsstunde der öffentlichen Meinung zu bezeichnen, und im 19. Iahrhundert hat sie dann ihren Siegeszug durch Europa angetreten. Das Wachsen des demokratischen Gedankens war die Ursache dazu und bedingte notwendigerweise das Wachsen der Bedeutung der öffentlichen Meinung für die Politik. Aus dieser geschichtlichen Tatsache ergibt sich daher für uns, daß als Folge der in den letzten Monaten bei uns eingetretenen Ereignisse eine noch weitere Steigerung der öffentlichen Meinung inbezug auf ihre Bedeutung im politischen Leben und ihren Einfluß auf die Politik eintreten muß. Es ist daher wohl an der Zeit, wenn wir uns einmal genauer mit dem Verhältnis zwischen öffentlicher Meinung und Politik beschäftigen und versuchen, uns darüber einige Klarheit zu verschaffen.

Als grundlegende Forderung haben wir, was das gegenseitige Verhältnis zwischen öffentlicher Meinung und Politik anbetrifft, ganz entschieden obenan zu stellen, daß zwischen der Politik der verantwortlichen Staatsmänner und der öffentlichen Meinung im Volke volle Übereinstimmung herrschen muß. Gegen diesen Grundsatz ist gerade bei uns bisher von den verantwortlichen Staatsmännern überaus stark gefehlt worden. Einige Beispiele werden das beweisen.

So gingen Volk und Regierung völlig auseinander in ihrer Stellung zu Rußland. Als nach dem Sturze Caprivis die Regierung wieder die Annäherung an Rußland betrieb, war das deutsche Volk durchaus nicht russenfreundlich, sondern

beharrte in seiner Feindschaft gegen das Nachbarreich, in die es seit den achtziger Iahren durch die panslawistische Bewegung getrieben war. Es ist ja bekannt, daß die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages, wenn sie wirklich nach Bismarcks Rücktritt erfolgt wäre, im Volke wenig Anklang gefunden haben würde. Und wie war es im russisch-japanischen Kriege? Iubel herrschte bei uns, wenn die Iapaner gesiegt hatten und die Russen in einer Schlacht geschlagen wurden, und das zu einer Zeit, als gerade zwischen dem deutschen Kaiser und dem russischen Aaren Verhandlungen über ein eventl. Bündnis schwebten.
Nicht viel anders stand es mit uns inbezug auf unsere Beziehungen zu England. Stieß doch die von der englischen Regierung unter dem Einfluß von Chamberlain und Lansdowne betriebene Bündnispolitit mit Deutschland vor allem deshalb bei Bülow auf Ablehnung, weil die englandfeindliche Stimmung im deuischen Volke so überaus groß war. Es ist bezeichnend, wenn Hammann, der Mitarbeiter des damaligen Reichskanzlers und der Verteidiger der Bülewschen Politik, darüber im zweiten Teil seiner Erinnerungen schreibt: „Wer jene tief erregte Zeit miterlebt hat, oder wer sich nur klarmacht, was es heißt, wenn leitende Staatsmänner, gedrängt von dem Unwillen ihrer Völker, so gegeneinander reden, der wird den neuerdings gegen die deutsche Politik zur Zeit der Iahrhundertwende erhobenen Vorwurf, kurzsichtig und unbedacht das englische Bündnisangebot abgelehnt zu haben, nicht für durchaus gerechtfertigt erachten können . . . Welche Kämpfe im Reichstage, wenn ihm ein allgemeiner Bündnisvertrag mit England vorgelegt worden wäre." Hammann will verteidigen und doch klagt er an. Denn deutlicher, als er es tut, kann niemand hinweisen auf das schwere Versäumnis, die öffentliche Meinung in der richtigen Weise beeinflußt zu haben. Dadurch, daß die Regierung die durch den Burenkrieg und durch Hetzartikel einiger englischer Blätter hervorgerufene englandfeindliche Stimmung der deutschen öffentlichen Meinung so ins Kraut hatte schießen lassen, hatte sie sich selbst den Weg verlegt. Von dem Bismarckschen Rezept, das deutsche Reich durch immer neue Bündnisse zu sichern, konnte Bülow keinen Gebrauch machen, trotzdem er um das Bündnis mit England nicht hätte zu betteln brauchen, weil die Kluft zwischen ihm und der öffentlichen Meinung unüberbrückbar geworden war.
Von dem gleichen Mangel an Übereinstimmung zwischen Volk und Regierung spricht zu uns das ganze große Kapitel unserer Überseepolitik. Nur daß hier zu den beiden eben gegebenen Beispielen insofern ein Unterschied vorliegt, als die Uberseepelitik der Regierung zeigt, wie wenig sie von ihrer Seite aus Wert gelegt hat, die öffentliche Meinung zu verstehen und als Faktor in ihren Berechnungen einzustellen. Die niemals verstummenden Klagen unserer Brüder im Ausland über das mangelnde Verständnis in der Heimat für die Schwere ihrer Pioniertätigkeit zugunsten deutscher Kulturpolitik zeigen uns deutlich, wie wenig man sich in der Wilhelmstraße darum kümmerte, ob für die weitausschauenden Pläne in dieser Richtung unser Volk schon reif war, ob der Resonanzboden in der Heimat

vorhanden war, ohne den alle die noch so schönen Pläne einfach in der Luft schwebten. Ebensowenig aber legte man auch am grünen Tisch genügenden Wert darauf, sich in seinen Plänen von der öffentlichen Meinung unserer Ausland-deutschen, d. h. von ihren aus der Praxis gesammelten Erfahrungen in der richtigen Weise beeinflussen zu lassen.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie stark bei uns Politik und öffentliche Meinung auseinandergingen. Daß wir darin mit eine der vornehm lichsten Ursachen zu unserem Niedergang zu suchen haben, wird jedem klar sein. Ein Hinweis auf Bismarck, daß nämlich gerade unter ihm Politik und öffent-liche Meinung im stärksten Widerspruch gestanden haben, ist ohne Überzeugungs-kraft. Denn einmal war es eben ein Bismarck, der den Kampf mit der Macht der öffentlichen Meinung aufnahm und der sich ein siegreiches Durchfechten zutrauen konnte, und dann haben sich aber auch die Zeiten stark geändert, so daß vielleicht auch einem Bismarck um die Iahrhundertwende nicht mehr geglückt wäre, was er in den sechziger Iahren durchzusetzen vermochte.

Ebensowenig wird man den bei uns in so starkem Maße vorhanden gewesenen Mangel an Übereinstimmung zwischen Politik und öffentlicher Meinung damit entschuldigen können, daß diese Tatsache ja eigentlich in der Natur der Dinge liege. Gewiß, es ist zuzugeben, daß Politik und öffentliche Meinung infolge der ganz andersartigen Quellen, aus denen ihre Kenntnisse fließen, sehr leicht in die Lage kommen können, sich gegenseitig feindlich gegenüber stehen zu müssen. Denn es ist selbstverständlich, daß eine Regierung auf geheime Verhandlungen und geheime Abmachungen in der auswärtigen Politik nicht wird verzichten können, wenn sie sich nicht ohne weiteres in die Hand der Gegner geben will. Versuche in dieser Richtung, wie sie in Petersburg und auch in München in letzter Zeit gemacht wurden, haben klägliches Fiasko erlitten und mußten es erleiden. Eine öffentlich vor aller Welt geführte auswärtige Politik eines Staates ist eine Un möglichkeit und wird solange eine Unmöglichkeit bleiben, als ein Völkerbund, wie ihn die Idealisten sehen, nicht Wirklichkeit wird. Immer wird also der öffent-lichen Meinung und ihrer Sachkenntnis vieles entzogen bleiben, so daß sie auf Grund ihrer Quellen, die weder so zahlreich noch so klar und so hell wie die der Regierung fließen, leicht zu ganz anderen Urteilen und Schlüssen kommen kann, wie sie die für die Politik des Landes verantwortlichen Männer haben.

Doch das muß nicht so kommen, und daß es nicht so kommt, ist Aufgabe der Regierung. Sie muß Mittel und Wege finden, den Zusammenhang und die Über-einstimmung mit der öffentlichen Meinung nicht zu verlieren, sie in der richtigen Weise zu beeinflussen und zu lenken. Allerdings erfordert das von den Männern, die die amtliche Politik zu vertreten haben, mancherlei mehr, als wir bei unseren Diplomaten nach Bismarck beobachten konnten. In erster Linie wird es sich darum handeln, daß diese für die Politik verantwortlichen Staatsmänner nicht nur die Fähigkeit haben, irgend eine Politik zu machen, sondern daß sie auch verstehen,

das Volk zu fuhren. Seit Bismarcks Zeiten hat unserem Volke nichts mehr als solche politische Führung gefehlt. Aus dem Mangel an Führung erklärt sich das Auseinandergehen der Regierung und der öffentlichen Meinung bei uns, und die Folgen davon haben wir jetzt zu spüren. Führend aber mit seiner Politik kann ein Staatsmann nur sein, wenn er nach einem Programme handelt und nicht bloß Opportunitätspolitik treibt. Das ist eine weitere grundlegende Forderung, die wir stellen müssen und von der wir auch bisher nicht viel bei uns haben bemerken können.

Möchten solche Männer unserem Volke erstehen! Mehr als je brauchen wir jetzt eine starke, zielbewußte Führung, die getragen ist und sich tragen läßt von dem Willen der Nation. Lernen wir in dieser Beziehung von England, das durch nichts anderes groß geworden ist als durch die Übereinstimmung zwischen Volk und Regierung in allen großen nationalen Fragen. Auf diesem Boden sind die Erfolge einer Elisabeth, der Pitts, eines Eduard VH. erwachsen.

Paul Sorgenfrei, Sresöen:

Sas Weltörama.

Auf der Weltbühne spielt sich gegenwärtig das größte Drama der Weltgeschichte ab. Es ist eine Schicksalstragödie, deren Höhepunkt jetzt erreicht ist. Wie gewöhnlich, hat auch hier der „Intrigant" die größten Chaneen. Wie werden die Schauspieler ihre Rollen spielen? Das sind Fragen, die die Zuschauerwelt in Spannung halten.

Die Szene spielt im Westen. Dort wird sich das Schicksal des alten Europa erfüllen. Eine Tragödie nicht bloß für Deutschland, das allerdings als das zunächst betroffene Opfer in Betracht kommt, sondern auch für alle anderen Staaten, nicht ausgenommen diejenigen der Entente, die gegenwärtig zwar noch das Heft in den Händen hält, aber es liegt in den über Europa hereingebrochenen Zeitver-Kältnissen begründet, daß ihr dieses Heft bald abgerungen werden wird, respektive ihren Händen entgleitet. Dann wird die „Rollenverteilung" eine andere werden. Regisseur und Schauspieler werden ihre Rollen vertauschen. Das wird das schließliche Ende dieser großen Tragödie sein!

Imperialismus und Kapitalismus, ja von letzterem sind selbst die Revolutionsmachthaber angekränkelt, führen jetzt noch eine große Sprache; im Gefühl einer Macht, die sie nicht selber erworben haben, sondern die ihnen in die Hand gespielt worden ist durch den von ihnen unbeeinflußten Gang der Ereignisse. Revolution auf Revolution folgte und ließ die äußere Politik in den Hintergrund

treten, ein Gebiet, auf dem die Entente um so eifriger „hamstern" ging. Im Trüben zu fischen, war ja von jeher Englands Lieblingsbeschäftigung.

Das war der sogenannte „Sieg" der Entente! Und da dies in Wirklichkeit gar kein Sieg ist, wird sie auch nicht die Lorbeeren eines solchen pflücken, wird nicht die Errungenschaften, die ein wirklicher Sieg mit sich bringt, einheimsen können. Das ist das Tragische, das Schicksalselement für die Entente, für die also das große Drama schließlich auch eine „Schicksalstragödie" wird.

Es handelt sich jetzt darum, daß die Akteure ihre Rollen fest in der Hand halten. Keiner darf rampenlichtscheu sein. Das gilt insbesondere von denen, denen eine gewisse Nebenrolle zugeschrieben worden ist, obwohl sie eigentlich eine Hauptrolle zu spielen hätten. Die Direktion ist eben parteiisch. Aber ein begabter und talentierter Schauspieler weiß sich durchzusetzen. Hoffentlich wird die Bühne, auf der das große Drama im Westen aufgeführt wird, nicht zur „Schmiere", auf der Räuber- und Banditenstreiche ein dankbares Publikum finden. Es hat freilich den Anschein, als ob ein Sensationsstück schlimmsten Schlages über die Bretter ging, die jetzt in der Tat die Welt bedeuten. Man denkt unwillkürlich an das englische Intrigendrama und das französische blutrünstige Revolutionsdrama. Sollen der modernen Kultur wieder solche Stücke dargeboten werden?

Kultur! Die Franzosen glauben, diese ganz allein für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Sie glauben immer noch an ihre Mission als „Franke Nation". Und wie tief stehen sie in Wirklichkeit, wenn ihr blinder Haß die Kulturwerke und Kulturwerte einer so hochstehenden Nation wie der deutschen zu zertrümmern trachtet. Wenn sich so die Völker Europas, die sich Kulturnationen nennen, zerfleischen, wie soll da der Asiate Achtung vor der Kultur haben, vor einer solchen Kultur? Der Russe, der Iapaner und der Chinese werden triumphieren, asiatische Unkultur wird ihr Haupt von neuem erheben, und Europa, ganz Europa wird darunter zu leiden haben.

Die Männer, die es wagten, Deutschland derartige sogenannte Friedcnsbedingungen zu unterbreiten, sind kurzsichtig und dünkelhaft genug, die Gefahr, die auch ihnen und ihrem Volke droht, zu übersehen. Die „asiatische Gefahr", vor der schon vor Jahren immer gewarnt worden ist, ist jetzt größer als je. Sie droht, Europa zu überfallen und zu ersticken, wenn sich die europäischen Staatsmänner nicht endlich besinnen und sine ira er. stnckio die großen Fragen regeln, die jetzt die Welt in Atem halten. Mögen die Schauspieler auf der Weltbühne jetzt recht gut disponiert sein, damit sie einen allerseits wohlverdienten Beifall ernten!

Hans Emmerling:
Ser Anschluß Seutsch - Österreichs an
Seutschlanö.
Die Deklaration der provisorischen deutsch-österreichischen Regierung, wonach Deutsch-Oesterreich dem Deutschen Reiche angeschlossen wird, wird jetzt vielfach in Wien angefeindet. Es sind von den oppositionellen Parteien wohl mit Absicht eine ganze Reihe von Vorkommnissen der letzten Tage übersehen worden, die deutlich beweisen, daß die Nationalstaaten es ablehnen, die ersehnte Donauföderation zu bilden, also einen wirtschaftlichen Gesamtkörper aus dem früheren Österreich-Ungarn herzustellen, insbesondere im Hinblick auf die Zoll-verwaltung.
Bekannt ist der starke Antagonismus der ungarischen Regierungen gegen alles, was deutsch ist. Das so sehr reduzierte Ungarn läßt keine Gelegenheit vorüber-gehen, um seine Antipathie gegen Deutsch-Österreich zu zeigen. Wir brauchen bloß auf die Ernährungspolitik hinzuweisen, die von Ungarn Deutsch-Österreich gegenüber eingeschlagen worden ist, um sofort ein Argument an der Hand zu baben, das zeigt, wie bösartig die führenden Männer in Ungarn sich Deutsch-Österreich gegenüber aufgeführt haben. Und die jetzige kommunistische Regierung, bezw. die Erzherzog Iosephs in Ungarn hat ihre deutschgegnerische Haltung nicht um ein Atom abgeändert.
Sieht man sich das südslawische Verfahren Deutsch-Österreich gegenüber an, so braucht man nur auf die Kleinigkeit hinzuweisen, daß die italienische Regierung die österreichischen Banken, die vor dem Kriege in Triest gearbeitet haben, auf-gefordert hat, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. Die italienische Regierung wollte diesen Bankinstituten in jeder Beziehung entgegen kommen und weit-gehende Garantien leisten. Der italienischen Regierung lag daran, daß die -von der Triester Kaufmannschaft bei den Wiener Banken deponierten Kapitalien den Eigentümern wieder ausgefolgt werden, damit die kommerzielle Tätigkeit in Triest in Gang gebracht werden könne. Die Wiener Banken sind bereit gewesen, auf die italienischen Vorschläge einzugehen. Da aber die Eisenbahn von Wien nach Triest über südslawisches Gebiet führt, haben die Wiener Banken folgende Garantien verlangt: 1. Transport der Triester Gelddepositen von Wien nach Triest unter Garantie der italienischen Regierung und unter Be-wachung italienischer Truppen, 2. Sicherstellung eines zweimal in der Woche zwischen Triest und Wien verkehrenden Kuriers.
Daraus kann man ersehen, wie die südslawische Regierung und Bevölkerung sich Deutsch-Österreich gegenüber stellt, wenn selbst die Postbeförderung von Wien nach Triest nur unter besonderer Bewachung von feiten italienischer Truppen

erfolgen kann, da andernfalls die südslawischen Regierungsorgane einfach die ihnen genehmen Postsendungen „beschlagnahmen".

Die Schlägereien zwischen Slowenen und Deutsch-Osterreichern sind an der Tagesordnung, und das Blutbad, das die Slowenen in Marburg unter den Deutschen angerichtet haben, ist seit vielen Wochen eine ständige Rubrik in den deutsch-österreichischen Zeitungen. Daß die Regierungen in Laibach, oder in Agram, oder in Belgrad wenig geneigt sein werden, eine Verständigung mit Deutsch-Dsterreich einzugehen, dürfte nach diesem kleinen Musterbeispiel jedem vernünftig denkenden Menschen ziemlich klar sein. Geht doch jetzt sogar die Post und auch teilweise sogar der Güterverkehr von Wien nach Tirol und von Tirol aus auf den italienischen Strecken nach dem südlichen Osterreich, soweit es von italienischen Truppen be-. setzt ist.

Was nun die Tschechen betrifft, so haben wir auch hier mehr als genügend Beispiele für den Antagonismus zwischen Tschechen und Slowaken einerseits- und Deutsch-Österreich andererseits. Man hat zwar in Prag eine Staatsstelle für die Ausfertigung von Durchfuhrbewilligungen errichtet, dennoch aber ist es für die Post und für den Gütertransport zwischen Deutschland und Wien weit vorteilhafter, über Salzburg geleitet zu werden, auf welcher Route man der gütigeil Einflußnahme der Tschechen völlig entrückt ist. Außerdem liegt eine sehr bezeich" nende Äußerung des Prager Regierungsblattes „Narodni Listy" vor, die in jenen Wiener Zeitungen unterdrückt wurde, die sich gegen die Bildung eines Groß-Deutschlands ausgesprochen haben. Die „Narodni Listy" schreibt am 27. Dezember wie folgt:

„Um die klägliche Situation Wiens zu lindern, vertrösten die Wiener Blätter ihre Leser mit der Nachricht, daß Präsident Masaryk unter der Zustimmung der Entente ehetunlichst vertraulich mit der ungarischen und mit der südslawischen Regierung über die Schaffung eines Zollvereins der auf dem Boden der früheren Monarchie entstandenen Nationalstaaten zu verhandeln beginnen werde. Wir haben bereits einmal gesagt und wiederholen es aufs neue, daß diese und ähnliche Nachrichten bloße Erfindungen sind. Die tschecho-slowakische Republik als Mitglied der Entente kann und wird mit der österreichischen oder der ungarischen Regierung, die als besiegte feindliche Regierungen zu betrachten sind, nicht verhandeln. Es ist also geradezu ausgeschlossen, daß in irgendeiner Form über die Schaffung eines Verbandes mit Ungarn und Osterreich verhandelt werden könnte."

Deutsch-Osterreich ist also überall von ihm wirtschaftlich, politisch und kulturell feindlichen Elementen umgeben, die auf eine Verständigung keinen Wert legen. Die Bildung einer Donauföderation erscheint somit als ein Ding der Unmöglichkeit, falls Deutsch-Osterreich das vielleicht verständliche Bestreben hat, der Donauföderation als gleichberechtigtes Mitglied beizutreten, nicht als Mitglied zweiten oder gar dritten Ranges, wie es die Herren in Laibach, Budapest und Prag gern sehen möchten.

Zusammenfassend wird man also zu der Ueberzeugung kommen, daß Deutsch-Österreich mit dem Anschluß an das Deutsche Reich einen Schritt macht, der sich in vieler Beziehung empfiehlt, wenn auch natürlich, wie es jn in solchen Sachen unvermeidlich ist, viele wirtschaftliche Interessen Deutsch-Osterreichs dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden, eine Eventualität übrigens, die noch in weit großerem Maße vorhanden wäre, wenn Deutsch-Osterreich der Donauföderation als „Geduldeter" beitreten würde.

Hans Brecht:

Zur Gestaltung öer weltpolitischen Lage.

Mit folgendem gebe ich einen Überblick über die gesamte politische Lage in Europa und anderwärts. Ich bin objektiv, soweit es ratsam erscheint, und subjektiv, soweit mir eine „höhere Objektivität gebietet, subjektiv zu sein".

Charakteristikum für Deutschland: Streiks, ungeklärte politische Lage (Parteien-Widerstreit, verhaltener Groll der Enttäuschten, der konservativen Elemente, ihr Versuch, die militärischen Maßnahmen zur „Einkreisung" der Streiks als Mittel zum Zweck ^ Wiederherstellung der Reaktion ~ auszunützen; naives Erstaunen,, Neutralität, Biederkeit der Mehrheitssozialisten: freie Bahn den Tüchtigen, wir tyrannisieren niemand, wir sind gute Demokraten, wir hören auch die andern Parteien, sogar die Deutschnationalen, sogar das Zentrum, wir sind zufrieden, wir haben die Macht — unser Ebert, unser Noske! — und wer uns stürzen will, gegen den schicken wir unsere Soldaten; redliches Bemühen der „reinen Demokraten", Deutschland in ihrem Sinne zu organisieren, neu aufzubauen u. f. w.) Alles in Allem eine dumpfe Spannung, ein geheimes Bangen der Rechtsstehenden und Nationalen vor dem Ausbruch der zweiten Revolution! Alle bisherigen Ereignisse sollen nur Vorboten gewesen sein. Unbestimmte Haltung der Arbeiter. Die eine Gruppe: Friede und Brot kommt ins Land, die Regierung hat Konzessionen gemacht, unsere Forderungen sind, wenn auch nicht ganz, so doch im wesentlichen erfüllt, die „Streikleitung beschließt, die Arbeit wieder aufzunehmen"; die andere, radikalere Gruppe: wir sind um die Früchte der Revolution betrogen worden, statt des Kommunismus, der uns als Ziel vorschwebt, triumphiert die Demokratie und der Kapitalismus feiert nach wie vor seine Orgien. Die Hauptfrage bleibt: Wird diese Gruppe, die einen nicht unbeträchtlichen Teil des Proletariats hinter sich hat (die Revolutionen in Hamburg, Berlin, München), ihre Forderungen durchsetzen, oder wird der Wille der Regierung ausschlaggebend sein? Erst nach Ablauf einiger Monate kann Positives hierüber gesagt werden.

Außerdem bezeichnend für die innerpolitische Lage: ablehnende, beinahe feindliche

Haltung des Zentrums geg?n die Sozialdemokratie. Für die Konservativen (Deutschnationalen) eine willkommene Gelegenheit, den Zwiespalt zu eigenem Nutzen ins Treffen zu führen. Das Zentrum ist bekanntlich grundsätzlicher Gegner der Volksaufklärung, die Sozialdemokratie grundsätzlich nicht; erstere wehrt sich gegen jeden Erlaß, der dem Volk, insbesondere der Landbevölkerung, in Religions- und Bildungsfragen die Augen öffnen könnte, die Sozialdemokratie ist eine Fürsprecherin aller Bestrebungen, die sich Humanität, Bildung und Aufklärung zum Ziele setzen. So ist es nicht verwunderlich, daß es schon einmal zu heftigen persönlichen Zusammenstößen kam, als das Zentrum Artikel 107 der Verfassung („Die Grundrechte und Grundpflichten bilden Richtschnur und Schranken für die Gesetzgebung, die Verwaltung und die Rechtspflege im Reich und in den Ländern") durch Gesetzeskraft dauernd gesichert sehen wollte. Iedenfalls fand dieser Vorschlag nicht allseitige Billigung, und die Bestimmungen über die Grundrechte der Deutschen wurden einstweilen zurückgestellt. Wir stehen im Zeichen der Kabinettskrisen, und unsere Politik nach außen läßt nach wie vor auf die Unkenntnis der Völkerpsychologie schließen. Schon deswegen, weil es gefährlich ist, mit dem Feuer zu spielen, und verletzend und dumm zugleich, wenn nationalistische Blätter auf den „bösen Feind" hetzen. Müßiges Beginnen! Man nehme, nachdem die Blockade aufgehoben, die Handelsbeziehungen zum Auslande in größtem Maßstabe auf! Man befleißige sich einer neutralen Politik für die kommenden Iahrzehnte, beobachte leidenschaftslos die Entwicklung der ausländischen Politik, und man wird, im gegebenen Augenblick, nicht versäumen dürfen, die eigenen Interessen wahrzunehmen. Die Taktik der Deutschnationalen und verwandter Gruppen, die Tendenz der Reden ihrer Abgeordneten in der Nationalversammlung, die Erklärung Brockdorff-Rantzaus, „wenn" die Heimat der diplomatischen Front nicht in den Rücken gefallen wäre (indem die Regierung für bedingungslose Unterzeichnung eintrat), läßt die Entente unseren aufrichtigen Willen, die neugeschaffene Republik auf sozialer und demokratischer Grundlage gegen alle Bestrebungen reaktionärer Elemente durchzusetzen, zweifelhaft erscheinen. „(Iiasse? l'Lrnpiie, il revient, an Falop", so sagt der Franzose, so schreiben Zeitungen nationalistischer Prägung, und wir können ihnen einstweilen nur mit Taten antworten, Taten, die ihm beweisen, daß die Wiederkehr des Kaiserreichs für immer unmöglich geworden ist.

Frankreich. Der Franzose ist in erster Linie Patriot; man könnte Frankreich das „Vaterland des Patriotismus" nennen. Alle Segnungen einer reichen und gediegenen Kultur wurden diesem Volke seit jeher zuteil. Wer im Umgang mit Menschen gewinnen wollte, las nicht den Knigge, sondern ging nach Paris, dem „cerveau 6e krance". Lebensart, erlesene Eleganz, höfische Sitten, auch jene in Deutschland nur allzu seltene Höflichkeit des Herzens — der unverfälschte Deutsche ist weniger höflich als herzlich und „bieder", derb, grob oder nichtssagend — das alles fand man in Paris, und ich bezweifle, ob die berühmte babylonische

Sündhaftigkeit der Pariser größer ist als beispielsweise die der Berliner oder Londoner.
Bei Alisbruch Oes Weltkrieges zeichnete sich das französische Volk durch eine ähnliche Geschlossenheit, einen ähnlichen Siegeewillen und Opferfreudigkeit aus wie das deutsche Volk. Ganz Frankreich kannte nur ein Ziel: Das Vaterland vor dem drohenden Verderben zu retten! „I'oujonrs vorüoir", nur wollen und wieder nur wollen, dann wird der Feind von Frankreichs heiligem Boden vertrieben werden — so konnte man täglich in allen Zeitungen lesen. Und die Verwüstung blühender Städte und Dörfer durch deutsche Kanonen zeugte Haß und Verbitterung im französischen Volke. Da erstand ihm in Cl 6 meneeau, dem „greisen Tiger", der rechte Mann. Fest, unzweideutig und zielbewußt blieb unter seiner Führung die Regierung. Ihm gelang es, während der vier Kriegsjahre in bestem Einvernehmen mit den Bundesgenossen zu bleiben — bis sein Wille siegte, bis der Feind am Boden lag!
Solange Deutschland nicht mehr zu fürchten ist, hat Frankreich keine Ursache, defensive Politik zu treiben. Mit der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens sind seine Wünsche für die Ostgrenze befriedigt.
Seit einiger Zeit geht das Gerücht, die Franzosen trügen sich mit der Absicht, im Saargebiet die I r a n k e n w ä h r u n g einzuführen. Das hat mit der „Völkerbundsmoral" nichts zu tun, sondern entspringt lediglich realpolitischen Erwägungen. Schon heute macht sich der französische Einfluß im okkupierten Gebiet geltend, und vom französischen Standpunkt ist das nicht mehr wie recht und billig.
Es ist zu verstehen, daß Frankreich die „schwarzen Diamanten" des Saargebiets für seine Industrie voll und ganz nutzbar machen wird; auch Glasfabriken, Blech- und Panzerplattenwerke, Vieh- und Getreidehandel kommen dabei in Betracht. Kohle ist ein begehrter Artikel; w i e begehrt, werden wir im kommenden Winter selbst spüren, zumal wir noch kurz vor Ausbruch der Revolution ungezählte Tonnen an Holland lieferten, um zweckdienlichen Austausch zu erzielen und den westlichen Nachbarn in neutraler Stimmung zu erhalten. Es entgebt meiner Kenntnis, ob und wie weit bei den rheinischen Loslös ungsbestrebung en französischer Einfluß im Spiele ist; daß aber Frankreich, wenn die Rheinprovinzen, dem unverhohlenen Wunsche eines Teils der Zentrumspartei gemäß, unter autonome Verwaltung kämen, eine derartige Enlwickelung offen begrüßen und unterstützen würde, ist außer jedem Zweifel.
Mit regstem Interesse verfolgt Frankreich die politische Gestaltung in Deutschland. Ob es in Zukunft zu einer Verständigung kommen wird, hängt ganz von der politischen Strömung ab, deren Quelle die Regierung ist und die je nach Charakter, Färbung, Intensität das Volk ergreift und Heil oder Unheil stiftet,

entsprechend dem geistigen Niveau, der Fähigkeit ihrer Urheber. Es liegt in unserer Hand, die Tendenz der französischen Politik in einem uns günstigen Sinne zu beeinflußen, sobald Iaures' Gedanken ihre Wiederauferstehung feiern, das zerstörte Nordfrankreich wieder hergestellt ist und Deutschland sich redlich bemüht, seine durch den Friedensvertrag ihm auferlegten Pflichten soweit zu erfüllen, als es seine Ehre gebietet und soweit es in seinen Kräften steht.

England. Es genügt zur Kennzeichnung der englischen Politik, mit dem Charakter, der Wesensart und Rasseeigentümlichkeit des englischen Volkes vertraut zu sein. Fällt zufällig das Wort „Engländer" im Gespräch, so tritt sofort eine Persönlichkeit aus dem Kreise der Vorstellungen in den Vordergrund, die zunächst ganz bestimmte, unzweideutige Merkmale erkennen läßt: eine ruhige, abgeklärte Natur, nüchtern, ohne Leidenschaft, zäh, energisch, zielbewußt; eine Persönlichkeit, die von der „großen Mission" ihres Vaterlandes überzeugt ist, und die weiß, daß in allen Iahrhunderten der englische Gedanke in allen Kämpfen und Kriegen um die Vormachtstellung in Europa siegreich durchdrang. So hat Napoleon, so haben die Buren, hat Indien und Deutschland an England „glauben" müssen; so werden noch andere Völker an England glauben müssen. Ein Sprichwort sagt, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; seitdem es eine Geschichte Europas gibt, hat England dafür gesorgt, daß kein Volk, kein Rivale über den anderen emporwuchs! England hat Männer hervorgebracht, deren geniale Politik sie zu welthistorischer Berühmtheit stempelte: Chamberlain, Asquith, Balfour, Grey, Lloyd George, — jeder ein englischer Bismarck oder zum mindesten eine Persönlichkeit, die einen Markstein in der englischen Geschichte bedeutet. Es liegt mir fern, ein Loblied auf englische Staatskunst anzustimmen; indem ich aber eine objektive Darstellung dieser speziell englischen Kunst gebe und das Vorbildliche an ihr dem Leser vor Augen führe, glaube ich der Allgemeinheit mehr zu nützen als durch Haß und Neid entstellte voreingenommene Darstellung.

Nur Kurzsichtige konnte.i bei Ausbruch des Weltkrieges wähnen, England bleibe neutral. Es wußte, was auf dem Spiele stand! Siegte Deutschland auf zwei Fronten, so war Englands Weltmachtstellung erschüttert! Ii, denkbar kürzester Zeit, kalkulierte man, würde Deutschland, unerschöpflich in seinen materiellen Hilfsquellen, seine Kriegsflotte dermaßen verstärk! haben, daß es jederzeit den Kampf mit der englischen Flotte aufnehmen und Truppen an der Ost- oder Nordküste landen könne. Also blieb, als einzige Möglichkeit, Krieg bis zur Entscheidung.

Nach vier harten, an Siegen und Opfern reichen Kriegsjahren ziehen wir die Bilanz: Deutschland hat „gesiegt", England den Krieg gewonnen. Unbeirrbar in seiner Politik, hat es sich bereits neue Ziele gesteckt. Es gilt, sich die Herrschaft über die ungeheuren Kolonialreiche, vornehmlich aber über Indien, das nach Selb' ständigkeit strebt, mit allen Machtmitteln zu sichern. Auf das Bündnis mit Iapan,

das nur den Zweck hatte, uns durch japanische Truppen Kiautschau entreißen zu lassen und die in den atlantischen Gewässern kapernde deutsche Südseeflotte mit Hilfe japanischer Dreadnoughts in den Grund zu bohren, legt man heut weniger Wert denn je. Im Gegenteil! Dn man die Aspirationen Iapans auf Indien und jene Inselgruppe zwischen Siam und Nord-Australien (Philippinen, Borneo, Sumatra, Iava) sehr wohl kennt; da man, weitsichtiger als andere europäische Mächte, nach der „deutschen Gefahr" die japanische für unausbleiblich hält und weiß, welch katastrephale Folgen die Invasion eines mit allen modernen Waffen ausgerüsteten chinesisch-japanischen Millionenheeres für ganz Europa und nicht zuletzt für England selbst nach sich ziehen würde, so schließt man sich enger denn je Amerika an. Die künftigen Ereignisse werden die Richtigkeit meiner Behauptung bestätigen.

Die Türkei ist für englisch^französische Interessen bereits gewonnen, und Bulgarien ist zufrieden, wenn es sich mit heiler Haut aus der Affäre ziehen kann. Auch das Balkanproblem ist gelöst, solange das Machtwort der Entente letzten Endes den Ausschlag gibt; ob Griechen und Türken oder Griechen und Italiener in mehr oder minder ernsten Konflikt geraten, ist und bleibt doch nur ein Intermezzo in dem welthistorischen Schauspiel des Auf- und Niedergangs der großen Nationen.

Amerika. Dieses nüchterne, geschäftstüchtige und ewig profitgierige Volk hat im Grunde genommen nie ein Verständnis für die europäische Völkertragödie gehabt. Erst als ihm nach Beginn des U-Bootkrieges offenbar wurde, daß sein Handel lahmgelegt werden könnte, erst als unbedachte deutsche U-Bootkommandanten mit böser Schadenfreude friedliche amerikanische Passagierdampfer versenkten, da fühlte es sich bewogen, diesem Treiben ein Ende zu machen. Das leidenschaftliche Drängen Frankreichs und der Beweis Englands von der Notwendigkeit der amerikanischen Hilfsaktion haben das ihrige dazu beigetragen. Und daß eben dieses Amerika einen Mann wie Wilson hervorgebracht hat, ist selbst für einen Amerikaner erstaunlich. Wilson ist, seinem Geiste nach, eher Deutscher, eher Europäer als Amerikaner; daß er die Mehrzahl „seines" Volkes hinter sich hatte, als er Deutschland Fehde kündigte, ist auf die seinerzeit vielleicht nicht ganz unbegründete deutschfeindliche Stimmung der Amerikaner zurückzuführen. Nun, da der Friede geschlossen und die deutsche Gefahr beseitigt ist, hat Wilson seine glorreiche Mission beendet. Solange ihm Gelegenheit gegeben ist, wird er für seine Ideale weiterkämpfen; bestimmt aber kommt in nicht allzu ferner Zeit der Lag, da er, hochgeehrt vom dankbaren Volke, gleich Roosevelt und vielen seiner Vorgänger als Komo privatus weiterpräsidiert.

Und Amerikas Politik? Einstweilen konstant, korrekt, neutral. Der Völkerbundgedanke ist überzeugend und faszinierend. Alle Bundesgenossen jubeln ihm zu, und wenn Italien eigene Wege gehen sollte, dann wehe ihm! Dann zieht

das Präsidium der Völkermoral seine schützende Hand von ihm zurück, und,Italien bleibt seines Glückes eigener Schmied. Deutschland ist eine Prüfungszeit auferlegt. Zeigt es sich nach Ablauf dieser Zeit würdig, in den Bund aufgenommen zu werden, wird niemand ein Veto erheben. Vergessen wir nicht, daß dieser Völkerbund auch ein Wirtschaftsbund ist, und uns neben ideellen auch materielle Vorteile aus seiner Aufnahme erwachsen können. Die amerikanischen Rüstungen zu Lande und zu Wasser haben einmal den Zweck, in dem großen Kriege mit I a p a n, der nicht ausbleiben wird, Sieger zu sein, und sodann Amerikas Großmachtstellung im allgemeinen „nachdrücklicher" zu gestalten. Ein deutsch-amerikanischer Konflikt ist ausgeschlossen, solange Deutschland Republik bleibt, Rüstungen im großen unterläßt und seiner Politik eine friedliche und neutrale Richtung gibt. Graf Bernstorff, der frühere deutsche Botschafter in Washington, trat unlängst für eine Politik ein, die „uns ganz von selbst an die Seite der Vereinigten Staaten führen würde". Eine derartige Politik wäre speziell vom handelspolitischen Standpunkt zu befürworten; gleichzeitig aber darf nicht vergessen werden, daß wir auch anderen Ländern gegenüber Pflichten haben.

Sowjet-Rußland. Rußland ist der erste sozialistische Staat der Welt! Ist der Hort der Revolution und das Land der Zukunft für dm, der an den Sozialismus glaubt. Von liier aus spinnen sich Fäden über ganz Europa — es sind die geistigen, sozialrevolutionären Strömungen, und die Träger ihrer Ideen agitieren in Deutschland, Frankreich, England, Amerika für den „russischen Gedanken"; sie bereiten in Reden, Broschüren und Schriften jenen ungeheuren Aufstand des Proletariats aller Länder vor, dessen Ziel ist: die Diktatur des Proletariats, die Entmachtung der bisher herrschenden Stände, ihre soziale Nivellierung mit dem Proletariat.

Sowjet-Rußland verzichtet auf territoriale Eroberungen; es treibt keine Außenpolitik. Die Entente hat die Entsendung russischer Regierung svertretcr bolschewistischen Glaubens in ihre Länder abgelehnt; wo aber Russen ausnahmsweise zugelassen, werden sie beinahe wie Feinde betrachtet und heimlich bewacht; oder bei Unruhen verhaftet, bestraft, ausgewiesen.

Zur Sicherung der Sowjetmacht hat Trotzki rote Armeen gebildet; man ist entschlossen, die junge Republik bis zum äußersten zu halten. Oeterurn censernus — gedulden wir uns noch ein wenig!

H. Wega:

Kulturaufgaben nach Krieg unö Revolution.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Als der Krieg vor nun beinahe fünf Iabren über uns hereinbrach, haben sich' im Anfang wokl die wenigsten Menschen die Bedeutung dieses schlichten Wörtchens klargemacht. Und erst, als mir uns im Laufe der Iahre mit Leid und Schmerzen, Sorgen und Grauen immer tiefer hineinarbeiten mußten in den Begriff, als wir unter Hunger und Tränen verstehen lernten, welche Gefolgschaft er nach sich zog, dieser grimme Feind aller menschlichen Kulturerrunqenschaften, da sind uns in dem Maße die Augen ausgegangen über das, was wir besessen und erst richtig eingeschätzt hatten, als es uns unwiederbringlich verloren ging. So selbstverständlich war es uns erschienen, eine geachtete Stellung unter den Kulturvölkern einzunehmen, den Kopf hoch tragen zu können als ein auf allen Gebieten arbeitsames, vvrwärtcstrebendes Volk. So selbstverständlich schienen uns Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit im Lande: unsere vorbildliche Beamtenschaft, unsere gesunde Rechtspflege, unsere guten Schulen und Hochschulen, unser vom Ausland vi?lgeschmähtes, weil geneidetes Militär, — unser Innen- und Außenhandel, der immer größere Ausdehnung und Bedeutung gewann. So selbstverständlich hatten wir es hingenommen, daß für jeden Raum und Brot war im deutschen Vaterland, wenn er nur den ernsten Willen zur Arbeit zeigte.

Grausam riß der Krieg uns aus allen Träumen, hart verfuhr er mit der Menschheit im allgemeinen und mit jedem einzelnen im besonderen! Und auch die Errungenschaften, die die ersten Kriegswochen uns unzweifelhaft gebracht haben, fegte er bald hinweg. Sie konnten der langen Dauer des Krieges und — dem Hunger nicht standhalten, zu dem unsere Feinde uns verdammten. Es steht wohl heute, wo wir mit einiger Klarheit zurückschauen können auf die Begebenheiten der letzten Iahre, für jeden, der Augen hat zu sehen, fest, daß es der Hunger war, der die größten Verheerungen bei uns angerichtet hat. Schieber-, Wucherer-, Hamsterunwesen, Unehrlichkeit in allen Ständen, Korruption unserer einst so treuen, unbestechlichen Beamtenschaft, Neid und Mißgunst der Menschen unter einander, Demoralisierung, Verwahrlosung unserer Iugend, — letzten Endes ist an allem der Hunger schuld. Und wenn über ein von Natur ruhiges, ein bis in die untersten Schichten gebildetes Volk die Revolution hereinbrechen konnte, die wir während der letzten Monate durchgemacht haben, wenn in unserem hochkultivierten Lande ein Bruderkrieg von ungeahnter Widerwärtigkeit möglich war, Schuld auch daran ist nur der Hunger. Aber grade, weil durch ihn unsere Feinde uns immer näher dem Abgrund entgegentreiben wollten, den sie für uns bereit hielten, sollten wir darin, wie so oft, ihre Erwartungen enttäuschen. Sollten

all ihre Bemühungen, uns aus der Gruppe der Kulturvölker, mir deren Konkurrenz man rechnet, dauernd auszuschließen, an dem festen Vorsatz zunichte werden lassen, uns niemals ganz zu verlieren, uns niemals selber aufzugeben.
Und dieser Vorsatz schließt Aufgaben für uns ei,', die ich im folgenden zu behandeln gedenke. Mir wollte nur scheinen, als ob es nötig sei, erst die Wunden und ihre Ursachen aufzudecken, ehe ich von einer möglichen Heilung sprach. ^
Wenn der Krieg einmal wirklich zu Ende und Frieden bei uns eingekehrt sein sollte, — auch der innere, — werden wir einem gähnenden Nichts gegenüberstehen. Wir haben viele Feinde und keinen einzigen Freund gewonnen. Unser Innen- und Außenhandel ist lahmgelegt, unser Kredit überall erschöpft. Keine hilfreiche Hand wird-fich uns entgegenstrecken, wieder wird es heißen: hilf dir selbst!
Wie wir nun die Riesenaufgabe, die uns nach außen bevorsteht, zu lösen hätten, dies zu erörtern sehe ich heut nicht als meine Aufgabe an, da ich mich selber den Ereignissen noch nicht fern genug fühle, um sie objektiv überschauen zu können. Was ich aber auch jetzt schon mit voller Überzeugung sagen kann, das ist: Sollten wir Deutschen wieder in Beziehungen zu andern Völkern treten, dann in erster Linie mehr Würde im Verkehr mit ihnen! Mehr Würde, als wir sie vor Ausbruch des Krieges bewiesen haben, wo alles uns genehm war, wenn es vom Ausland kam. Nackenschläge genug haben wir während des Krieges und jetzt dafür bekommen. Mehr Würde, als wir sie während der letzten unheilvollen Wochen zeigten! Nie wird der Deutsche mit seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner stark ausgeprägten Kritikfähigkeit, seinem Anpassungsvermögen es sich nehmen lassen, die Eigenschaften seiner Feinde ebenfalls wohlwollend zu beurteilen. Und er soll es auch nicht lernen! Das, was uns selbst im eigenen Lande so häufig zum Vorwurf gemacht wird, ist deutsche Eigenart und hat als solche ihre Existenzberechtigui'g. Die blinde Arroganz des Briten, der auf seiner Insel abseits des großen Verkehrs sitzt, und die chauvinistische Einseitigkeit des Franzosen wären in unserm Lande, das so vielen Völkern als Durchgang dienen muß, eine Unmöglichkeit, ein Hemmnis sondergleichen. Nur die liebedienerische Art, mit der wir dem Ausland mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, mehr Konzessionen machen als uns selber, können wir uns ruhig abgewöhnen. Denn wir sollen ja der übrigen kultivierten Menschheit beweisen, daß wir aus diesem Zusammenbruch, wenn nichts anderes, so doch unser Ehrgefühl, unsere Selbstachtung gerettet haben. Das wird unsere Hauptkulturaufgabe nach außen sein. —
Was die inneren anbetrifft, so sehe ich eine lange Reihe von solcher Wichtigkeit vor mir, daß ich sie einzeln behandeln muß. Wenn wir heut unter der Schwere dessen, was uns betroffen, fast zusammengebrochen sind, so können wir die Hauptschuld auf unsere innere Uneinigkeit und Zerfahrenheit, auf jenen unerquicklichen Zustand schieben, den ein zu langer Krieg und eine zur Unzeit einsetzende Revolution uns gebracht haben. Als der Krieg ein Ende nehmen mußte, waren wir seelisch und körperlich erschöpft. Die Revolution mit ihren Folgeer,

scheinungen hat diese Erschöpfung vollendet. Wir sind heute bettelarm, weil wir so arm an ir nerem Frieden, an menschlichem Glücke sind. Wir stehen uns im eigenen Lande nicht als Brüder, als Menschen eines Stammes gegenüber, fondern als Feinde in verschiedenen Lägern, von denen jedes mit den schärfsten und grausamsten Waffen kämpft. Wollen wir uns wieder heraufarbeiten, wollen wir wieder zu Ehre «nd Ansehen gelangen nach außen und zu Friede und Glück nach innen, so müssen wir die Gegensätze überbrücken und Menschen l i e b e, nicht Menschenhaß Verbreiten lernen.

Wen die größte Schuld an der Verl'etzungspolitik trifft, die seit Monaten ' bei uns getrieben wird, will ich dahingestellt sein lassen. Iedenfalls ist sie eine schlechte Waffe und kann niemals zu guten Resultaten führen. Wer Haß und Neid zwischen die Menschen sät, kann nicht erwarten, daß er friedliche Arbeit erntet. Wir aber wollen, daß die Menschen sich in friedlichem Neben- und Miteinander-«rbeiten wiederfinden, daß sie sich verstehen und gegenseitig achten lernen. In dem Lande, das künftig eine demokratische Republik sein will, ist es unzulässig, von dem einen Stand zu verlangen, daß er sich einseitig der Herrschaft eines andern beugt. In jedem, der produktiv schafft, auf welchem Gebiet es auch sei, und der in seinem Fach etwas Tüchtiges leistet, achte man den Menschen und nicht den Stand. Das schließt jede engherzige Bevorzugung einzelner Menschengruppen aus und führt uns segensreichem Indiehändearbeiten zu. Ieder aber, der heute die verschiedenen Läger gegen einander hetzt, bringt uns immer weiter in der Kultur zurück. Ieder, der in uns den Glauben nährt, daß wir auch ohne diese gegenseitige Achtung, dies gegenseitige Verständnis, groß u,id glücklich werden könnten, belügt uns und tr«bt uns immer tiefer in die U n kultur hinein, die wir jetzt zurGenüge kennen gelernt haben und deren wir nachgerade überdrüssig sind.—

Haben wir es erreicht, daß die Menschen sich wieder zu friedlicher Arbeit zusammenfinden, so heißt es, in erster Linie die sittlichen Schäden heilen, die Krieg und Revolution uns geschlagen. Daß wir moralisch nicht besser geworden sind durch diese, und daß sie auch an den Grundsesten eines Staates, dem Familienleben seiner Bürger, mehr als gut gerüttelt haben, liegt klar auf der Hand. Und zwar aus folgenden Gründen:

Der Krieg führte die Männer hinaus, ließ sie vier Iahre und mehr ein Abenteuerleben führen, wie keiner von ihnen es bisher gewöhnt war. Ich will gewiß nicht sagen, daß sie es draußen leicht und bequem hatten, — im Gegenteil. Aber die regelmäßige Arbeit, die Gebundenheit des Kulturmenschen, fehlte. Und auch für die Frauen daheim nahm der Alltag plötzlich ein anderes Gesicht an. Sie durften nicht mehr ruhig am eigenen Herd sitzen, Mann und Kinder versorgen und darin ihre Lebensaufgabe sehen, — auch sie trieb der Krieg hinaus ins feindliche Leben. Die einen, um den Ernährer zu ersetzen, an seiner Stelle für sich und die Kinder zu arbeiten, die andern, um Hilfsdienst am Vaterland zu tun. Und wer es sich leisten konnte oder aus Familienrücksichten leisten mußte, nur Haus-

frau zu bleiben, der hatte auch nicht das bessere Teil erwählt. Denn schwer lag die Wirtschaftsführung während dieser letzten Jahre auf der, Schultern der Hausfrau.

Mann und Frau, in so veränderte Verhältnisse und vor Aufgaben gestellt, die von den bisherigen grundverschieden waren, lebten sich auseinander. Das Familienleben litt, mußte leiden unter der Abwesenheit des Vaters, der Berufs- oder erschwerten Wirtschaftstätigkeit der Mutter. Ietzt heißt es, dem Volk sein Familienleben wiedergeben, es ihm wieder lieb machen. Das gebt aber nicht so einfach dadurch, daß wir den Mann nach Hause schicken, die Frau aus ihrem Beruf hinausdrängen und es nun dem Zufall überlassen, daß alles wieder werde wie einst. Wie verkehrt das ist, haben wir jetzt wohl zur Genüge erfahren. Der für ein regelmäßiges Leben verdorbene Mann konnte sieb an ruhige, eintönige Arbeit nicht gewöhnen. Als Resultat: Streik, Demonstrationen, Arbeitsscheu. Der durch Selbständigkeit und guten Verdienst verwöhnten Frau grauste vor dem Einerlei des Haushalts. Beide fanden sich nur in dem Wunsch nach lange entbehrtem Lebensgenuß, nach Sinnentaumel zusammen, nicht aber nach einem geregelten, vertieften Familienleben. Daher die unter den traurigen äußeren Verhältnissen sonst unverständliche Freude an Tanzlustbarkeiten, die Überfüllung aller Vergnügungsstätten, Theater, Kinos, Konzerte, — die Sucht, sich durch äußere Reizmittel, ganz gleich welcher Art, zu betäuben.

Der Staat, der sich bewußt ist, daß ein auf sittlicher Grundlage beruhendes Familienleben zu seinen festesten Stützen gehört, hat in erster Linie ein Interesse daran, es seinen Bürgern wieder lieb zu machen. Aber wie? Er schaffe gesunde soziale Verhältnisse, die es den Menschen ermöglichen) zu heiraten, wenn sie noeh» jung und unverbraucht sind, noch Aussicht haben, ihre Nachkommenschaft selber heranzuziehen. Er schaffe gesunde Wohnverhältnisse, an denen es gerade jetzt besonders mangels und für deren Hebung daher schleunigst etwas getan werden müßte. Spielt sich das Familienleben in menschenunwürdigen Behausungen ab, so kann es keinem der Beteiligten zu dem werden, was es ihm werden sollte: zu einem sicheren Zufluchtsort in allen Stürmen des Lebens, zu einem festen sittlichen Halt. Außerdem wird es zu einer schweren moralischen Gefahr für die in solchen Verhältnissen heranwachsende Jugend, die vieles hört und sieht, was ihr besser erspart bliebe.

Ferner sorge der Staat dafür, daß die Mädchen woblvorbereitet in die Ehe hineingehen, denn das Glück vieler Familien scheitert nur an der Unfähigkeit der Frau, sich in ihren Pflichten zurechtzufinden. Ob diese Vorbereitung nun Frauendienstjahr heißt, oder ob sie sich als praktisches Lehrjahr der Schule angliedert, mag ich hier nicht erörtern. Dem Frauendienstjahr steht nach meiner Meinung die Schwierigkeit entgegen, in welchem Alter es zu verlangen wäre? Denn selbst ein Verbot, vor dem 18. Iahr oder vor Vollendung des Frauendienstjahres zu heiraten, hätte keinen großen praktischen Wert, da wir es der Frau nicht verbieten

können, vvm vierzehnten Iahr an Kinder zu bekommen. Menschliche Gesetze gegen natürliche aufzurichten, wird stets eine Sache von zweifelhafter Wirkung bleiben.
Wie dem aber se', und wie hoch den Staat die Pflichtvvrbereitung für grauen belasten mag, — keine Ausgabe ist zu groß, die diesem Zweck dient. Denn was dem Staat durch schlechte Wirtschaftsführung, mangelhaste Ernährung des Mannes, unverständige Kindererziehung mittelbar und unmittelbar an Werten verloren geht, ist so ungeheuerlich, daß Vorbeugungsmaßregeln niemals gleich teuer werden könnten.
Hierher gehört auch die Aufklärungsarbeit an jungen Menschen, die heiraten wollen, über das, was sie sich als Geschlechtswesen schuldig sind, über Krankheiten und andere Dinge, an denen das Familie.ileben so häufig scheitert. Man fordere Gesundheitsatteste vor der Eheschließung, damit derjenige Teil, der r?in und gesund in die Ehe hineingeht, wenigstens die Möglichkeit hat, eine Ansteckung durch den kranken Partner abzulehnen, — damit eine unschuldige Nachkommenschaft bewahrt bleibe vor dem nnseligen Erbe, das belastete Eltern ihm so häufig mitgeben.
Zur Festigung des Familienlebens gehören ferner: ausgedehnter Schwangerenschutz, Säuglingsfürsorge, Mütterberatungsstellen, sowie Erleichterungen für den kinderreichen bedürftigen Familienvater: Mietsunterstützung, Steuererlaß, Schulgeldfreiheit. Säuglingsheime, Kindergärten, Horte, Ferienkolonien gehören ebenfalls dazu. Es soll den Eltern die Verpflichtung, für ihre Kleinen zu sorgen, durchaus nicht abgenommen, sie s'llen nur in richtiger und sachgemäßer Weis/ darin unterstützt werden. Sorgt man dafür, daß sie ihre Kinder für Tage oder Wochen unter guter Aufsicht fortgeben können, so ist ihnen dadurch ebenfalls die oft se5r nötige Erholung möglich gemacht. Das Aufslandschicken der Kinder, wie es während des Krieges, und der Austausch von Stadt- und Landkindern, wie er schon vor dem Krieg hier und da angeregt und ausgeführt wurde, sollte weiter im Interesse der Iugend recht rege gepflegt, auch müßten von Staats wegen mehr Erholungsheime für Kinder aller Stände an der See und im deutschen Mittelgebirge errichtet werden. Kleine Reisen, Wanderungen, Sport, — das sollte nicht nur jungen Leuten, nicht nur einzelnen Klassen zugänglich sein, sondern, wie es z. B. in der Schweiz gehandhabt wird, demgesamten Volk. Viel größer ist die Arbeitsfreude nach sorglosem Genießen, die Spannkraft des Menschen viel weniger schnell verbraucht, wenn er sich hin und wieder seine vom Einerlei des Alltags müden Lebensgeister bei der schönen Mutter Natur auffrischen kann. Und viel weniger werden die seichten Vergnügungsstätten, die Lokale mit schlechter Lust und schlimmen Verlockungen besucht werden, wenn wir an ihre Stelle edle Anregungen, harmlose Belustigungen setzen. Billige, aber gute Theatervorstellungen Konzerte, die Möglichkeit, sich in öffentlichen Lesehallen bequem geistige Nahrung zu verschaffen, — das alles gehört zu den Kulturaufgaben, die uns heute beschäftigen sollen. Denn wir können dem Volk nichts nehmen, können es für

die Abwege, iuf die seine lebenshungrige Natur es treibl, nicht zur Verantwortung ziehen, ehe wir ihm nichts Anderes, Besseres geben, und, wenn es geschaffen ist, seine Sinne für diese Art von edleren Genüssen aufnahmefähig machen. Ich glaube, daß das gerade beim deutschen Volk keine undankbare Aufgabe ist. Versuche mit billigen Opcrn, Volksbühnen und dergleichen haben es zur Genüge beniesen. —
Dann aber steht uns noch eine besonders schwere, aber auch besonders lohnende Kulturarbeit bevor: die an unserer Iugend! Kein Zweifel, daß sie am meisten durch Krieg und Revolution gelitten hat, am schwersten körperlich und geistig geschädigt worden ist. Wir können ruhig von einer physischen und psychischen Unterernährung der heutigen Iugend reden. Und beides hat zu schlimmen Resultaten, zu Verwahrlosung und Verrohung, seelischer Erschlaffung und körperlicher Widerstandslosigkeit gefübrt. Ietzt heißt es, Gegen maßregeln treffen, ehe es zu spät ist.
An erster Stelle steht für mich immer die Erziehung zuhause. Keine Anstalte erziehung kann diese ersetzen, wenn Eltern im richtigen ehelichen Verhältnis zu einander leben und ihre Stellung zu den Kindern sich auf gegenseitiges Vertrauen stützt. Aber das feblt leider in vielen Fällen, und daher fehlt dann auch den Kindern im späteren Leben die sittliche Grundlage, auf der sie weiterbauen können. Habe» wir das Familienleben reformiert, wie vorhin angedeutet, so wäre auch der Rahmen tür eine bessere Kindererziehung geschaffen. Sie soll frei sein von seelischer Ver^ weichlichung, von Pedanterie und jener Willkürberrschaft, die Eltenr früher m>t ihren Kindera zu treiben pflegten, die aber immerhin noch lebenstüchtigere Menschen geschaffen hat als die Zeit übergroßer Nachsicht und seelischer Verweichlichung, die das „Iahrhundert des Kindes" uns brachte. Es ist ein Unding, jemand für frei zu erklären, der noch auf Schritt und Tritt über seine eigenen Unvollkommen-heiten und Unerzogenheiten stolpert. Der sich nicht einmal in sich selber, geschweige denn im Leben zurechtzufinden vermag. Wer wirklich frei werden will von den Ketten, die seine Natur, sein Temperament ihm aufzwingen, der muß entweder durch eine zielbewußte Erziehung oder durch eine harte Lebensschule gegangen sein. Und wer sein Kind lieb hat, der möchte natürlich das erstere. —
Hat während des Krieges die Schulerziehung unter denselben ungünstigen Bedingungen gestanden wie die häusliche, indem Mangel an Lehrkräften herrschte, der Unterricht durch Raun?-, Beleuchtungs-, Kohlennot ein unvollständiger sein mußte, — so sollen auch diese Schäden mit beginnender Friedenswirtschaft mög-lichst schnell gebessert werden. Schulreformen von weittragender Bedeutung find uns versprochen worden, die Schaffung der Einheitsschule wird geplant. Und wenn ich dieser auch nicht sympathisch gegenüberstehe und der Meinung bin, daß sie in den Großstädten kaum den Erwartungen entsprechen kann, die gerade das Volk darauf setzt, weil es seine Kinder unter weit ungünstigeren Bedingungen zur Schule schickt, als die oberen Stände, — als Reform bestrebung de-grüße ich jedenfalls auch diesen Gedanken. Denn unser Schulwesen ist während

der letzten beiden Iahrzehnte nicht vorwärts geschritten, sondern, von früheren Erfolgen geblendet, stehen geblieben. Wir haben herrliche Sehulpaläste gebaut, unser Möglichstes getan, den Kindern Lehrmittel lind Anschauungsgegenstände in greifbare Nähe zu rücken, — aber der Bau war morsch, auf den wir eine neue "Außenseite klebten, der Untergrund schwankend und veraltet, auf dem wir weiter-bauen wollten.

Veraltet ist der Grundsatz, Lehrer und Schulleiter nur dann von einer Anstalt entfernen zu können, wenn irgend ein Verschulden sie trifft, während es doch schon eine schwere Versündigung an unserer Iugend sein kann, wenn sie zu alt, mißtrauisch und übellaunig sind, wenn sie sich bei den Kindern keine Autorität zu verschaffen wissen, wenn sie stehen bleiben in ihren Anschauungen, ihrer Entwicklung, den Unterricht zu keinem lebendigen, frischen modernen Geist übermittelnden gestalten können. Veraltet ist das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, das mit wenigen Ausnahmen kein ersprießliches genannt werden kann. Gewiß gibt es auch heute schon Lehrer, die der Iugend mit Liebe und Vertrauen entgegenkommen, in ihr trockenes Schulwissen selbsterworbene Lebenserfahrung einfügen. Aber im großen und ganzen sieht es traurig aus, besonders in unfern höheren Schulen, wo Lehrer und Schüler meist auf ganz verschiedenen Wegen wandeln, die niemals zusammenführen, — wo unsere Iugend mit totem Wissen geplagt wird, aber an lebendiger Lebenskunde bitter Mangel leidet. Wo der Lehrer ihm nicht Vorbild und Führer, sondern bestenfalls ein gerechter Richter ist. Wenn das in vielen Fällen nicht an den Lehrern, sondern an den Lehrplanen liegt, so müssen eben d-ese geändert und mehr auf unser modernes Veben zugeschnitten werden. Und ich hoffe, daß die Revolution nns auf diesem Gebiet manche Kulturerrungenschaft bringen wird, die für das geistige Wohl unserer Iugend von größter Wichtigkeit ist. —

Kurz berühren möchte ich noch die Frage der „Schülerräte" und der „Elternbeiräte". Erstere lehne ich ab, nicht nur, weil sie zu Auswüchsen führen könntet, sondern weil sie den Kindern eine Verantwortung aufpacken der diese nicht gewachsen sind. Einen andern Standpunkt jedoch nehme ich gegenüber den „Elternbeiräten" ein, da diese den Eltern, die es ernst mit der Erziehung ihrer Kinder meinen, endlich eine neutrale Stelle schaffen würden, an der >ie berechtigte Beschwerden über Schulbetriel., Lehrer oder Schulleiter anbringen könnten. Andererseits wären die Elternbeiräte auch imstande, mit einigem Takt von der Schule ungerechlfertigte Wünsche oder Beschwerden fernzuhaltei.

Noch besser würde ich es finden, diesen „Elternbeiräten" „Iugendberatungsstellen" anzugliedern, da auch Kinder manchmal das Bedürfnis haben, sich Rctt und Hilfe bei einem Erwachsenen zu holen, der gewissermaßen ü b e r der Sache steht. Manch schwerer Mißgriff Iugendlicher könnte auf diese Weise noch geheilt, mancher Selbstmord verhütet werden.

Wir sollten eben stets versuchen, unserer Iugend in den für sie schwersten

Iahren, wo alles in ihnen gärt und ringt, Hilfe angedeihen zu lassen. Hierfur wäre auch eine Reform des Naturgeschichtsunterrichts dringend erforderlich. Man hat soviel von Aufklärung gesprochen während der letzten Iahre, aber im Grunde genommen ist es immer bei schönen Worten geblieben. Die Eltern scheuen sich davor, und die Schule, nach deren Mitarbeit wir so gern rufen, wenn wir uns einer Sache nicht mehr gewachsen fühlen, umgeht in der Naturgeschichtsstunde gerade das Wichtigste mit einer unverständlichen Scheu. Sie bricht ab, wo des Kindes Phantasie am regsten wird.

Wellen wir eine in jeder Beziehung gesunde Iugend heranbilden, so müssen wir sie frühzeitig mit allem vertraut machen, was mit ihrem Geschlechtsleben zusammenhängt, müssen von jeder Lüge und Heimlichkeit absehen. Denn schließlich dienen doch beide nur dazu, die Phantasie in ungesunder Weise anzuregen, das Blut zu erhitzen. Wird klar und wahr mit ihnen besprochen, worüber sie früher nur heimlich tuscheln durften, wird ihnen als selbstverständlich und natürlich hingestellt, was sonst mit dem Schein des Anstößigen umgeben war, so verliert es sehr bald an Reiz. Geschlechtliche Verirrungen sind ein trauriges Produkt mangelhafter Aufklärung. Geschlechtskrankheiten, wie sie sich gerade der junge Mensch so häufig zuzieht, können wir meist als Folgeerscheinung jener bedauerlichen Unwissenheit bezeichnen. —

Auch zu den unehelichen Geburten müssen wir in unserem neuen Kulturstaat in ganz anderer Weise Stellung nehmen wie bisher. Wir dürfen die uneheliebe Mutter nicht mehr mit einer mitleidigen oder herablassenden Handbewegimg beiseite schieben, dürfen das uneheliche Kind nicht mehr mit einem ungerechtfertigten Makel belasten. Denn wir brauchen beide. Und dn wir sie brauchen, sollen wir sie auch in unserem eigenen Interesse zu nützlichen und geachteten Gliedern der menschlichen Gesellschaft machen.

Denn etwas Durchgreifendes ist bisher kaum geschehen, und wir dürfen uns nicht engherzig hinter veralteten Anschauungen verschanzen, wenn es sich um Fragen von so großer volkswirtschaftlicher Bedeutung handelt. Mit dem unehelichen Kinde, das durch schlechte Pflege oder schon vorher durch mangelhafte Geburtshilfe zu Siechtum, zu frühem Sterben verdammt, oder das, ohne sittlichen Halt herumgestoßen, dem Verbrechen in die Arme getrieben wird, gehen dem Staat unersetzliche Werte verloren. Und mit der unehelichen Mutter, die wir aus der anständigen Gesellschaft ausschließen, schaffen wir uns ebenfalls einen staatsgefährdenden und kulturhemmenden Faktor.

Gewiß sollen wir die unehelichen Geburten nicht begünstigen, aber wir haben, wie ich vorhin schon ausführte, kein wirksames Mittel, gegen natürliche Gesetze menschliche aufzurichten. Es gibt überwiegend Frauen bei uns, und dies Verhältnis hat sich durch das Massensterben blühender junger Männer während des Krieges noch zuungunsten der Frauen verschoben, hat die Heiratsmöglichkeiten verringert. Stets dasselbe geblieben ist aber im Gegensatz dazu das Bedürfnis

jeder normal empfindenden Frau nach Liebe, nach Mutterglück, und es sind durchaus nicht immer die schlechtesten, die diesem Naturtrieb so völlig unterliegen, daß auch uneheliche Mutterschaft sie nicht schreckt. Wohl können wir unsere jungen Mädchen aus allen Ständen aufklären und belehren, können sie warnen und ihnen einen so hohen Begriff von ihrer Frauenehre und Würde beibringen, daß sie sich nicht wahllos an jeden Mann wegwerfen, nicht achtlos ihre ganze Zukunft opfern. Aber wenn es trotzdem geschehen ist, so sollen wir ihnen mit warmer Menschlichkeit dazu verhelfen, daß sie auf den rechten Weg zurückfinden. Viel besser wäre es für das Kind, könnte es unter den Augen der Mutter, vielleicht sogar in deren Familie, aufwachsen, anstatt heimat- und liebelos durch die Welt gestoßen zu werden! Neben allem, was Gesetz und Wohlfahrtspflege für Mutter und Kind tun können, müßten wir Menschen im allgemeinen uns daran gewöhnen, sie als gleichberechtigt anzuerkennen, damit sie nicht erst, verhetzt und verbittert, auf die schiefe Ebene geraten. Iede Mutter, die für ihr Kind eintritt, sei uns als wertvolle Bereicherung der menschlichen Gesellschaft willkommen. Ieder Mensch, ganz gleich, wo und in welchen Verhältnissen er geboren, sei mit derselben Sorgfalt zu einem tüchtigen Staatsbürger erzogen. Solche Elemente aber, die sich unseren Bemühungen zum Trotz als kulturfeindlich entwickelt haben, mögen wir mit gerechter Verachtung strafen. Und diese werden wir in allen Ständen, unter Ebelichen und Unehelichen, finden. —

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die sozialen Ausgaben, die uns bevorstehen, und eine Forderung, die mir am dringendsten scheint: jede Frau sollte diesen in Zukunft daö Wenige oder Viele, das sie an freier Zeit erübrigen kann, widmen, und ich bin sicher, mit einigem guten Willen kann sie es tun. Unsere sozialen Einrichtungen waren schon vor dem Krieg gut, aber nicht ausreichend für die Not, die es zu lindern galt. Jetzt ist die Not ins Ungeheure gestiegen, die soziale Arbeit braucht auf all ihren Gebieten freiwillige Mithilfe von Frauen aller Stände. Im Fürsorge- und Vormundschaftswesen, in der Armen-, Waisen-, Schul- und Kriegshinterbliebenenpslege, für Mütter- und Iugendberatungsstellen, Heime für jugendliche Arbeiter beiderlei Geschlechts, in der Gefangenen-, Trinker-, Tuberkulose-, Wohnungsfürsorge, — überall bieten sich weite Tätigkeitsfelder für uns. Und die deutsche Frau, die während des Krieges mit wenigen Ausnahmen nicht versagt hat, wird auch hier nicht versagen. Sie wird dem Ruf des bedrängten Vaterlandes Folge leisten. —

Es mag heute manchem schwer fallen, noch an Deutschlands Größe zu glauben, und daß ihm eine bessere Zukunft beschieden sei, als wir jetzt unter dem Druck der Verhältnisse annehmen dürfen. Aber wenn wir uns alle — Männer und Frauen — in dem festen Vorsatz zusammenschließen, unser Vaterland nicht aufzugeben, so wird das schwere Werk gelingen und dermaleinst auch deutsches Wesen, deutsche Kultur sich ihren berechtigten Platz in der Welt zurückerobern!

Or. Vernharö Münz:
Ein Patriarch öer öeutschen Semokratie.
Iohann I a e o b y, der von den humansten Gesinnungen für das politische und soziale Wohl der Staatsbürger erfüllte bekannte Königsberger Arzt und Politiker, gewann durch ein rechtes Wort zu rechter Zeit, sowie durch nachhaltig kühne Geltendmachung zeitgemäßer Forderungen den ungemessensten Beifall der Zeitgenossen. Er ward sich nie untreu, ließ sich auf keine Kompromisse ein, die Wabi heit ging ihm über alles. 1838 suchte er durch die Schrift „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Zensur in Preußen", wie er sich ausdrückte, „Galle" bcr^ vorzurufen, um „über solch anmaßende Vormundschaft sich zu entrüsten, und Mut, dagegen zu kämpfen, damit endlich einmal die deutsche Presse von den schwächlichen Zensurwindeln befreit werde". In den 1841 erschienenen „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen", welche in ganz Deutschland größtes Aufsehen erregten lind ihm -eine Untersuchung wegen versuchten Hochverrats, Majestätsbeleidigung sowie frechen und unehrerbietigen Tadels und Verspottung der Landesgesetze eintrugen, nahm er die Teilnahme der Bürger am Staatslebcn nicht als Begünstigung, sondern als klar erwiesenes Recht in Anspruch und in der den preußischen Ständen 1845 überreichten Denkschrift „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.", welche dieselbe Anklage zur Folge hatte, legte er dar, daß das von diesem König durch das Gesetz vom 22. Mai 1815 gegebene, aber in den darauf folgenden 25 Iahren seiner Regierung nicht erfüllte Versprechen einer auf Volksvertretung begründeten Verfassungsurkunde für seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. gesetzlich lind moralisch verbindlich sei, daher den Pro vinzialständen die Pflicht obliege, neuerdings auf Erfüllung anzutragen. Denkwürdig ist seine Erwiderung auf den ihm von dem Staatsanwalt 1842 in der Verhandlung vor dem Kammergerichte gemachten Vorwurf maßloser Opposition: „Iawohl, ich gehöre zur äußersten Opposition gegen Unrecht und gegen Unwahrheit", und der Alisspruch, den er am 2. November 1848 als Mitglied der von dem Romantiker auf dem Throne empfangenen Deputation der Berliner Nationalversammlung getan: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!"
Der Eindruck der französischen Iulirevolution gab ihm für sein Leben die politische Richtung. Er träumte begeistert von der Freiheit Europas und meinte, von nun an dürften die humanen und zeitgemäßen Bestrebungen keine Zurückdrängung mehr erfahren. Seinerseits war er sofort mit größtem Eifer bei der Hand, hierzu beizutragen. Am 8. Mai 1848 vom vierten Berliner Wahlbezirke in die preußische Nationalversammlung gewählt, erkannte er die Revolution ols solche an und stellte den Antrag, es solle erklärt werden, daß sich die Kämpfer

vom 18. und 19. März um das Vaterland wohlverdient gemacht haben; denn der Märzkampf sei die großartigste Volkstat der preußischen Geschichte seit 1813. Und die republikanische Staatsform erklärte er „für die eines freien, politisch gebildeten Volkes würdigste, geeignet, die soziale Frage der Zukunft zu lösen". Am 13. November 1863 äußerte er sich vor Berliner Wählern: „Soll Preußen als Rechtsstaat erstehen, muß notwendig der Militär- und Iunkerstaat Preußen untergehen"; dies sei aber nur möglich, wenn das Volk zur Selbsthilfe schreite. Am 12. Iuni 1865 führte er im Abgeordnetenhaus« aus, daß Bismarcks „verwerfliches Regierungssystem die rechtlichen und sittlichen Grundlagen des Staates aufs tiefste erschüttere". Auch die Ereignisse des Iahres 1866 vermochten Iaeobys Sinn nicht zu ändern, vielmehr trugen sie nur dazu bei, denselben noch mehr zu festigen. In der Stadtverordnetenversammlung zu Königsberg trat er am 22. Mai 1866 für eine an den König zu richtende Bitte um Aufrechthaltung Oes Friedens und gründlichen Wechsel der Personen wie des Systems der Regierung auf. Als nach der siegreichen Durchführung von Bismarcks äußerer Politik ein Ausschuß des Abgeordnetenhauses am 23. August 1866 durch Virchow eine Adresse an den König mit der Erklärung beantragte, es sei dem In- und Auslande gegenüber Wert auf die Konstatierung zu legen, daß die Parteien in Preußen sich in großen Augenblicken auf dem Boden der Verständigung zusammenfinden könnten, opponierte Iacoby dagegen, weil der Krieg ohne, ja gegen den Willen des Volkes unternommen sei und der Sieg nur dem unumschränkten Herrscher zugute komme. Ein andermal, in einer am 30. Ianuar 1868 vor seinen Berliner Wählern gehaltenen Rede über „Das Ziel der deutschen Volkspartei" tat er dar, solange nicht in allen Angelegenheiten des Staates der Gesamtwille zur vollen Geltung komme statt des Willens eines einzelnen, sei das Volk nicht Herr seines Geschicks; ein wirklicher, einmütiger Volkswille wäre nicht möglich, solange nicht eine gewisse Gleichmäßigkeit in der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebenshaltung der Volksklassen vorhanden sei; ohne Teilnahme des Arbeiterstandes gebe es keine dauernde Besserung der politischen Zustände, die demokratische Partei müsse daher aufhören, eine bloß politische zu sein, und müsse die Umgestaltung der sozialen Mißverhältnisse sich zur Aufgabe machen. In einer Antwort an den demokratischen Verein zu Hamburg stellte er am 24. Mai 1868 als Ziel der Volkspartei hin: „Umgestaltung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustände im Sinne der Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt". Sein förmlicher Übertritt zur Sozialdemokratie erfolgte 1872, wenn er auch schon am 2(1. Ianuar 1870 in einer Rede über das Ziel der Arbeiterbewegung vor seinen Wählern tatsächlich als Sozialdemokrat aufgetreten war. Auf seinen Antrag sprach eine Versammlung von Königsberg« Urwählern am 20. Mai desselben Iahres die Erwartung aus, daß die Abgeordneten den Etat solange nicht genehmigen werden, bis gleiches Recht für alle und eine volkstümliche Reform des Heerwesens durchgeführt sei.

Iaeoby war der erste, der das S e l b st b e st i m m ungsrecht der Volker verkundet hat. Er beantragte schon im vereinigten Landtag 1847, durch den Bundestag bei der preußischen Regierung dahin zu wirken, daß mit möglichster Wahrung der deutschen Interessen die gerechten Forderungen der Polen im Posenschen erfüllt, eine selbständige nationale Verwaltung mit einem selbständigen Ministerium in den überwiegend polnischen Gebietsteilen eingeführt und sobald als möglich ein posenscher Landtag berufen werde. Nach dem deutsch-französischen Kriege erregte er gewaltiges Aufsehen durch eine heute wie eine Prophezeiung anmutende Verwahrung, die er am 14. September 1870 in der Versammlung der Königsberger Volkspartei gegen die Politik des eisernen Reichskanzlers und den Anschluß von Elsaß-Lothringen erhob. Es sei, sagte er, der barste politische Unverstand, zu glauben, aus Unrecht und Gewalttat könne den Völkern irgendein Heil erwachsen. Die Rede, welche die unseligen Ergebnisse des furchtbaren Welt-krieges im Grunde vorauskündet, ist politisch und ethisch viel zu bedeutsam, als daß wir ihr hier nicht Raum geben sollten. Sie hat folgenden Wortlaut: „Meine Herren! Im Iahre 1866 — am 25. August — sprach Graf B i s m a r ck in der Annexionskommission des preußischen Abgeordnetenhauses die denkwürdigen Worte: ‚Greifen wir rasch zu! Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück. Machen Sie es der Regierung nicht zu schwer mit den, Annexionsgesetz; seien wir lieber heißhungrig nach nationaler Einheit und Macht, ohne lang zu streiten, wie das Gericht serviert werde!<"

„Vier Iahre sind seitdem verflossen, — und in dieser kurzen Spanne Zen haben unsere Nationalliberalen so große Fortschritte gemacht, daß die Schüler fast den Meister übertreffen. Weit entfernt, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, sind sie selbst es, die zu immer neuen Annexionen drängen: s o heißhungrig sind sie nach nationaler Einheit und Macht, daß die Regierung ihnen gar nicht genug annektieren kann."

„Kaum ist von Berlin die Parole ausgegangen, und schon sehen wir, wie allerorten — in der Presse, in Versammlungen, in Adressen — ein tausend-stimmiger Chor sich erhebt, die Annexion von Elsaß und Lothringen zu verlangen. Vor wenig Tagen noch war es ein Verteidigungskrieg, den wir führten, ein heiliger Kampf für das liebe Vaterland; und heute — wenn man die Zeitungen liest — ist es ein Eroberungskrieg, ein Kampf für die Oberherrschaft der germanischen Rasse in Europa!"

„Ich werde nicht die Frage erörtern, welche Folgen die Annexion haben würde. Sie wissen, unsere Nationalliberalen versprechen sich goldene Berge davon. Was aber auch diese Herren zugunsten der Annexion sagen mögen, wie immer ihr National-Heißhunger „das Gericht servieren" mag, — der barste politische Unverstand ist es, zu glauben, aus Unrecht und Gewalttat könne den Völkern irgend ein Heil kommen".

„Die Hauptfrage, auf deren Entscheidung allein es hier ankommt, ist

die: Hat Preußen oder Deutschland das Recht, Elsaß und Lothringen sich anzueignen? Man sagt uns, Elsaß und Lothringen haben früher zum deutschen Reiche gehört. Durch List und Gewalt hat Frankreich sich dieser Länder bemächtigt. I e tz t, da wir die Franzosen besiegt, ist es nicht mehr als recht und billig, daß wir ihnen die Beute wieder abjagen, das uns geraubte Eigentum zurückfordern. Meine Herren! Lassen Sie sich nicht in Versuchung führen durch schönklingende Worte! Und böte man Ihnen die Reiche der Welt, lassen Sie sich nicht verleiten, den Götzen der Macht anzubeten! Prüfen Sie jene schönklingende Phrase, — und Sie werden finden, daß sie nichts weiter ist, als — eine Bemäntelung des alten barbarischen Kanonenrecht s."

„Elsaß und Lothringen — sagt man — waren deutsches .Eigentum' und müssen wieder deutsch werden! Wie, — fragen wir — hat denn Elsaß und Lothringen keine Bewohner? Oder sind etwa die Bewohner dieser Länder eine willenlose Sache, die man so ohne weiteres in Besitz nehmen, mit der man nach Belieben schalten und walten kann? Sind sie durch den Krieg rechtslos — sind sie Skl.aven geworden, über deren Geschick der Sieger willkürlich verfügen darf? Selbst der eifrigste, eingefleischteste Annexionist räumt ein, daß die Elsässer und Lothringer mit Leib und Seele Franzosen sind und Franzosen bleiben wollen. Und hätten sie sich auch noch so schwer gegen uns vergangen, — wider alles menschliche Recht wäre es, wollten wir sie zwangsweise zu Deutschen machen, sie — gegen ihren Willen — Preußen oder einem andern deutschen Staate einverleiben."

„Meine Herren! Es gibt ein altes deutsches Sprichwort, das — um seiner Wabrheit willen zu einem allgemeinen Sittengesetz erhoben ist:

Was du nicht willst, daß d i r geschieht,
Das tu auch einem andern nicht!

Wie würde es uns, wie unseren Nationalliberalen gefallen, wenn einst ein siegreiches Polen — auf Grund des Kanonenrechts — die, Provinzen Posen lind Westpreußen zurückfordern und annektieren wollte? Und doch ließen sich dafür ganz dieselben Gründe geltend machen, die man jetzt für eine Annexion von Elsaß und Lothringen vorbringt."

„Nein, meine Herren! Unsere Pflicht ist es, solchen Bestrebungen nationaler Selbstsucht entgegenzutreten. Halten wir fest an den Grundsätzen des Rechts — wie im Privatleben, so im öffentlichen Leben! Sprechen wir es ^us — als unsere tiefinnerste Überzeugung, daß jede Einverleibung fremden Ländergebiets wider den Willen seiner Bewohner eine Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und daher ebenso verwerflich wie verderblich ist."

„Unbeirrt durch den Siegestaumel des Augenblicks lassen Sie uns Protest erheben gegen jede Vergewaltigung der Bewohner von Elsaß und Lothringen. Nur «er die Freiheit anderer achtet, ist selber der Freiheit wert."

Auf Grund dieser Rede wurden am 20. September 1870 der Vorsitzende der Versammlung, Kaufmann Herbig, und der Redner auf Befehl des Generals Vogel von Falckenstein verhaftet, unter militärischem Geleit in die Feste Boyen bei Lotzen abgeführt und dort wider Gesetz und Recht bis zum 26. Oktober als Staatsgefangene festgehalten. Eine Vernehmung hat weder vor noch nach der Verhaftung stattgefunden. Das Verlangen der Beteiligten, ihrem ordentlichen Richter vorgeführt zu werden, ward von der königlichen Staatsanwaltschaft uno in letzter Instanz von dem Iustizminister als unzulässig zurückgewiesen; denn wie die „Times" im Ianuar 1872 bemerkten — „Deutschland sucht sein Heil ,n Loyalität und Disziplin".

Aber nicht nur der lebende Iaeoby, der als ein Vorbild reinen Sinnes, echten Mannesmutes und hoher Bürgertugend erstrahlte und von dem kategorischen Imperativ des „aus dem zweiten Testamente ins dritte hinüberdeutenden" praeceptor Oerrrmniae erfüllt und durchglüht war, war den Verfolgungen der Regierung ausgesetzt, auch der tote Iaeoby ließ die Regierung nicht zur Rube kommen. Als die Büste des aufrechten, edlen Volksmannes auf Beschluß der Stadtverordneten seiner Vaterstadt Königsberg 1877 in ihrem Beratungssaal aufgestellt war, ordnete die dortige Regierung die Entfernung derselben an, weil der Beschluß „das Staatswohl verletze". Auf eine Beschwerde wurde diese Ve, fügung vom Oberpräsidenten bestätigt, weil die Ovation für einen hervorragenden Vertreter der Sozialdemokratie als staatsfeindliche Kundgebung angesehen werden müsse. Und auf eine weitere Beschwerde beließ es der Minister des Innern im April 1879 bei dieser Entscheidung. Doch Iaeoby bedarf keines Monumentes, er bar sich durch seine Reden und Taten ein rnonullientiun, aere perennius gesetzt; war er doch ein rastloser und unentwegter Vorkämpfer und Werkmeister des heutigen freien deutschen Reiches.

Dr. Karl ?Irns, Vochum:

G. V. Shaw.

Zu dem Zriedensentwurfe der Entente macht George Bernard Shaw die ironische Bemerkung, daß England mit seinen Alliierten Deutschland die ganze Last des Imperialismus abzunehmen gesonnen sei, um sie auf die eigenen Schultern zu nehmen. Beweist der jetzt Dreiundsechzigjährige, welcher selbst eingestand: „Ale Irländer konnte ich auf Vaterlandsliebe keinen Anspruch erheben: ich konnte weder das Land lieben, das ich verlassen habe, noch jenes, das eben dieses Land ruiniert hat", mit jener Äußerung, daß er sich wirklich frei gemaeht hat von ncitiv-

nalen Vorurteilen? Bei diesem englischen Iren läßt sich schwer sagen, was an ihm Natur, was Künstelei, was echte Überzeugung, was gewollte Paradorie ist. Dieser Sozialist, Fabier, Teetotaler, Vegetarianer, Antivivisektionist, Pamphletist und Volksredner war stets unrulng, wechselnd, leidenschaftlich, leicht bingerissen und begeistert für alle neuen Ideen und Bestrebungen, wenn sie nur gegen das Alte, Überlieferte, Überlebte frisch und frei vorgingen. Im Kriege ist er in der englischen Presse oft angegriffen worden wegen seiner t.aw(1rv epigrslns auf die Grundsätze, für welche die britische Iugend ihr Leben ließ. Er gilt nicht als ein so unentwegter Verfechter des „Prinzipienkrieges" in dem Sinne ivie so viele seiner literarischen Zeitgenossen, welche er alle durch seinen Geist, seinen Witz und seine Rücksichtslosigkeit übertrifft. Wenn er auch, besonders zu Kriegsanfang, lange Artikel schrieb über die Notwendigkeit, den Kaiser, Potsdam, Preußen zu zerschmettern, so bleibt er sich doch anscheinend getreu in seinem Kampfe wider den englischen «mt und die englische Selbstgerechtigkeil; in seiner Kriegsbroschüre Oommon sense adnut tlre ^ar (November 1914) sagt er: „Wir wissen, daß selbst in Kreisen, die dem englischen Volke am meisten wohlgesinnt sind, eine Meinung im Umlaufe ist, die dabin geht, daß unsere ausgezeichneten Eigenschaften entstellt werden durch eine unverbesserliche Heuehelei". Er Tragt es sogar, auf Deutschlands kulturelle Zugehörigkeit zu „Westeuropa" hinzuweisen, welches daher Deutschland gegen Osteuropa zu schützen verpflichtet sei (vergl. das Septemberheft 1914 von Zs«»K's KlaFA?ine) und will nichts wissen von den auf das Niveau des edelsten, reinsten Patriotismus erhobenen Handlungen und Gedanken des britischen Volkes; an anderer Stelle jedoch gibt er der Überzeugung Ausdruck, daß der Sieg des Militarismus über die Zivilisation dem Menschengeschlechte buchstäblich die Gnadentür verschließen werde, tritt er also für Englands moralische Überlegenheit ein. Schon vor dem Kriege kennzeichnet er den britischen Vernichtungswillen: Vom Tatzenschlage gegen Napoleon habe der britische Löwe sich hundert Iahre auf seinem Waterloodenkmal ausgeruht, bis ihn der Flügelschlag des deutschen Adlers an einen neuen Rivalen erinnerte; zum Sprunge bereit warte er auf die erste Gelegenheit, um sich auf sein Opfer zu stürzen und nicht loszulassen, bis er selbst tot am Boden liege oder sich als Sieger wieder auf seinem Denkmal sonnen könne; in seinem Aufsatz: „Ure la^l. spring ot tke oIrl !ion" vom 12. Dezember 1914 sagt Shaw von diesem Löwen, daß er jahrhundertelang an dieser einzigen Idee festgehalten habe, daß zu Lande keiner größer sein soll als England und zur See keiner so groß wie England; die Zeit zwischen Waterloo und Sedan kannte keinen Feind, „den nicht ein Schlag der Tatze des Löwen hätte vernichten können"; von Sedan aber ertönten die Klänge des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles" über den Kanal herüber — und der Löwe knurrt: „Solange, wie ich lebe , nicht!" Wie Steffen (Weltkrieg und Imperialismus, S. 131) betont, hält Shaw, der vorzügliche Kenner deutscher Sprache und Literatur, das deutsche Vaterlandslied für eine imperialistische Er>

obererhymne. In seinem Artikel l'Ke ?eri1 oi kotsdarri (Oail^ Z>levvL 11. August 1914) bezeichnet Shaw den Krieg nur als einen Krieg um das Machtgleichgewicht zwischen den Großmächten; die Verletzung der belgischen Neutralität sieht er nur als einen Kriegsvorwand für Britannien an; er wettert gegen den preußischen Militarismus, der vierzig Iahre lang den Großtuer gespielt habe; er verabscheut mit der ganzen Welt Bismarcks Deutschland und wünscht Goethes und Beethovens Deutschland, das keinen Feind auf Erden besitze, erneuert zu sehen; andererseits will er nichts wissen von den Redensarten über Frieden, Antimilitarismus und Reform, die Britannien schon großen Schaden zugefügt hätten; doch verkennt er nicht, daß Militarismus, Kriegsdrohung und Krieg ihren kapitalistischen Hintergrund haben.

Aus all diesen Ausführungen lassen sich zwei Merkmale seines schwer definierbaren Temperaments als sicher hinstellen: der Widerspruchsgeist, der schriftstellerisch als Paradoron erscheint, und die keltische Redseligkeit, das tslküiß, tslking, talkinzz. Wie Lloyd George in der Politik, so ist er in der Literatur der typische Vertreter des Neukeltentums, das sich seit geraumer Zeit im öffentlichen Leben Britanniens breit macht und eine ganz eigenartige Regsamkeit und Betriebsamkeit entwickelt, die aber eher zersetzender und kritischer als schaffender und aufbauender Art ist. Diese keltische Redseligkeit hat bei Shaw sogar eine dramatische Ausprägung erfahren. Seine Lustspiele sind voll beißender Anspielungen auf die englischen Schwächen und greifen alles an, was dem Engländer heilig ist, sein Land, seine Verfassung, seine Vaterlandsliebe. Daher ist er beim britischen Publikum, dem er auch im Kriege oft unangenehme Wahrheiten gesagt hat, wenig beliebt. Seine Komödie aus dem Anfange dieses Iahres: ‚AuFULtML 6oes Iiis dit" erregte bei der Aufführung große Entrüstung; der Einakter, der eine Wette zwischen einer verführerischen jungen Frau und einem hohen Beamten des englischen Kriegsministeriums behandelt, ist eine bittere Satire auf das englische Heer. Wie seine älteren Stücke wirkt auch dieses, weil Shaw, der mit seiner Keckheit, seinem Witz, seinem Sarkasmus unwiderstehlich ist, jeden Schauspieler als Sprachrohr benutzt; seine Stücke nämlich, die er selbst probier« p1a>"8, propaßäli6i8t ärarriäs nennt, sind dramatisierte Volksreden, Thesendramen, welche seine Ideen in die Masse tragen sollen, wobei er aber so toll karikiert, daß er oft nicht ernst genommen wird.

Shaws theoretische Ansicht ist also die, daß das Drama notwendig didaktisch sein müsse. Er verlangt überhaupt von jedem Autor, daß er vom eignen moralischen Standpunkte ausgehen müsse; jedes Buch müsse ebenso gut ein Beitrag für Sittenlehre, Religion und Soziologie sein wie für die Belletristik. Weil Shakespeare dieser Forderung nicht entsprochen habe, lehnt er ihn ab und teilt diese Abneigung mit anderen sozialistischen Autoren. Das literarische England hat gerade in diesem Kriege Shakespeare für sich in Anspruch nehmen wollen, wie z. B. die günstige Aufnahme des Buches „RnZlisK Hiswrv in ZKaKespeare" von I. A. R. Marriot

(1918) zeigt, während im kriegerischen Deutschland Stimmen laut wurden, die Shakespeare in Bann tun wollten, weil er nur Engländer war und sein wollte, nur Menschen mit materiellem Streben und ohne Ringen nach Wahrheit darstelle. Zu des Dichters 3lX>. Todestage riet Shaw seinen Landsleuten als Händlern ihre Handelsgrößen zu feiern und die Shakespeare-Feier lieber Berlin zu überlassen; um das in London zu errichtende Shakespeare-Nationaltheater habe sicl> niemand gekümmert mit Ausnahme eines Deutschen, der den Grund und Boden dafür hergab; wie richtig Shaw seine Landsleute in dieser Beziehung beurteilte, zeigt ein Vergleich der wissenschaftlichen Leistungen deutscher und englischer Gelehrter zur Ehrung von Shakespeares Gedächtnis, von denen nur das politische, wissenschaftlich wertlose Tendenzwerk: ^ booK of Korn«ße w LKaKespeare von I. Gollanez und L. L. Schückings ausgezeichnete Gesamtwürdigung des Dichters im Deutschen Bühnenjahrbuch. (1916) hervorgehoben seien.

Shaws Zorn gegen den „feinen Herrn" in Shakespeare, gegen dessen aristokratisch-selbsüchtige Moral ist letzten Endes puritanisches Erbteil. Seine Feind seligkeit gegen die Renaissanee überhaupt ist echt, da ihm, dem Nüchternen, Ent° haltsamen die Üppigkeit des 16. Iahrhunderts wider die Natur ist. So ist er auch hierin das Widerspiel anderer Kriegsliteraten, die das moderne England gern in Parallele stellen zu dem nicht minder glanzvollen elisabethanischen Zeitalter. Von diesen Literaten betont der erwähnte Marriot, daß die Hohenzollern im 20. Iahrhundert wie ehedem die spanischen Habsburger die Freiheit der dem Schutze Britanniens anvertrauten kleinen Nationen bedrohten; diesen Glauben an die freiheitliche Mission Englands, die als einer der alten puritanischen Bestandteile des britischen Imperialismus zu deuten ist, scheint Shaw nicht rückhaltslos zu teilen. So steht er auch in einem gewissen Gegensatze zu dem politischen Vertreter des Neukeltentums, dem Puritaner Llord George, der sich aus einem sozialistischen Staatsmann der Mittelklasse zum Verfechter des modernen Imperialismus entwickelt hat, eines Imperialismus, welchem ohne Zweifel viele religiös-puritanischen Elemente (der Krieg ein Kampf zwischen Gut und Böse, das Rächeramt des auserwäblten Volkes, die Schmähung des Gegners und des feindlichen Gottes) als das Erbe von Iahrhunderten eigen sind. Und doch steckt in Shaw ein echteres puricanisches Element; er gehört zu den puritanischen Eiferern,welchederIch-Anbetung dasaltruistischeIdeal entgegengestellt haben. Daß dieser Anglo-Ire, welcher in Deutschland mehr anerkannt und richtiger gewürdigt wurde als in feinem Vaterlande, dazu beitragen wird, die durch den Krieg gelösten geistigen Beziehungen mit Deutschland wieder anzuknüpfen, ist wohl zu erwarten. Im letzten Kapitel seiner Broschüre: „Winke zur Friedenskonferenz" (S. Fischer, Berlin 1919), wo er warme Worte findet für seine Empfindungen über das ganze Kriegselend und insbesondere über das Unglück Deutschlands, fordert er die Briten auf, die Kriegstrompete endlich in die Ecke zu legen und die Friedenshymne anzustimmen und nicht zu vergessen, daß die edelsten und

lieblichsten Melodien dieser Hymne (im Messias, der Zauberflöte, der Neunten Symphonie, dem Parsifal) von so notorischen Hunnen wie Händel, Mozart, Beethoven, Wagner komponiert worden sind. Shaw spricht hier im Sinne vernünftiger, vorurteilsfreier Männer wie des Musikkritikers der „Daily News", A.Kalisch, der jüngst in einem längeren Aufsatz: „Sollen wir deutsche Musik spielen?" die lächerliche Anklage widerlegt, die Deutschen hätten mit ihrer Musik eine gefährliche nationale Propaganda getrieben, und der darauf hinweist, daß Beethoven, Wagner, Brahms trotz des Krieges die Konzertprogramme beherrschten, wie ja Deutschland seine frühere Handelsstellung nicht durch unanständige Mittel, sondern durch die Güte und Billigkeit seiner Waren errungen hätte. Es sei hier daran erinnert, daß noch vor kurzem die „Times" in einem ihrer sonst nur den großen politischen Problemen gewidmeten Leitartikel in dem in London stattgefundenen tschecho-slowakischen Musikfest den Beginn der Erlösung von dem „deutschen musikalischen Alpdruck" begrüßte, wobei dem Verfasser als erstrebenswertes Vorbild wohl Paris vorschweben mag, wo man selbst die Werke des früher vergötterten Wagner nicht mehr zu geben wagt.
Shaw erscheint die moralische Restauration Europas noch wichtiger als die wirtschaftlichen Wiederherstellungen. Der Greuelpropaganda und der Blockade gegen die wirklich hinreichend bestraften Deutschen, deren U-Bootkrieg nur ein verzweifelter mißlungener Abwehrversuch gewesen sei, will er ein Ende gesetzt wissen. Das Märchen vom deutschen Teufel erklärt er für ebenso absurd wie das vom britischen Engel. Bezüglich der geistigen Urheberschaft und der Kriegsvorbereitung stehen ihm alle Parteien auf der gleichen moralischen Stufe. England war 1914 auf den Krieg sogar am besten vorbereitet und siegte nur durch den Hunger und das Elend der Nichtkämpfer. Die kapitalistischen Iingos schätzt er nicht höher ein als die preußischen Iunker. Deutschland erscheint ihm vom englisch-amerikanischen Standpunkte als Mitglied des Völkerbundes durchaus erwünscht. Durch das Bündnis mit dem russischen Zarismus setzte sich Britannien moralisch ins Unrecht. Kein Engländer, ob Imperialist oder Nicht-Imperialist, verhinderte den Krieg durch eine Warnung an Deutschland vor der sicheren englischen Intervention. Die belgische Neutralität erklärt Shaw als eine Fiktion, Englands Vorgehen gegen Griechenland für moralisch noch angreifbarer. Die Doktrin, daß England über dag Gleichgewicht der Mächte entscheiden müsse, ist durch die Lebensnotwendigkeiten geboten. Die Hauptaufgabe des Völkerbundes besteht darin, die Flotten Englands und Amerikas am gegenseitigen Wettstreit und so den künftigen Krieg mit allen Schrecken zu verhindern. Zum Schlusse seines wohl als aufrichtigen politischen Bekenntnisses zu wertenden Buches sagt Shaw warnend von dem Löwen von Waterloo, (welchem er, wie er sich an mehreren Stellen rühmt, den Schafspelz heruntergezerrt hat): „Der alte Löwe steht triumphierend auf der Bergesspitze. Aber die Spitze des Berges ist zugleich der Rand des Abgrundes."

Alex von Krankenberg:
Heröer unö Krieöerike von Srankenberg.
?ur 175. Wiederkehr von Herders Geburtstag 25. August 1919.
„Viel Ehre genossen, aber wenig Erquickung gefunden" — diese an Hamauu brieflich übermittelten Worte, die einen Gothaer Besuch von Ende Iuli 17M zu beleuchten hatten, schweben leitsternartig über der ganzen irdischen Laufbabn ihres Verfassers, des Kantorsohnes Iohann Gottfried v. Herder. Ein Leben, dessen menschlichste Ausgestaltung zum Propheten seiner Größe wurde — ein Wirken, das zum wenigsten der eigenen Literatur, mehr noch den aus Philosophie und Theologie scharf entsprungenen Bildungstaten, ganz überragend aber dem Menschentum seines Iahrhunderts angehörte. Wie nie zuvor und selten nach ihm, ist Herders Ruhm ein Spiegel seiner Persönlichkeit — auch in den erhabensten seiner vielfachen Werke.
So mitbestimmend an dem Schicksal seiner Jahre, gab die Welt, die ihn quader-liaft an Leib und Seele umgab, in greifbarster Weise irgendwie Ursächliches zu allen Handlungen, gab Treibendes zu den Produkten geistig-gelehrter und schöpfe-risch-nachbildender Arbeit. Das ließe sich mühelos durch alle Städte, über Königs-berg, Riga, Nantes, Straßburg, Darmstadt, Bückeburg bis nach Weimar und Italien verfolgen, ließe sich durchpeitschen in allen Hof-, Dom-, professoralen rind Konsistorialstellen, die eine Kette der Sehnsucht nach Empfängnis bildeten und doch nur ein kärgliches Besoldungsinstrument für den ewig ums Dasein iämpfenden Menschen waren.
Umsomehr treten natürlich die drei Faktoren der eigenen Wesensoffenbarung, der mannigfachen durch die Umwelt bedingten Lebensverhältnisse, und der Menschen, die ihn umgaben oder den Kreis Einfluß gewinnender Wahlverwandtschaft bil-deten, in den Vordergrund aller Betrachtungen, die ein Spiegelbild von der Wirk-samkeit dieses Mannes geben sollen.
Der 20. Oktober 1776 hatte, äußerlich, durch die von Goethe vermittelte Anstellung als Generalsuperintendent und Mitglied des Oberkonsistoriums zu Weimar, die ersten, auf Dauer zu berechnenden stabilen Verhältnisse in Herders Leben gebracht. Daß er schon im kommenden Frühjahr seiner angegriffenen Gesundheit wegen die Bäder von Pyrmont aufzusuchen „fast gezwungen werden mußte" *), bewies nicht nur, wie kränklich er schon nach Weimar gekommen war, sondern mehr noch, daß innere Affekte, von jeher durch eine geradezu hypochon-drische Reizbarkeit ausgezeichnet, auch durch die neue Weimarer Umgebung nicht das erforderliche Gleichgewicht gefunden hatten.
'1 Herders Briefe an Johann Georg Hamann, Berlin

Pyrmont aber brachte Erholung. „Da habe ick wieder auf eine Zeir Ge sundung gefunden", schreibt Herder, frei von Mißtrauen, in der Obhut eines neuen fürstlichen Gönners, des feinsinnigen Prinzen August von Gotha. Ihm verdanke er auf der Rückreise eine für sein Leben hochbedeutsame Erweiterung seines Bekanntenkreises: den Hofzirkel von Gotha. Erlesenes an Geschmack und Konzen trierung jeglicher Art Lebenskultur bot sich ihm dar. Die treffliche Herzogin Louise Dorothea hatte hier bis vor 10 Iahren den territorialen Aufschwung des Landes mit einer Pflege des Geistes umgeben, der in der Folge den Ruhm einer ausgeprägten Blütezeit in Anspruch nehmen konnte. Und Ernst II. hielt mit seinen, Kreise an dieser Tradition fest. So konnte es nicht ausbleiben, daß Herders sensible Empfänglichkeit auf diesem Boden reichlich Nahrung fand und, begleitet wohl von dem Anflug einer befruchtenden Neigung, an einer Frau haften blieb, die damals mit der „mamair" Buchwaldt zusammen den geistigen Mittelpunkt der Gesellschaft bildete: der Gattin des Staatsministers Eylvius, Freifrau Friederike von Frankenberg*), „die Gotha, wie sie in der Iugend zu den schönsten ihres Geschlechtes zählte, im Alter zu den letzten rechnen muß, welche von deni Ziecle rl« la OucKesse I,oruse noch aus eigener Anschauung erzählen konnte." **) Mn dieser geistreichen, hochgebildeten Frau, als ,^a6^?ritri" dem engeren Goetheschen Kreise zugehörig, als „edle, zartsinnige Freundin" vom Prinzen August verehrt und dem Dichterkreis unter Gotter noch die letzten Inspirationen verleihend, errichtete Herder „die treueste Freundschaft" die ihn durch äußere Mühsal, durch innere Verworrenheit, über Länder hinweg bei seinen Reisen, stets degütigend und befruchtend, bis zu seinem letzten Atemszuge begleitete.

Wieder in Weimar trat Herder mit Frau v. Frankenberg in regen Briefwechsel, von dem uns leider nur wenige, von ihrer Hand geschriebene Blätter aus späterer und spätester Zeit erhalten sind, oft Proben dichterischer Übung oder feine Bemerkungen zu seinen Stücken enthaltend -j-). Aber in vielen anderen Quellen, bisher kaum noch veiwertet, ist ein Füllhorn wichtigster Nachrichten über persönlichste und literarische Dinge aus Herders Beziehungen zu dieser Frau ausgeschüttet, und schon ein liebevoller Gang durch diese Blätter läßt uns, nur kurz verweilend, Bedeutendes erkennen. Dies eine vor allem: daß als Ausgleich für die damals nur durch die umständlichen Tagefahrten im Post- oder Fourierwagen zu überbrückende örtliche Trennung, für die starke berufliche Inansprucbnahme Herders und seine ausgeprägte Abneigung gegen Besuche, Zeremoniell

') Sie war eine geborene von Rüxlebcn (die Weimarer Sophienausgabe, sowie die gesamte Goethe-Literatur geben fälschlicherweise „von Wangenheim" an), geb. !,. März 174«, heiratete 176» den golhaischen Staatsmimster Sylvins Friedrich Ludwig Freiherrn von Frankenberg n, Ludwigsdorf und starb hochbetagt am 27. Nov. 18W zu GoiKa.

") H. A. O. Reichardt, Selbstbiographie, Stuttgart 1877, S. 105.

"') M. C. v. Herder, „Erinnerungen", Stuttgart 1830, 1I/2Z9.

-j-) Herder, dargestellt von R. Hanm, Berlin 1880, 11/52.

und Etiquette ein Gedankenaustausch in Versen und Prosa, oft bei Gelegenheit der Übersendung von literarischen Kostbarkeiten, Platz griff.
Auch die Beziehungen zur Familie wurden enger: als Herder am 25. August 1779 ein Sohn geboren wurde und in der Taufe den Namen Adalbert Friedrich erhielt, stand Friederike von Frankenberg Taufpatin. Auf diesen Herderschen Sohn übertrug sie später die ihr selbst in langer Ehe versagt gebliebene mütterliche Liebe und Sorgfalt. „Eben, da wir zu Tische saßen — schreibt Herder am 25. August 1781, seines Sohnes zweitem Geburtstage, an Hamann ^ bekam Adalbert ein hübsches Kleid zum Geschenk von seiner Pathin, der Geheimräthin von Frankenberg aus Gotha". Die Geschenke wiederholen sich, Herder weiß ihren Sinn zu deuten, und auch der junge Adalbert ist in kindlicher Zuneigung voller Begeisterung für die sorgende Freundin des Baters. Als dieser später in Italien weilt und ihm einen Brief „von lauter Tieren" schreibt, weiß Adalbert nichts eiligeres, als ihn an Frau von Frankenberg nach Gotha zu senden, „denn sie hat einen Babakei, ein Rothkelichen und einen Spietz", wie er in kindlicher Logik und Rechtschreibung hinzusetzt. Geschenke treffen ein, besonders reichlich in des Vaters ferner Abwesenheit, Kostbarkeiten aller Art für Adalbert und seine Geschwister — dies alles mit dem ausdrücklichen Votum an Caroline von Herder: „damit sie (die Kinder) zuweilen an mich denken, und sich an den Gedanken gewöhnen, daß sie auch mir zugehören".
Rü'ckwirkend^war dies: daß die Freundschaft mit Herder schon in jenen noch guten Iahren zutiefst auf dem Gefühl unbedingter geistiger Zugehörigkeit beruhte, die für ihn zur Ergänzung seines Wesens und zur Kritik an seinen Werken notwendig war. Als er ihr 1784 den ersten Band seiner monumentalen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zusandte, legte er feiner „weisen Lieblichen" Hiese Widmung bei:

Ideen, wenn es nicht Phantome sind,
Sie schleichen sich, in etwas schwerer Tracht,
Zu Deiner Abendlampe. Mustre sie,
Du weise Liebliche, und wähle Dir,
Wenn Ein' und' Andre sich das Glück verdient,
Zur stillen Freundin diese, jene zu
Rathgeberinnen, Trösterinnen und
Wozu Du ihren treuen Dienst sonst magst.
Die andern sende mit Protest zurück
Mir, oder laß sie Schwätzerinnen feyn,
Die Dir die Stunden kürzen. ^ Wie es sey:
Nur ihrem kühnen Autor bleibe hold,
Und lebe, edle Weise, lebe wohl!"

Und später (1787) ist sie, bei Übersendung der dritten Sammlung der „Zerstreuten Blätter", die Frühlingsgöttin, die das Verwelkte zu neuem Leben auferroecken läßt und ihm durch ihre süße Phantasie neues Leben und neuen Rei; zu verleihen vermag.

Glückte es Herder, die Verpflichtungen am Gotbaer Hofe umgehend, in weiten Zwischenräumen der persönlichen Begegnung mit seiner Freundin die Note ungestörten Zusammenseins zu verleihen, so war ihm dies mehr wert, als alle Ehrungen, die er empfing. Nach seiner Rückkehr aus Karlsbad 1785 scheint ihm dies, einer Notiz an Knebel zufolge, besser geglückt zu sein, wie in den verpflichtungsreichen Besuchen der früheren Iahre. Aber auch späterhin tritt dies Merkmal in den Vordergrund. Als er Anfang August 1788 auf seiner Reise nach Italien in Gotha ersten Aufenthalt nahm, schrieb er an seine Gattin Caroline „am Schreibtisch der Frau von Frankenberg": „Alles, was ich gefürchtet habe, ist eingetroffen, prüno, daß ich mit ihr noch fast kein Wort habe reden können". Und ein Iahr später, da er vom Prinzen August nach Gotha eingeladen war: „er hat mich ständig begleitet, sodaß ich nur einzelne Minuten mit dem armen Engel allein sprechen kann"; dazu an anderer Stelle dieses Briefes: „Wir haben einige Minuten, da wir allein waren, von Dir und von anderen Sachen so herzlich geredet, daß ich solche einzelne Minuten Rede und Verständigung für genugsamen Zweck meiner Reise halte." Eine gleichsam abschließende Charakteristik der nun 10 jährigen Freundschaft aber enthalten diese Worte des nämlichen Briefes: „Sie ist gar gütig, liebreich wie ein Kind, zart und gesetzt in ihrem Betragen. Die Freundschaft unserer Freundin gegen uns ist außerordentlich wahr und edel, wirklich ein Phänomen in ihrer Art; denn je mehr ich sie kennen lerne, desto schöner finde ich sie, ohne allen Eigennutz, gütig und liebend, sodaß ich immer mehr den Zwang abwerfe, der dieser guten Seele ganz unwert ist".

Herders in den Jahren 1788/1789 unternommene italienische Reise, die im wesentlichen durch das Gefühl weiter räumlicher Trennung erst das Bewußthafte dessen emportrieb, was an notwendigen, unzerstörbaren Werten seiner Freundschaft mit Friederike von Frankenberg innewohnte, brachte die wohl längst als notwendig empfundene Klarlegung dieser Beziehung seiner Gattin Caroline gegenüber. Die Briefe, die schon auf der Hinreise aus Gotha, Nürnberg, Bamberg Augsburg, später aus Verona, Rom und Neapel nach Weimar eilen, die spontanen Äußerungen und die Gegenbriefe von hier aus sind durchwoben von der seltenen Frau in Gotha, die schüchtern sich oft an Caroline wendet, Näheres über Herders Befinden zu erfragen, die den Mann in Gedanken begleitet und zu der alles und jedes in Beziehung steht. „Sonderbar ist's — schreibt Caroline an Herder, da sie wieder einen Brief der Frau von Frankenberg erhielt — (um Dir nichts zu verhehlen) jetzt könnte ich eifersüchtig über sie werden." Aber nicht nur wies Herder diese Empfindung mehrmals mit aller Entschiedenheit als völlig grund- und haltlos zurück — selbst Caroline rang sich bald aus eigener Erkenntnis dazu

durch, daß Eifersucht ^ „ein häßlich Wort" ^ in diesem Falle weniger denn bei allen Frauen aus dem engeren Kreise ihres Mannes am Platze sei. „Die wenigen Worte, die wir uns schreiben, hoben unsere Herzen so rein und gut zusammengebracht, daß ich innig gern an sie schreibe. Sie hat eine goldene Treue und Liebe." Ia, noch weiter geht sie später, nach gewissenhafter Prüfung, in ihrem tief weiblichen Empfinden, wenn sie Herder rückhaltlos bekennt: „Ich empfinde es tief, daß die Frau ohne Dich nicht leben kann. Sei ihr, was Du sein kannst". Und wieder an anderer Stelle: „Wenn wir diese Frau hier haben konnten, das wäre ein Schatz unseres Lebens".

So wirkt das Bündnis beider Frauen, harmonierend und sich ergänzend, dem abwesenden Gatten und Freunde in gleichfördernder Weise dienlich zu sein. Denn Herder findet auch in dem sonnigsten Süden nicht die Ruhe, deren sein zersplittertes Wesen zur Kräftigung des Körpers und zu neuer Tatkraft des Geistes bedarf. Was an produktiver Arbeit den Briefen beiliegt, „um ihre entsetzliche Leere einigermaßen auszufüllen oder zu vergüten", sind einzelne Gedichte, Stanzen, ein paar Einfälle über Kunstwerke, die nur an Caroline und Frau von Frankenberg mit dem ausdrücklichen Hinweise gehen, daß sie sonst keiner in Weimar sehen dürfe. Da aber kommt, zu Anfang 1789, gänzlich unerwartet, Herders Berufung für den theologischen Lehrstuhl der Universität Göttingen. Das Ehrenvolle und die wirtschaftliche Seite werden abgewogen, Freunde um Rat gefragt. Da ist als erste wieder Frau von Frankenberg, die von dem Antrag zuerst wohl befremdet wird, dann aber in einem zweiten Briefe unter Hintanstellung all ihrer persönlichen Gefühle an Caroline äußert, sie hoffe gar viel Gutes davon, besonders daß Herder glücklicher und freier handeln könnte, und überhaupt seine ganze Lage dadurch besser werde. Und zur Bekräftigung dieser ihrer selbstlosen Wünsche übermittelt sie, in aller Verschwiegenheit, an Caroline eine größere Geldsumme, von der sie unter keinen Umständen ihrem Manne etwas sagen dürfe. Goethe aber, der in dem Wegzug Herders eine schwere Schädigung für Weimar und Iena erblickte, suchte als Staatsmann und wohl damals noch als aufrichtiger Freund, Herder an Weimar zu fesseln, und stellte ihm durch den Herzog sowohl Rangerhöhungen wie Tilgung seiner Schulden, Gehaltsverbesserungen und Übernahme der Erziehungskosten seiner sieben Kinder in Aussicht. „Ich mußte — schreibt Caroline sechs Iahre später, am 20. August 1795, an Frau von Frankenberg - ihm (Herder) ein vom Herzog eigenhändiges Bittet der Punkte, die er ihm zu balten versprach, wenn er bleiben wollte, nach Italien schicken, nebst einer mündlichen Bitte unserer Herzogin, er möchte sich doch nicht mit Göttingen einlassen, bis er hier sein würde."

Wenn auch mit Widerwillen, ließ sich Herder schließlich doch zum Bleiben bestimmen; und wenn auch die ersten Iahre unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien trotz unwesentlicher Besserung seiner Lage und seines Gesundheitszustandes noch erträgliche Verhältnisse in seinem Beruf und zu Hause brachten,

so verschlimmerten sich diese doch zusehends von 1793 an. Seine Gegner wuchsen, Freunde fielen von ihm ab, des Herzogs Gunst war verscherzt, und, was als drückendstes empfunden werden mußte: dessen einstige Versprechungen schienen vergessen. Schuld daran trugen wohl vor allem — neben seiner dem Herzog nicht passenden „Revolutionsmeynung" — die vielen Verdächtigungen, die sogenannte Freunde und Freundinnen am Hofe über ihn vorbrachten. Allen voran die geschwätzige und rachsüchtige Emilie Gore. Viele Briefe — später nur als bescheidene „Winke" dargestellt — trafen zu dieser Zeit aus Gotha bei Herder ein: Friederike von Frankenberg warnte. Sie, die in einer ihrer letzten Zeilen zugab, es selbst erst unter Not und Opfern („die bittersten Kelche habe ich geleert") gelernt zu haben „mit unseren Fürsten zu leben, wie wir sie finden, nicht wie wir sie wünschen", gab Ratschlag und Aufklärung, besonders über den durch die Gore angerichteten. Schaden. „Vielleicht haben Sie beide geglaubt — schreibt sie später an Caroline — ich gäbe sie nur aus Furcht, daß mich Emilie bei Ihnen ausstechen könnte — ach, sie waren ganz uneigennützig."

Aber die Lage blieb gespannt, ja wurde dadurch noch verschärft, daß Herders Söhne nun fast mittellos vor ihrem Universitätsstudium standen, daß der eigenhändige Brief des Herzogs Carl August mit seinen Versprechungen unauffindbar war, und daß schließlich Herders Verbitterung zu einem unheilbaren Bruche mit Goethe geführt hatte, der jede Vermittlung beim Herzog durch kalte Nichtbeantwortung der an ihn gerichteten Bittgesuche ablehnte. In diesem Zustande höchster Not wandte sich Caroline von Herder am 20. August 1795 in ausführlicher Klarlegung aller Verhältnisse an Frau von Frankenberg nach Gotha, sie auch im Namen ihres Mannes in rückhaltlosem Vertrauen um Hilfe und Beistand bittend*). „Ietzt ist uns der Rath eines dritten um so nöthiger, da unser Gemüth krank und bitter ist und wir leicht die rechte Maßregel verfehlen könnten." Diesem Briefe folgte als Nachtrag ein zweiter vom 24. August.

In zwei langen Schreiben vom 26. August und 6. September 1795**) legre Friederike von Frankenberg nach eingehenden Besprechungen mit ihrem Manne die ihr notwendig erscheinenden Schritte dar, begründete ihre mögliche Aussicht und gab darin in allen Punkten ihr ebenso offenes Vertrauen kund, mit dem sie ihre „auch fernerhin unwandelbare Freundschaft" zum schwergeprüften Herderschen Hause bekräftigte. Caroline übernahm in ihrem vom 21. September dieses Iahres datierten Bittgesuch an die Herzogin im wesentlichen wörtlich die ihr von Frankenbergs übermittelten Ratschläge. Kaum kann man diese Briefe wie auch den späteren Briefwechsel des Iahres 1796 zwischen Caroline von Herder und Friede^ rike von Frankenberg durchlesen, ohne einen traurigen Nachklang aus dieser be-- klagenswerten, trüben Zeit im eigenen Herzen zu verspüren.

") Erstmalig von Bernhard Suphan in den „Preußischen Jahrbüchern" 1879, S. 145 ff. veröffentlicht.

") Bei Tnphan, jedenfalls irrtümlicherweise, mit „Anfaug September 1789' datiert.

Aber weder der wenig erfolgreiche Ausgang der ganzen Angelegenheit, noch die widerspruchsvollen späteren und letzten Iahre von Herders Weimarer Tätigkeit vermochten irgend eine Änderung in seiner Beziehung zu Friederike von Zrankenberg eintreten zu lassen. Zu ihrem 50. Geburtstage, am 5. März 1796, -widmete er ihr unter dem Titel: „An die Konigin des 5. März" ein längeres Gedicht 'oon 15 Strophen, in dem ihr symbolisch zwei junge Mädchen im Namen eines «lten Freundes zu diesem Tage Glück wünschen. Und noch ein Iahr vor seinem Tode, 1802, kurz vor seiner Aachener Reise, sendet er seiner alten Freundin das Melodrama „Ariadne" mit einer letzten, alles umfassenden Widmung, mit der «uch wir diese Betrachtungen schließen wollen:

„Auch Dir leuchtet der Kranz Ariadnens unter den Stenien,
Den mit großem Gemüth Güte der Frauen erstrebt.
Denn von dm Sternen hinab floß manche himmlische Gabe,
Reifer Verstand in Dich, Größe des Herzens und Huld.
Leidend warst Du dem Himmel nah; er ließ Dich der Erde,
Daß Du der Menschheit hier wie eine Himmlische seist."

» »»»» »

R. Hübner:

Sas Lebensrätsel.

Wie Spermen sich dem Ei entgegensehnen,
so eilen durch den Weltraum Lebenskeime,
vom Strahlendruck des Sonnenlichts getrieben,
den reifen Sternen zu und senken sich begierig
in vieler Erden Mutterschoß. Der nimmt sie auf,
gebiert das Leben freudig; und vielartig sproßt,
gestaltet sich und wächst und blüht und fruchtet
und pflanzt sich weiter fort, steigt immer höher
in reicher Wesensart das bunte Leben!
Warum, wodurch, aus welcher innern Kraft? . .
Wir wissen's nicht, woher das rührt, was in ihm schafft.
Nur, daß wir höher wollen, haben wir erkannt,
und das gibt frischen Mut: Der Lebenswille spannt
all seine Kraft . . Bleibt's auch ein Rätsel, dieses Leben,
so laßt uns doch bewußt empor zum Lichte streben
und glauben, daß auch uns des Lebens Wille bannt!

August Niemann Hut unö vöse
August Niemann:
Gut unö Vöse.
Man sollte nur mit guten Menschen umgehen, das empfehlen nicht nur die höchsten Gesetze der Ethik, sondern auch die niedrigsten Erwägungen des Egoismus, weil die bösen Menschen ihrem Umgang schaden, die guten aber nützen. Auch sind alle Menschen immer bestrebt, nur guten Verkehr zu haben, und tadeln sebr oft an ihren Bekannten das, was sie als sehlecht erkannt haben. Die Schwierigkeit ist nur, zu unterscheiden, wer gut und wer böse ist. Daran ,rren wir alle uns leicht, wie wir schon daraus erkennen, daß wir so oft unsere Freunde und Bekannten ganz verschieden beurteilen. Zunächst werden wir dadurch verführt und irre gemacht, daß wir den Bekannten für gm halten, der uns angenehm ist, indem er unsere Ansichten und Absichten für richtig erklärt und unsere Pläne fördert, denjenigen aber für böse oder schlecht halten, der uns tadelt, verspottet und unsere Pläne durchkreuzt. Aber auch nocb andere Ursachen verwirren unser Urteil über unsere Mitmenschen, nämlich unsere eigene Unsicherheit über das Wesen von Gut und Böse. Deshalb kommt es vor, daß wir einen Freund und Bekannten heute für gut halten, den wir vor einem Iahre für böse bielten, und den für böse halten, den wir vielleicht nach einem Iabre für gut erklären. Es geht uns da mit unserm Urteil ähnlich wie den Ärzten, die bei ihren Patienten die Snmptome bemerken und behandeln, in der Diagnose der eigentlichen Krankheit aber febl greifen. Nach dem Erfolge allein darf man in seinem Urteil über Gut und Böse ebensowenig geben wie in der Beurteilung von klug und töricht. Mancher Mensch hat durch törichte Spekulationen Millionen verdient, mancher mit feinster Be-recbnung alles verloren. So hat auch mancber Mensch mit der edelsten Absicht, seinem Nächsten zum Glücke zu verbelfen, großes Unbeil angerichtet, mit dem Plane aber, großes Unglück berbeizuführen, ein ganzes Land zur Blüte gebracbr.
Was wollten die Religionsstifter anderes als richtige Erkenntnis verbreiten, um womöglich die ganze Menschheit zu beglücken? Und was ist die Folge davon ge-w.'sen, daß Iesus und Mohammed gelehrt und gewirkt haben? Unzählige Millionen unschuldiger Menschen sind durch das Christentum und den Islam zu dem größten ölend und qualvollem Tod verdammt worden. Noch heutigen Tages sind in Europa die christlichen Ideen der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit aller Menschen lebendig und liegen den furchtbaren Umwälzungen zugrunde, die der Kultur der weißen Nasse den Untergang drohen, indem sie eine Atomisierung der menschlichen Gesellschaft bezwecken.
Unmöglich ist es, die Wirkung einer menschlichen Handlung vorauszusehen, unmöglich ist es deshalb auch, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, unmöglich

ist es auch, stets die Gründe einer Handlung zu erkennen. Von Shakespeare isi das treffende Wort: an sich ist nichts weder gut noch böse, erst unser Denken macht es dazu. Aus diesem Satz können wir einen Teil der allgemeinen Bedeutung auf die »orliegende Schwierigkeit anwenden, indem wir sagen, daß eigentliche Grunde für eine Handlung durchaus nicht immer vorliegen, sondern daß das meiste durch bestimmte Triebe veranlaßt wird. Gründe lassen immer auf Vernunft schließen, aber mit der Vernunft haben die menschlichen Handlungen selten etwas zu tun. Oder was haben Neid, Eifersucht, Ärger, Haß, Zorn, Liebe, Freundschaft, Zuneigung usw. mit der Vernunft zu tun? Ein schlagendes Beispiel für das Widerspruchsvolle und Unlogische des Menschen ist die Tatsache, daß Liebe zu einem Menschen da berrschen kann, wo Verachtung vorwiegt. Wie beim Magnetismus zieht eine bestimmte Kraft, die nichts mit der Vernunft zu schaffen hat, denn die Vernunft verhält sich nicht etwa nur passiv, sondern sträubt sich und kämpft mit aller Macht gegen die unbezwingliche, schließlich siegreiche Liebe. Gerade dieser Fall ist in sehr interessanten Romanen und Dramen behandelt worden.

Irgend ein sophistischer Kopf hat den Begriff oder vielmehr das Schlagwort „Ienseits von Gut und Böse" aufgebracht. Das ist ja unlogisch, denn alles fällt unter die Begriffe Gut und Böse, aber was gesagt werden sollte, war eben, daß die Unterscheidung zwischen Gut und Böse höchst schwierig, ja unmöglich sei, weil die menschliche Seele auf der einen und das Schicksal auf der anderen Seite gar zu verwickelt sei. Unter Schicksal ist hier nicht zu verstehen, was die Alten tatnm nannten und was eine entscheidende Rolle in den berühmtesten griechischen Tragödien spielt, sondern die Summe des Geschehens außerhalb unseres Einflusses, also zum größten Teil das Denken und Handeln unserer Mitmenschen.

Der geistvolle Fechner erklärt, daß die Erde selbst mit umfassender Engelsmacht alles das denke und tue, was scheinbar von ihren Bewohnern, dem Menschengeschlecht gedacht und getan würde. Aber um bei dieser Auffassung den Kampf der Widersprüche im Innern des Engels zu verstehen, muß man sehr tief in die geistige Arbeit der denkenden Menge eindringen, die als Menschengeschlecht die Oberfläche'der Erde bewobnt und gewissermaßen das Gehirn des Engels sein würde. Mit der gewöhnlichen "Psychologie kommt man da nicht weit. Die üblichen Kategorien der Wahrnehmung, des Urteile und des Willens sind für alles unterschiedslos gültig und lassen keine Differenzierung zu. Eher noch bringt uns die buddhistische Mythologie weiter, die z. B. damit, daß die Gottheit der Zeugung auch zugleich die Gottheit des Tötens ist, auf die klaffenden Widersprüche in den Erscheinungen hinweist, die sich in Harmonie auflösen. Innerhalb des vielfältig gegliederten Makrokosmos steht als Mikrokosmos der Mensch, und um ihn zu verstehen, müssen wir ebenfalls die Widersprüche in Harmonie zu bringen verstehen.

August Niemann
Gut unö Vöse
Und wir werden das Gute und das Böse in der Weise begreifen müssen, daß es etwas Wirkliches und Universelles ist und es nichts geben kann, was jenseits desselben läge. Das Gute erscheint alsdann als alles, was die menschliche Wesenheit erhält, das Böse als das, was sie schädigt und zu zerstören trachtet. Ohne auf die Veranlassung und ohne auf die Folgen zu sehen, werden wir das Gute da erkennen, wo wir die körperliche und geistige Gesundheit erblicken, das Böse da, wo das Gegenteil stattfindet. Trügerisch sind aber die unzählig variierten Bilder des täglichen Lebens. Ein richtiges Gefühl für die Wahrheit bekunden wir, wenn wir dem Untergange ganzer Völker nachforschen und dann fragen, woran die Schuld dieses Vergehens liegt. Denn im Leben des ganzen, die Erde bewohnenden Geschlechts findet ein beständiges Blühen und Verwelken statt wie bei den Pflanzen. Kleine Völker stehen auf, werden groß und gehen zugrunde. Von den ältesten Völkern wissen wir gar nichts mehr, bis auf ihr Andenken sind sie ausgelöscht, aber wir haben deutliche Spuren vom Dasein großer Völker, bei denen wiederum Spuren jener ganz vergessenen Völker zu finden sind. Diese neueren Völker der Vergangenheit, die noch eine Tradition der älteren Völker besaßen, sind die asiatischen Völker der Babylonier, Assyrier und andere weniger bedeutende Stämme. In Amerika sind es die von den Spaniern ausgerotteten Bewohner von Peru, Meriko und Paraguay, bei denen allen sich noch Spuren großer Völker der Vorzeit finden. Von den Bewohnern zweier Kontinente, die der Sage nach in vorgeschichtlicher Zeit vom Meere bedeckt worden sind, finden sich keine Überbleibsel als einige seltsame Bauwerke in Australien. Gegenwärtig ist ein ehedem großes Volk, das Amerika von Feuerland bis über die nordamerikanischen Seen hinaus bewohnte, die Indianer, im Aussterben begriffen und schon nahezu völlig tot, während ein anderes Volk, die Türken, nicht eigentlich ausstirbt, aber doch verschwindet, indem es aufgesogen wird. Diese beiden Völker fallen den Angelsachsen zum Opfer. Ein drittes großes Volk, das deutsche, ist gegenwärtig in ein solches Unglück geraten, daß mancher Deutsche sich mit Befürchtungen hinsichtlich seines Unterganges trägt. Die Millionen, die in früheren Zeiten nach Amerika ausgewandert sind, haben infolge ihres geringen Nationalgefühls den festen Zusammenhang mit der Heimat verloren und sind Ausländer geworden, denen selbst die deutsche Sprache abhanden gekommen ist. Das in Deutschland wohnende besiegte Volk wird auf allen Grenzen bedrängt und eingeschnürt, so daß es seinen Besitzstand kaum wird behaupten können. Vielfach herrscht die Besorgnis, daß die feindlichen Nachbarn ihm seine Nationalität ganz rauben könnten. Indessen ist zu bedenken, daß Deutschland von einem Volke bewohnt wird, das seine Kultur aus sich selbst entwickelt hat, während die an Zahl überwiegenden östlichen Nachbarn, Russen, Polen, Tschechen, Slowaken und alle die Stämme, die von Osten her Deutschland bedrohen, der geistigen Kraft entbehren, die zur Entwicklung einer eigenen Kultur erforderlich ist, und die Kultur, die sie besitzen, fast ganz den Deutschen verdanken. So ist begründete Aussicht vorhanden, daß das deutsche

Volk sich behaupten und in späteren Zeiten wieder zu einer politischen Mach« entwickeln wird.

Wenn, wie wir gesehen haben, das Gute das Erhaltende, das Böse das Zerstörende ist, so können wir wohl fragen, inwiefern Gut und Böse in diesem Untergange ganzer Völker entscheidend wirkt. Die Erscheinung, die Erfahrung zeigt zunächst, daß die Hautfarbe das Kennzeichen der bestehenden und der vergehenden Völker und der eigentliche Unterschied zwischen ihnen ist. Das Dunkle vergeht, das Helle arbeitet sich empor zum Licht. Die Schwarzen kann man ja nicht als Volk bezeichnen, weil ihnen die staatliche Organisation fehlt. Die schwarze Rasse trilt in vielen Scharen, Stämmen und Völkern auf, die als Sklaven derjenigen Völker leben, die sich die Mühe geben, sie zu beherrschen und zur Arbeit anzuhalten. Nordafrika ist fast ganz zur französischen Kolonie geworden und stellt Frankreich eine große Armee. Man kann nicht sagen, daß die Schwarzen ausstürben, doch liegt die Rasse als kulturunfähig völlig darnieder und es ist keine Aussicht auf ihre Erhebung, weil das Gehirn immer in Übereinstimmung mit der Hautfarbe steht und das Gehirn des Schwarzen kleiner und leichter als das des Weißen ist. Am niedrigsten von allen Menschen steht der Schwarze, noch niedriger als der zum größten Teil ausgerottete Drawide, auch als der Rote und als der Gelbe. Das Gehirn aber gibt den Ausschlag. Es ist das Organ der Geisteskräfte, und wo das Gehirn klein und leicht ist, sind die geistigen Kräfte gering. Der Gang der Entwicklung des Menschen geht vom Dunkeln zum Lichten, und immer ist die Hautfarbe das Kennzeichen der Beschaffenheit des Gehirns. Schlau, findig, zum Nachahmen fähig kann der Dunkle sein und ist es namentlich der Gelbe, aber das Schöpferische fehlt ihm. Schöpferisch sein heißt alle die hohen großen Eigenschaften besitzen, durch die aus tiefem Kulturstande die jetzt herrschenden Nationen sich emporgeschwungen haben, vor allem der Ordnungssinn, der staatenbildende Einheitstrieb, der Drang zur Ausbildung aller Fähigkeiten des einzelnen Bürgers und viele andere Qualitäten. Diese alle fehlen den dunklen Rassen oder sind ihnen nur in geringem Maße eigen. Vor allem zeigen dies die Schwarzen, die, so weit die Geschichte zurücksieht, auf derselben Stufe geblieben sind. Das zeigen auch die Drawiden, die in ihrer Heimat Indien von den arischen Einwanderern besiegt, unterjocht und in ihren Stammeseigentümlichkeiten nahezu zanz vernichtet worden sind. Bei den Gelben ist ein solcher Niedergang noch weniger zu bemerken, aber China zeigt auch keine Spur der Entwicklung und scheint ganz unter die Faust des Iapaners gebracht zu werden, der Iapaner selbst aber hat, was er errungen hat, nur durch den Beistand und Unterricht seiner weißen Allierten errungen und ist der sklavische Nachahmer europäischer Kriegskunst und Staatskunde.

Deutlich sehen wir auch die Minderwertigkeit der Farbigen bei den Mischlingen, den Kreolen, Mulatten usw. Diese haben die gesunden, wenn auch pri-

mitiven Instinkte der Neger und Indianer verloren und die schlechten Instinkte der Weißen angenommen. Wo die Schönheit der Mischlingssrauen zu näherer Verbindung mit Franzosen und Spaniern geführt hat, da bildet sich moralischer Niedergang aus, der gewissermaßen den Stahl im Blut der Weißen zum Verrosten bringt. Die Engländer, die stets die richtige Verachtung und Abneigung gegenüber den Farbigen nicht nur, sondern auch den Mischlingen gezeigt haben, sind von der Korruption durch die weiblichen Einflüsse der gelblichen Sprossen weißer und dunkler Rasse vielmehr verschont geblieben. Wir Deutschen sind durch unsere Weltfremdheit vor solcher Gefahr geschützt, unsere Auswanderer leben bei den Angelsachsen in so untergeordneter dienender Stellung, daß es niemand kümmert, welche Verbindungen sie eingehen, und sie sind durch ihren Mangel an Stolz sowieso für das Deutschtum verloren.

Diese großen Erscheinungen im Leben des Menschengeschlechtes machen uns im größten Maßstabe klar, was es mit Gut und Böse auf sich hat. Das Erhaltende, das Fördernde ist das Gute für den einzelnen Menschen wie für eine ganze Rasse. Die Geisteskraft ist es, die recht eigentlich das Gute ausmacht, und d>s gilt auch für die Annahme, daß, wie die Buddhisten lehren, ein immer wiederholtes Leben das Vergehen, den Tod, ablöst. Denn die Geisteskraft wird der Persönlichkeit die Auferstehung gewährleisten, wie sie einer Nation die Beständigkeit verleiht.

» »»»» »

Schicksal, Du rollst Deine Wogen her,
brausendes, wellendes, türmendes Meer.
Stark, unerbittlich treibst Du zum Land,
zerreibst und zerwühlst geduldigen Strand,
stürzest Steine in Deiner Wut,
wälzt sie wieder zu felsigen Massen,
legst Deine spritzende, gischtende Flut
in die stillen entfernten Gassen.
Brandest weithin — wieder zurück,
türmst hoch und zerschlägst menschliches Glück.
Schicksal, Du rollst Deine Wogen her,
ewig ruhelos wallendes Meer.

journalistische Veiträge
Selix Sreuöenthal
Or. Selix Kreuöenthal, 7!mtsgerjchtsrat a. S.:
Journalistische Veiträge.
Das lebhafte Interesse, welches in der gegenwärtigen tiefernsten Periode deutscher Geschichte jedermann ohne Unterschied des Geschlechts und des Altere in ununterbrochener Steigerung den Zeitungen und Zeitschriften entgegenbringt, äußert sich nicht bloß in passiver Lektine, sondern in zahlreichen Fällen durch den Versuch aktiver Mitarbeit, mittelst Lieferung von Artikeln und Aufsätzen, ohne daß berufemäßige Tagesschriftstellerei vorliegt. Es dürfte aber garnicht unwichtig sein, das Rechtsverhältnis eingehender zu betrachten, wie es sich zwischen der freiwilligen, außerordentlich zablreicheu Heerschar geistiger Mitarbeiter und den durch Massenproduktion beschriebenen Papiers oft schwer bedrängten Redaktionen und Verlegern gesetzlich gestaltet; glauben doch viele, durch Überreichung eines als Tertianerrrtemporale mit kaum genügend beurteilten Elaborats das Anrecht auf Veröffentlichung, Anerkennung und Bezahlung erworben zu haben.
Die Enttäuschung folgt meist sehr bald, wenn entweder, nach mehrtägigem oder längerem qualvollen Warten, gar keine Antwort eintrifft, — ist doch keine Schriftleitung verpflichtet, obne Beifügung von Porto, und selbst wenn dies beiliegt, sich der Mühewaltung der Rücksendung zu unterziehen oder besonderen Anfbewahrungseifer zu entfalten — oder die kostbare Gabe mit diplomatisch höflichen, formularmäßig ein für allemal feststellenden Wendungen dem schmerzlich berührten Autor wieder zugestellt wird. Wer sind nnn die gefürchteten Persönlichkeiten, die so häufig „Genie und Talent" noch nicht entdeckter Sterne am literarischen Himmel böswillig verkennen seilen? Weit entfernt, uns auf bestimmte und durchaus nicht überall zutreffende Definitionen festlegen zn lassen, ist es doch wünschenswert, die „Hauptschuldigen" etwas näber kennen zu lernen.
Da ist zunächst der Verleger, sehr hänfig gleichzeitig Eigentümer der Zeitung oder Zeitschrift, eine physische Person, eine Gesellschaft oder juristische Person, bei dem die Druckschrift erscheint, der auch regelmäßig die Kosten und das Risiko der Herstellung, der Vervielfältigung, des Vertriebes, des Absatzes und der Verbreitung trägt, sowie die Ausgaben für das Personal zu bestreiten hat.
Als zweites wichtiges Element kommt, namentlich bei tonangebenden Blättern, der große Generalstab der Schriftleiter oder Redakteure in Betracht, an deren Spitze der Ehef redaktenr stebt, der kommandierende General, wie ein erlauchter Muud ihn bezeichnet hat, dessen Entscheidungen in allen wichtigen Dingen einzuholen, nnd der von einer reichen Anzabl Fachqenosscn, inländischer und ausländischer Sonder-Berichterstatter, Tag- und Nachtredaktenre und — bleiben wir mal im militärischen Bilde — oft von einem, starken Unteroffizierkorps lokaler Reporter unterstützt wird.

Selir Sreuöenthal
journalistische Veiträge
Mitunter ist auch noch ein besonderer Herausgeber tätig, besonders bei Journalen, der das Erscheinen mehrerer miteinander stofflich oder sachlich «er-bnndenen Schriften oder Korrespondenzen zu veranlassen brzw. zu vermitteln pflegt. Der Herausgeber vertritt dem Verleger gegenüber das Interesse der ein-zelnen" Mitarbeiter. Bei jedem Sammelwerk, das aus den getrennten Beiträgen mehrerer besteht, wozu Kalender, Zeitungen, Iournale und ähnliche Werke ge-hören, wird für das Werk alsganzes der Her ausgebe? als Urheber an-gesehen. Ist ein solcher nicht genannt, so gilt der Verleger als Herausgeber.

Eine scharfe Unterscheidung zwischen Zeitungen und Zeitschriften ist bei dem jetzigen Stand der Dinge nicht mehr gut möglich, wenn auch zuzugeben ist, daß erster? viel häufiger, meistens täglich ein oder gar mehreremal, er-scheinen, aktuell interessante Gegenstände politischen und lokalen Inhalts, nebst allerhand vermischten Anzeigen, behandeln, während die in längeren Zwischen-räumen erscheinenden Zeitschriften ein besonders wissenschaftliches, technisches, künstlerisches oder novellistisches, oft durch Illustrationen bereichertes Gepräge an sich tragen. —

Ter Verlauf der Verhandlungen zwischen „geistigen" Arbeitnehmern nnd Arbeitgebern gestaltet sich nnn ungefähr folgendermaßen.

Der einsendende Verfasser, übrigens sehr häufig dem schönen Geschlecht? angehörig, übermittelt dem Verleger, dessen Gewerbebetrieb zum Leidwesen aller Musen stets als nüchternes kaufmännisches Handelsgrwerbe gilt, sein Elaborat mit der Bitte um Annahme und Publikation. Diese Bitte wird freilich meistens an die Redaktionen oder Herausgeber gerichtet, weil diese erfahrungsmäßig von, Verlag mit umfangreicher Vertretungsvollmacht für Annahme oder Ablehnung von Artikeln, Aufsätzen, Romanen, Novellen ete. verseben sind. Ob der Ein-sender Druck- und sonstige Kosten zu tragen oder umgekehrt eine Vergütung zu beanspruchen bat, alles das ist kein wesentliches Moment für den Verlagsvertrag, Ebensowenig besteht eine Vermutung dafür, daß bei der Annahme das U r >. Keberrechtan den Beiträgen der Mitarbeiter ohne weiteres auf den Verleger übergeht.

Jedenfalls bleibt der Einsender zunächst an sein Gesnch gebunden, selbst wenn er die Arbeit gleichzeitig mehreren Redaktionen zugesandt hat, (was zur Vermeidung von unliebsamen Kollisionen stets ausdrücklich hervorzuheben sich rmpfieblt), es sei denn, wie das B. G. B. ausdrücklich vorschreibt, daß er die ^ebnndenbeit ausgeschlossen bat. Zehnt nnn Verlag oder Redaktion oder Heraus-geber den Antrag ab oder wird er nicht rechtzeitig akzeptiert, so ist die Unter-bandlimg als beendet anzusehen und der Verfasser kann über sein literarische? Produkt, das vielleicht ans einem endlosen Roman oder nur ans wenigen Zeilen eder gar aus einem zweifelhaften lyrischen Srgnß bestand, anderweit verfügen.
.-Z00

Nimmt eine Zeitung die Arbeit an, so darf nur mit ihrem Einverständnis
der gleichzeitige Abdruck in anderen Presseerzeugnissen erfolgen, falls eine
Vergütung, worauf wir später zurückkommen, von beiden Teilen voraus,
gesetzt wird.

Was unter r e ch t z ei t i g e r Annahme zu verstehen ist, auch darüber belehr:
uns der Gesetzgeber. Sind nämlich die Beteiligten in Person oder durch Bevoll
mächtigte vertreten anwesend, so kann, falls nicht entgegenstehende Abreden ge>
troffen, der Antrag nur sofort akzeptiert werden; dies gilt auch für den Fern-
sprecherverkehr, wenn Redaktion und Verfasser am Empfangsapparat vertreten
sind und so von Person zu Person der Verlagsvertrag zustande komm.. Hat, wi>
dies wohl häufig der Fall, der Antragende für die Annahme seiner Arbei:
eine Frist gestellt, so kann sie nur innerhalb dieser Frist erfolgen. Ohne uns hier
weiter in die Finessen verspäteter Annabme und verklausulierter Akzeptation zu
verlieren, verhelfen wir dem Autor zu seinem Erfolg, indem wir davon ausgehen,
das gewünschte Einvernehmen sei durch Annahme seines opus zustande gekommen,
Dazu reicht schon hin, daß die Arbeit abgedruckt wird, ohne daß dies vorher dem
Verfasser gegenüber erklärt zu werden braucht, wenn eine solche Erklärung nach
der Verkehrssitte nicht zu erwarten ist oder der Antragende ausdrücklich oder d?n
Umständen nach stillschweigend auf sie verzichtet. Sollte der Verfasser das Un-
glück haben, vor der Annahm- zu sterben oder geschäftsunfähig zu werden, ss
wird trotzdem das Zustandekommen des Vertrags nicht gehindert, es sei denn,
daß ein anderer Wille des Autors anzunehmen ist.

Freilich, ob dieses als Vertrag bezeichnetc, mit Worten oder in vernünf-
tigen logischen Handlungen sich dokumentierende Übereinkommen grade stets als
Verlags vertrag im strengen Sinne unseres deutschen Verlagsrechts ange-
sprochen werden kann, das dürfte sich nur von Fall zu Fall beurteilen lassen.
Denn will der Verfasser lediglich die Erlaubnis zur Veröffentlichung seines
Artikels geben, obne daß der Zeitungs- oder Zeitschriftenverlag ein aus-
schließliches Recht auf ihn erlangt nnd ohne daß er selbst an dessen
anderweitige Verwertung im Wege der Vervielfältigung und Verbreitunz
behindert werden soll, so kann, weil eben die Hanptkrirerien des Verlagsrechts
fehlen, auch von einem Verlagsvertrag keine Rede sein. Das Gesetz spricht sich
sogar zugunsten der Verfasser solcher Beiträge dahin aus, daß, sofern nicht aus
den Umständen zu entnehmen, daß der Verleger das a n s s ch l i e ß l i ch e Rccht
zur Vervielfältigung und Verbreitung erhalten soll, ersteren die anderwkitige Ver-
fügung über ihren Beitrag verbleibt.

Ergibt sich aber ans den Umständen oder ans dem Vertrag, daß dem Ver>
leger das bezeichnete ausschließliche Recht zusteht, so darf der Verfasser
über seinen Beitrag erst anderweit verfügen, wenn seit dem Ablaufe des Kalen-
derjahrs, in welchem der Beitrag (gleichviel ob mit oder ohne Vergütung) in

einer Zeitschrift erschienen ist, ein volles Jahr verstrichen ist. Falls der Beitrag für eine Zeitung geliefert ist, so steht diese Befugnis dem Verfasser alsbald nach dem Erscheinen zu, immer vorausgesetzt, daß nicht anderweite Vereinbarungen zwischen den Beteiligten getroffen sind. Die Kürze der Schutzfrist rechtfertigt sich hier, weil bei den rasch aufeinander folgenden Zeitungsnummern das aktuelle Verlagsinteresse mit dem Abdruck der eingegangenen Artikel regrl mäßig erlischt. Unter „Erscheinen" ist die Herausgabe im Verlagshandtl in Form des an das Publikum durch Ausruf, Auslegen, Bekanntmachungen unr dergleichen Willensäußerungen gerichteten Angebots von Vervielfältigungen zu verstehen. Ist der Verleger zwar in der Zahl der'von seiner Zeitschrift oder Zeitung, die den Beitrag enthalten, herzustellenden Abzüge nicht weiter beschränkt, so darf er doch eine Sonderausgabe des abgedruckten Beitrags ohne Zustimmung des Autors (man denke an spannende Romane und Novellen) nicht vornehmen. Ebensowenig ist ihm gestattet, an der Arbeit selbst, an deren Titel und an der Bezeichnung des Urhebers etwas zuzusetzen, zu kürzen oder zu ändern. Nur solche Änderungen sind zulässig, für die der Verfasser seine Einwilligung nach Treu lttld Glauben nicht versagen kann. Hierfür ist das redaktionelle Herkommen, die politische, soziale, lokale nnd wirtschaftliche Richtung eines Iournals entscheidend.

Soll der Beitrag, für dessen Korrektur übrigens lediglich der Verleger zu sorgen hat, (einen Abzug braucht er dem Verfasser zur Durchsicht nicht vorzulegen), ohne den Namen des Autors erscheinen, worüber der Bei tragende allein zu entscheiden bat, so darf der Verleger an der Fassung solche Änderungen vornehmen, die bei Sammelwerken derselben Art üblich sind. Denn bei derartigen anonymen Beiträgen bleibt die Persönlichkeit des Verfassers stets im Hintergrund und desbalb kann die redaktionelle Tätigkeit in weiterem Umfange, als es sonst gestattet ist, einsetzen, ohne jedoch mit dem sachlichen, rein materiellen Inhalt in Konflikt zu geraten.

Während Freiexemplare nicht verlangt werden können, wenn der Beitrag in einer Zeitung erscheint, ist dieser Anspruch den Zeitschriften gegenüber nicht ausgeschlossen, doch dürfen hier Sonderabzüge der Beiträge als Freieremplare geliefert werden (auf 100 Abzüge 1 Eremplar, im ganzen 5 bis höchstens 45). Herkommen, ansdrückliche oder stillschweigende Vcreinbarnng sprechen dabei natürlich mit.

Wird der Beitrag nicht innerhalb eines Jahres nach der Ablieferung an den Vcrlkger veröffentlicht, so kann der Verfasser, unbeschadet seines vermeintlichen Anspruchs anf Vergütung, das Vertragsverhältnis kündigen; doch steht ihm ein Recht auf Vervielfältigung und Verbreitung seines Beitrags oder auf Sä>adenersatz wegen Nichterfüllung nur zu, wenn ihm der Zeitpunkt, in welchem der Beitrag erscheinen soll, seitens des Verlegers zugesagt ist.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist natürlich die Honorarfrage. An sich kein wesentlicher Bestandteil des Verlagsvertrages, gilt ein Vergütung, soweit sie nicht ausdrücklich ausbedungen, freilich dann als stillschweigend vereinbart, wenn die Überlassung des Beitrags den Umständen nach nur gegen eine Gegenleistung zu erwarten ist. Es spricht also nicht etwa eine Rechtevermutung dafür, daß eine Vergütung gewährt wird. Aus der ganzen Lachlage kann dies indessen gefolgert werden, beispielsweise wenn der Beitragende ein regelmäßiger, auf Entgelt angewiesener Korrespondent, Berichterstatter oder Berufsjournalist ist oder wenn er Von der Schriftleitung um seine Mitarbeit besonders angegangen wird, oder wenn der Verlag gewohnheitsmäßig Berichte, Erzählungen, Aufsätze, Artikel n. dergl. nebst glaubhaften Auslagen anstandslos zn honorieren pflegt. Handelt es sich nur noch um die H ö h e der Vergütung, so ist sie, mangels anderweiten Übereinkommens, selbstredend stets in Geld, also nicht etwa in Naturprodukten, Büchern und sonstigen mehr oder weniger nützlichen Dingen zu gewähren; ebenso i'iuß sie von angemessener, dem Ansehen des Autors und der Bedeutung semer Arbeit entsprechender Höhe sein, 'soweit nicht von vornherein feste Sätze nach Wort und Zeile als „Normallohn" vereinbart sind. Nicht allzu selten ist Einsendern und Verfassern, namentlich in Zeiten strammen Polizeiregiments, statt des trhofften Lorbeerkranzes der wenig behagliche Platz auf der Anklagebank zu Teil geworden, wenn sie die Veröffentlichung von Beiträgen bedenklichen, gegen moralische, kirchliche oder staatliche Vorschriften ernstlich verstoßenden Inhalts schuldhaft verursacht, oder wenigstens nach der Ansicht des Staatsanwalts vorsätzlich veranlaßt haben. Nach den jeweilig bestellenden Strafgesetzen über die durch die Presse begangenen Verfehlungen sind bisher in Deutschland regelmäßig der Reihenfolge nach der verantwortliche Redakteur, dann auch Verleger, Drucker und Verbreiter haftbar, was aber keineswegs ausschließt, daß auf Verfasser und Einsender wegen Mittäterschaft, Beihilfe, Teilnahme oder Anstiftung zurückgegriffen wird oder, je nach der Sachlage, sie ganz allein, resp. mit einzelnen der anderen Übeltäter gefaßt werden. Alles Nähere ergibt das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874 (zz 20 ff. das).

Daß eine lange Reihe kleiner ?olal° und Winkelblätter ihre wirtschaftliche Existenz in schmarotzerhafter Weise durch Abdruck oder mebr oder weniger geschickte Umstellung von Artikeln aus tonangebenden Zeitungen und hervorragenden Iournalen zu fristen sucben, ist hinlänglich bekannt. Unter diesem Übelstand haben denn auch die Verfasser von Beiträgen öfters zu leiden. Eine nicht unwesentliche Abhilfe hiergegen gewährt freilich unser literarisches Schutzgesetz, wonach der Abdruck einzelner Artikel aus Zeitungen in anderen Zeitungen nur gc stattet ist, soweit diese Artikel nicht mit einem Vorbebalt der Rechte ver sehen sind; aber selbst in den danack zulässigen Fällen darf der Sinn nicht entstellt werden und ausnahmslos ist die Quelle, aus der geschöpft worden, deutlich anzugeben. Handelt es sich nur um vermischte Nachrichten tatsächlichen Inhalts

und Tagesneuigkeiten, so ist deren Abdruck aus Zeitungen oder Zeitschriften unbegrenzt zu jeder Zeit und in jeder Form gestattet, soweit nicht allgemein strafrechtliche Gesetze eingreifen. Für sie gibt es also innen literarischen Sonderschutz. Als springender Punkt aber gilt die Vorschrift, daß der Abdruck von Ausarbeitungen wissenschaftlichen, technischen oder unterhaltenden Inhalts untersagt ist, auch wenn ein Vorbehalt der Rechte fehlt. Wer dem entgegen handelt, ohne die Genehmigung des Autors bezw. seiner Rechtsnachfolger und sonstiger Berechtigter (Verleger ete.) zu besitzen, macht sich strafbar und zivilrechtlich haftbar. Von einigen vom Gesetzgeber ausdrücklich zugelassenen Ausnahmen mag hier nur erwähnt werden, daß einzelne Stellen oder kleinere Teile eines Schriftwerkes nach deren Veröffentlichung in einer selbständigen literarischen Arbeit angeführt werden dürfen. Ferner ist es gestattet, einzelne Aufsätze von geringem Umfang oder einzelne Gedichte nach dem Erscheinen in eine selbständige wissenschaftliche Arbeit aufzunehmen. —

Es würde den Rahmen der uns gestellten Aufgabe allzusehr überschreiten, auf weitere Einzelheiten und auf den Inhalt der für die internationalen Ver< Hältnisse bedeutsam gewesenen, revidierten, durch den Weltkrieg stark durchlöcherten „Berner Übereinkunft zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst" näher einzugehen. Unser Zweck ist erreicht, wenn der Nachweis erbracht ist, daß den Verfassern von Beiträgen für die Presse ein wirksamer Schutz zur Seite steht und daß ihnen wirtschaftlich und pekuniär alle Rechte gewährt sind, auf die jede sachentsprechende Leistung, mag sie geistiger oder sonstiger Natur sein, nach unserer modernen Anschauung vollen Anspruch hat. Wir wollen uns hier weder mit der politischen, noch mit der literarischen Zensur und Vorzensur befassen, die beide durch die staatliche Umwälzung fast völlig (bis auf die Aufrechterhaltunz der öffentlichen Sicherheit u. dergl.) beseitigt sind, noch über die Vorteile und Nachteile zu Gericht sitzen, welche die Autoren von der Revolution zu erwarten haben, die wie ein gewaltiges, plötzliches Naturereignis über alle Deutsche, i» erster Reihe über seine Kopfarbeiter, mit unwiderstehlicher Gewalt herein* gebrochen ist. —

Walter Wolff:

Maschine unö Mensch.

Ein literaturgeschichtliches Essay.

Immer größer wird die Rolle, die im Leben des Menschen „die Maschine" spielt. Mit dem Bestreben, alles in vorbestimmte Bahnen zu leiten, für alles Maschinen, Formeln und Regeln zu finden, wird auch die Menschheit selbst in Formeln und Regeln gezwängt, wird selbst zur Maschine. Von einer „Mechanisierung des Geistes" spricht deshalb Walther Rathenau.

Diese Tragik, daß jeder neue Erfolg, den der Mensch durch die Maschine über die Materie erringt, gleichzeitig ein Erfolg der Maschine ist, die den Menschen, der sich Sieger glaubt und scheinbar Herrscher ist, in Wirklichkeit mit jedem Male mehr zum Sklaven der Maschine macht — diese Tragik haben auch die Dichter gefühlt; und sie haben, jeder auf seine Weise, gegen das crimen laesae nurnanitat,« der fortschreitenden Mechanisierung, Industrialisierung und Seientifizierung des menschlichen Lebens Einspruch erhoben.

Es ist deshalb wohl verständlich, wenn gerade in den technischen und wissenschaftlichen Romanen der Held bei allem äußeren Erfolge doch die innere Leere spürt, weil er über dem Techniker, dem Wissenschaftler, vergessen oder verlernt hat, Mensch zu sein.

Einer der ersten großangelegten technischen Romane moderner Schriftsteller war „Der Tunnel" von Bernhard Kellermann: Mae Allan, der Mensch der Tat, der sich vom Pferdejungen in den Kohlenbergwerken von Unele Tom aus eigener Kraft zum Ingenieur emporgearbeitet und das Allanit erfunden hat — Mae Allan will den Tunnel zwischen Amerika und Europa bauen. Und er weiß: er kann, was er will. Weiß, daß er sich und seine Pläne durchsetzen wird, weil er will.

Und so erleben wir den Bau des Tunnels in diesem Buche, das mit der gleichen rasenden Eile vorwärts stürmt wie ganz Dollarika auf seiner Iagd nach dem goldenen Glücke — den Atem raubend, nicht Zeit lassend, auch nur einen Augenblick stillzustehen. Das Unerhörte, das nie Dagewesene, triumphiert: Summen, für die vor dem Kriege jeder Begriff fehlte; Massen von Stahl, Eisen, Holz, ausgeschachtetem Gestein, die über jede Vorstellungsmöglichkeit hinausgehen; Arbeiterheere, die denen des Weltkrieges nicht nachstehen — das alles wirbelt durcheinander, zusammengehalten von dem Kitt des hastenden, abgehackt raschen englisch-amerikanischen Slang.

Und der Tunnel wird. Wird trotz aller Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen. Wird in sechsundzwanzig langen Iahren. „Die Menschen habe?; ihn unternommen, die Menschen haben ihn vollendet. ?lus Schweiß und Blut war er gebaut, rund neuntausend Menschen hatte er verschlungen, namenloses Unheil in die Welt gebracht, aber nun stand er." Die Menschheit hatte dank der von ihrem Geist erfundenen Maschine den Sieg über die rohe Kraft davongetragen.
So wähnte sie. Aber in Wirklichkeit ist der eigentliche Sieger: die Maschine. Denn sie hat die Menschen unterjocht, ihnen Herz und Gemüt geraubt, Maschinen aus Fleisch und Blut aus ihnen gemacht. — Auch Mae Allan hat „der Maschine", dem Tunnel, das Opfer seines blutwarmen Lebens bringen müssen. Frau und Kind hat ihm der Tunnel verschlungen. In freudloser zweiter Ehe ist er zum toten Erfolganbeter und Rekordmenschen geworden. Darüber ist sein Leben, seine Schaffenskraft verwichen. „Als junger Mann hatte Allan den Bau begonnen und nun stand er da, schneeweiß, verbraucht . . ." Sein Traum ist erfüllt. Aber hat es den Einsatz — das eigene Herz^— gelohnt? D«r Dichter selbst läßt die Antwort darauf ahnen: „Bleich und erschöpft sah er aus, mehr nachdenklich als freudig: viele Dinge gingen ihm durch den Kopf ..."
Das alte Problem der Pille, die in konzentrierter Form alle für die menschliche Ernährung notwendigen Stoffe enthält — ein Problem, über dem die Ernährungsphysiologen noch heute grübeln, weil sie von ihm Großes für die Menschheit erwarten — hat in Alfred Bratts „Die Welt ohne Hunger" zum ersten Male Stoff zu einem großangelegten Roman gegeben:
Alfred Bell hat den „Nahrungswürfel" erfunden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die Idee aufgegriffen. Fortan erhält jeder Arbeitslose, gleichgültig, ob er durch eigene oder fremde Schuld ohne Beschäftigung ist, von Staats wegen seine Nahrung in dieser konzentrierten Form zugesichert: Die Welt obne Hunger. Das Ideal. Anbruch einer goldenen Zeit. Die Menschheit atmet auf. Aber es ist ein Schein-Paradies.
Denn der Hunger ist die Triebkraft zur Arbeit. Mit dem Hunger wird auch das Arbeitenmüssen, mehr noch, das Arbeiten wollen aus der Welt geschafft, ohne das unsere industrialisierte Welt nieht mehr auskommen kann. Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an die Ietztzeit, die mit ihren überhohen Erwerbslosen-Tagegeldern den Hunger und mit ihm automatisch die Arbeitslust beseitigt hat? Die heutigen Zustände sind geradezu eine Probe auf Bratts Erempel.
„Gerecht ist — was man erwirbt, erkämpft. Sie aber wollen schenken . . .
Sie wollen den Hunger toten, dem wir alle Entwicklung verdanken . . . Gesunder

Kampf auf gesunder Grundlage — das ist das einzige Ideal." So lautet der Grundgedanke des ganzen Buches. —
Irgendwo, aus irgend welchen Ursachen, entsteht ein Streik. Diesmal aber inringt nicht, wie sonst, das Millionenheer der Arbeitslosen ausgleichend ein. Sie brauchen's nicht mehr: sie sind ja satt. Und der Streik wächst. Wächst zu einem Generalstreik der Stahlarbeiter. Ohne Slahl keine Industrie. So wächst er zum Generalstreik der gesamten Arbeiterschar Amerikas zuerst, der ganzen Welt sodann. Die großen Trusts antworten mit der Aussperrung. „Der Streik der Unternehmer gegen den Streik der Arbeiter! Es war die unerhörteste Wendung in der Geschichte des Klassenkampfes." Und auch hier wieder das ganz moderne Analogon: die „Errungenschaft" der Revolution, der Gegenstreik des Büger-tums. — Es war kein Streik wie die anderen. Man ging nicht zugrunde. Man hatte ja das Präparat. Aber „konnte man mit dem Präparat Kleider kaufen, konnte man damit die Ofen heizen, Medikamente beschaffen? . . . Nein — das konnte man nicht — das Präparat war kein Allheilmittel! . . . Die Männer aber, nicht wie einst durch die lähmende Nahrungssorge an Weib und Kind gefesselt, bockten in den Bierhallen . . . Sie tranken ... Da stieg ein Groll in den Frauen auf. Der Groll gegen das Präparat." Ia, gegen das Präparat! Als käme von ihm alles Unheil. Mit der Unlogik des großen Haufens erblickt die Menge nun mit einem Male im vielgefeierten Nahrungswürfel den Feind, die Wurzel allen Übels: ohne ihn wäre es nicht so weit gekommen — also fort mit ihm. So wird denn das „Nahrungsamt" gestürmt, verbrannt — Bell kommt in den Flammen um. — Die Menschheit hat sich instinktiv von dem Danaergeschenk der Hunger-losigkeit befreit.
Das paradiesische,, Nicht-hungern-Müssen" ist nichts mehr für diese industria-lisierte Welt . . .
Das Gegenstück zu Bratts Roman bildet Georg Kaisers soziales Drama „Gas", das Winter 1918/19 zum ersten Male aufgeführt wurde. Hier hat „die Maschine" in einem Gas, das gleichsam der Inbegriff aller Energiequellen ist, ihre potenzierte Ausdrucksform gefunden. Und mit der Triebkraft hat auch Arbeitsform und Arbeitsweise sich ins Ungemessene gesteigert. Allen gehört alles; je mebr das Werk hervorbringt, desto mehr hat der Einzelne. Und die Arbeiter schuften in blindwütiger, unerhörter Fron, sind nur noch auswechselbare Stücke der Maschine geworden; für sie ist es gleich, ob Tag ist oder Nacht, Morgen, Mittag oder Abend. Da fliegt — niemand weiß, wodurch — das Gaswerk in die Luft; Tausende ver-lieren ihr Leben. Man sollte meinen, dies Unglück müsse allen das Unsinnige, Naturwidrige, Lebensabgewandte ihrer Arbeitsweise, dieses Arbeitens um der Arbeit willen, ins Bewußtsein bringen. Aber nein. Sie wollen weiter Sklaven

fein und sich Herrscher träumen. Nur der Sohn des Besitzers hat erkannt, „daß der wahnsinnig übersteigerte Betrieb allein die Ursache alles Unglücks, der äußeren Katastrophen und der inneren Entmenschung, ist; er muß aufhören, damit der Mensch gerettet werde. Kein märchenhaftes Gas mehr, keine Schlote und Maschinen, sondern befreite Menschen auf ihrem freien Grund, in ihren Häusern und Gärten!" Das zerstörte Werk soll nicht wieder aufgebaut werden. — Aber dieselbe Menge, die bei Bratt den Nahrungswürfel opfert, ohne sich Rechenschaft zu geben, weshalb, und die in der Tat durch dieses Opfern des Nicht-mehr-hungern-Müssens nicht ihr Mensch-Sein zurückerobert, sondern neue Sklaverei — dieselbe Menge versteht auch hier nicht den Sinn des alten Spruches: „Arbeite, um zu leben, aber lebe nicht, um zu arbeiten." Sie will neue Fron. Und sie siegt mit dieser Forderung, die der (kapitalistische) Staat zu der seinen macht, weil er Arbeitssklaven braucht und keine freien Menschen . . .

Im Iahre 1947 geht die Erde durch den Giftgase bergenden Schweif eines Kometen; alles, was eben noch lebte, ist ausgelöscht, alles: Menschen und Tiere. Nur ein paar Leute, die just auf der Probefahrt eines Unterseebootes begriffen waren und die der japanische Professor Keigo Sotuma, der einzige, der das E.-eignis vorahnend berechnete, am verfrühten Wiederauftauchen verhindert hatte — sie allein bevölkern jetzt die Welt, sind Stammväter einer neuen, wissenschaftlich aufzubauenden Menschheit. So stellt Werner Scheff in seinem Buch „Die Arche" das Problem. Unter des weisen Sotuma Leitung wird alles, was man bisher an Theorien aufgestellt hatte, in großzügiger Weise in die Praxis umgesetzt: Sozialwirtschaft, Rassenhygiene, Zuchtwahl, Auslese — auch beim Menschen.

Sotuma schließt den Trinker Volkert aus der neuen Gemeinschaft der Menschen aus; und als es sich herausstellt, daß der Verlobte eines der beiden weiblichen Wesen, die es allein noch auf Erden gibt und die darum die Stamm-Mütter neuer Geschlechter werden müssen, erblich belastet ist, stellt Sotuma die Forderung, der Verlobte, Walter Fahr, müsse sein persönliches Glück opfern, wo die Zukunft der ganzen Menschheit auf dem Spiele steht. Fahr beugt sich diesem kategorischen Imperativ und flieht in die Einsamkeit, hinaus zu dem anderen Ausgestoßencn, dem Trinker. Nicht so Helga, seine Braut. Die setzt der kalten Vernunft dos lebenswarme Gefühl entgegen ^ und siegt. An dem Glückswillen des Lebenden muß das errechnete und konstruierte Eventualglück des Zukünftigen, muß Sotumas-übergenaue Wissenschaft scheitern: der Mensch ist keine mathematische Formel und Blut kein chemisches Reagens.

„Wer einmal Druckerschwärze gerochen hat, bleibt dabei." Diese alte Weisheit, die eine Form der Knechtung der Menschheit durch die Materie versinnbildlicht.

Maschine unö Mensch
Walter wolff
liegt dem Buche „Die,rasende Rotationsmaschine" zugrunde, mit dem uns Ludwig Winder in die Welt der Zeitungstechnik einführt. Theodor Glaser, der jüdische Kantorssohn aus Brody, ist nach Wien gekommen, um „seine Transaktion" zr machen, eine Zeitung zu gründen, die ihm die Macht in die Hände gäbe. Es gelingt ihm auch, einen Geldmann für seine Pläne zu gewinnen. Seine Zeitung, DIR wie sie herausfordernd betitelt wird, ist gegründet, der Aufstieg zu Glück, Erfolg, Macht möglich. Und Glaser beginnt, „mit rasender Wucht und tierischer Unermüdlichkeit" zu arbeiten. „Erreiche ich mein Ziel, war's Größe; erreiche ich's nicht, war's Wahnsinn" — so beantwortet der Kantorssohn aus Brody, der immer noch Freude hat an talmudistischen Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien, den Vorwurf des Größenwahnsirms, den man ihm und seinem maßlosen Streben macht.
Auf dem Umschlag des Buches ist als Sinnbild ein Rad gezeichnet, das sich wie rasend dreht und alles, was in seinen Bereich kommt, dem Gesetze der Zentrifugalkraft gehorchend, wegschleudert. Solch' Rad wird auch Glaser. Was und wer in seinen Bannkreis gelangt, wird verwertet, ausgesaugt und dann weggeworfen: die Geliebte, der Bruder, eine neue Geliebte; Untergebene, Politiker, Finanzmänner. — Glaser steigt. Steigt zwei Iahre lang. Aber je höher er steigt, desto einsamer wird er innerlich. Er möchte sich nach Zärtlichkeit sehnen und bleibt doch kalt — aus Berechnung. Selbst eine neue Geliebte ist ihm nur Mittel zum Zweck: eine Ablenkung, um sich desto ungeteilter der Rotationsmaschine zu ergeben.
Als diese zwei Iahre des Aufstiegs um sind, ist Glaser, weil er nicht verstanden hat, der Rotationsmaschine Leben einzuflößen, ihr Sklave geworden. „Früher hatte er immer aus den leisen und lauten Stimmen der Maschinen eine Musik herausgehört, die einzige, die er verstanden hatte. Nun sangen die Maschinen nicht mehr." Glaser ist kein Mensch mehr, sondern „ein geistreich ersonnener Automat, der mechanisch Gedanken formte, wenn eine Anregung eingeworfen wurde". Sein faustischer Drang ist in der Materie stecken geblieben, statt vom Geiste belebt zu werden. An dieser Erkenntnis scheitert er: „Ich war eine Setzmaschine, und ich bildete mir ein, Schöpfer zu sein" ...
Ähnlich geht es dem Helden in Robert Saudeks „Dämon Berlin". Hier erfaßt ein junger Zeichner instinktiv das Wesen des Warenhauses, seine Organisation, seine Reklame, die beide Künste sind, aus dem fruchtbaren Boden wissenschaftlicher Statistik entsprungen. Er führt das Warenhaus Brüggemann, dem er als Reklameberater angegliedert ist, dessen Leitung aber dank der Wucht seiner Persönlichkeit immer mehr in seine Hände geglitten ist, zu unerhörter Blüte. Von der Zahl in ihrer tausendfältigen Zusammenstellung in statistischen Tabellen ging er aus; zur Zahl, der Riesenzahl der Besucherschar, der Tageseinnahme geht sein

Weg. Sein ist die Zahl, die er sich untertan gemacht hat! Der Tor — nicht ihr Herr, ihr Opfer ist er. Die tote Zahl hat sich zwischen ihn und seine junge Frau gestellt, die ein freudloses Leben an seiner Seite führt; die Zahl reißt ihn aus den Armen der Geliebten, treibt ihn hinaus in die Nacht, jagt dcimonengleich hinter ihm her, umkrallt sein Hirn. . .

Und auch der nachdenklichen grotesken kleinen Geschichte sei gedacht, die Fritz Müller in seiner Sammlung „Fröhliches aus dem Kaufmannsleben" veröffentlicht hat: „Keine Zeit". Der Geschichte des Generaldirektors Weiermann, der so gar keine Zeit hat; der sich vom Geschäfte die Freunde und die Familie verschlingen läßt; der sich vom Mechaniker einen Ersatzmann „mit Herz" bauen läßt, damit der ihn zuhause vertreten und ihm selbst dadurch die Zeit für Geschäfte freimachen kann. Am Ende war der Automat „mit Herz" zum Menschen geworden, und der Generaldirektor Weiermann „starrte vor sich hin, wie Automaten starren: Ziffern sah er, Ziffern, Riesenziffern, weiter nichts als Ziffern. Und von den Ziffern sah er in sein Inneres hinab. Und das war leer."

» ^ - . - ^ —_^,,„,. — »

Alles will meine Seele umfassen,
bis zum letzten die Tropfen trinken,
die in der Welt verbluten;
mit den Wogen zum Himmel fluten,
mit den Sternen die Erde berühren,
alles will meine Seele umfassen.
Lief sich müde und sah sich blind,
wurde von Durst und Schmutz gepeinigt,
war wie ein stilles fremdes Kind,
von den Buben des Dorfes gesteinig:.
Immer entsteigst Du, Seele, stärker
Deinen zuckenden Wunden,
trägst die brennenden Male stolzer
aus den erloschenen Stunden.
Schwinge, flammende Seele, schwinge
in die flackernde Welt!
Banner der ewigen Jugend schwinge
über verfallender Welt!

Oscar Wilöa, Vreslau:

Sie schwarze Stunöe. Schauspiel in einem Me.

Schluß.

Erna: Ia, — was ich weiß, habe ich von einer Schulfreundin — ganz zufällig. Sie hat in deiner Heimat geweilt, erzählte davon und nannte den Namen deines Vaters — der ist ja dort in Aller Munde — und du wirst ja mein Verlangen begreifen, so viel von ihm und den deinen zu erfahren, als möglich war. Du kannst mir glauben, es war viel zu wenig für meine Wißbegierde — und meine Liebe —

Ernst (nachdenklich): Für deine Liebe — gewiß.

Erna: Du zürnst mir doch nicht?

Ernst (etwas, das ihm aufsteigen will, entschlossen niederringend): Wie sollte ich! Es ist ja alles so begreiflich, so natürlich! Komm', erfrische dich. (Er legt den Arm um sie und führt sie zu dem gedeckten Tisch.)

Erna: Ach, wie hübsch es bei dir ist . . . Aber das — das sollte ,ncht sein - ich fürchte mich — Wein —! Mein Vater hat uns Mädel immer davor gewarnt — im Wein sitzt der Teufel — d. h. für uns Mädel —'er selbst aber trinkt wohl gern ein Gläschen, wenn er einmal Gelegenheit dazu hat — aber er hält streng aus Zucht und Sitte bei uns — Er sollte mich nur hier wissen! Ach, Ernst, ich schäme mich doch so — es ist wohl nicht gut, daß ich zu dir gekommen bin.

Ernst: Es wäre wohl schlimmer, wenn du nicht gekommen wärest!

Erna: Und dort in dem Kübel, — das ist gewiß Champagner! . . . Das ist so großartig, Champagner. Der Inbegriff alles Festlichen. Du darfst aber nicht denken, daß ich ihn trinken will. Gott behüte. Aber der Gedanke, ihn trinken zu können, der ist schön und berauschend. Das denke ich mir doch als das eigentlich Herrliche! Nicht das Genießen, aber das Genießenkönnen! Ich kann es mir als Wonne vorstellen, es dann zu verschmähen! Champagner trinken bedeutet wenig, aber Champagner trinken können, das ist was! — Weißt du, ich muß da an das Wort jenes jungen Leutnants denken, der, um die gehobene Stimmung einer fröhlichen Sitzung zu kennzeichnen, kein höheres Wort fand, als: beinahe Sekt getrunken. Spaßig, was (sie lacht)?

Ernst (hat inzwischen die Glaser mit Wein gefüllt): Ia, früher hätte ich auch so gedacht — aber jetzt, glaube ich, würde mir ein Beinahe nicht überall genügen. (Cr stößt mit seinem Glas an das Ernas) Unserer Liebe!

Erna: Nur um dir Bescheid zu tun . . . Unserer ewigen Liebe, (sie trinkt, schaut sich dann mit leuchtenden Augen um) Ach, mir ist, als ob ich hier in einer ganz anderen Welt wäre — und doch in der Welt, in der ich eigentlich heimisch wäre . . .

Ernst: Das sollst du auch sein . . .

Erna: Doch das macht nur deine Gegenwart — ohne sie würde ich mich in ihr fremd fühlen.

Ernst: Wahrhaftig? . . . Doch willst du nicht etwa« genießen? Kaviar — Lachssemmel — Trüffelwurst —?

Erna: Nur einen Bissen. Ich fürchte, daß mir der Wein sonst übel be> kommt. Ich bin ihn nicht gewohnt, (träumend) Zu Hause sitzen sie jetzt beim

Abendessen. Ich sebe sie deutlich — es ist wie eine Vision. Aus dem verschwim Menden Halbdunkel des Zimmers taucht hell, vom milden Licht der Petroleum^ !ampe bestrablt, der Speisetisch auf — er ist ausgezogen, damit alle Platz haben. Das bindert aber nicht, daß die beiden Iungen, der Herr Obertertianer und der Quartaner beständig mit den Ellenbogen karambolieren und sich kampflustige Blicke zuwerfe.i. Aber der Respekt vor dem gestrengen Familienhaupt läst! keinen Ausbruch offener Feindseligkeit zu. Aus der großen Suppenterrine schenkt die Mutter jedem einen großen Teller Meblsuppe ein — und dann beginnt der Wettbewerb um die ja nicht zu stark gestrichenen Butterschnitten, deren Dicke sich nach dem Alter abstuft, und deren Wahl in der Rangordnung der Iahre erfolgt. Der Hausherr erfreut sich des Vorzugs, von der Mehlsuppe dispensiert ;u sein, und genehmigt dafür einen Schoppen Bier zu seiner Bratwurst, die neidische Blicke auf sich zieht — heute, am Sonnabend, gibt's nämlich Bratwurst, sonst kalten Aufschnitt, oder gehacktes Fleisch. Und wenn das Dankgebet gesprochen und man sich gesegnete Mahlzeit gewünscht, dann steckt der Vater sich seine Siebenpfennig-Zigarre an — am Sonntag darf sie acht kosten — und dann darf ich ihm vorlesen . . . Das ist meine Welt . . . Und ich sitze nun hier wie eine Fürstin und schlürfe Wein und genieße Kaviar . . . und ich schwatze und schwatze und langweile dich.

Ernst: Plaudere nur weiter . . . Mir ist alles neu und interessant, was du von daheim erzählst . . Von deinen Iugendjahren, von deinem inneren Leben möchte ich boren. Siehst du, mir ist, als ob mein ganzes bisheriges Leben nur ein Warten, ein Warten auf dich gewesen ist. . . . Ach, es ist Vermessenheit, und es wäre doch so beseligend, zu glauben, daß bei dir das Gleiche der Fall sei. In dein Leben trat wohl einmal schon die Erfüllung?

Erna (beunruhigt): Wie meinst du das, Ernst?

Ernst: Ich babe mich immer gescheut, daran zu rühren; ich Feiger fürchtete den Schmerz. Ich bin natürlich nicht der Erste, den du liebst.

Erna: Ernst — was sagst du da?

Ernst: Ich weiß es!

Erna: Du weißt? — Ah, man hat dir eine heimtückische anonyme Auschrift in die Hände gespielt?

Ernst: Aber, Erna, wie kommst du darauf?

Erna: O, der Neid der lieben Freundinnen verschmäbt dergleichen Schändlichkeiten nicht, man kennt das!

Ernst: Beruhige dich!

Erna (sich vergessend): Ich brauche nicht nach dem Urbeber zu suchen, das ist kein anderer als ... .

Ernst (ihr mit mißtrauischem Befremden ins Wort fallend, scharf): Nenne leinen Namen! Beflecke dich nicht durch einen unwürdigen Verdacht!

Erna (sich zusammennehmend): Du hast Recht, du Edler, der von den Menschen so groß und gut denkt — besser, als sie es verdienen.

Ernst (halb für sich): Du magst Recht haben.

Erna: Wenn du nicht alles weißt — so sollst du es von mir wissen —. Es ist nicht viel, kaum daß es des Erzäblens lohnte. . . . Willst du es wirklich hören?

Ernst: Sprich.

Erna: Also — ja, ich war bereits einmal verlobt — das heißt heimlich nur — es sollte zunächst nicht in die Öffentlichkeit —

Ernst: Du liebtest ihn?

Erna: N'cht so wie dich — Ernst, nicht so wie dich —
Ernst: Nicht so wie mich — natürlich. Und er verließ dich?
Erna (zögernd): Den Eltern war er nicht recht gewesen — er war ein bescheidener Lehrer — und er hatte Unglück mit dem Eramen. Die Verlobung sollte, wenn er es bestanden, angezeigt werden — aber er bestand es nicht — er sollte es später noch einmal versuchen ^ aber die Eltern litten nicht, daß ich darauf wartete — sie hatten kein Vertrauen, und so machten sie der Sache ein Ende. — Das ist alles —
Ernst: ... Alles ?
Erna (erregt,: Hai dir der anonnme Vriefschreiber etwa noch mehr zu sagen gewußt?
Ernst (bestimmt): Ich sagte d^r schon, ich habe keine Zuschrift erhalten! .. . . Und was tatest du?
Erna: Ich fügte mich als geborsame Tochter mit schwerem Herzen.
Ernst: Natürlich du liebtest ihn ja auch nicht so wie mich. Wenn es sich um mich handelte, würdest du den Gehorsam der Tochter vergessen, nicht wahr?
Erna: Aber Ernst, ich bitte dich, der Fall ist undenkbar — was sollten meine Eltern wohl gegen dich haben?
Ernst: O, das ist durchaus nicht so undenkbar!
Erna: Du beunruhigst mich! Was hast du?
Ernst: Lassen wir das vor der Hand. Aber sage mir offen: du würdest doch, dem Widerstreben deiner Eltern zum Trotz, ebenso fest an unserer Liebe halten, wie ich sie gegen jeden Einspruch meiner Eltern verteidigen werde!
Erna (betroffen): Du meinst, deine Eltern könnten deiner Verbindung mit mir ihre Zustimmung weigern? Aber du sagtest doch ....
Ernst: Ich sagte, daß deine Armut kein Hindernis sei. Das schließt nicht aus, daß meine Eltern andere Plane mit mir haben, die sie mir aufzuzwingen versuchen könnten.
Erna: Und wenn du dich nicht fügst, so würden sie ihre Hand von dir abziehen? Dich enterben? . . .
Ernst: Wohl möglich!
Erna: Aber das wäre ja schrecklich! Das . . .
Ernst: Ich hielt bis heute nichts für so schrecklich, als den Untergang unserer Liebe, als die Unmöglichkeit unserer Vereinigung.
Erna (von einer almenden Erkenntnis erfaßt): Und glaubst du, daß ich anders empfinde? Das Schicksal möge unsere Liebe auf die Probe stellen. An deiner Seite ist mein Platz, und keine Macht soll unsere Vereinigung hindern.
Ernst: Aber wenn dir zugemutet würde, auf sie zu warten — wie bei deinem ersten Verlobten?
Erna (bestürzt): Sprichst du im Ernst?
Ernst: Sieh', Kind, — ich setz' den Fall, daß meine Eltern sich deinetwegen von mir abwenden — sollen wir es wagen, unser Glück auf dem schwachen Fundament einer dürftigen, unsicheren Eristenz zu errichten? Unsere Liebe ist so echt, so tief, daß sie jedem Schicksal gewachsen scheint. Und doch — man sagt: die Not, die dauernde, nagende Not zerstört die ewigste Liebe —ein jäher leuchtender Untergang, der auf ein ganzes Leben einen verklärenden Schein wirft, kann herrlich sein, wie die Erfüllung! — Aber wenn das Heiligste und Größte unseres Lebens sich nach und nach in Staub und Kot wandelt, das ist das trostlose Elend, der tiefste Jammer! Wollen wir davor nicht unsere Liebe bewahren? Höre mich an. Ich

habe einen reichen, kinderlosen Oheim, — er hat mich zu seinem Universalerben eingesetzt, und sein Leben zählt nur noch wenige Iahre; als sein Erbe bin ich von dem Willen meiner Eltern unabhängig, (lauernd) Meinst du nicht, daß wir warten?

Erna: Ach Ernst, so schwer soll es uns gemacht werden?

Ernst (dringlicher): Sollen wir warten?

Erna: Wir müßten wohl! Aber, du bleibst mir treu? Du schworst es mir!

Ernst: Zweifelst du? So treu, wie du mir. . . . Aber (sie hef'ig umfassend) Mädchen, weißt du auch, was das bedeutet für mich — Watten — Warten — ? Ich bin jung, und mein Blut ist heiß, meine Sinne drängen nach dir hin — glaubst du, daß diesen Brand ein eisiges Warten kühlen und zwingen kann! Wenn du es vermagst — bei all deiner Liebe zu mir vermagst — ich kann es nicht. Erna (ihren Mund mit leidenschaftlichen Küssen bedeckend) sei mein — komm, gewähre — beglücke — (er hat sie vom Sitze emporgezwungen und will Erna, die halb willenlos in ihrer Erregung, in das Nebengemach, durch dessen Portiere der rote S6,ein einer Ampel glüht, hineinziehen,)

Erna: Ach, Ernst, Lieber — was tust du?

Ernst: Mein Weib sollst du sein, mein süßes Wcib — in dieser Stunde —

Erna (zur Besinnung kommend): Nein, Ernst, — das darf nicht sein, das kannst du nicht wollen — bedenke, du gabst mir dein Wort —

Ernst: Ich gab's, und ich werde es »alten ^ aber du wirst mich seiner entbinden.

Erna: Ernst, ich beschwore dich — mache mich nicht unglücklich!

Ernst: Mein Glück soll nicht Pein Unglück sein! Traust du mir nicht?

Erna: Aber du bist nicht Herr des Schicksals! Das Los einer Unglücklichen — einer Verwandten — warnt mich, (stockend wie in Scham) Sie mar verlobt, und sie gab dem Drängen des Geliebten vertrauend nach — am Tage vor der Hochzeit war der Bräutigam eine Leiche — das Opfer eines Unfalls — und die Schande des Mädchens ward später offenbar — Ernst, schone mich.

Ernst (ernüchtert, sarkastisch): Ia, die Liebe soll sich mit der Vorsicht beraten und in der Ehrbarkeit ihre Göttin verehren! . . .

Erna: Sprich nicht so, Ernst, ich ertrag es nicht!

Ernst: Und wenn ich nun an der Tiefe deiner Liebe, die das versagt, was die meine fordert, zweifelte? Wenn ich nun deine Hingabe als Beweis forderte, als einzigen untrüglichen Beweis, daß deine Liebe zu mir in Wahrheit dir das Höchste ist, ein heiliges Feuer, in dem alle Bedenken kleiner Seelen, alle Vernünftelei, alle Rücksicht und Vorsicht und alle Scham zerschmelzen, ein Feuer, wie es in meiner Brust loht? Und wenn mir dein kühles Verweigern die Gewißheit bedeutet, daß ich ein Betrogener bin und der Narr eines Weibes, dem die Liebe ein Spiel, vielleicht ein schöner Aufputz des Lebens und nicht sein tiefster Inhalt? Und wenn ich dann sagen müßte: Geh, Weib, ich habe nichts mit dir zu schaffen?

Erna: Ernst, du folterst mich und beschimpfst mich. Meine Seele liegt vor dir auf den Knien und beschwört dich; und du trittst sie mit Füßen. Alles kann ich für dich tun — mein Leben kann ich dir geben, mit Freuden geben, aber nichr meine Ehre. Für dich, den künftigen Gatten, muß ich sie bewahren. Verstehst du das nicht? Ihr Männer verachtet im Grunde das Weib, das euch voreilig zu Willen war, die Leidenschaft, die ihr geweckt, entwertet euch ihre Liebe und erkältet die eure. Daß ich dich nicht verliere, weigere ich mich dir, auf dem Weibe Ernst von Hohenthals darf kein Flecken haften — und sei es auch nur ein Fleek.

den kein ander Auge als das seine sieht. Mein Leben fordere, das gehört dir
jetzt schon.
Ernst (seine Kälte verbergend): Du hast Recht, verzeih' mir — ich war un
besonnen — komm, setzen wir uns nieder
(Sie nehmen wieder Platz, Ernst füllt die Gläser von neuem)
Ernst (das Glas hebend): Der Tugend.
Erna: Der Liebe!
Ernst: Der behördlich sanktionierten.
Erna (bittend): Spotte nicht! (Ernst stößt so heftig mit seinem Glase an das
Ernas, daß das letztere zerbricht.)
Erna (stößt einen leisen Schrei ans).
Ernst: Scherben — bedeutet das nicht Glück? Ich hole ein anderes Glas —
(er erhebt sich, um an das BUfett zu gehen).
Erna: Dein Wein ist herb —
Ernst: Es ist ein edles Gewächs.
Erna: Davon versteh ich nichts, Lieber, ich möchte ihn süßen.
Ernst (»on einem Gedanken ergriffen): Ich werde etwas Zucker in dein Glas
tun. (Er steht am BUfett, öffnet eine Dose, entnimmt ihr ein Papier, dessen Inhalt
er in das Weinglas schürtet, steckt ein zweites Papier zu sicK, dann kehrt er an den Tisch
zurück und füllt das neue Glas mit Wein.)
Erna (kostet): Ich weiß nicht, — der Wein schmeckt so komisch.
Ernst: Ia, das Edle verträgt keine Verzuckerung. Doch hilft nichts — nun
mußt du mir ordentlich Bescheid tun. Das Glas geleert auf einen Zug. Auf ein
langes glückliches Leben!
Erna: Auf dein Glück! (sie trinkt.)
Ernst (schüttet vor Ernas Augen in sein Glas den JnKalt seines Papirres).
Erna: Was tust du da?
Ernst (nachdem er getrunken): Ein Beruhigungspulver! Der Arzt hat's
mir verordnet gegen nervöse Erregungen — du mußt verzeihen, dieses Zusammen-
sein hat mich gewaltig angegriffen.
Erna (ihm Uber das Haupt streichelnd): Du Armer — Lieber — und daran
bin ich schuld — aber einst, wenn wir ganz glücklich sein dürfen, dann wirst du
mir auch für diese Stunde Dank wissen —
Ernst (ihre Hände ergreifend und sie ki,sk,„d): Nicht dann erst — ich danke
dir jetzt schon, du Strenge, Reine, Nie hab' ich mich deiner
so unwürdig gefühlt, wie jetzt.
Erna: So mußt du nicht sprechen, Ernst.
Ernst: In dieser Stunde soll Wahrheit zwischen uns sein. Erna — ich
habe dich getäuscht — o, nicht mit Worten, nicht mit plumper Absichtlichkeit, —
nein, mit feiner, raffinierter Unbewußtheit. Mein ganzes Wesen mußte den
Glauben in dir erwecken, daß das Weib mir fremd geblieben sei. (Erna macht eine
Bewegung.) Erna — ich bin nicht der, für den du mich hieltest, ich habe gesündigt —
gegen dich — gegen deine Reinheit, die ich begehrte, ich, der die Göttlichkeit des
Weibes in den Verworfenen des Geschlechts besudelt hat —
Erna: O Gott, Ernst — warum mußt du mich mit so unbarmberziger
Wahrheit martern!
Ernst: Verträgst du nicht die Wahrheit, du Ehrbare, Keusche? Und doch
mußt du alles wissen, meiner Seele letzte Falten sollen offen vor dir liegen, Und
wenn ich dich verlieren müßte, nicht ein mal, hundertmal bin ich gefallen —

und ich Wahnsinmger wollte mich von dir aufrichten lassen — das ist nun vorbei, vor meiner Verworfenheit muß sich deine Reinheit schaudernd abwenden. Ich fühl's, daß du nicht verzeihen kannst, ohne dir selbst untreu zu werden.

Erna: Das ist das Schwerste, ach, Ernst, Ernst, dein Geständnis ist schlimmer, als dein Vergehen.

Ernst (erstaunt): Wär's möglich? Das klingt ja fast, als ob du verzeihen könntest? — Du, die Strenge, Reine, Keusche —

Erna: Ihr Männer wißt nicht, was die L,ebe des Weibes vermag —

Ernst: — Wenn es so liebt, wie du mich liebst —; nicht wahr, den Andern, den Ersten —, den hast du nicht so geliebt, dem hättest du nicht verzeihen können.

Erna: Ernst, es ist so verwirrend, was du sprichst — laß die Vergangenheit! Vergessen sei, was hinter uns liegt —

Ernst: Und so soll alles wie frü'her sein —? Als wäre das Alles nicht go wesen, was diese Stunde enthüllt hat —? Erna, küsse mich, damit ich fühle, daß das alles ein böser, häßlicher Traum gewesen ist, und daß ich nun erwacht bin zu dem alten Glück.

Erna: Du lieber, böser Mann! (Sie kiißt il,n, indem sie seinen Kopf zwischen ihr, Hönde nimmt, auf die Stirn)

Ern st: Nun bin ich enrsül'nt! Dein Leben wolltest du für mich hingeben, und nun hast du ein schwereres ^pfer gebracht, indem du deiner Seele die Verzeihung abrangst. Nun weiß ich, du wirst mich nicht den letzten, schweren Gang m's ewige Dunkel allein geben lassen.

Erna: Deine Rede ist düster — Noch haben wir eine lange, sonnige Wanderung vor uns, Geliebter — aber wenn einst das dunkle Tor sich dem Einen öffnet, (sick an ihn schmiegend) dann gehen wir Beide Hand in Hand wie ein paar glückliche, zufriedene Kinder hinein, (träumend) Doch das ist noch fern!

Ernst (sich ?«n ihr losmachend): Nein, Erna, nicht fern — die Stunde ist da! Das dunkle Tor ist offen —

Erna (beklommen): Was sind das für w,rre Worte — was soll das bedeuten!

Ernst: Du sollst furchtbare Klarheit haben! Erna, ich bin ein todgeweihter Mann!

Erna: Um Gottes willen, Ernst, — das ist ja unmöglich — das ist ja Wahnsinn —

Ernst: Ich muß sterben!

Erna (krampfhaft aufweinend): Aber Ernst, erkläre mir — was soll denn aus mir werden —

Ernst: Ich Tor, ich Schwächling, ich dachte dem Verhängnis zu entfliehen, ich wollte mich an das heiße Leben klammern, an dich — auf die Gefahr hin, als ein Feiger angespien zu werden. — Du hast wohl einmal etwas von einem amerikanischen Duell gehört — ich zog das Todeslos — heute ist der Tag, der über meine Ehre entscheidet. Ich wollte sie preisgeben, weil ich dich und das Leben zu innig liebte — deshalb beschwor ich dich, zu mir zu kommen, in deinem Arm wollte ich vergessen — wollte ich mich über die schwarze Stunde ins süße Sein hinüberretten. — Umsonst. Deine Reinheit ließ mich schaudernd meine ganze Erbärmlichkeit fühlen — ich empfand, daß du einen ehrlosen Feigling nicht lieben könntest, und dann kam die große Seligkeit, die den düstern Augenblick zum Fest gestaltet: Die Gewißheit, daß ich nicht allein den schweren Pfad ins Nichts wandern würde!

Erna (in wilder Erregung^: Das ist Verbrechen — das ist Mord! Ernst,

du bist von Sinnen — ich lasse dich n'cht — (jie klammert sich hesng an ihn an. Du darfst dir nicht das Leben nehmen — das gehört mir.
Ernst: Du kannst mich nicht daran hindern.
Erna: Das »verde ich!
Ernst: Es ist zu spät!
Erna: Barmherziger Gott!
Ernst: Ein gutes Schlafpulver war's, was ich genommen. Es wird ein langer, langer" Schlaf werden ....
'Erna (aufschreiend): Gift! Hilfe! Du darfst nicht sterben. (Will hinau«.)
Ernst (vertritt ihr den Weg): Bleib! Hier ist keine Rettung vonnöten.
Erna: Ich will einen Arzt holen.
Ernst: Dein Platz ist jetzt an meiner Seite! Freue dich der Seligkeit des gemeinsamen Todes! Der Augenblick ist da, wo wir Hand in Hand als beglückte, zufriedene Kinder durch das dunkle Tor gehen. Ietzt heißt es sterben!
Erna (schreiend in Angst): Ich will nicht sterben! Ich will leben, leben, leben! Laß mich hinaus! (Er tritt vor die Tür-, sie will ihn fortdrängen, sie ringen mit einander, Erna bricht in die Knie). Teufel, Mörder, gib mich frei — (Sie macht sich los, stürzt ans Fenster, reißt es auf und schreit wie sinnlos hinaus) Hilfe! Hilfe! Mord! Hilfe!
Fritz (hinter der Szene, vom Garten her): Gnädiger Herr — ich komme!
Karl (Kinter der Szene): Was gibt's da. Ernst — halt ein!
Ernst (springt hinzu, zerrt Erna zurück, preßt ihr die Hand auf den Mund): Hast du noch so viel Atem? Doch das Zehnfache würde nicht hinreichen, die Rettung herbeizurufen. — Ergib dich in dein Schicksal. — Dein Nein hatte die gleiche Würze wie der meine —
Erna: Ich bin verloren! (Auf den Knien.) Barmherzigkeit! Sei ein Mensch und laß mich leben. Was habe ich verbrochen, daß ich so jung sterben soll! Laß mich hinaus! Bei unserer Liebe beschwör ich dich!
Ernst (lacht schneidend): Haha! Bei unserer Liebe! — Ein fröhlich Sterben!
(Man hört draußen ein Krachen und Klirren von der gewaltsam geöffneten Cntreetiire, Fritz und Karl erscheinen.)
Fritz (atemlos, angstvoll): Um Himmels willen — gnädiger Herr —
Karl: Ernst, was hast du getan?
Ernst (voll Hohn): Ich habe dir als Heilkünstler ein wenig ins Handwerk gepfuscht; habe mich selbst von der ewigen Liebe kuriert und meiner Patientin (auf Erna deutend, die erschöpft, halb ohnmächtig, zu Boden gesunken, an einem Sessel lehnt) ein wirksames Pulver verschrieben, (zu Erna, beißend) Beruhigen Sie sich, Verehrteste, es war unschuldiger als Sie — es tötet keine Schlangen.
Erna (sich aufraffend, starrt ihn an, von einem Blitz des Verstehens getroffen): Ah!
Ernst (zu Fritz, auf Erna hin): Führ die Dirne hinaus! (schneidend) Ich habe sie nackt gesehen und mir ekelt vor ihr!
Erna (jetzt, da sie alles verloren gibt, mit entschlossenerSchamIosigkeit): Du Narr, ich habe dich nie geliebt! (In Eile ab.)
Ernst (eine gellende Lache aufschlagend): Hahaha! (Greift die Champagnerflasche aus dem Kübel) Wein her! Laßt uns trinken!!!
Vorhang fällt.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Mit dem Abschluß des Versailler Vertrages hat trotz allem das deutsche Erwerbsleben einigen neuen Mut geschöpft. Vielfach glaubt man schon, daß der gefährliche Wendepunkt überschritten ist und daß nun, wenn auch allmählich, eine Besserung der Lage eintreten muß. Dem genauen und objektiven Beobachter der wirtschaftlichen Begebenheiten muß der teilweise stark auftretende Optimismus sehr mißfallen, da dem Volkswirt wirklich aussichtsreiche Grundlagen nicht vorhanden scheinen, denn trotz aller guten Hoffnung muß festgestellt werden, daß unsere wirtschaftlichen Verhältnisse fortgesetzt eigentlich nur Verschlechterungen erfahren. Von ganz besonderer Bedeutung ist es für das deutsche, wie auch für das internationale Wirtschaftsleben, daß wir nach wie vor heftige Kämpfe zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern erleben, die zum Zweck haben, der Arbeit einen größeren Anteil am Produktionsertrag zu verschaffen. Das sind sehr harte Interessentenkämpfe, in denen sich nunmehr eine starke Unbill entladet, und die, da die große Masse der Arbeiterschaft bisher nur politisch erzogen wurde, naturgemäß leicht auf das Gebiet der Politik überspringt.

Die proletarischen Massen leben in dem Glauben, durch einen vollkommenen - Umsturz und Schaffung eines neuen politischen Systems endlich einen gerechten Ausgleich herbeiführen zu können. Die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit sind nicht nur eine Folge der Revolution, sie mußten sich naturnotwendigerweise nach dem Kriege auf jeden Fall abspielen; nunmehr hat die Enttäuschung der Revolution für die proletarischen Schichten die Krisis nur verschärft.

Die noch Mitte Iuni in den größten Teilender Landwirtschaft herrschende Befürchtung, daß die voran, gehende Trockenheit und Dürre ein,,- Mißernte für die Futterpflanzen und

Runöschau
das Sommergetreide hervorrufen tvürde, ist glücklicherweise infolge der inzwischen stattgefundenen Niederschläge nicht eingetroffen. Während noch Mitte Iuni 88 Prozent.der Berichtorstatter meldeten, daß die Regenmenge ungenügend sei, wird dies Mitte 'Juli nur noch von 10 Prozent derselben berichtet. Seit Ende Iuni und im Laufe des Iuli sind in den meisten Produktionsgebieten mehr oder weniger ergiebige Regenmengen gefallen und haben das Wachstum der zurückgebliebenen Pflanzen in starkem Grade gefordert. Nur das Sommergetreide, besonders der Hafer, hat in manchen Gegenden die durch die späte Bestellung und Dürre erlittenen Schäden noch nicht ganz überstanden. Immerhin ist auch beim Sommergetreide eine Besserung zu verzeichnen. Indes sind die Niederschläge keinesfalls überall gleich niedergegangen. Verschiedene Bezirke, wie insbesondere Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Oldenburg und Baden, melden mehrfach, daß sie noch nicht ausreichend gewesen sind. Fast überall ist der Regen während der Heuernte im Iuli zur Unzeit gekommen. Namentlich in Ost- und Westpreußen, Hinterpommern, im Staate Sachsen und im südlichen Bayern sind gegen Ende Iuni und in der ersten Hälfte des Iuli außerordentlich starke Regengüsse vorgekommen. Im Osten, besonders in Ost- und Westpreußen, haben die Niederschläge mehrfach Hochwasser hervorgerufen und dazu beigetragen, daß die Futterernte auf dem Felde schon zum Teil verfault ist. Auch hat die andauernde Regenmenge vielfach ein starkes Lagern des Getreides verursacht. Fast überall wird jetzt trockenes und sonniges Wetter für die Beendigung der Heuernte und für das Reifen des Getreides gewünscht. Vielfach wird über starke Verunkrautung der Hackfrüchte geklagt, die auf den Mangel an Arbeitskräften für das Hacken zurückgeführt wird; stellenweise mußten die Zuckerrübenfelder umgeackert werden; ihr Stand wird häufig als nicht zufrieden bezeichnet, während die Kartoffeln besser beurteilt werden.

Die Nachrichten über die Lage im Kohlenbergbau lassen erkennen, daß eine kleine Festigung der Situation Platz gegriffen hat. Aus dem Ruhrgebiet wird berichtet, daß in den letzten

Wochen die arbeitstägliche Förderung
225 000 Tonnen betragen hat. Große
Schwierigkeiten macht nach wie vor
die Wagengestellung. In Oberschlesien
sind die Preise ab 15. Iuli um 5 Mark
für die Tonne Rohkohle erhöht worden.
Hierdurch soll bekanntlich zwischen den
Preisen der oberschlesischen und Ruhr-
kohle ein Ausgleich geschaffen werden.
Auch die Eisenindustrie läßt
eine kleine Steigerung der Produktion
erkennen. Der Mangel an Rohstoffen
und Kohlen, sowie bei den einzelnen
Hochofenwerken Mangel an Arbeits-
kräften wirken immer noch hemmend
auf die Erzeugung ein. Im einzelnen
ergaben sich folgende Zahlen (in
Tonnen):

iniq Roheisen- Fluszslahl- Walzwerks-
Gewinnung
Januar 499 352 — —
Februar 469 209 — —
März 545 939 655 29« 557 028
April 434 32» 426717 365093
Mai 524 986 593 377 507 063
Juni 527 035 «43 7»» 500 661

Am internationalen Metallmartt hat
der Friedensschluß eine gewisse Hausse
ausgelöst, da man im Auslande mit
einer recht beträchtlichen Einfuhr
Deutschlands in Metallen, besonders
Kupfer, rechnet. Die Notierungen für
Kupfer z. B. betrugen in:

2. I. 19
11. 4. 19
30. ö. 19
11. 7. 19
1«. 7. 19
London
5onne ln ^
112
87
95«/,
105'/»
New York
Cls in Ii,
21'/-
15"/»
IM/,
20
319

Runö schau

In Deutschland ist ab 1. Iuli wiederum eine Erhöhung der Roheisenpreise eingetreten, die pro Tonne eine Heraufsetzung von 33.50 bis 42.— Mark auemacht. Die Erhöhung wurde motiviert mit der kürzlich erfolgten Steigerung der Erzpreise.

Das Schmerzenskind der deutschen Volkswirtschaft ist die T e r t i l i n d u - strie. Die Beschäftigung in dieser Industrie ist nach wie vor höchst ungenügend. Schwierigkeiten macht hier obendrein noch das System der Zwangswirtschaft. Nachstehend folgen die Preise der Tertilrohmaterialien (in Mark):

21.«.
19.7.
2.6«
2.10
2.6«
2,10
Höchstpreise 9.5
Rohbaumwolle (1 Kg>
»Wenk. 2.66
L«UA»1tio,s«stiu(1. 2.10
b) Marktpreis
Wolle per '/z Kg
Cap Schweiß 2.20-3.20 2.28-3.402.25-3.45
O»p SQov «kit« 3.—-3.65 3.10-3.L0 3.05-1.—
La Plata im
Schweiß 3.80-4.40 4.15-5.— 4.15-5,08
per 100 Kg:
Neubunt Thybet 200 2lX> 200

Hiernach läßt sich auch sür die Tertilrohstoffe nur eine fortgesetzte Preissteigerung feststellen.

Die Arbeitsmarktlage hat — wenn man die Zahlenergebnisse der Reichsstatistik gelten lassen will — eine Verschlechterung erfahren. Allerdings können für diese Übersicht erst die Ergebnisse der Maistatistik verwendet werden, sodaß der aktuelle Wert der Betrachtung schon erheblich eingebüßt hat. Um einen geschichtlichen Rückblick zu ermöglichen, seien hier die Ziffern der Vorjahre mit aufgeführt. Auf 100 offene Slellen meldeten sich arbeitsuchende Männer:

Januar
Februar
März
April
1912
1913
1914
1915
193

191
234
12',
!!°>
2,7
1I-!
1^7
I'!7
174
!'7
I7„,
1,!,,
>'!,
1912
1913
1914
1915
Mai
I,'>:i
1,!,!
17S
!,!>
Juni
I45>
1l!5
165
Juli
175
157
95
'August
14',
175
245
!'5
September
141
1'!,,
2,^>
>!I
Okiober
,45
175
,7>,
55
November
I7-!
5!'
Dezember
,77,
2,5
124
5!.
191«
1917
1918
1919
Januar
54
«1
,',2

I«,
Februar
5,i
,!2
,>5
145
März
«,
5,!
1'Z5
April
5.',
5'!
'!2
157,
Mai
5«
.''3
59
Juni
5,,
,7
7,^
Juli
77
,7
4«
August
72
II'
45
September
72
5.0
4',
Oktober
,,t
.',4
4'!
November
71
Tezember
.'.5
7,r
1-!,

Trotz alledem muß aber doch ein kleiner Rückgang der Arbeitslosigkeit konstatiert werden. Nach den Feststellungen der Fachverbände ergibt sich sogar ein recht erheblicher Rückgang. Im April berichteten so 33 Verbände über eine Arbeitslosigkeit von 5,2 v. H., während im Mai 34 Organisationen eine Arbeitslosenzahl von 126155 oder 3,8 v. H. meldeten. Selbstverständlich geben diese Ziffern nicht das genaue Bild der Arbeitslosigkeit wieder. Hier müßte sich doch aber auf Grund der Erwerbslosenfürsorge eine zutreffende Berichterstattung durchführen lassen.

Die Geldmarktlage bietet

nach wie vor ein Sonderinteresse. Mehr denn je gilt es heute für den Kapitalisten, besonders wenn er sein Kapital in einer werbenden Anlage stecken hat, seinen Besitz zu sichern und ihn vor unangenehmen Eingriffen zu schützen. Der Tanz um das goldene Kalb wiederholt sich allzumal. Der außerordentliche Finanzbedarf des Reichs läßt in den verantwortlichen Köpfen manche Idee aufkommen, die der' Schwierigkeiten Herr werden soll, da man auf jeden Fall einen Staate-

Runöschau

bankerott vermeiden will. Es ist fraglich, wer hierbei der Stärkere bleiben wird. Auf jeden Fall hat der Glauben, daß der Staat zur Deckung seines Finanz bedarfs irgendwelche durchgreifenden und erfolgreichen Maßnahmen treffen kann, starke Einbuße erlitten. Es zeigen sich hierbei die Erfolge der Kriegswirtschaftspolitik. Die einmal begonnene Zwangswirtschaft fordert immer größere Opfer, ohne daß ein Ende abzusehen ist. — Die allgemeine Ungewißheit vor der Zukunft macht sich besonders stark mit an der Kapitalbewegung bei den Sparkassen bemerkbar. Es betrug die Zunahme der Spareinlagen bei den gesamten deutschen Sparkassen (ohne die Abschreibungen auf die Kriegsanleihe) in Millionen Mark:

1917
Januar «00
Februar 300
März 160
April 300
Mai 300
1918 1919
1250 1250
SM 800
400 400
60v 700
450 1«0

Für den Iuni ist mit einer weitere« Verminderung zu rechnen. — Der Stand unserer Valuta fordert nach wie vor ein besonderes Interesse. Gegenwärtig beschäftigt sich das Reichskabinett eingehend mit der Frage der Aufhebung der Devisenordnung. Mit einem einfachen Dekret ist es naturgemäß nicht getan, da eine Fülle von Verordnungen hier ineinander greift und selbstverständlich der Kapitalabwanderung kein Vorschub geleistet werden darf. Folgende Aufstellung zeigt den Stand der deutschen Währung:

Slmster.
Kopen-
Stock-
Zürich
dam
hagen
holm
I. Mai
21.08
37—
35.-
43.75
10. ,
—.

29,25
32.50
38.-
26. .
3. Juni
18.20
32.75
29.75
36.50
17. .
17,82l/„
30.50
27.60
—
16.3»
27.50
25.50
35.-
27. .
3. Juli
19,90
—
—
41.50
18.15
32 —
29.25
39.25
16. .
—
29 —
27.50
37.50
25. .
16.-
26.25
25.-
34.75

Damit haben unsere Devisen einen ganz außerordentlichen Tiefstand erreicht. Zum Teil rührt der erneute Rückgang von der Bekanntgabe unserer neuen Steuerpolitik her, die im Auslande sehr > ungünstig aufgenommen wird, da man eine starke Einschränkung der Privatinitiative im deutschen Wirtsehaftsleben erwartet. Dies nützt nun aber einmal nichts; der Krieg und sein Ausgang hat eben Deutschland wirtschaftlich vollkommen niedergedrückt. Um die Verpflichtungen zu erfüllen, die uns insbesondere der Friedensvertrag auferlegt hat, wird kein Finanzmann daran herumkommen, die Privatinitiative an den Stellen, an denen sie verderblich wirken kann, mit natürlichen Hilfsmitteln zurückzudrücken. Von eminenter Wichtigkeit ist es hier nur, daß auch tatsächlich aussichtsreiche Wege eingeschlagen werden.

Durch eine Verstärkung der Waren-

einfuhr ist es imKonsum etwas gün-
stiger geworden. Soweit der Handel
durch eigenes Wirken tätig sein konnte,
hat er schon in recht annehmbarer Weise
zur Belebung des Marktes und teilweise
auch zu einer Verbilligung beigetragen.
Auch die Bemühungen des Reiches, die
Lebensmitteleinfuhr zu fordern, haben
Erfolge aufzuweisen. Es fragt sich hier
nur, wie es um die Bezahlung dieser
Einfuhr steht und zu welchen Preisen
das Reich die Waren übernimmt. Hier
muß mit allem Nachdruck eine Bekannt-
gabe der Einfuhrziffern verlangt werden,
damit sich auch weitere Kreise eine Vor-
stellung von der Lage machen können.
Vor allem schützen wir uns dadurch vor
trügerischen Illusionen, denn es ist
wohl klar, daß über kurz oder lang unsere
Lebensmitteleinfuhr nicht nur mit der
Aufnahme von Auslandskrediten vor-
läufig beglichen werden kann. Gleich-
zeitig kann durch diese Bekannt-
machungen das Reich in seinen Ein-
fuhrgeschäften entlastet werden, was
doch Selbstverständlichkeit in einem

demokratischen Staatswesen sein soll. Hier zeigt sich wiederum recht unangenehm der Mangel einer festen Konsumentenorganisation, die selbständig einsetzen könnte, um dem einseitigen Interessententum entgegentreten zu können.

GeschichtlicheRundschau VIII.

Von vr Kurt Ed. Imberg.

In gleichem Verlage wie das Jagow'sche Buch (Reimar Hobbing) ist der 1. Band der „Betrachtungen zum Weltkriege" des ehemaligen Reichskanzlers T h. v. B e t h m a n n-H o l l-weg erschienen, der mit nicht geringer Spannung erwartet worden ist. Auch Bethmann will keine Geschichte der letzten Iahre schreiben, auch er will nur darlegen, wie sich die Ereignisse der letzten Iahre immer mehr zuspitzten, wie das europäische Pulverfaß immer mehr mit Zündstoff gefüllt wurde, das dann im Sommer 1914 die gewaltige Erplosion, den Weltkrieg, zur Folge hatte. Bethmann schildert in diesem Bande die Iahre seiner Kanzlersehaft von 1909 bis zum Ausbruche des Krieges. Auch er legt vollkommen klar und sachlich dar, daß die deutsche Politik stets bemüht gewesen ist, den Frieden zu erhalten, die drohenden Gewitterwolken am politischen Himmel Europas zu verscheuchen, selbst auf Kosten seiner und seiner Verbündeten berechtigten Ansprüche. Etwa die Hälfte dieses Bandes beschäftigt sich mit der Zeit unmittelbar vor dem Kriegsausbruch, mit den Tagen seit dem Morde von Serajewo. Auch während dieser Zeit hat Deutschland nichts unterlassen, um den Weltbrand zu verhüten, und hat alle Anregungen auf Erhaltung des Friedens, von welcher Seite sie auch kamen, mit Freuden aufgegriffen und mitgearbeitet an ihrer Verwirklichung, soweit es nur irgendwie mit den Lebensinteressen des deutschen Reiches vereinbar war. Mit Recht kann man daher das Bethmannsche Buch als eine Rechtfertigungsschrift des Reichskanzlers bezeichnen; denn es rechtfertigt seine Politik in den kritischen Tagen, die ja von vielen seinerzeit angegriffen worden war. Mit Spannung kann man dem Erscheinen des 2. Bandes entgegensehen, der die Politik während des Krieges selbst darstellen wird. —

Von der im Iuniheft besprochenen

Sammlung unveröffentlichter Dokumente „Zur europäischen Politik", die im amtlichen Auftrage von Bernhard Schwertfeger bei Reimar Hobbing (Berlin) herausgegeben wird, liegt nunmehr auch der 5. Band vor. Dieser Band, der wiederum von Wilhelm Köhler bearbeitet ist, behandelt „Revanche-Idee und Panslawismus", er zeigt, wie die belgischen Staatsmänner über die Entstehung des Zweibundes und über seine Bedeutung für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens gedacht haben. Wie seine Vorgänger ist auch dieser Band eine außerordentlich wichtige Quelle für die Geschichte der europäischen Politik in den letzten drei Dezennien vor dem Weltkriege. Auch er bietet reichliches Material für die Entscheidung der Fragenach der Schuld am Kriege. Die Einleitung, die der Bearbeiter den Dokumenten vorausgeschickt hat, ist eine interessante Studie über die Entstehung des Zweibundes, bei der er sich — abgesehen von den „Erinnerungen" des langjährigen französischen Ministers des Äußeren C. de Freyeinet — fast ausschließlich auf das in Brüssel gefundene amtliche Material stützt. Im übrigen können wir uns auf das im Iuniheft Gesagte berufen und die Sammlung dieser Dokumente aufs wärmste zum Studium empfehlen.

Runöschau

Ein ganz ausgezeichnetes Buch ist das von PhilippHiltebrandt: „Das europäische Verhängnis. Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen", das im Verlage Gebrüder Paetel (Berlin) erschienen ist. In geradezu meisterhafter Weise, die das Lesen des Buches wirklich zu einem Genuß macht, schildert der Verfasser die treibenden Gründe und die geschichtlichen Kräfte, die „in langer Entwicklung zur Schürzung des Knotens geführt haben, den die Politik der Großmächte im Sommer 1914 mit dem Schwerte durchhauen zu müssen vermeinte." Außerordentlich gut ist dem Verfasser die Charakterisierung der traditionellen Politik der einzelnen Großmächte Europas gelungen. Die Unbefangenheit, mit der Hiltebrandt seine Aufgabe angefaßt, die Gründlichkeit und Klarheit, mit der er sie ausgeführt hat, geben seiner Arbeit einen großen Wert gleichviel für den Politiker wie für den Historiker.

„Die parlamentarische Kabinetts regierung" betitelt sich ein neues Werk des bekannten Kieler Universitätsprofessors vr Wilhelm Hasbach, das bei der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist. Es ist eine außerordentlich wertvolle Arbeit, die von grundlegender Bedeutung ist. In eingehender, nicht immer leicht verständlicher Untersuchung legt der Verfasser die Vor- und Nachteile der Kabinettsregierung dar, wobei er selbstverständlieh des längeren bei der Entwicklung der parlamentarischen Kabinettsregierung in England verweilt, die ja wohl das beste Beispiel dieser Staateform ist. Gerade heute, wo man in unserem Vaterlande nach einer neuen festen Staatsform sucht, ist das Buch auch von erheblichem praktisehen Werte und Nutzen, das durch Vielseitigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit ausgezeichnet ist. —

Ein ganz eigenartiges Buch liegt aus dem Verlage von Friedrich Andreas Perthes (Gotha) vor. „Unserer Kinder Deutsche Geschichte", erzählt von Margarete Vorländer. Es ist kein Geschichtswerk und nicht für den Historiker geschrieben. Sein Zweck ist, unseren Kindern die Geschichte unseres Vaterlandes, seine glorreichen Zeiten und die Tage seines Unglücks vor Augen zu führen. Es ist eine „Er-

zählung"; in packender, leicht verständlicher Form weiß die Verfasserin die jungen Leser zu fassen, ihnen in wahrheitsgetreuer Darstellung Bilder zu geben von Deutschlands Vergangenheit von der Vorzeit bis auf unsere Tage. Möge dieses Buch seinen Zweck erfüllen, möge es unserer Iugend an Hand der Geschichte zeigen, daß sich das deutsche Volk stets wieder aus Schmach und Niedergang emporgearbeitet bat, und möge es ihr die Hoffnung eingeben auf eine neue, bessere Zukunft.

Im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) sind zwei neue Bändchen der bekannten und geschätzten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen: Der 700. Band ist dem Lande der tausend Seen, „Finnland", gewidmet. Iohannes Ohquist hat es verstanden, hier einen klaren Überblick zu geben über Land und Volk, Geschichte, Verfassung, Wirtschaft und Kultur jenes Landes, das vielen infolge Fehlens fast jeglicher Literatur in deutscher Sprache erst während der letzten Kriegsmonate bekannter geworden ist.

Eine Einführung in die böhmische Frage gibt Prof. I)r Raimund Fried. Kaindl im folgenden Bändchen: „Böhmen". Gerade jetzt, wo der neue tschechische Staat von der Entente Gnaden ins Leben tritt, ist diese Arbeit eine willkommene Gabe, die es jedem ermöglicht, sich schnell und doch sachgemäß über diese wichtige Frage zu unterrichten.

Der Entwicklung unserer Ostmark

Runöschau
ist ein neues Buch von vr. P a u l Ost - wald gewidmet, der ja unseren Lesern ein alter Bekannter ist. Es schildert: „Die wirtschaftliche Entwicklung Preußens unter dem Deutschen Ritterorden" (Wartburg-Verlag, Berlin-Schöneberg), die wirtschaftlichen Verhältnisse, „wie diese sich unter der Leitung und Führung des Deutschen Ritterordens entfalteten und wie durch sie starte .Gräfte ausgelöst wurden, die für die politische Zukunft des Ordenslandes verhängnisvoll werden mußten." Es ist eine allgemein verständliche Darstellung, die sich nicht nur an Fachkreise wendet, sondern einem weiteren Kreise zeigen will, was deutsche Arbeit und deutsche Tüchtigkeit im Osten des Weichselstromes geschaffen hat.

Auch auf eine neue Zeitschrift für auswärtige Politik, die im Verlage von Hans Robert Engelmann in Berlin vor, I)r Wall her Schotte herausgegeben wird, glauben wir unsere Leser kurz hinweisen zu sollen: „Gerechtigkeit". Sie enthält eine Menge politischen und historischen Materials, das von den bedeutendsten Schriftstellern hier bearbeitet worden ist. Schon die wenigen bisher vorliegenden Hefte geben ein Bild von dem, was der Herausgeber dieser Zeitschrift will: das deutsche Volk bilden für die auswärtige Politik, die es selbst jetzt in die Hand genommen hat, und — von der es doch so wenig noch versteht.

Eine neue „Weltgeschichte" ist im Verlage von Friedrich Andreas Perthes (Gotha) im Erscheinen begriffen. Ihr Herausgeber ist Professor Or. Ludo Moritz Hartmann, der bisher als Gesandter den Deutsch-Österreichischen Volksstaat in Berlin vertrat und c,ls Historiker einen guten Namen hat.

Eine „gemeinverständliche Darstellung" soll diese Weltgeschichte werden, das ist der Wunsch des Herausgebers. Ieder Gebildete soll in der Lage sein/ die großen fortlaufenden Linien in der Entwicklung der Weltgeschichte zu verfolgen und zu verstehen, ohne daß er ein besonderes, langjähriges Studium darauf verwenden muß. „Gemeinverständlich" soll sie sein, d. h. für jeden verständlich, aber darum nicht weniger wissenschaftlich und gründlich. Daß dies der Fall ist, dafür legen die beiden bisher erschienenen Bände vollen Beweis ab. Nicht auf kriegsgeschichtliche

und politische Einzelheiten, sondern auf das wirtschaftliche und soziale Moment wird das Hauptgewicht gelegt und erstere nur soweit herangezogen, als sie zur Erläuterung und zum Verständnis der großen Entwicklung notwendig sind. Dadurch erhält die Darstellung etwas Flüssigeres, Leichtverständlicheres, da die beschwerende Masse von Zahlen, Namen usw. fortfällt.

Im ersten Bande schildert zunächst Erwin Hanslik die natürlichen Vorbedingungen für die Entwicklung der vorderasiatisch-europäischen Kultur, die geographisch-historischen Einheiten und die geographischen Faktoren in ihrer historischen Wirksamkeit. Es folgt eine Einführung in die Urgeschichte der Menschheit von Emerich Kohn, der den Zustand der Menschheit beschreibt, bevor sie in das Lich' der Geschichte eintritt. Den Hauptteil des Bandes bildet dann die „Geschichte des alten Orients" von Ernst Georg Klauber, der die Hauptzüge der dreitausendjährigen Geschichte des vorderen Orients darlegt, die gewaltigen Völkererscheinungen, die hintereinander den Sumeren, Semiten, Chetitern, Ariern die Herrschaft in die Hände gaben. Das Entstehen lind Vergehen der verschiedenen Staatenbildungen wird geschildert, wobei auf ihre politische und gesellschaftliche Organisation Nachdruck gelegt und ihre Kultur durch knappe, klare Darstellung ihrer Hauplleistungen

auf dem Gebiete der Literatur, Religion und Kunst veranschaulicht wird. Der zweite Band, der die „Griechische Geschichte" schildern soll, liegt noch nicht vor; wohl aber der dritte Band, die „Römische Geschichte". Nach kurzer Darlegung der geographischen und ethnischen Voraussetzungen, der griechischen und etruskischen Kultureinflüsse zeigt der Herausgeber Professor Hartmann, „wie auf Grundlage der Bauernbefreiung durch die einzigartige politische Organisation des Ständekampfes sich die Ausgleichung der Stände vollzog und das geeinte Staatswesen ... zum Herrn der ganzen Halbinsel wurde", da die Römer es verstanden, sich immer größere Teile Italiens zu assimilieren. Daran anschließend schildert Ioh. Kromayer das Zeitalter von den Punischen Kriegen bis zum Prinzipat des Augustus und weiter die Kaiserzeit bis auf Diokletian. In kurzen, aber nichtsdestoweniger klaren Strichen, die die GesamleMwicklung in trefflicher Weise anschaulich machen, wird die äußere und vor allem die innere Geschichte Roms in dieser Zeit dargestellt und gezeigt, wie die allmählich immer fortschreitende Zersetzung des Römerreiches seinen schließ' lichen Untergang früher oder später unabwendbar machte. Diesen „Untergang der antiken Welt" schildert dann der Herausgeber wieder selbst. Die wirtschaftlichen Grundlagen, die Entwicklung bis zur Ausbildung der Grundherrschaft, sowie die politischen Grundlagen, der auf den wirtschaftlichen Grundlagen entstandene bureaukratische Absolutismus werden in meisterhafter Form dargelegt. Daneben her geht die Entstehung des Christentums und die Entwicklung der katholischen Kirche. Eine neue, geschichtlich junge Völkergruppe tritt in den römischen Kulturkreis ein: die Germanen, denen es leich! wird, bei der allgemeinen Zersetzung eine immer größere Macht an sich zu bringen und sich zu Erben der Weströmer zu machen. Etwas später drängen von Süden die Araber, „in der neuen Weltreligion des Islams zusammengefaßt", gegen das Römerreich vor, bis es gelingt, ihren Ansturm abzuschlagen und den sich immer mehr vom Osten trennenden Westen des Römerreiches unter christlich-germanischer Führung zusammenzufassen.

Schon die beiden bisher erschienenen Bände geben ein klares Bild von dem, was der Herausgeber dieses Werkes zu geben sich vorgenommen hat: eine allgemeinverständliche, streng wissenschaftliche Darstellung, die auf knappem Raum doch alles zum Verständnis der großen Epochen der Weltgeschichte Erforderliche in klarer, gefälliger Form bietet. Dies ist auch in den beiden Bänden vollkommen gelungen, und man kann nur wünschen, daß auch die folgenden Bände, die hoffentl/ch recht bald erscheinen, von demselben Geiste beseelt sein mögen wie die beiden bisher erschienenen; dann wird diesem Werke eine freundliche Aufnahme sicher sein. Aber schon jetzt wollen wir unseren Lesern diese wichtige Neuerscheinung, die in der bekannten schönen äußeren Ausstattung des Perthes'schen Verlages erscheint, wärmstens empfehlen. —

Von dem großen Quellenwerke „Die Römische Frage", das von Professor Dr. Hubert Bastgen bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. herausgegeben wird, liegt nunmehr auch der III., der Schlußband vor. Wie die beiden vorhergehenden Bände bietet auch dieser Schlußband, der in zwei Teile zerfällt, ein überaus reichliches Material zur Beurteilung der Römischen Frage. In außerordentlich fleißiger Arbeit hat der Herausgeber alle Dokumente und Stimmen zu dieser Frage aus der neuesten Zeit gesammelt und in geschickter, übersichtlicher Weise geordnet. Diese Materialiensammlung ist eine reiche Quelle,

eine fast unerschöpfliche Fundgrube für alle diejenigen, die sich für die Römische Frage interessieren, die immer noch nicht gelöst ist und immer von neuem aufgeworfen wird. Besoitderes In teresse dürfte der 2. Teil dieses Bandes finden, der die Zeit des Weltkrieges enthält. Ein ausführliches Personen-, Snch-, Orts- und Literaturregister schließt das Werk ab, dessen Wert hierdurch als Nachschlagewerk nicht unbedeutend erhöht wird. Es ist eine wertvolle Bereicherung unserer Literatur über das Papsttum, seine Politik, seine Stellung und seine Beurteilung in der Welt, das sehr zu begrüßen ist.

5 5 5

„Über die Zusammenhänge zwischen äußerer und innerer Politik" handelt ein sehr interessanter Vortrag des bekannten Heidelberger Historikers Prof. Vr Hermann Oncken, der als 4. Heft des IX. Bandes der „Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden" im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) erschienen ist. Es ist eine lesenswerte Studie, die sehr viel Lehrreiches bietet und zum Nachdenken anregt.

Dasselbe kann man von einem anderen Büchlein sagen, das von dem Nachfolger Hammanns als Pressechef im Auswärtigen Amte und ehemaligen Leiter des Kriegspresseamts Erhard Deutelmoser unter dem Titel „Zwischen gestern und morgen" im Verlage von Hans Robert Engelmann in Berlin veröffentlicht worden ist. Auch hier findet der Leser manche politische Anregung, und wir wollen uns vorbehalten, später noch ausführlich auf diese kleinen Skizzen zurückzukommen. —

In einer Schrift „Am Ausgang der deutschen Sozialdemokratie", die bei 5. Fischer in Berlin erscheint, beschäftigt sich der bekannte sozialdemokratische Sehriftsteller P a u l L e n s ch, dessen Buch „Drei Iahre Weltrevolution" vor wenigen Iahren einen großen Erfolg erzielt hat, mit der Krisis der deutschen sozialdemokratischen Partei und drängt zu einer Revision des sozialistischen Programms nach den Erfahrungen des Krieges und den Erlebnissen der deutschen Revolution. Er legt dar, wie über die eigentlichen Aufgaben der sozialdemokratischen Partei ein Netz von Lügen gebreitet wird, weil das Beharren in opportunistischen Gedankengängen unendlich bequemer ist

als der Versuch, das System des Sozialismus, die Praxis einer sozialistisch-demokratischen Politik, nach den Erlebnissen und Erfahrungen der Epoche umzubilden und werbend zu machen.

„Einige Gedanken zur Soziologie der Revolutionen" veröffentlicht der Heidelberger Professor Emil Le- de r e r im Verlage „Der Neue Geist" in Leipzig. Obwohl wir dem Verfasser in vielen Punkten nicht beizupflichten vermögen, so sind doch seine Ausführungen recht lesenswert und verdienen Beachtung.

Aus demselben Verlage liegt uns eine neue Schrift von Professor vr. Leopold von Wiese vor: „Freie Wirtschaft". Es ist eine Auseinandersetzung mit Walther Rathenau und seiner Theorie, die die staatliche Regelung aller Wirtschaft predigt. In treffender Weise zeigt von Wiese, welche Gefahren und Schäden die Durchführung der Rathenauschen Vorschläge für unsere Wirtschaft haben muß, daß diese Knebelung und Mechanisierung, die vielleicht während des Krieges — wenn auch in bescheidenerem Maße — angebracht war, das gesamte Wirtschaftsleben über kurz oder lang zugrunde richten muß. Die Kritik ist vollkommen saehgemäß und objektiv,nirgends Schärfe und Ilberhebung, wie man sie sonst leider allzu oft bei wissenschaftlichen Auseinandersetzungen findet. Um so mehr wird diese Arbeit dem Leser gefallen und ihn von den Darlegungen Wieses überzeugen.

Endlich sei noch kurz auf eine Veröffentlichung des Osteuropa-Instituts in Breslau hingewiesen, die in dessen „Quellen und Studien" als 1. Heft der Abteilung „Recht und Wirtschaft" bei B. G. Teubner in Leipzig erscheint. An der Hand der russischen Zeitungen, die sehr schwer zugänglich sind, schildert vi Kaplun-Kogan das „Russische Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki". Man ersieht aus dieser Zusammenstellung von Aufsätzen aus der russischen Presse, die sicherlich nicht antibolschewistisch schreiben durften, wohin der Bolschewismus die Wirtschaft eines Landes bringt. Vielleicht kann uns diese Darlegung bolschewistischer Wirtschaftskultur ein Mene-Tekel sein und denen, die noch immer blind sind, Heilung von ihren „Idealen" bringen.

LiterarischeRundschau.

Von Prof. vr Heinrich Brömse.

„Die größte Angelegenheit des Menschen ist zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung gehörig erfülle und recht verstehe, was man sein muß, um ein Mensch zu sein." Mit diesen Worten Kants als Leitspruch wird ein Sammelwerk „DerLeuchter. Weltanschauung und Lebensgestaltung" (DarmstaOt, Otto Reichl, 1919) eröffnet, das den ersten Band einer kulturpolitischen Bücherei bildet. Vierzehn Männer, Philosophen und Künstler, vereinigen sich hier, um die Rätsel des Daseins zu ergründen, in den Leiden der Gegenwart die Wurzeln des Ubels und im Dunkel der Zukunft ein tröstendes Licht zu suchen, zur Selbstbesinnung und zum Wiederaufbau zu mahnen. Denen, die sich mit Ernst in das Buch vertiefen, können sie wohl vierzehn Not-Helfer sein. Wenn es nicht möglich ist, an dieser Stelle die Tiefe und den Reichtum des Werkes auszuschöpfen oder gelegentlichen Einspruch zu begründen, möge doch ein kurzer Hinweis dazu beitragen, ihm prüfende Freunde zu werben. So verschiedenartig die Stimmen auch sind, die hier ertönen, so bilden diese Betrachtungen — um einen Ausdruck Mar Schelers in dem Werk zu gebrauchen — doch keine „Buchbindersynthesen von Fachabhandlungen",sondern „geistigeSynthesen von Personen". Es sind Gedanken, geboren aus demselben heiligen Geist der Wahrf eitsliebe und des wesen-

haften Denkens, hinstrebend zu dem gleichen Ziel höherer Lebensanschauung und -gestaltung. Alexander von G l e i ch e n - R u ß w u r m, der als Herausgeber zeichnet, spendet den ersten Beitrag „Vom kommenden Menschen". Fünf Richtungen zeigt er, mehr andeutend als eingehend: Politik, Geselligkeit, Wandel und Handel von Volk zu Volk, Durchdrungensein des Lebens von künstlerischer Kraft, sittliche Verantwortlichkeit. Voll tiefer Weisheit ist die Abhandlung des Grafen Hermann Keyserling „Unser Beruf in der veränderten Welt". Unser Beruf: der Beruf des Deutschen — trotz aller gegenwärtigen Nöte — als des Vertreters der Un'versalität und Spiritualität. (Wofür wie für manchen tiefsinnigen Gedanken deutscher Art der Verfasser auch wohl deutschen Ausdruck hätte finden können.) Ergänzung und Gegenstück hierzu ist in gewisser Weise der Aufsatz von Leopold von Wiese „Europa als geistige Einheit". („Es kann nur ein praktisches Jukunftsideal der Politik geben: Europa!") Ausgezeichnet durch Gründlichkeit und durchweg überzeugend ist die Abhandlung von Iakob von Uerküll „Der Organismus als Staat und der Staat als Organismus", besonders der Abschnitt über das Verhältnis von Volk und Staat

und die stets vorhandenen mid auszugleichenden Widersprüche zwischen den Forderungen beider. „Der Staat fordert: Zwang — das Volk: Freiheit — der Staat verlangt: Verschiedenheit, das Volk: Gleichheit — der Staat fordert: Unterordnung, das Volk: Brüderlichkeit." Zwei Mitarbeiter vertreten den Standpunkt des Katholizismus, Hermann Hefele in dem Aufsatz „Der politische Katholizismus" und Mar Scheler in der Betrachtung „Von zwei deutschen Krankheiten". Was der letztere lebhaft und unmutsvoll, anregend und oft zum Widerspruch herausfordernd, vorbringt, gehört trotz oder vielleicht wegen seiner Einseitigkeit zu den am meisten fesselnden Teilen des Werkes. Seine Ausführungen über die erste Krankheit, die „Abwechslung von Protest und Servilismus, . . . Frechheit im Erfolg und Würdelosigkeit in der Niederlage" sind sehr beachtenswert trotz mancher Übertreibung und trotz der falschen Echlußforderung, es sei „die deutsche Grundirrung Luthers" gewesen, „daß er eine neue Religion gründete, die nur aus dem Protest gegen schwere Schäden der damaligen Kirche entsprang, nicht aber aus einem positiven, neuen, vom Kampfe gegen die Hierarchie unabhängig gewachsenen religiösen Bewußtsein". Fast noch mehr ereifert sich der Verfasser gegen die zweite angebliche Krankheit des deutschen Geistes, die sonst als hohes Gut gepriesene „Innerlichkeit", die keinen Ideengehalt habe, Verzicht auf Verwirklichung bedeute und verheerende Wirkungen in der Religion, der Philosophie, der Politik Deutschlands gehabt haben soll. Der protestantische Philosoph Ernst Troeltsch gibt in großen Zügen ein Bild der deutschen Bildung mit ihren drei Grundkräften, dem antiken Humanismus, der christlichen Seelenwelt des Abendlandes und der nordisch germanischen Geistesrichtung. Carl Hauptmann spricht in philosophischer Lyrik über das — vor allem widerstreitende — Verhältnis von Seele und Geist. Von den Beiträgen der andern Mitarbeiter, Wichert, Niebergall, von Delius, Bonus, Driesch und Liebert, sei noch besonders auf die Abhandlung des letzteren, „Unsere Zeit «nd die Philosophie", hingewiesen.

Er untersucht die wichtigsten Gründe für das allgemeine Bedürfnis der Gegenwart nach Philosophie, die Zersplitterung der Einzel wissenschaften, aus der sich die Notwendigkeit einer philosophischen Vereinheitlichung ergabt, die Überwindung des analytischen Zeitalters in der Philosophie durch das Streben nach neuer Synthese, vor allem aber die „Problematik unserer Zeit", deren nähere Bestimmung den Hauptteil und Hauptwerk der Arbeit ausmacht. Gerade darum streben wir „nach vernünftiger Zusammenschließung des Ganzen unseres Lebens", „weil wir so ungeheuer zerrissen, mit Widersprüchen und Unausgeglichenherten so stark behaftet, von Gegensätzen so tief zerfasert sind". Einheitliche Welterkenntnis, einheitliche Welt»-deutung, einheitliche Weltbewertung, das ist das dreifache Ziel des neu erwachten metaphysischen Geistes. Mit Recht kann der Verfasser feststellen, daß die Gesinnung, die in der Kunst, der Religion, der Wissenschaft lebendig zu? werden beginnt, philosophischen und metaphysischen Geistes ist. „Wer an dieser Gesinnung teilhat, nur der kann zu den charakteristischen Vertreten, unserer heutigen Lebensstimmung und unserer gegenwärtigen Willensstellung und Bewußtseinshaltung gerechnet werden." Die gediegene und vornehme Ausstattung des Werkes ist seines Inhalts würdig.

Als Bestätigung dafür, daß die neue Kunst voll philosophischer Go

sinnung ist, können manche der folgenden Dramen dienen. Wenn nur dem Wert solcher Gesinnung immer die Stärke der dichterischen Gestaltung entspräche!

In einem polnischen Dorf, das von den Russen zerschossen und verwüstet worden ist, soll nach den Gebeinen eines Heiligen gesucht werden, dessen Kapelle bis zur Unkenntlichkeit zerstört ist. Dies ist der Auftakt des Dramas „Der h e i l i g e C a n d i d u s" von Robert Michel (Berlin, S. Fischer, 1919). Keiner der Dorfbewohner kann oder will Auskunft geben. Die militärisch-geistliche Abordnung, die mit dem Auftrag betraut ist, gerät in große Verlegenheit. Da erscheint ein vom Volk verehrter Bettler und Pilger, Konstanty, als rettender Engel. Aber auch aus seinem Gedächtnis scheint das Geheimnis ausgelöscht zu sein. Er will e,s durch Gebet dem Heiligen abtrotzen. Zwei Nächte lang betet er umsonst. Wenn ihm in der dritten die ersehnte Offenbarung nicht zuteil wird, mag man ihn am nächsten Morgen töten. Der Heilige erscheint ihm wirklich und verkündet das Ersehnte. Als der Pilger es am nächsten Tage mitteilt, wird er mißverstanden, und da man — ganz wie Candidus es vorausgesagt hat — den Sarg, aber nicht die an anderer Stelle vergrabenen Gebeine findet, steinigt die Menge, von blinder Wut gepackt und dem Beispiel einer rasenden Iüdin folgend, den sonst so hoch verehrten Mann. Diese Iüdin, anfangs nur eine Nebenfigur, wird im Laufe der Handlung zur Hauptgegenspielerin des Helden. Zuerst von Widerwillen und Trotz gegen ihn erfüllt, wird sie von einer Mischung heiliger Inbrunst und wollüstiger Sehnsucht zu ihm gezogen. Versucherin und Opfer zugleich. Die Legende des gotterfüllten Gläubigen, der die schöne Botschaft predigt: „Zuerst müßt ihr glauben, dann werdet ihr würdig sein, den Heiligen zu finden. Offnet ihm erst die Herzen, daß er einziehe!" — sie verknüpft sich seltsam mit dem Gedanken von den zwei Seelen in einer Brust. Die derbe Liebeslust, die das Fasten und Beten unterbricht, hindert nicht, daß der Pilger von dem Heiligen erhört wird. Welches ist der Sinn dieser durcheinander wogenden Leitgedanken? Ist eine Einheit überhaupt

möglich? Der Dichter scheint solchem Einwand von vornherein begegnen zu wollen, indem er in einer Bühnenanweisung Konstantys Wesen so beschreibt: „er ist kraftvoll und schwach, mutig und ängstlich, heftig und sanft, hart und kindlich, unbeugsam und weich, zornig und mild, hofsärtig und demütig, lüstern und keusch, von scharfem Verstande und einfältig." Wenn die Natur in demselben Menschen starke Gegensätze zeigt, so überzeugt sie uns eben durch die Wirklichkeit von der Möglichkeit sie zu vereinigen. Der Kunst steht ein so einfaches Mittel nicht zu Gebote, und die in dieser Dichtung angewandten Mittel erscheinen mir nicht überzeugungskräftig genug. Selbst wenn man sich aber überzeugen läßt, bleibt die Frage nach dem tieferen Sinn noch offen. Wird diesem einst von maßlosem Ehrgeiz verzehrten, dann zum bedürfnislosen Bettler gewordenen Menschen die himmlische Offenbarung zuteil, obwohl er der Versuchung anheimfällt, und soll sein Tod ein Sühnetod sein? Oder gewinnt er gerade aus der Berührung mit dem Irdischen neue seelische Kraft, und ist sein Tod nur das Verbrechen eines wahnsinnigen Mädchens und einer stumpfen Menge? Trotz solcher Fragezeichen soll das kräftige Leben und die mystische Tiefe des Werkes nicht verkannt werden.

Eine „Tragödie der Eitelkeit in vier Aufzügen" „Der Schreiber" von Moritz Engel (Berlin, Vertriebsstelle des Verbandes deutscher

Bühnenschriftsteller) läßt im ganzen
die Erwartungen unerfüllt, die durch
einen guten Grundgedanken und glück-
liche Einzelheiten der Ausführung ge-
weckt werden. Die Handlung spielt im
spanischen Iudentum des dreizehnten
Iahrhunderts. Ein armer, .verachteter
Schreiber, Mose di Leon, verfaßt „aus
seinem eigenen Geist heraus, gepaart
mit Demut vor dem Höchsten und be-
gnadet mit der Gabe tiefsten Schauens",
weisheitsvolle Betrachtungen, gibt diese
für die Abschrift aus einem verschollenen
Werk des berühmten Rabbis Simon
ben Iochai aus und wird durch die
Hergabe der vielbegehrten Blätter ein
hochgeachteter und reicher Mann. Aber
mit der käuflichen Preisgabe unter
falscher Marke schwindet auch die innere
Kraft. Seine letzte Erkenntnis ist: „Mit
reinen Händen nur und nur mit reinen
Sinnen kann sich das Reine rein ge-
stalten." Iu spät kommt die Reue.
Der Tod ruft einen innerlich Ver-
nichteten. Die aber ein Opfer seines
Betrugs geworden sind und ihrer
eigenen eitlen Gier, Besitzer der kost-
baren Blätter zu sein, senden ihm
ihren Fluch nach und geloben einander
zu schweigen, damit die Menge weiter
an deren Echtheit glaube. In diesem
Stoff stecken fruchtbare Keime zu drama-
tischem Leben. Sie haben sich nur
spärlich entwickelt. Zu zeigen war die
Entwicklung des äußeren und be-
sonders des inneren Zwiespalts, der
für den begnadeten und zugleich un-
glückseligen Schreiber aus seinem Be-
trug entsteht. Statt dessen wird un-
nötig breit an mehreren Fällen
dargestellt, wie die Täuschung, aus
Eitelkeit geboren und durch die eitle
Käuferschar erleichtert, vor sich geht
und dem Betrogenen Ehre und Reich-
tum bringt. Dort aber, wo endlich
der Zwiespalt zu wirken beginnt, wird
er auch schon durch den ziemlich unbe-
gründeten, jedenfalls nicht aus der
Handlung des Stückes begründeten
Tod des Schreibers erledigt. Das Nach-
spiel der Betrogenen ist dramatisch
gelungen. Als Mängel erscheinen mir
auch manche breiten Schilderungen
und schleppenden Reden, und die wenig
ansprechende Komik einiger Neben-
personen. Anderes zeigt eine geschickte
Hand. Sie hat ein gutes Spiel, ver-
sucht aber, anstatt die Trümpfe richtig
zu spielen, das Glück mit Nebenkarten

und versäumt dadurch den Gewinn.
Eine immerhin nicht alltägliche Abwechslung im dramatischen Stoff bringt Raphael Ed. Liesegang in seinen „Szenen aus der Zeit der Tell-el-Amarna-Briefe" „Sintflu t" (Leipzig, Gustav Brauns, 1919). Ein Stück dramatisierter Religionsgeschichte bildet das Kernstück. Ägyptische und babylonische Gottheiten, Wolkenjungfrauen und Dämonen kämpfen um die Herrschaft und bereiten grausen Tod denen, die nicht glauben. Der Schauplatz ist ein wallendes Wolkenmeer, und wolkenhaft dunkel und fern bleiben die Vorgänge und Reden. Ins Menschenland führen Vor- und Nachspiel, nach Ägypten zur Zeit der Könige Amenhotep des Dritten und des Vierten. Bei weitem am besten gelungen ist das Vorspiel. Mir sehen die lächerlichen Rangstreitigkeiten zwischen Höflingen und Priestern, ihre Empörung gegen das Verhalten des Königs, der allem Herkommen zuwider die Ehe mit seiner Schwester verweigert, und den Liebesbund des Königs mit einer Fremden, die wegen Ketzerei zum Tode verurteilt werden sollte und statt dessen auf den Thron erhoben wird. Mag das übrige Werk fratzenhaft erscheinen, in diesem Vorspiel steckt künstlerischer Wert, und hier und da zurechtgestutzt, würde es sich auch auf der Bühne — vielleicht mit Unterstützung durch die Musik — sehen lassen können.
In dem dramatischen Erstlingswerk von Waldemar Iollos „Esau

und Iakob" (Berlin, S. Fischer,
1919) ist das Auffallendste der Gegensatz zwischen der stark erregten Sprache und dem schwerflüssigen Inhalt. Iakob in Reichtum und Glück trifft mit Weib und Kindern auf dem Weg ins gelobte Land Esau wieder, den von ihm einst ums Recht der Erstgeburt getäuschten Bruder. Alter Groll mischt sich in des letzteren Seele mit dem Neid auf das neue Glück des Iüngeren, den nicht nur der Vater gesegnet, den auch Gott mit seiner Gegenwart und Verheißung begnadet hat. Rahel, gütig, glücklich und beglückend, sänftigt den Sinn des Rauhen, stiftet Versöhnung. In Dankesworten und Segenswünschen klingt der Abschied aus. Die dramatische Verwicklung, die der erste Aufzug vermuten läßt, spielt sich ganz im Innern der Personen ab, und die höchsten Wellen, zu denen sich die Handlung erhebt, ein Angriff Esaus auf Iakob, eine >Auf-Wallung seiner Sinne im Gespräch mit Rahel, glätten sich schnell. Die Sprache ist oft schwülstig, gelegentlich voll dunkel glutender Pracht. Es scheint mir, als ob Lyrik — Gedankenlyrik — das eigentliche Feld dieses Dichters sei.

Die Tragödie „Der Zweite"
von ReinhardGoering (Berlin,
S. Fischer, 1919) ist von der Stimmung eines Gewittertages beherrscht: zuerst drückende Schwüle voll ungewisser Furcht, dann harte Wetterschläge, dann kurze Beruhigung, aber die Luft bleibt ungeklärt und wartet auf neue Entladungen. In zögernden Worten und jähen Taten zieht das Drama an uns vorüber. Ein Geschwiflerpaar steht im Mittelpunkt. DerBrudeeklagtindunklen Worten der Schwester das Leid seiner jungen liebeleeren Ehe, verläßt in verzweifeltem Trotz sein Haus. Sein Schwager, ein roher Teufel, stellt sich alsbald ein und schändet die Ehe des Unglücklichen. Von schnellem Schauder über sich selbst gepackt, legt die Frau Feuer ans Haus. Der Ehemann, von Liebe zu der Verlassenen zurückgeführt, löscht das Feuer, vertreibt den Liebhaber und wird aus unglaublich edelsinnigem Verzeihen in neues Entsetzen gestürzt durch den Leichtmut, mit der seine Gattin, ein kindlich, ganz dem Augenblick hingegebenes Geschöpf, das Geschehene betrachtet. Das Werk ist eine Folge von dramatischen Stimmungsbildern, die zum Teil voll stärkster

Spannung sind; Begründung, Klarheit, Entwicklung, Geschlossenheit aber darf man hier nicht suchen.

Wer die ansehnliche Reihe der Dramen von Georg Kaiser mit aufmerksamem Blick verfolgt hat, wird in den beiden letzten, dem Schauspiel „Gas" und dem „Nachtstück" „Der BrandimOpernhaus" (Berlin, S. Fischer, 1919) Grundlinien seiner früheren Werke wiedererkennen. In beiden, soweit auch ihre Stoffkreise auseinanderliegen, ruft ein erschütternder Schicksalsschlag eine Wendung hervor, durch die Altes in Welt und Seele zusammenbricht und neues Menschentum ans Licht tritt. In „Gas" wird der soziale Gedanke der „Koralle" weiter entwickelt. Was dort Sehnsucht eines einzelnen, des Milliardärs, mar, die Rückkehr aus dem seelenmordenden Getriebe des Großgewerbes in ein Land reinen Kinderglücks, wird hier gesteigert zu dem Entschluß seines Sohnes, das Riesengaswerk, ein Werk von ungeheurer Ausdehnung und Wirksamkeit, nach einem furchtbaren Sprengunglück nicht neu aufzubauen, sondern an seiner Stelle den Arbeitern ein Gartenheim als freien Besitz und als Stätte edlen Menschentums zu errichten. Aber wie die andern Fabrikherren, deren Werke von dem geheimnisvollen Gas abhängen, diesen der Ausbeutungskultur feindlichen Plan zu hintertreiben suchen, so. weigern sich auch die Arbeiter selbst, die gewohnte Welt zu verlassen und für Not und ständige Lebensgefahr ein Dasein still-

zufriedenen Glücks einzutauschen, dieselben Arbeiter, die kurz zuvor ein Weh- und Wutgeschrei über das entsetzliche Unglück angestimmt haben. Derselbe Ingenieur, gegen den als angeblich Schuldigen sie getobt haben, ruft sie zum Widerstande gegen den Weltbeglücker auf und führt sie in den Bann der Fabrik zurück. Der Aufzug, in dem dieser Umschwung der Volksstimmung dargestellt wird, gekört zu den größten Leistungen im Schaffen Kaisers. Der letzte Aufzug, Vier das enttäuschende Ende der Zukunftspläne bringt, ist matt unter dem Gesichtspunkt der Bühnenwirkung, aber doch nicht unangemessen unter dem Gesichtspunkt des künstlerischen Gedankens: der gewaltige Plan sinkt in sich zusammen. Der Schluß scheint auf einen dritten Teil dieser sozialen Dramenreihe hinzuweisen. Stark und stärker, als für die dichterische Bestimmtheit vorteilhaft ist, tritt in der Charakterdarstellung die dem Verfasser eigentümliche Neigung zum Allgemeinen, in der Sprache kunstvolle Stilisierung hervor.

Glänzender zum Teil in der Bühnenwirkung, aber nicht so reich an Gehalt ist „Der Brand im Opernha u s". Immer neue überraschende Wandlungen blenden, aber verwirren auch. Ein Lebensglück wird zertrümmert. Der Mann, der ein ganz reines Wesen als Gattin gefunden zu haben glaubt, erlebt vernichtende Enttäuschung. Die Frau, die jetzt erst seine Liebe erkennt, stürzt sich in die Flammen, um als Tote wieder von ihm geliebt zu werden. Es ist ein Spiel mit Worten, mit Empfindungen, mit Begriffen, immer neu aufschreckend, spannend, wirbelnd, ein Spiel, in dem der Ernst, der große Entschluß der Frau, zu sterben, um zu leben, nicht zur vollen Geltung kommt.

„Der Tempel der Erinne--r u n g", ein Akt von SigurdIbsen (deutsch von Iulius Elias, Berlin, S. Fischer, 1918) ist eine schwache Leistung. Alles ist sauber gearbeitet, aber das Ganze doch eine taube Nuß. Eine herz-.und geistlose Person, „der bösartigste, infamste kleine Teufel", läßt sich als angeblich ertrunken vier volle Wochen lang von ihrem Mann betrauern, um zu erproben, welchen Eindruck ihr Tod auf ihn machen werde. Der Gatte steigert, von Trauer durch-

wühlt, ihr Bild zu einer Gottheit. Plötzlich kehrt die Liebliche zurück. Das Ergebnis ist gegenseitige Enttäuschung, Zank, endlich wechselseitige Erziehung zu einem Zustand, in dem der Mann zur Wirklichkeit zurückkehrt und die Frau, ein wenig anspruchsloser geworden, lieber seine kleine Gans als seine Göttin sein will. Der Tempel der Erinnerung wird zum Gänsestall. Ein tiefsinniger Leitgedanke! In der Ausführung erscheint mir besonders die Wandlung des Mannes, mit der das ganze Werk steht und fällt, wenig glaubwürdig.

Mehr Witz und Spott als dramatische Entwicklung gibt auch Raoul Auernheimer in dem Lustspiel

„Die große Leidenschaft"

(Leipzig, Ph. Reelam jun.). Ein Ehe^ mann heilt seine Frau von der Verliebtheit in einen malenden Schwerenöter. Viel Kunst braucht er nichd aufzuwenden, um den Listigen zu überlisten. Die Dinge machen sich von selbst. , Daß sie es tun, daß wir dio Wandlung nicht miterleben, sondern mehr das fertige Ergebnis sehen, ist- eine Schwäche des Stückes.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Herausgeber und Ehesredakteur: Pros, Dr. Ludwig Stein in Berlin V I«, Lützowuser S«, (Teleson Amt »ursürst Nr, WO») — Verantwortlicher Redakteur: vr. Sylvin? «ruck in Breslau. — Zför den Volkswirtschastlichen Teil: l>r. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin.Iehlendors, Sophte.clha'l«ttest,as,e M «Fernrus: Iehlendorl 1«l7). — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau Iu. —
«erlag der Schleichen Buchdruckeret v. S. Sldottlaender, A.-S., Breslau Iu.
Druck von Sh. Schatzky S. m. b, H., Breslau M, Beue eSraupensirode Ii.